GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KAISERZEIT

Wilhelm von Giesebrecht



Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn
(M. Bruhn).
1880.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Fünfter Band.

Erste Abtheilung.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums
unter Friedrich I.

Braunschweig,

C. A. Schwetschke und Sohn
(M. Bruhn).

1880.

Vorbemerkung.

Die Geschichte Friedrichs des Rothbarts ist so reich an Ereignissen von welthistorischer Bedeutung, so wichtig für unsere nationale Entwickelung, überdies durch die Persönlichkeit des Kaisers selbst so anziehend, daß sie von jeher ein besonderes Interesse erregen mußte. Wie sich die Gestalt des Rothbarts fest dem Gedächtniß der Nachwelt eingeprägt hat, so leben auch die hervorstechendsten Thatsachen seiner Regierung im allgemeinen Bewußtsein fort. Um so auffallender ist, daß die historische Forschung bisher seine Geschichte nicht mit so eingehender Sorgfalt untersucht hat, wie die meisten anderen Theile unserer alten Kaiserzeit. Nur dieser Vernachlässigung kann es zugeschrieben werden, daß der Gang der Ereignisse noch vielfach im Dunkeln liegt und auch die Würdigung Friedrichs eine so verschiedenartige ist.

Selbstverständlich ist in allgemeineren Büchern die Geschichte Friedrichs häufig behandelt worden; auch fehlt es nicht an Monographien, welche über einzelne für sein Regiment wichtige Vorgänge oder Persönlichkeiten gründliche Belehrung bieten: aber wir besitzen nur zwei Werke, welche sich eine zusammenhängende Darstellung seines ganzen Lebenslaufs zur besonderen Aufgabe gestellt haben. Das erste erschien im Jahre 1722 unter dem Titel: „Herrn Heinrichs von Bünau Probe einer genauen und umständlichen Teutschen Kayser- und Reichs-Historie oder Leben und Thaten Friedrichs I. Römischen Kaysers". Ob-

wohl eine Jugendarbeit des berühmten Historikers, war das Werk doch für die richtige Behandlung der deutschen Reichsgeschichte bahnbrechend und genoß lange Zeit ein nicht geringes Ansehen; heute kann es schon deshalb nicht befriedigen, weil der Stand der Quellenliteratur ein wesentlich anderer geworden ist. Erst etwa 150 Jahre später ist die zweite Biographie Friedrichs an das Licht getreten. In seinem großen dreibändigen Werke hat Hans Prutz die zahlreichen Einzelforschungen, welche die Geschichte dieses Kaisers betreffen, mit Fleiß verwerthet und sich nicht ohne Erfolg bemüht ein anschauliches Bild jener vielbewegten Periode zu entwerfen, in deren Mittelpunkt der Kaiser stand. Je mehr ich in meiner Arbeit durch Prutzs Werk unterstützt worden bin, desto bereitwilliger erkenne ich die Vorzüge desselben an, doch kann ich nicht verhehlen, daß es mich der Mühe einer neuen Prüfung der Quellen nicht überhoben und diese mich nicht selten zu anderen Resultaten geführt hat.

Immer war mir klar, daß in der Periode Friedrichs I. die schwerste Aufgabe liege, die mir in dieser Kaisergeschichte gestellt war. Sie ist mir, als ich an die Lösung ging, fast zu schwer erschienen. Dennoch mußte ich meine Kräfte daran wagen, wenn ich nicht ein Werk, welches eine so freundliche Aufnahme gefunden hat, unvollendet lassen wollte. Was ich jetzt vorlegen kann, ist freilich nur ein Theil der Regierungsgeschichte Friedrichs, aber der Theil, für welchen die Quellen am reichlichsten fließen und der zugleich als die reiche, lebensvolle Exposition eines der großartigsten historischen Schauspiele stets seine eigene Anziehungskraft haben wird. Ich glaubte auch hier von meinem bisherigen Verfahren, die zeitgleichen Zeugnisse in möglichster Vollständigkeit in die Darstellung zu verweben, nicht abgehen zu dürfen. Hieraus erklärt sich, daß diese Abtheilung einen größeren Umfang gewonnen hat, als ich selbst gewünscht hatte. Unter solchen Umständen war es mir besonders erwünscht, daß ich die langen Reden, die sich bei Otto von Freising und seinem Fortsetzer finden, übergehen konnte, da sie, so lehrreich sie für die Anschauun-

gen jener Zeit sind, doch nicht als authentisch gelten können. Nichts bedaure ich mehr, als daß ich nach der Einrichtung des Werks jetzt nicht sogleich auch die „Quellen und Beweise" dieser Abtheilung beifügen kann. Da bei meinen Berufsgeschäften sich der Abschluß des fünften Bandes vielleicht noch längere Zeit verzögern dürfte, beabsichtige ich wenigstens einige Punkte, wo meine Darstellung einer Rechtfertigung besonders bedürftig erscheint, demnächst an einem anderen Orte näher zu erörtern.

Zu lebhaftestem Danke bin ich Herrn Professor Ernesto Monaci in Rom verpflichtet, der mir das von ihm in einer Vaticanischen Handschrift entdeckte große Gedicht auf die Kämpfe zwischen Friedrich und Mailand in seiner Abschrift übersandte. Dieses Gedicht eines Zeitgenossen und warmen Verehrers des Kaisers ist die werthvollste Bereicherung, welche unsere Quellenliteratur für die Geschichte Friedrichs I. in letzter Zeit erfahren hat, und ohne Kenntniß desselben hätte ich noch länger zögern müssen diese Abtheilung zu veröffentlichen. Eine weitere Förderung meiner Studien danke ich der Güte des Herrn Hofraths J. Ficker und des Herrn Professors P. Scheffer-Boichorst, indem ich auch für diesen Theil meiner Arbeit die für die neue Bearbeitung der Böhmerschen Regesten angesammelten Materialien benutzen konnte. Viele andere Studiengenossen haben mich durch Zusendung von Druckschriften verpflichtet; dem Danke dafür erlaube ich mir aufs Neue die Bitte anzuschließen, alle auf die Geschichte Friedrichs I. bezüglichen kleineren Arbeiten, namentlich die in Programmen, Dissertationen oder Zeitschriften veröffentlichten, mir gefälligst mittheilen zu wollen, da sie mir sonst oft spät, oft gar nicht zugänglich werden.

München, den 23. April 1880.

W. v. Giesebrecht.

Berichtigungen.

S. 8 Z. 24 lies Vortheil statt Gewinn.
S. 23 Z. 17 lies Neffe statt Sohn.
S. 40 Z. 18 lies erlangten statt verlangten.
S. 49 Z. 8 lies es statt ihn.
S. 102 Z. 9 lies standen die Mailänder statt stand Mailand.
S. 112 Z. 8 lies Kauffahrer statt Kreuzfahrer.
S. 126 Anm. Z. 2 lies p. 491 statt p. 4191.
S. 133 Z. 2 von unten lies erwirken statt erwarten.
S. 170 Z. 27 und Anm. Z. 2 lies Kolbe statt Kolb.
S. 175 Z. 11 lies dem statt den.
S. 176 Z. 3 lies vor statt von und Z. 6 lies demselben statt desselben.
S. 186 Z. 17 u. 18 lies zwei oder drei Podestàs statt zwei Podestàs.
S. 272 Z. 11 ist nach „getreten" ein Punkt zu setzen und sind die folgenden Worte in Z. 11—13 zu streichen.
S. 304 Z. 10 von unten ist „nur" zu streichen.
S. 310 Z. 1 ist „ihnen" zu streichen.
S. 312 Z. 8 lies bei der statt der bei.
S. 313 Z. 13 lies welchem statt welchen
S. 333 Z. 6 lies übersandt statt überantwortet.
S. 378 Z. 11 ist „nicht" zu streichen.
S. 384 Z. 13 lies den Pisanern statt ihnen.

Zehntes Buch.

Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I.

1152—1164.

1.

Friedrichs I. mühselige Anfänge.

Der 4. März 1152 war ein Tag allgemeinen Jubels in Frankfurt. Man freute sich der einstimmigen Wahl, die alle Bürgschaft für eine dauernde Herstellung der Ordnung im Reiche zu bieten schien; man hoffte vor Allem, daß dem unseligen Zwist zwischen dem staufenschen und welfischen Hause nun endlich ein Ziel gesetzt sei. Die Fürsten hatten einen Mann von erprobter Tüchtigkeit, energischem Willen, durchgreifender Kraft die Königskrone zuwenden wollen — und ein solcher Mann war ohne Zweifel in Friedrich von Schwaben gefunden worden.

Die Zeitgenossen sind darüber einig, daß in dem Erwählten das Königthum sich in wahrhaft glänzender Weise darstellte. Die Natur hatte ihn mit so reichen Gaben ausgestattet, wie sie selten auf einen Menschen häuft. Schon die äußere Erscheinung des etwa dreißigjährigen Mannes war überaus anziehend. Friedrich war von schlankem Wuchs, nicht ungewöhnlich groß, aber die Glieder im vollkommensten Ebenmaß, die Brust kräftig, der ganze Körperbau straff und männlich, die Hände von auffallender Schönheit. Sein Antlitz von großer Regelmäßigkeit hatte einen eigenthümlich ruhigen und heiteren Ausdruck, den auch die größten Aufregungen nicht veränderten. Die weiße Gesichtsfarbe mit durchscheinender Röthe, die blonde Farbe des welligen Haupthaares und Bartes, die hellen, lebendigen Augen, die blendenden Zähne im feinen Munde gaben dem Antlitz einen leuchtenden Schimmer.

Man bemerkte in dem neuen König einen scharfen Verstand, rasche Entschlossenheit und eine ungewöhnliche Beredsamkeit, die sich besonders in seiner Muttersprache zu erkennen gab; denn des Lateinischen war er nicht so mächtig, daß er es mühelos hätte verstehen und sprechen können. Herab-

lassend im Umgange, gewann er leicht die Menschen und wußte sie an sic
zu fesseln; es unterstützte ihn dabei ein überaus glückliches Gedächtniß
denn er konnte Personen, die er viele Jahre nicht gesehen hatte, wiede
begrüßen, als ob sie nie von seiner Seite gekommen wären. Freigebi
ohne Verschwendung, beständigen Sinns, Meister seiner Leidenschaften
fand er leicht Freunde und Diener, welchen er unbedingt trauen konnte
Sein Gemüth war gottesfürchtig; täglich wohnte er des Morgens der
Messe bei; stets bewies er der Kirche und ihren Dienern die gebührende
Ehrfurcht, selbst in den schweren Kämpfen, die ihm mit dem Papst-
thum bevorstanden; reichlich hat er zu allen Zeiten die Armen bedacht.

Von dem Augenblicke, wo er sich die Krone gesichert wußte, sah Friedrich in Karl dem Großen sein Vorbild. Als das wesentlichste Ziel seiner Regierung erschien ihm, jenes Zeitalter des Rechts und des Friedens, wie es nach Geschichte und Sage unter Karl bestanden haben sollte, wieder in der abendländischen Christenheit herzustellen. Deshalb war er ein Freund von Gesetzen und begünstigte gegen die Sitte seiner Vorfahren das geschriebene Recht; mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit trat er früh in Verbindung. Unermüdlich saß er selbst zu Gericht, und stets zeigte er sich als ein strenger Richter; alle Uebertreter des Gesetzes hatten seinen unerbittlichen Spruch zu fürchten, selbst die höchstgestellten Männer und seine eignen Verwandten hat er nicht geschont. Er verhehlte sich nicht, daß in der gewaltthätigen Welt, in welcher er lebte, nur mit dem gezückten Schwerte das Recht zur Geltung zu bringen sei, aber jeder Kampf reizte ihn mehr als er ihn schreckte. Zu den Waffen geboren und erzogen, ein ritterlicher Mann durch und durch, liebte er den Krieg, seine Gefahren und seinen Ruhm, und bisher war das Glück mit seiner Kühnheit im Bunde gewesen; man erinnerte sich, daß das Mißgeschick, welches den zweiten Kreuzzug begleitete, fast ihn allein verschont hatte. Ueberall, wo er mit den Seinen dem Feinde gegenüber stand, war er in den vordersten Reihen, suchte das Handgemenge, der Held schien den König zu vergessen.

Ohne Frage war Friedrich hochstrebenden Sinnes, ruhmbegierig und stolz. Bedenklich war es sein Selbstgefühl zu verletzen; denn keine Beleidigung ließ er, so lange er seine Waffen führen konnte, ungerächt. Wo er sein Recht gekränkt sah, konnte er streng bis zur furchtbarsten Härte sein. Deshalb mögen Manche seine Erhebung nicht ohne Besorgnisse gesehen haben, aber er war doch ein König, wie ihn das

deutsche Reich zu bedürfen schien, um die traurigen Wirren, unter denen es seit Jahrzehnten litt, endlich zu beseitigen. Leicht erklärt sich so, daß seine Wahl, wie sie weiter und weiter in den deutschen Ländern bekannt wurde, aller Orten die freudigsten Gefühle erregte. Alle, die es vermochten, machten sich alsbald auf den Weg, um der Krönungsfeier beizuwohnen, die schon am nächsten Sonntag (9. März) zu Aachen stattfinden sollte.

Nachdem sich Friedrich am Tage nach der Wahl zu Frankfurt von allen anwesenden Fürsten den Eid der Treue und der Lehnsmannschaft hatte schwören lassen, entließ er die Mehrzahl derselben und behielt nur ein kleines Gefolge bei sich, welches ihn nach Aachen zu geleiten hatte. Am 6. März verließ er Frankfurt und fuhr zu Schiff den Main und Rhein abwärts bis zur Pfalz Sinzig unterhalb Andernach; von hier setzte er die Reise zu Pferde fort und kam am 8. März in Aachen an, wo eine ungeheure Menschenmenge, nicht allein aus den deutschen Ländern, sondern auch aus den benachbarten französischen Gegenden herbeigeströmt, seiner harrte. Am folgenden Tage, dem Sonntag Lätare, ward der König von den anwesenden hohen Geistlichen aus der Kaiserpfalz in die Marienkirche geführt, dort unter freudigem Zuruf der alle Räume erfüllenden Menge, vom Erzbischof Arnold von Köln unter Mithülfe anderer Bischöfe in herkömmlicher Weise gekrönt und dann auf den Thron Karls des Großen erhoben.

Feierlich gelobte Friedrich bei seiner Krönung, daß er dem römischen Papst Ehrerbietung und Liebe beweisen, die römische Kirche und alle kirchlichen Personen in ihren Gerechtsamen schützen, den Wittwen und Waisen, wie allem ihm untergebenen Volk Recht und Friede sichern werde. Als ein Zeichen der strengen Rechtspflege, die von ihm zu erwarten, sah man es an, daß er dem Ersten, der seine Gnade in Anspruch nahm, sie nicht gewährte. Es war einer seiner Ministerialen, dem er aus gerechter Ursache seine Gunst und sein Gut entzogen hatte. Mitten in der Kirche fiel ihm dieser zu Füßen und bat um Verzeihung; aber der König wies ihn zurück, indem er erklärte: nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen habe er den Mann bestraft, und ließ sich durch keine Fürbitten erweichen. Eine günstige Vorbedeutung wollte man auch darin sehen, daß an demselben Tage, in derselben Kirche und von denselben Bischöfen Friedrich II. von Münster die Weihe empfing, so daß die Salbung eines Königs und eines Bischofs

in unmittelbare Verbindung traten; man meinte bei dieser Doppelsalbung Christus selbst als höchsten König und höchsten Priester gegenwärtig zu haben und wagte sich eine günstige Zukunft für Kirche und Reich aus dieser Verbindung zu versprechen. Noch am Krönungstage selbst zeigte Friedrich, daß er der Kirchen und Klöster nicht vergessen wolle; er stellte dem Abt Wibald, der sich um seine Wahl namhafte Verdienste erworben hatte, ein Privilegium für das Kloster Stablo aus.

Am folgenden Tage berieth der neue König mit den Fürsten die Lage des Reichs. Schon bei der Krönung hatte man erwartet, daß er die Ausführung der von seinem Oheim auf den Herbst angekündigten Heerfahrt nach Italien feierlich verkündigen werde. Dies war nicht geschehen; aber sogleich trat nun die Romfahrt in den Vordergrund der Berathungen. Erzbischof Arnold von Köln und die anderen anwesenden Bischöfe riethen dem König das von seinem Vorfahren dem Papste gegebene Versprechen zu erfüllen, zu der bestimmten Zeit nach Rom zu ziehen, um die päpstliche Herrschaft in der Stadt herzustellen und sich zugleich die Kaiserkrone zu gewinnen. Man wird kaum bezweifeln können, daß Friedrich selbst, der nach Ruhm und Thaten verlangte, gern solchen Rath befolgt hätte. Aber die weltlichen Fürsten traten demselben entgegen; sie hielten für gefährlich, daß der König schon jetzt Verpflichtungen wegen des Zugs eingehe, da die Feinde der öffentlichen Ordnung, wenn die bevorstehende Romfahrt bekannt würde, zu den kühnsten Wagnissen schreiten würden; überdies sei es geziemender, daß der König vom Papste gerufen würde, als daß er unaufgefordert in Rom erschiene.

So wurde der Zug nach Italien verschoben, aber zugleich beschloß man nach dem Herkommen eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um ihm die Thronbesteigung des neuen Königs anzuzeigen. Zum Führer der Gesandtschaft bestimmte der König den Bischof Eberhard von Bamberg, einen Mann in rüstigen Jahren, von ungewöhnlicher literarischer Bildung und großer Weltklugheit; bei der Wahl hatte er eine einflußreiche Rolle gespielt und sich das besondere Vertrauen des Königs erworben, der seine Dienstwilligkeit durch die Verleihung der reichen Abtei Nieder-Altaich belohnte. Die Zerwürfnisse, welche zwischen Eberhard und Erzbischof Heinrich von Mainz bestanden, mochten den Bamberger dem König besonders empfehlen und ihm auch eine gute Auf-

nahme in Rom versprechen.*) In der Begleitung Eberhards sollten sich der neuerwählte Erzbischof Hillin von Trier, der ebenfalls für Friedrichs Wahl sehr thätig gewesen war, und der Abt Adam von Ebrach, der eifrige Ordensbruder des Papstes, um die Verbreitung des Cistercienserordens in Deutschland so hoch verdient, an den päpstlichen Hof begeben.

Das Schreiben, welches die Gesandtschaft zu überbringen hatte, wurde auf Befehl des Königs von Abt Wibald entworfen. Mit vieler Vorsicht sind darin die einzelnen Worte erwogen und festgestellt worden. Nicht ohne Absicht ist gleich im Eingange ausgesprochen, daß dem neuen Könige das Reich „von Gott" übertragen sei, wie es dem bei der Krönung üblichen Ritual entsprach. Ausführlich werden dann die allgemeinen Pflichten gegen den Papst, die römische Kirche und die gesammte Geistlichkeit, welche der König übernommen habe und erfüllen werde, aufgezählt; er erklärt sich bereit, die kanonischen Bestimmungen gegen jede frevelhafte Verletzung zu schützen, damit durch ihn die katholische Kirche aller Privilegien ihrer Stellung sich erfreue, das Reich aber in seiner alten Kraft und Herrlichkeit hergestellt werde. Im Besonderen verheißt dann der neue König dem Papste die gleiche Liebe, wie sie demselben sein Vorgänger bewiesen, und die gleiche Bereitwilligkeit zum Schutz der Kirche; Alles, was Konrad zur Befreiung und Erhöhung des apostolischen Stuhls versprochen, werde er als Nachfolger erfüllen, den Feinden des Papstes werde auch er ein Feind sein und dessen Widersacher züchtigen. Bemerkenswerth ist aber, daß bei aller Ergebenheit, welche der König gegen den Papst zeigt, er eine Bestätigung oder auch nur Anerkennung seiner Wahl weder verlangt noch erbittet. Allerdings gebraucht Wibald in einem besonderen Schreiben an den Papst, in welchem er ihm die wunderbare Eintracht der Fürsten bei der Wahl meldet, Ausdrücke, welche auf eine Anerkennung des Wahlacts hinzielen, aber er räth doch dem Papst, zugleich nicht damit zu zögern, sondern Friedrich für den rechtmäßigen König und Vogt der römischen Kirche zu erklären, sofort aber ihm und den Fürsten das zu gebieten, was die Ehre der katholischen Kirche und das Heil der Christen fordere, d. h. die Romfahrt zu unternehmen.

Nicht minder wichtig, als die römische Frage, war die Auseinander-

*) Vergl. Bd. IV. S. 313. 380.

setzung der Staufer unter einander über ihre Hausmacht, wie die Befriedigung der welfischen Ansprüche. Handelte es sich hierbei auch wahrscheinlich nur um Maßregeln, über welche man schon vor der Wahl einig geworden war, so mußte die Durchführung derselben doch den König und die Fürsten gleich nach der Krönung noch in Aachen lebhaft beschäftigen.

In der freigebigsten Weise stattete der König seinen jungen Vetter Friedrich, den Sohn König Konrads, aus. Zu den großen vom Vater ererbten Besitzungen und Lehen in Schwaben und Franken*) erhielt er gleichsam als Entgelt für die Krone das Herzogthum in Schwaben und dem Elsaß. Eine solche Macht hätte dem König, der nur ein verhältnißmäßig geringes Hausgut in Deutschland besaß und dasselbe überdies mit seinem Bruder Konrad theilen mußte, Bedenken erregen können, wenn er nicht selbst als Vormund des Knaben vorläufig die Verfügung über dessen Länder behalten hätte.

Dagegen nahm der König, wie es scheint, die Erbrechte seines Hauses an den Mathildischen Gütern für sich allein in Anspruch; denn er übergab die Verwaltung derselben sofort seinem Oheim Welf, den er gleichzeitig auch mit der Markgrafschaft Tuscien und dem Herzogthum Spoleto belehnte. Welf, der überdies den prunkenden aber wenig inhaltsreichen Titel eines Fürsten von Sardinien erhielt, trat in die glänzende Stellung, welche seine Vorfahren lange in der alten Heimath ihres Geschlechts erstrebt und Heinrich der Stolze auf kurze Zeit bekleidet hatte. Es mochte als ein Gewinn erscheinen, daß dem unruhigen Fürsten, welcher während der letzten Regierung Deutschland mit immer neuen Wirren erfüllt hatte, eine gewinnreiche Thätigkeit jenseits der Alpen zugewiesen wurde. Welfs Ehrgeiz schien für den Augenblick befriedigt; er ging ganz in den Dienst seines königlichen Neffen auf, dessen Hof er in der nächsten Zeit regelmäßig begleitete.

Wie seinen Oheim Welf, wußte Friedrich auch seinen jungen Vetter Heinrich, den ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Sachsenherzog, an sich zu fesseln. Noch waren Heinrichs Streitigkeiten mit Albrecht dem Bären über die Plötzkesche und Winzenburger Erbschaft nicht ausge-

*) Auch Nürnberg muß Herzog Friedrich verblieben sein; nach einer Urkunde vom 15. Februar 1163 (St. R. Nr. 3974) schenkte er mit Einwilligung des Kaisers fünf der dortigen Burg gehörige Frauen an das Bisthum Bamberg.

tragen, doch hatten die erbitterten Gegner wegen des Regierungswechsels Waffenstillstand geschlossen und sich Beide zur Krönung in Aachen eingestellt. Der König behielt sie längere Zeit in seiner Nähe und bot gewiß Alles auf, um ihre Händel zu schlichten und einem neuen Ausbruch der Fehde vorzubeugen. Er versprach demnächst einen Reichstag in Sachsen zu halten, damit auf demselben ein Vergleich getroffen würde. Um so eher mochte er Heinrich zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffen, als er ihm bereits Aussichten auf das beanspruchte Herzogthum Baiern eröffnet hatte, welches er freilich nicht ohne Weiteres dem Babenberger Heinrich entziehen konnte.

Je mehr die Welfen am Hofe hervortraten, desto mehr zogen sich die östreichischen Babenberger, so einflußreich unter Konrads Regierung, von Friedrich zurück; außer Bischof Otto von Freising war Keiner von ihnen bei der Wahl und Krönung zugegen, und auch in der nächstfolgenden Zeit hielten sie sich vom Hofe fern, während dort der Markgraf Ottokar III. von Steiermark, ein Schwestersohn Welfs und alter Widersacher der Babenberger, wie der jüngere Otto von Wittelsbach, der neben dem alternden Vater die Geschäfte der Pfalzgrafschaft verwaltete, zu den häufigsten Gästen gehörten.

Am 14. März verließ der König Aachen und begab sich nach Utrecht. Noch immer verweigerte die Mehrheit der Bürger hier dem von König Konrad eingesetzten Bischof Hermann die Anerkennung; der Trotz, welchen die Stadt gegen den königlichen Willen gezeigt hatte, war noch ungebrochen*). Erst das kräftige Auftreten Friedrichs schaffte Ordnung. Die Utrechter mußten eine Geldbuße zahlen, und Hermanns Herrschaft wurde in der Stadt gesichert; freilich zeigte sich bald, daß er nicht der Mann war, sie mit Energie zu führen. Von Utrecht nahm der König seinen Weg nach Köln, wo er das Osterfest (30. März) feierte und bis gegen Ende des April sich aufhielt. Das Fest vereinigte den König mit Erzbischof Arnold, der am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatte und damals die erste Stelle in seinem Rath einnahm. Als der König dann über den Rhein ging, übertrug er dem Erzbischof die Herstellung des Landfriedens im unteren Lothringen, wo seit Jahren von einem gesetzlichen Zustande kaum mehr die Rede gewesen war.

Den herzoglichen Titel von Niederlothringen führte Gottfried

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 350. 353.

von Löwen, der noch nicht dem Knabenalter entwachsen war; neben ihm nannte sich auch Heinrich II. von Limburg mit dem herzoglichen Namen, aber Beider Herzogthum hatte kaum über ihre unmittelbaren Besitzungen hinaus Bedeutung. Anders war die herzogliche Gewalt, welche König Konrad Erzbischof Arnold übertragen hatte; es war ihm damit wohl die Sorge für den Landfrieden innerhalb seines Sprengels anvertraut worden. In der That hatte Arnold alsbald in Westfalen die Ordnung hergestellt, und in ähnlichen Bestrebungen finden wir ihn denn auch bald in den niederrheinischen Gegenden. „Lothringen ist Euer," schrieb Wibald an Arnold vom Hofe aus bald nach der Abreise Friedrichs von Köln, „nach Euren Absichten und Maßregeln will der König Alles dort ordnen". Er beglückwünscht den Erzbischof wegen der ruhmreichen Eroberung einer Burg und versichert ihn, daß er frei mit derselben schalten könne, ohne den König zu verletzen. Wenige Monate später berichtet Arnold an Wibald, daß er die Burg Sayn belagere, und ruft Gott zum Zeugen an, daß er nicht aus persönlichem Haß, sondern nur aus Gerechtigkeitsliebe und nach seiner Hirtenpflicht die Friedensbrecher verfolge, da die Wunden des lange schwer leidenden Landes endlich geheilt werden müßten; freilich seien alle Feinde des Friedens auch seine Feinde. Und gleich darauf spricht Wibald dem Erzbischofe seine Freude aus, daß er einen glänzenden Triumph über die Tyrannen und Räuber davon getragen, die aller Orten so überhand genommen hätten, daß kein Raum mehr vor ihnen sicher gewesen sei.

Die Zustände Sachsens waren durch die Streitigkeiten zwischen Herzog Heinrich und dem Markgrafen Albrecht nicht weniger bedenklich; der junge Herzog hatte eben so entschiedene Anhänger, wie erbitterte Gegner im Lande, und die Letzteren sahen das vertraute Verhältniß zwischen ihm und dem neuen Könige nicht ohne Besorgniß. Manche Befürchtungen knüpften sich an den Reichstag, den Friedrich auf Pfingsten (18. Mai) nach Merseburg berufen hatte und zu dessen Eröffnung er von Köln rechtzeitig aufbrach. Er nahm seinen Weg durch Westfalen über Dortmund, Soest und Paderborn, am 8. Mai war er in Goslar und traf zur bestimmten Zeit in Merseburg ein. Eine zahlreiche Versammlung erwartete ihn hier; die geistlichen und weltlichen Fürsten Sachsens waren fast vollständig erschienen.

Unter den Anwesenden erregten besondere Aufmerksamkeit die beiden

dänischen Königssöhne, die schon sechs Jahre um die Krone ihres Heimathlandes stritten*): Petrus-Sven, der Sohn Erich Emunds, und Knud, der Sohn des Magnus. Beide hatten die Entscheidung ihres langen und blutigen Streits vom Könige verlangt und waren deshalb nach Merseburg beschieden worden. Sven hatte bisher die Oberhand im Kampfe behalten, und es war nur eine Anerkennung der factischen Verhältnisse, wenn Friedrich ihm Dänemark zusprach. Knud mußte seinen Ansprüchen auf den dänischen Thron feierlich durch Darreichung seines Schwerts an Friedrich entsagen, und mit dem Schwerte, dem bei der Belehnung mit einem Königreiche gewöhnlichen Zeichen, verlieh Friedrich sodann das dänische Reich an Sven, der als Vasall Treue und Mannschaft dem deutschen Könige schwur. Knud wurde mit einer ausgedehnten Herrschaft, zu der namentlich Seeland gehörte, abgefunden. Auch dem jungen Waldemar, dem Sohn Knud Lawards, fielen Vergünstigungen zu; ein dänisches Herzogthum, wahrscheinlich Schleswig, mußte ihm überlassen werden. Friedrich selbst krönte den Dänenkönig, der ihm dann bei der Pfingstprocession in der Krone das Schwert vortrug. In derselben Weise, wie einst Magnus**), hatte Sven das Abhängigkeitsverhältniß Dänemarks vom deutschen Reiche feierlich anerkannt.

Auch den Böhmenherzog Wladislaw II., den Schwager der Babenberger, hatte Friedrich nach Merseburg zur Huldigung beschieden. Aber Wladislaw wollte nicht persönlich „vor der neuen Creatur“ erscheinen, sondern hatte sich begnügt, den Bischof Daniel von Prag und einige seiner Großen zu schicken. Sie fanden am deutschen Hofe Udalrich, einen Sohn Herzog Sobeslaws, welcher große Geldsummen dem Könige bot, wenn er ihn in die Herrschaft seines Vaters zurückführen würde. Friedrich soll dem Prätendenten Versprechungen gemacht haben, aber Bischof Daniel gelang es, den böhmischen Prinzen auf andere Gedanken zu bringen. Er söhnte ihn mit dem Herzog aus, der seinem unruhigen Vetter das Gebiet von Königgrätz überließ, um ihn in der Treue zu erhalten. Udalrichs Treue war jedoch leichter Art. Schon im folgenden Jahre ging er mit neuen Anschlägen gegen Wladislaws Herrschaft um und flüchtete sich, als sie entdeckt wurden, mit seinen Genossen nach Polen.

*) Vergl. Bd. IV. S. 299. 300. 303. 353. 354.
**) Vergl. Bd. IV. S. 98. 99.

Der Reichstag zu Merseburg war nicht ohne äußeren Glanz, aber der Hauptzweck desselben wurde nicht erreicht. Ein Austrag der Streitigkeiten zwischen Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht kam nicht zu Stande, vielmehr entbrannte die blutige Fehde zwischen ihnen aufs Neue. Auch der alte Groll Erzbischof Hartwichs von Bremen gegen den Herzog lebte fort. Der Erzbischof, welcher sich durch die Begünstigung seines dänischen Schützlings ermuthigt fühlen mochte, drang in den alten Vicelin trotz der Investitur, welche er von Heinrich zu nehmen sich entschlossen hatte*), eine neue Investitur vom Könige zu erbitten, doch Vicelin fand dazu nicht den Muth.

Bei den bedenklichen Verhältnissen Sachsens mußte die Besetzung des erledigten Erzbisthums Magdeburg für den König von besonderer Wichtigkeit sein. Am 14. Januar 1152 war Erzbischof Friedrich gestorben, und die Domherren hatten sich längere Zeit über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen können. Endlich trat eine zwiespaltige Wahl ein; die Mehrzahl wählte den Dompropst Gerhard, eine Minderheit den Dekan Hazzo. Unter diesen Umständen war die Entscheidung des Königs anzurufen, und die Domherren begaben sich, während der König noch in Sachsen verweilte, an den Hof. Die beiden Gewählten schienen Friedrich zu der wichtigen Stellung, zu der sie berufen werden sollten, wenig geeignet. Dagegen hielt er für den rechten Mann den Bischof Wichmann von Naumburg, der dieses Bisthum erst seit drei Jahren bekleidete. Wichmann war der Sohn des Grafen Gerhard von Seeburg und der Mathilde, einer Schwester des Markgrafen Konrad von Meißen; er stand in Verwandtschaft mit den im Mannesstamm ausgestorbenen Geschlechtern der Billinger und fränkischen Babenberger und hatte so bedeutende Güter in Oestreich und Sachsen ererbt. Seine theologische Bildung soll er in Frankreich erhalten haben, gehörte aber jener Richtung an, welche nach einer freieren Stellung des Episcopats gegen das Papstthum strebte und sich deshalb eng an die Krone anschloß. Eine große Thätigkeit und politischer Scharfblick zeichnete den noch jungen Kirchenfürsten aus, dessen bedeutende Gaben Friedrich richtig erkannte. Er brachte die Wähler Hazzos dahin, daß sie von ihrem Erwählten Abstand nahmen und ihre Stimmen Wichmann zuwandten. Diese Wahl der Minderheit erkannte er dann sogleich an,

*) Vergl. Bd. IV. S. 307.

ohne Zweifel unter Beiziehung des Raths angesehener Bischöfe, und ertheilte Wichmann, der an den Hof beschieden wurde, unverzüglich die Regalien. Der König berief sich für sein Verfahren auf die Bestimmungen des Wormser Concordats, welche ihm bei zwiespältiger Wahl die Entscheidung überließen; aber Wichmanns Einsetzung war nicht allein deshalb anfechtbar, weil die Wahl kaum als eine ganz freie angesehen werden konnte, sondern noch mehr, weil jeder Uebergang von einem Bisthum zu einem anderen nach den kanonischen Bestimmungen nur unter päpstlicher Genehmigung erfolgen durfte. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Partei Gerhards sich schleunigst mit Beschwerden an den Papst wandte und diese Beschwerden dort Gehör fanden. Friedrich mußte dies voraussehen, aber er war entschlossen seine Investitur unter allen Umständen aufrecht zu halten.

Nachdem der König die Verhältnisse Sachsens, so weit es möglich war, geordnet hatte, begab er sich nach Baiern, und feierte den Peter- und Paulstag (29. Juni) in Regensburg, der Hauptstadt des Landes. Da der Dom mit seiner Umgebung durch eine Feuersbrunst zerstört war, fand die Festkrönung diesmal in S. Emmeram statt. Wieder war eine größere Zahl von Fürsten um den König, unter ihnen jetzt auch sein Oheim Herzog Heinrich, der Babenberger. Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als den Streit über Baiern gütlich zu beendigen und seinen Oheim zur freiwilligen Entsagung auf das Herzogthum zu vermögen; aber der Babenberger war mit Nichten gewillt Baiern freiwillig aus der Hand zu geben. Der König ging damals mit einem Kriegszug gegen Ungarn um. Er empfand es tief, daß die blutige Niederlage, welche sein Oheim im Jahre 1146 durch König Geisa erlitten*), noch immer ungerächt war, und nicht Geringeres beabsichtigte er, als Ungarn wieder dem Reiche zu unterwerfen, wie es einst von Heinrich III. geschehen war. Ein großer Sieg über die Magyaren hätte den Anfängen seiner Regierung einen unvergleichlichen Glanz verliehen, und neue Erwerbungen im Osten würden ihm zugleich die Mittel geboten haben, um den Streit über Baiern in friedlicher Weise zu lösen. Natürlich mußte der Krieg gegen Ungarn hauptsächlich mit den Streitkräften geführt werden, welche Baiern und die bairischen Marken boten, aber die Fürsten, welche über diese Streitkräfte geboten,

*) Bd. IV. S. 230. 231.

versagten ihre Mitwirkung, und der König mußte deshalb die Ausführung des Plans verschieben. Es ist begreiflich, daß die bairischen Herren sich nicht in einem Augenblick, wo der Streit über ihr Herzogthum unausgetragen war, in einen gefährlichen äußeren Krieg stürzen wollten. Der Austrag dieses Streits wurde aber auf einen Reichstag vertagt, der im Herbst zu Würzburg abgehalten werden sollte; beide Heinriche wurden dorthin beschieden, damit ihre Sache entweder in Güte beigelegt oder durch Urtheilspruch der Fürsten entschieden würde.

Zu Regensburg kehrten die an den Papst entsandten Bischöfe zum König zurück. Sie überbrachten ein am 17. Mai ausgefertigtes Schreiben Eugens III., in welchem dieser es für angemessen gehalten hatte, die Wahl ausdrücklich zu bestätigen, obwohl die Bestätigung nicht beansprucht war, vor Allem aber die Hoffnung aussprach, daß der König die von seinem Vorgänger der römischen Kirche gemachten Versprechungen erfüllen werde; er stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht und verhieß alsbald einen Cardinallegaten nach Deutschland zu senden, welcher weitere Aufschlüsse über die Absichten der römischen Curie geben werde.

Die königlichen Gesandten hatten zu Segni, wo der Papst sich noch immer aufhielt*), die beste Aufnahme gefunden. Hillin von Trier hatte nicht allein das Pallium, sondern auch wichtige Privilegien für sein Erzbisthum erhalten. Eberhard von Bamberg war vom Papst die Abtei Nieder-Altaich bestätigt worden, obwohl die Altaicher sich schwer darüber beklagten, daß sie so abermals um ihre Reichsfreiheit gebracht seien. Alles, was die Gesandten von der Curie meldeten, lautete günstig, und man glaubte mit guten Hoffnungen dem Eintreffen des päpstlichen Legaten entgegensehen zu können. Der Senat und das von Arnold von Brescia beherrschte Volk in Rom sahen voll Furcht, wie sich ein enges Verhältniß zwischen dem Papste und Friedrich zu knüpfen schien.

Aber so günstig sich Friedrichs Verhältnisse zur römischen Curie auch gestalteten, entstanden doch schon in Regensburg Besorgnisse, daß die Magdeburger Sache sie trüben könnte. Man wußte, daß sich Propst Gerhard auf den Weg gemacht, um sich über den König und Wichmann beim Papste zu beschweren und ein Einschreiten desselben herbeizuführen. Deshalb beschlossen die in Regensburg anwesenden Kirchen-

---

*) Bd. IV. S. 358.

fürsten — die Erzbischöfe Eberhard von Salzburg, Hartwich von Bremen und Hillin von Trier, die Bischöfe Hermann von Konstanz, Eberhard von Bamberg, Heinrich von Regensburg, Otto von Freising, Konrad von Passau, Daniel von Prag, Anselm von Havelberg und Burchard von Eichstädt — sich mit einem Schreiben an den Papst zu wenden, um die Versetzung Wichmanns nach Magdeburg zu befürworten. Nichts kann deutlicher zeigen, als dieser gemeinsame Schritt der Bischöfe, unter denen mehrere an den strengsten Gregorianischen Grundsätzen festhielten, wie allgemein die Stimmung des hohen Klerus damals für Friedrich war und wie viel man von ihm für das Wohl des Reichs und der Kirche erwartete.

Der König selbst verlangte nicht minder, als der Papst, nach der Romfahrt. Er wünschte sehnlichst die Kaiserkrone zu gewinnen und das kaiserliche Ansehen wieder zur Geltung zu bringen. Er rechnete bei diesem Zuge vornehmlich auf die Unterstützung der Welfen und Zähringer. Schon hatte er im Mai mit Herzog Berthold IV., der erst vor Kurzem seinen Vater in dessen hohen Reichsämtern gefolgt war*), einen Vertrag geschlossen, in dem sich Berthold anheischig machte, 500 Ritter und 50 Bogenschützen dem König zur Romfahrt zu stellen. In dem Vertrage war zugleich ein anderes Unternehmen in das Auge gefaßt, welches dem König und dem Zähringer gleich wichtige Vortheile versprach.

Die Provence und die Hochgrafschaft Burgund hatten sich so gut wie ganz dem Reiche entzogen und damit war der Rectorat des burgundischen Reiches, welchen der Zähringer inne hatte, fast zu einem leeren Titel geworden. In der Provence hatte sich Raimund Berengar von Barcelona den Grafen Raimund von Baur, obwohl dieser von Konrad III. mit dem Lande belehnt war, unterworfen, und alle Anstrengungen der Söhne Raimunds, um sich der drückenden Herrschaft des Aragoniers zu entziehen, waren bisher vergeblich gewesen. In Hochburgund war am 20. Januar 1148 Graf Rainald III. gestorben und hatte das Land seiner einzigen Tochter Beatrix hinterlassen; aber Beatrix stand ganz in der Gewalt ihres Oheims und Vormundes, des Grafen Wilhelm von Mâcon, eines alten Widersachers der Zähringer**).

*) Vergl. Bd. IV. S. 359.
**) Vergl. Bd. IV. S. 219. 220.

Weder Raimund Berengar noch Wilhelm erkannten irgend eine Abhängigkeit von der deutschen Krone an. Ein bewaffnetes Einschreiten gegen sie lag im Interesse des Königs, zugleich aber gab es kein Mittel, um sich Herzog Berthold fester zu verbinden und ihn zu einer stattlichen Hülfe zur Romfahrt zu verpflichten. So schloß der König mit Berthold den bezeichneten Vertrag, in dem er sich anheischig machte, ihm die Provence und Hochburgund zu übergeben und ihn zur Unterwerfung beider Länder mit Heeresmacht soweit zu unterstützen, als es die Fürsten für räthlich hielten, welche sich dem Unternehmen anschlössen; die Gerechtsame des Herzogs in Hochburgund sollten dann nach dem Urtheil der Fürsten im Besonderen festgestellt werden. Die Regierung in beiden Ländern behielt sich für die Zeit, wo er selbst in denselben verweilte, der König vor, sonst sollte sie der Herzog führen. Ausgenommen von der herzoglichen Gewalt waren die Erzbisthümer und Bisthümer, welche unmittelbar vom Reiche zu Lehen gingen; die Bischöfe aber, welche Graf Wilhelm oder andere Laienfürsten bis dahin investirt hatten, sollten vom Herzog die Investitur erhalten. Der Herzog verpflichtete sich tausend Ritter zum Heere des Königs zu stellen, so lange derselbe sich in den feindlichen Ländern aufhielte, und überdies den erwähnten Zuzug zur Romfahrt zu leisten. Dieser Vertrag wurde vom Herzog Heinrich dem Löwen, von Welf, dem Kanzler Arnold, Otto von Wittelsbach und anderen Großen des Königs in dessen Namen feierlich bekräftigt und von zwei Vasallen des Herzogs, Burchard und Werner, beschworen; überdies verpfändete Berthold sein Allod Burg Teck mit allem Zubehör für die Erfüllung seiner Versprechungen.

Bei dem Vertrage war in Aussicht genommen, daß der Zug gegen die Provence in der nächsten Zeit, spätestens bis zum 1. Juni 1153, unternommen würde, und Friedrichs Gedanken haben sich in der That längere Zeit mit demselben beschäftigt. Aber der Kriegszug nach dem Süden Burgunds scheint so wenig nach dem Sinne der deutschen Herren gewesen zu sein, als der Ungarnkrieg. Als der König sich von Baiern nach Schwaben begab, wo er in den letzten Tagen des Juli zu Ulm einen Hoftag hielt, zu dem sich auch Herzog Berthold eingefunden hatte, war bereits entschieden, daß in diesem Jahre so wenig dieser Zug, wie der Ungarnkrieg, stattfinden werde.

Eine größere Zahl schwäbischer Fürsten hatten sich zu Ulm am Hofe des Königs eingefunden; mit ihrer Zustimmung richtete der König

einen Landfrieden für Schwaben auf. Sonst ist uns von den Beschlüssen dieses Hoftags nur noch einer bekannt, der alsbald den heftigsten Zorn des Papstes erregte. Die Laienfürsten erklärten nämlich, daß Personen, die wegen Raubes oder Brandstiftung auf geistlichen Gütern gebannt seien, nicht eher für rechtlich excommunicirt gelten sollten, als bis sie vor einem Laiengericht als schuldig befunden wären. Der Papst wies alsbald Wibald und die deutschen Bischöfe an, diesem Beschluß den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, da er alle kirchliche Disciplin auflösen würde und die christliche Religion im Reiche mit dem Untergange bedrohe.

Allerdings waren die Kirchen in Deutschland noch immer großen Gefahren ausgesetzt, und die Hoffnungen, daß das neue Regiment sogleich allen Gewaltthaten der weltlichen Herren ein Ziel setzen würde, hatten sich nicht erfüllt. So hatten die edlen Herren Folkwin und Widukind von Schwalenberg, die Vögte des Klosters Korvei waren, um den 1. Juli die zu Korvei gehörige Stadt Hörter überfallen, die Umgegend verwüstet, die Mauern der Stadt zerstört, große Beute dort gemacht und von den reicheren Bewohnern das Versprechen großer Lösegelder erpreßt. Abt Wibald erfüllte mit seinen Klagen über diese Gewaltthaten die Welt. Er wandte sich mit Beschwerden an den Papst und den König, indem er dem Letzteren unverhohlen erklärte, daß er ihm und dem Reiche, wenn dieser Frevel nicht gerächt werde, nicht mehr nach seinen Wünschen dienen und in Sachsen nicht mehr ehrenvoll leben könne. Der König suchte Wibald zu beruhigen. Er stellte ihm und den Mönchen von Korvei volle Genugthuung in Aussicht, den Einwohnern von Hörter verbot er die erpreßten Lösesummen zu zahlen und ordnete die Herstellung der zerstörten Befestigungen an. Die gewaltthätigen Brüder beschied er auf den 24. August vor sich nach Worms, um dort Wibald und den Mönchen Genugthuung zu leisten; zugleich forderte er Herzog Heinrich auf, ihnen mit allem Ernst entgegenzutreten.

Von Schwaben kehrte der König im August nach Rheinfranken zurück; er hatte seinen Umritt in den deutschen Ländern vollendet und, wie viele Mißstände auch aller Orten sich zeigten, nirgends war doch seine königliche Autorität bestritten worden. Längeren Aufenthalt nahm er in Speier, der alten Kaiserstadt, welche in der Geschichte seines Hauses sich einen so glänzenden Ruhm gewonnen hatte; von hier ent-

sandte er seine Base Richildis, die Tochter des vertriebenen Polenherzogs Wladislaw und der Babenbergerin Agnes, welche schon längere Zeit dem tapferen König Alfons VII. von Castilien verlobt war*), mit einem stattlichen Gefolge nach Spanien, um dort den königlichen Thron zu besteigen. Die wichtigsten Reichsgeschäfte hatte er für den längst angekündigten Reichstag in Würzburg in Aussicht genommen, zu dem er die Fürsten auf den 13. Oktober beschied.

Um die Mitte des Oktober wurde der Reichstag eröffnet, dessen Geschäfte den König bis gegen Ende des Monats in Würzburg festhielten. Eine große Zahl von Fürsten hatten sich eingefunden, unter ihnen Welf und sein Neffe Herzog Heinrich von Sachsen, Herzog Matthäus von Oberlothringen, des Königs Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Konrad von Meißen, Ottokar von Steiermark, die Pfalzgrafen Hermann am Rhein, Otto von Wittelsbach und Friedrich von Sachsen. Leider fehlte Herzog Heinrich von Baiern, und in seiner Abwesenheit wagte der König nicht den verderblichen Streit um das bairische Herzogthum, der vor Allem die Berufung des Reichstags veranlaßt hatte, zur Entscheidung zu bringen; er mußte sich deshalb damit begnügen, neue Vorladungen zu einem Tage, der Pfingsten des nächsten Jahres zu Worms gehalten werden sollte, an ihn zu erlassen. Dagegen gelang es endlich einen Ausgleich zwischen Herzog Heinrich dem Löwen und Markgraf Albrecht herbeizuführen; nach diesem fiel die Erbschaft der Winzenburger Heinrich zu, die Plötzkesche Erbschaft Albrecht. Für das östliche Sachsen, welches unter den Feindseligkeiten dieser beiden mächtigen Herren schwer gelitten hatte, traten nun ruhigere Zeiten ein; „die bisher von Nebel umhüllte Sonne leuchtete hier wieder hell". Anders war es in Westfalen. Abt Wibald erhob vor dem Reichstage seine Klagen über die Gewaltthaten der Schwalenbergschen Brüder, welche sich auf die Mahnung des Königs nicht in Worms gestellt hatten, und brachte es mindestens dahin, daß die Herstellung der Befestigungen von Hörter beschlossen wurde; der König selbst gab ihm zur Ausführung

*) Vergl. Bd. IV. S. 350.

der Arbeiten seinen Marschall zum Begleiter. Unzweifelhaft wurden die Schwalenberger des Landfriedensbruchs für schuldig erklärt, nur waren sie damit nicht gebändigt.

Immer näher traten die Angelegenheiten Italiens an den neuen König heran. Schon in Ulm waren lombardische Herren vor ihm erschienen, um sich ihre Privilegien und Lehen erneuern zu lassen; in Würzburg stellte sich eine noch größere Zahl ein. Der Bischof von Vercelli kam und erhielt die Bestätigung seiner Privilegien, der Graf Guido von Biandrate die Belehnung mit den Besitzungen seines Hauses, zugleich wußte sich der König in ihm einen einflußreichen Freund zu gewinnen. Es fehlte nicht an Mahnungen, daß Friedrich möglichst bald nach der Lombardei kommen möge, um den traurigen inneren Kriegen dort endlich ein Ziel zu setzen. Auch apulische Flüchtlinge fanden sich am Hofe ein, die den König unter Thränen um die Zurückführung in ihre Heimat baten.

Vor Allem mußten aber die römischen Verhältnisse selbst den König an die Romfahrt mahnen. Die Bürgerschaft in Rom hatte es übel empfunden, daß sich Friedrich sofort nach seiner Erhebung mit dem Papst in ein freundliches Vernehmen gesetzt, und man ging mit dem Plan um, sich ganz von dem deutschen Reiche loszusagen. Es ist uns ein sehr merkwürdiges Schreiben eines gewissen Wezel an den König erhalten, welches die Stimmung unter den Anhängern Arnolds von Brescia zu dieser Zeit deutlich erkennen läßt. Wezel, wohl ein Schwabe, der als Schüler Arnolds nach Rom gekommen war, macht Friedrich zum Vorwurf, daß er nicht für seine Wahl die Bestätigung der Stadt Rom, der Herrin der Welt, der Mutter aller Kaiser, eingeholt habe, sondern sich, wie seine Vorgänger, zum Kaiserthum berufen lasse durch ketzerische Priester und falsche Mönche, welche im Widerspruch mit den Vorschriften des Evangeliums und den kanonischen Bestimmungen die Kirche Gottes und die weltlichen Dinge verwirrten. Diesen Widerspruch sucht dann Wezel ausführlich darzuthun, indem er sich auf Bibelstellen, Aussprüche der Kirchenväter und selbst Stellen der pseudoisidorischen Decretalien beruft, während er von der Constantinischen Schenkung, mit welcher man die weltliche Macht des Papstthums zu begründen sucht, sagt: sie sei eine Fabel, welche in Rom selbst die Tagelöhner und alten Weiber verspotteten, so daß sich der Papst und die Cardinäle aus Scham gar nicht mehr in der Stadt zu

zeigen wagten. Unter Beziehung auf die Institutionen des Justinian weist Wezel den König weiter darauf hin, daß er seine kaiserliche Gewalt nicht allein auf die Waffen, sondern auch auf die Gesetze zu stützen habe, die gesetzgebende Gewalt ihm aber nur durch das römische Volk übertragen werden könne. „Das Kaiserthum und alle staatliche Gewalt", schließt er ab, „gehört den Römern, und welches Gesetz und welcher Grund kann Senat und Volk hindern, sich frei einen Kaiser zu wählen?" Er räth deshalb Friedrich mehrere alemannische Herren — er nennt unter ihnen den Grafen Udalrich von Lenzburg — eiligst nach Rom zu senden, um dort mit rechtskundigen Männern Fürsorge zu treffen, daß nicht zu seinem Nachtheile Neuerungen einträten.

Wie Wezel warnende Worte an den König richtete, so fehlte es auch von päpstlicher Seite nicht an dringenden Warnungen. Am 20. September schrieb der Papst selbst von Segni aus an Wibald: zweitausend vom niedern Volke hätten auf Anstiften Arnolds heimlich einen Bund beschworen, am 1. November einen Rath von hundert zuverlässigen Anhängern Arnolds, ferner zwei Consuln und einen Kaiser zu wählen, der an der Spitze des Raths, der Consuln und des ganzen Volkes stehen sollte; Wibald möge dies vertraulich dem Könige mittheilen, damit dieser seine Maßregeln treffe. Der Papst wünschte offenbar, daß der neue König unverzüglich in Rom einschritte, aber er war sonst mit dessen Regiment nicht sonderlich zufrieden. In der Magdeburger Wahlsache trat er ihm sogar energisch entgegen. Schon am 1. August hatte er den Magdeburger Domherren geschrieben, daß sie Wichmann als Eindringling den Gehorsam verweigern sollten, und jeden, der ihn anerkenne, mit Absetzung bedroht. Am 17. August ertheilte er dann den deutschen Bischöfen, die für Wichmann eingetreten waren, eine sehr derbe Zurechtweisung, daß sie nicht das Wohl der Kirche im Auge gehabt hätten, sondern nur die Gunst eines Königs, der sich einer offenbaren Verletzung der Kirchengesetze schuldig gemacht habe; Versetzungen von Bischöfen könnten nur stattfinden, wenn eine Nothwendigkeit oder ein augenscheinlicher Nutzen der Kirche vorliege, aber hier handle es sich lediglich um das Belieben eines Fürsten; da er deshalb die Genehmigung versagen müsse, sollten sie den König bestimmen, von seinem Vorhaben abzustehen und der Magdeburger Kirche freie Wahl zu gewähren. Daß Friedrich dennoch fest auf der Einsetzung Wichmanns bestand, mußte den Unmuth des Papstes noch

steigern. Wir wissen, in welche Aufregung ihn überdies der bereits erwähnte Beschluß des Ulmer Hoftags versetzte. Es erklärt sich leicht aus seiner Mißstimmung über die deutschen Angelegenheiten, daß die Absendung des verheißenen Cardinallegaten unerwartet lange verzögert wurde; noch auf dem Würzburger Reichstage hatte man ihn vergeblich erwartet.

Der Papst war darauf vorbereitet, daß er nicht für die nächste Zeit eine Hülfe von Friedrich zu erwarten habe. Im August hatte ihm Wibald geschrieben: „Wenn unser Reich von seinen inneren, höchst verderblichen Verwirrungen endlich Ruhe gewinnen könnte, so hättet Ihr wahrlich nicht mehr daran zu zweifeln, daß die heilige römische Kirche ihren früheren Glanz durch die Kraft unseres Königs wieder erlangen würde.“ Wibald hatte Recht, wenn er ein schnelles Einschreiten des Königs in Italien bezweifelte, aber er hatte nicht minder Recht, wenn er glaubte, daß der König nicht länger damit zögern werde, als es die Noth gebiete. Unaufhörlich beschäftigten Gedanken an die Romfahrt Friedrich und noch auf dem Reichstage zu Würzburg brachte er es dahin, daß die Fürsten ihm ihre Beihülfe eidlich gelobten; der 1. Oktober wurde, wie es scheint, zum Aufbruch bestimmt. Sobald die Reichshülfe sicher war, beeilte sich Friedrich auch eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um mit ihm feste Vereinbarungen zu treffen. Die Gesandten waren die Bischöfe Anselm von Havelberg, Hermann von Konstanz, der Graf Udalrich von Lenzburg, der tuscische Graf Guido Guerra und der Graf Guido von Biandrate*).

Der König verlebte die letzten Monate des Jahres 1152 in den ostfränkischen und rheinischen Gegenden. Das Weihnachtsfest beging er zu Trier. Viele Fürsten waren am Hofe, unter ihnen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Herzoge Heinrich von Sachsen, Matthäus von Lothringen, Gottfried von Löwen, Herzog Welf und der Graf Theoderich von Flandern. Der Letztere, einer der angesehensten Fürsten der Zeit, der sich durch seine kriegerischen Thaten im Abendlande und im Morgenlande einen großen Ruf gewonnen hatte, war mit einem stattlichen Gefolge erschienen; er wurde vom Könige hoch

*) Bischof Anselm, Graf Udalrich und der Graf von Biandrate waren in Würzburg zugegen und gingen wohl bald nach dem Reichstage nach Italien, wo sie erst mit Bischof Hermann und Guido Guerra zusammengetroffen zu sein scheinen.

geehrt und trug demselben bei der Festprocession das Schwert vor. Am Tage nach dem Feste beanspruchte er vom Könige die Belehnung nicht nur mit seinen bisherigen Besitzungen im Reiche, sondern auch mit dem Bisthum Cambray, nach welchem die Grafen von Flandern schon seit langer Zeit trachteten. Da alle anwesenden weltlichen Fürsten ihm günstig waren, erhielt Theoderich die Belehnung und leistete dem König den Lehnseid. Froh seines Erfolgs, verließ er den Hof, ehe noch die Urkunde über die Belehnung ausgestellt war. Er hatte sich zu früh entfernt; denn noch in der letzten Stunde vor Besiegelung der Urkunde erschien der Bischof Nicolaus von Cambray zu Trier und wußte die geistlichen Fürsten, die in großer Zahl dort bei einander waren, zu gewinnen, daß sie seinen Protest gegen die Verleihung des Bisthums an den Flanderer Grafen unterstützten. Die Einreden der Bischöfe waren so energisch, daß der König trotz des eifrigen Beistandes, welchen die weltlichen Fürsten Theoderichs Sache leisteten, jenen nicht zu widerstreben wagte. Er ließ den Flanderer zurückrufen und eröffnete ihm, daß bei der Einsprache der Bischöfe er ihm Cambray nicht überlassen könne. Der Graf gerieth über die plötzliche Sinnesänderung des Königs und das Einschreiten des Cambrayer Bischofs in den heftigsten Zorn; es kam zu den leidenschaftlichsten Reden zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten, und nur schwer gelang es dem Könige, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Bischof Nicolaus wußte, was ihm vom Flanderer drohte, und ließ Nichts unversucht, um einen längeren Waffenstillstand von ihm zu erwirken; nur der Verwendung des Königs hatte er es zu danken, wenn ihm endlich ein solcher bis Pfingsten gewährt wurde. In größter Erbitterung verließ der Graf den Hof des Königs, an welchem der Bischof bis zum 6. Juni verweilte und die Bestätigung der Freiheiten seines Bisthums erwirkte. Diese Scenen in Trier zeigen deutlich, daß Friedrichs Macht damals doch noch auf schwachen Füßen stand und des Beistandes der Bischöfe nirgends entbehren konnte.

Im Anfange des Jahrs 1153 begab sich der König aus den lothringischen Gegenden durch den Elsaß nach den burgundischen Ländern. Auf der Reise begleiteten ihn der Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Ortlieb von Basel, Abt Wibald von Stablo; außerdem Herzog Heinrich von Sachsen und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach*). In Mühl-

*) Im Gefolge des Königs wird auch ein Markgraf Hermann von Sachsen genannt, wohl eine Person mit dem gleichnamigen Sohn Albrechts des Bären.

hausen traf er am 4. Februar mit dem Zähringer Herzog Berthold zusammen, und es hatte den Anschein, als ob der mit diesem geschlossene Vertrag jetzt zur Ausführung kommen sollte. Aber im Angesicht der drohenden Gefahr scheint Graf Wilhelm von Mâcon Unterhandlungen angeknüpft zu haben, durch welche er unter Anerkennung der deutschen Oberhoheit sich seine Gewalt in Hochburgund sicherte. Am 15. Februar war der König in Besançon und hielt hier inmitten vieler deutscher Fürsten und Herren, unter denen aber Herzog Berthold nicht genannt wird, einen Hoftag; von burgundischen Großen waren der Erzbischof Humbert von Besançon, der Bischof Amadeus von Lausanne, der Graf Amadeus von Genf und Graf Wilhelm selbst gegenwärtig. Der König mag einen Angriff gegen die Provence, als er nach Burgund ging, noch beabsichtigt haben, aber es fehlte ihm ein Heer; Berthold selbst scheint die bedungenen tausend Ritter nicht gestellt zu haben. So mußte Friedrich das Unternehmen aufgeben, und in der Folge ist von einem Krieg gegen den Aragonier nicht mehr die Rede gewesen; etwa zehn Jahre später hat dann sein Sohn unter ganz veränderten Verhältnissen die Belehnung mit der Provence von Friedrich nachgesucht und erhalten.

Obwohl es nicht gelungen war, die königliche Autorität im burgundischen Reiche wieder zur vollen Geltung zu bringen, war Friedrichs Erscheinung im Lande doch nicht wirkungslos geblieben. Seit den Zeiten Heinrichs III. hatte man kein gekröntes Haupt dort gesehen, welches königliche Rechte übte und in die verworrenen Angelegenheiten des Landes persönlich eingriff. Indem Friedrich den Burgundern näher trat, fühlten auch sie sich dem Reiche enger verbunden, und schon in der nächsten Zeit wurde sein Hof in Deutschland vielfach von den burgundischen Großen besucht. Der Rectorat der Zähringer gewann nun auch in den romanischen Theilen des Königreichs eine größere Bedeutung; es war zwei Jahre später, daß Herzog Berthold mit allen ihm in der Stadt Vienne zuständigen Rechten in Gegenwart Friedrichs den Delphinus Guigo, Grafen von Albon, belehnte und ihm Unterstützung gegen die Angriffe des Grafen Wilhelm von Mâcon versprach.

Wie vom burgundischen, so ist auch von dem ungarischen Kriege nicht mehr die Rede gewesen. Von dem Plane des Königs, das Werk Heinrichs III. nach dieser Seite hin aufzunehmen, blieb keine weitere Spur, als der Titel eines Herzogs von Dalmatien oder von Meranien, welchen der Graf Konrad von Dachau, früher ein tapferer Widersacher Friedrichs, damals erhielt und der dann auf die Andechser überging, stets aber ein leerer Titel blieb. Um so mehr trat seitdem die Romfahrt in den Vordergrund der Politik.

In Besançon kamen die Bischöfe Hermann von Konstanz und Anselm von Havelberg, die an den Papst gesandt waren, an den königlichen Hof zurück. Sie hatten den Papst wieder in seiner Hauptstadt gefunden; denn die Hoffnungen der extremen Arnoldisten in Rom waren getäuscht worden. Im November 1152 hatte man einen gemäßigten Senat gewählt, der alsbald mit dem Papst in Verhandlungen trat, auf welche dieser um so eher einging, als er die Hoffnung auf eine schnelle Hülfe von Friedrich hatte aufgeben müssen. Im December war der Papst mit den Cardinälen und den römischen Großen, die zu ihm gehalten hatten, nach Rom zurückgekehrt, und hier war dann der Vertrag festgestellt worden, welchen die königlichen Gesandten überbrachten.

Der Vertrag war von sechs Cardinälen und dem Abt Bruno von Chiaravalle bei Mailand im Namen des Papstes und von den königlichen Gesandten auf folgende Bedingungen hin abgeschlossen worden: Der König wird von einem seiner Ministerialen für sich beeidigen lassen und selbst durch Handschlag dem päpstlichen Legaten geloben, daß er weder Waffenstillstand noch Frieden mit den Römern und Roger von Sicilien machen wird ohne die freie Zustimmung der römischen Kirche, wie des Papstes Eugen oder seiner Nachfolger, welche den Vertrag bewahren wollen. Der König wird nach den Kräften seines Reichs sich bestreben, dem Papst und der römischen Kirche die Römer wieder zu unterwerfen, wie sie seit hundert Jahren ihnen unterworfen waren. Die Macht des Papstthums und die Regalien des heiligen Petrus wird er als ergebener, besonderer Schutzvogt der römischen Kirche gegen alle Menschen nach seinem Vermögen schützen, Alles, was sie jetzt besitzt, vertheidigen, das Verlorene wiedergewinnen helfen und das Wiedergewonnene ihr wahren. Dem griechischen Kaiser wird er kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn derselbe in ein solches

einfallen sollte, bemüht sein ihn mit der Macht des Reichs in möglichster Eile daraus zu vertreiben. Dagegen verspricht der Papst kraft seines apostolischen Amts mit den Cardinälen, welche den Vertrag verhandelt haben, daß er den König als den theuersten Sohn des heiligen Petrus ehren, ihn bei dessen Ankunft in Rom ohne Schwierigkeiten und Einwendungen, so viel bei ihm steht, um der Vollgewalt der Krone willen zum Kaiser krönen und zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Macht des Reichs gewissenhaft unterstützen wird. Wer die Gerechtsame und die Macht des Reichs zu erschüttern oder anzutasten sich erkühnen wird, den wird der Papst, vom Könige aufgefordert, in kanonischer Weise zur Genugthuung mahnen und, wenn er dem Könige auf die apostolische Mahnung wegen der Rechte und Macht des Reichs Genugthuung verweigern sollte, mit der Excommunication bestrafen. Dem griechischen Kaiser wird der Papst kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn jener ein solches besetzen sollte, sich bemühen ihn mit der Macht des heiligen Petrus daraus zu verjagen. Aenderungen des Vertrags können nur unter Zustimmung beider Theile erfolgen.

Bei dem Vertrage hatte der Papst offenbar die Unterwerfung Roms, Friedrich dagegen die Kaiserkrönung im Auge. Von beiden Seiten wollte man überdies eine neue Festsetzung der Griechen in Italien verhindern; zugleich suchte sich der Papst auch dagegen zu schützen, daß nicht zu seinem Nachtheile Friedrich ein Abkommen mit Roger von Sicilien treffe. Nachdem der Vertrag zum Abschlusse gekommen, beeilte der Papst sich auch die so lange verheißene Legation nach Deutschland zu schicken. Es war nicht ein Cardinal, den er jetzt über die Alpen sandte, sondern der Cardinalpriester Bernhard und der Cardinaldiakon Gregor, welche Beide bei dem Vertrage mitgewirkt hatten. Unter dem 8. Februar empfahl sie der Papst an Wibald von Stablo, auf dessen Ergebenheit er besonders rechnen zu können glaubte.

Die päpstlichen Legaten fanden den König zu Konstanz, wo er fast während des ganzen Monats März sich aufhielt. Er hatte hierin einen Reichstag und eine Synode berufen, und viele Große waren erschienen. Die Legaten trafen hier auch mit den Bischöfen Hermann und Anselm und dem Grafen Udalrich wieder zusammen, mit denen sie in Rom den Vertrag vereinbart hatten. Am 23. März wurde der Vertrag in Friedrichs Namen beschworen; unfraglich hat er auch den

Handschlag, wie in demselben bestimmt war, den päpstlichen Legaten geleistet. Dieser Vertrag ist in der nächsten Zeit die Grundlage für alle Beziehungen Friedrichs zur römischen Curie geblieben.

Vor dem König und den zu Konstanz versammelten Fürsten verlauteten die schwersten Klagen über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die Mailänder in der Lombardei und namentlich gegen die Stadt Lodi erlaubten. Diese durch ihren Handel reiche Stadt war nach einer mehrjährigen Fehde von dem siegreichen Mailand im Jahre 1111 zerstört worden. Ein Theil der Bürger hatte sich zerstreut, die zurückbleibenden waren in sechs offenen Orten in der Umgegend angesiedelt worden; in dem größten derselben hielten sie dann einen Wochenmarkt, und durch den Markt kam dieser Ort zum Verdruß der Mailänder schnell empor. Die Mailänder verboten deshalb den Markt ferner an diesem Platze zu halten und verlegten ihn auf ein freies Feld. Zwei Bürger von Lodi, welche durch diese Maßregeln persönlich hart betroffen wurden und zufällig in Geschäften mit Bischof Hermann nach Konstanz gekommen waren, hielten sich für berufen, hier als Ankläger Mailands vor dem König aufzutreten, obwohl sie dazu keinen Auftrag von ihren Consuln erhalten hatten; der eine von ihnen, Albernard, war der deutschen Sprache vollkommen mächtig und führte zugleich für seinen Gefährten, den Magister Homobonus, das Wort. Zwei schwere Kreuze, die sie aus einer Kirche genommen hatten, auf ihren Schultern tragend, erschienen sie vor dem König und warfen sich wehklagend ihm zu Füßen. Um ihr Mißgeschick befragt, erzählte Albernard die traurigen Schicksale seiner Vaterstadt und beschwor den König und die Fürsten, durch ein Schreiben und einen Boten den Mailändern zu befehlen den Markt an dem früheren Ort herzustellen. Der König ließ sich durch ihre Vorstellungen bewegen und befahl den Kanzler sogleich ein Schreiben an die Mailänder aufzusetzen; dieses sollte ein gewisser Sicher überbringen und auf die Herstellung des früheren Markts für Lodi bringen. Unter einer ähnlichen Tyrannei Mailands, wie Lodi, stand auch die im Jahre 1127 zerstörte Stadt Como, und Ardicio, der Bischof derselben, der in Konstanz zugegen war, wird sich nicht minder in Klagen über Bedrückungen ergossen haben.

Während sich so die italienischen Angelegenheiten näher und näher drängten, beschäftigte den König doch damals vornehmlich eine persön-

liche Angelegenheit, die ihn hauptsächlich zur Berufung des Reichstags veranlaßt hatte. Schon seit längerer Zeit war er mit Adela, der Tochter des reichen und mächtigen Markgrafen Dietbolds I. von Vohburg*), vermählt. Adela hatte ihm eine reiche Mitgift zugebracht, namentlich das Egerland und Giengen an der Brenz; aber die kinderlose Ehe war sehr unglücklich und schon vor Friedrichs Thronbesteigung innerlich aufgelöst. Nie wird Adelheid in den Urkunden Friedrichs erwähnt, nie hat er sie krönen lassen und nirgends erscheint sie als Königin in seiner Begleitung. Wohl von Anfang seiner Regierung an war er auf die Scheidung von dieser seiner Gemahlin bedacht. Daß sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht habe, wie später behauptet ist, läßt sich kaum glauben; denn als Scheidungsgrund ist lediglich eine entfernte Verwandtschaft, die man mühsam herausgefunden hatte, — in der fünften Generation stammten die Ehegatten von Geschwistern ab — zur Geltung gebracht worden. Auf Grund dieser Verwandtschaft erklärten die zu Konstanz versammelten Bischöfe durch einen Synodalbeschluß unter Zustimmung der päpstlichen Legaten die Ehe für nichtig, und im Chor der Konstanzer Kirche sagte sich der König dann öffentlich von Adela los. Die Vohburgischen Güter behielt er zurück; ob Adela dafür auf andere Weise entschädigt worden ist, wissen wir nicht. Die Gemahlin Friedrichs hat sich bald mit Dietho von Ravensburg, einem welfischen, später staufenschen Ministerialen, vermählt**); den Werth ihrer freien, vornehmen Geburt scheint sie nicht hoch angeschlagen zu haben. Auch Friedrich hat bald an eine neue Heirat gedacht; seine Gedanken richteten sich auf die Verbindung mit einer kaiserlichen Fürstin von Constantinopel.

Das Papstthum, welches einst den Scheidungsgelüsten Heinrichs IV. so energisch entgegengetreten war, bequemte sich jetzt den persönlichsten Wünschen des König; offenbar wollte es den eben mit ihm geschlossenen Bund nicht wieder in Frage stellen. Auch in anderen Dingen schienen die römische Curie und der König fortan Hand in Hand gehen zu wollen. Die Legaten hatten den Auftrag erhalten, eine große Säuberung des deutschen Episcopats von seinen unfähigen und unfügsamen Elementen vorzunehmen; sie traten mit diesem Auf-

*) Vergl. Bd. IV. S. 217.
**) Die zweite Ehe Adelas war nicht kinderlos.

trage hervor, als sie mit dem Könige das Osterfest (19. April) zu Bamberg feierten. Vor Allem war die Beseitigung des ersten Kirchenfürsten des Reichs, des Erzbischofs Heinrich von Mainz, in das Auge gefaßt, und gerade damit kamen die Legaten den Absichten des Königs entgegen. Heinrich scheint in der That eine für seine hohe Stellung ganz ungeeignete Persönlichkeit gewesen zu sein. Seine Verwaltung des Reichs während des zweiten Kreuzzugs war nicht im besten Andenken, und für sein Erzbisthum scheint er nicht besser als für das Reich gesorgt zu haben; besonders wurde ihm Verschleuderung des Kirchenguts zur Last gelegt. Schon vor fünf Jahren vom Papst suspendirt, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Stellung erhalten*), trotzdem aber allen Zurechtweisungen, die ihm auf erneute Anklagen ertheilt wurden, kein Gehör geschenkt. Die Cardinäle waren beauftragt, jetzt mit aller Strenge gegen ihn einzuschreiten, und der König, welcher die seiner Wahl von diesem Erzbischofe bereiteten Schwierigkeiten nicht vergessen haben konnte, ließ den Cardinälen gern freie Hand.

Erzbischof Heinrich wurde vor den Richterstuhl der Cardinäle nach Worms beschieden, wo sie mit dem Könige das nächste Pfingstfest (7. Juni) zu feiern gedachten. Er stellte sich und fand in den Cardinälen und den Bischöfen, welche sich am Hofe eingefunden hatten, sehr abgeneigte Richter. Selbst ein besänftigendes Schreiben, welches der heilige Bernhard noch in seinen letzten Tagen zu Gunsten des Erzbischofs an die Cardinäle richtete, blieb ohne Wirkung. Heinrich wurde entsetzt und zog sich darauf in die Stille zurück; er starb schon am 1. September desselben Jahres. Es fehlte nicht an Stimmen, welche das Urtheil der Legaten als ein ungerechtes, nur mit Rücksicht auf den König gefälltes schalten, und dies um so mehr, als das Erzbisthum Mainz in übermäßiger Hast wieder besetzt wurde. Der König ließ die grade am Hofe anwesenden Mainzer Geistlichen und Laien seinen Kanzler Arnold zum Erzbischof wählen und ertheilte sogleich dem Gewählten die Investitur.

Arnold stammte aus dem in Mainz angesehenen Ministerialengeschlecht der Selenhofer und nahm schon seit längerer Zeit eine hervorragende Stellung unter den Mainzer Domherren ein. Reiche Pfründen

---

*) Bd. IV. S. 313. 315. 327. 358.

waren ihm zugefallen, wie die Propstei in Aschaffenburg und von St. Peter in Mainz; überdies bekleidete er das Amt eines Kämmerers in seiner Vaterstadt. Zugleich hatte er auch die Gunst des Hofes gewonnen; er war in die königliche Kapelle gezogen und ihm die Reichspropstei zu Aachen verliehen worden; in den letzten Tagen Konrads III. war er endlich dem Kölner Arnold als königlicher Kanzler gefolgt. Der Selenhofer stand schon in vorgerückten Jahren, als er zum Erzbisthum gelangte: dennoch gab man ihm Schuld, daß er auf unehrenhafte Weise die Absetzung seines Vorgängers und seine eigene Erhebung veranlaßt habe. Die Verleumdung ist ohne Zweifel gegen ihn geschäftig gewesen; denn kaum Anderes ist erweislich, als daß er das günstige Zeugniß, welches Heinrich in seinem Processe von ihm erwartete und beansprucht hatte, zu leisten verweigerte. Aber er wurde mit Mißgunst in Mainz aufgenommen, und da er die an die Vasallen und Ministerialen des Erzstifts verschleuderten Tafelgüter des Erzstifts wieder beizubringen, den Uebermuth der Bürgerschaft zu brechen und die im Klerus eingerissenen Unordnungen zu beseitigen suchte, gerieth er bald aller Orten in Streitigkeiten. Doch die Hindernisse schreckten ihn nicht, sondern vermehrten nur seinen Eifer; was dem Kölner Arnold gelang, mochte er um so eher für erreichbar halten, als er mit allen Verhältnissen in Mainz vertraut war und in der Macht seiner Familie dort einen starken Rückhalt zu haben schien.

Ein ähnliches Schicksal, wie Erzbischof Heinrich, hatte auch der Bischof Heinrich von Minden, der wegen Mitschuld an der Blendung eines Geistlichen beim Papste verklagt war; er wurde entsetzt, und an seine Stelle trat der Dompropst Werner. Wegen Altersschwäche wurde Bischof Burchard von Eichstädt seines Amtes enthoben, wie auch der erblindete Bischof Bernhard von Hildesheim; dem Letzteren folgte Bruno, bisher Dekan des dortigen Domstifts, dem Ersteren ein gewisser Konrad. So gewiß alle diese Maßregeln der Cardinäle von dem König bereitwillig unterstützt wurden, so widersetzte er sich doch mit Entschiedenheit, als sie in der Folge noch gegen andere Bischöfe vorgehen und namentlich auch Wichmann, den erwählten Erzbischof von Magdeburg, vor ihren Richterstuhl ziehen wollten. Uebrigens verhielt sich der König in Wichmanns Sache damals mit großer Vorsicht; in den Urkunden jener Zeit wird Wichmann nur als Bischof von Naumburg bezeichnet. Der König tagte darauf mit den Legaten

noch einmal im Sommer zu Würzburg; eine Einladung der Legaten folgend, hatte sich auch Wibald eingefunden und erhob schwere Klagen über die Gewaltthaten des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich gegen Korvei; diese Klagen führten ein Einschreiten des Königs und der Legaten gegen den Pfalzgrafen herbei, in dessen Folge der Bischof von Halberstadt die Excommunication gegen den Pfalzgrafen aussprach.

Wibald, der sich in der letzten Zeit, wenn nicht am Hofe, meist in Korvei aufgehalten hatte, begab sich darauf nach dem Wunsche des Königs und der Legaten nach Stablo, ging aber bald darauf wieder nach Aachen, wo der König einen Hoftag hielt, um von ihm Vergünstigungen für seine lothringische Abtei zu erwirken, die ihm auch nicht vorenthalten wurden. Der König litt damals an einem Quartanfieber, doch hielt ihn dies nicht ab, die Reichsgeschäfte zu besorgen und sich im September nach Baiern zu begeben. Er hatte die bairischen Fürsten und Herren nach Regensburg beschieden, weil er hier endlich den Streit um das Herzogthum zur Entscheidung zu bringen hoffte. Der Babenberger Heinrich hatte sich allerdings im Juni zu Worms eingestellt, aber einen Spruch der Fürsten dadurch verzögert, daß er abermals nicht rechtlich vorgeladen zu sein behauptete. So wurde damals Nichts entschieden, und auch zu Regensburg kam man nicht weiter, da der Babenberger wahrscheinlich denselben Einwand gebrauchte und der König auch jetzt noch nicht Ernst zeigen wollte.

Inzwischen war die Nachricht nach Deutschland gekommen, daß Papst Eugen am 8. Juli 1153 zu Tivoli gestorben war. Er hatte in seiner letzten Lebenszeit äußerlich im Frieden mit den Römern gelebt, und auch die Bestattung des Todten erfolgte in St. Peter ohne alle Störung. Ungehindert hatten dann auch die Cardinäle die Wahl des neuen Papstes vollzogen; sie hatten einmüthig ihre Stimmen dem Bischof Konrad von der Sabina gegeben, der am 12. Juli geweiht wurde und den Namen Anastasius IV. annahm. Ein Römer von Geburt, in den Geschäften der Curie ergraut, ein Mann friedfertigen Geistes, scheute sich Anastasius die Feindseligkeiten mit dem Senat wieder aufzunehmen; er blieb in der Stadt und erlitt dort keine Anfechtungen, aber in denselben Mauern mit ihm lebten Arnold und seine Anhänger, vom Senat geschützt, und an einen dauernden Frieden mit den Römern war nicht zu denken. Wie sein Vorgänger, mußte deshalb auch er nach der Hülfe des Königs verlangen, und es ist kein

Zweifel, daß er an dem zu Konstanz geschlossenen Vertrag nach seinem ganzen Umfange festhielt. Die päpstlichen Legaten in Deutschland wußten, daß der Tod des Papstes in den Geschäften der Curie wenig verändert hatte, aber man wünschte in Rom ihre Rückkehr, und sie beschlossen deshalb, nachdem sie noch Michaelis eine Berathung mit mehreren Bischöfen in Worms gehalten und sich vom Könige verabschiedet hatten, Deutschland zu verlassen. Etwa in der Mitte des Oktober werden sie den Rückweg angetreten haben; ein gutes Andenken ließen sie in den deutschen Gegenden nicht zurück.

Der Tod des Papstes brachte in der Absicht des Königs, demnächst die Romfahrt anzutreten, keine Aenderung hervor. Schon hatte er ein Edict erlassen, in welchem er den Aufbruch zu Michaelis nächsten Jahres ankündigte und die Großen Deutschlands, Burgunds und Italiens aufforderte mit ihren Rittern in stattlicher Ausrüstung auf dem Roncalischen Felde bei ihm einzutreffen. Dieses Edict wurde durch seine Boten auch in der Lombardei verbreitet und erregte dort an manchen Orten die frohsten Hoffnungen, an anderen Furcht und Bangen. Vor Allen gerieth Mailand in große Besorgniß, da es den Zorn des Königs empfindlich gereizt hatte. Wir wissen, wie sich Friedrich der unglücklichen Lodesanen angenommen hatte. Jener Sicher, welcher das königliche Schreiben mit dem Befehl, ihnen den alten Markt zu gestatten, nach Mailand bringen sollte, war zuerst nach Lodi selbst gegangen, hier aber hatten die Consuln, voll Besorgniß nur neues Unheil so über ihre Stadt heraufzubeschwören, das eigenmächtige Hülfegesuch, welches Albernard und Homobonus zu Konstanz angebracht hatten, verleugnet und den Boten des Königs beschworen das Schreiben nicht nach Mailand zu bringen, sondern ihnen zu überlassen, damit sie zur rechten Zeit, wenn der König mit Heeresmacht nach Italien käme, davon Gebrauch machen könnten. Der Bote hatte aber ihnen erklärt, er müsse um jeden Preis seinen Auftrag vollführen, und war nach Mailand gegangen, wo er den Consuln das Schreiben überreichte. Diese geriethen in den höchsten Zorn, warfen das Schreiben zur Erde und zertraten das königliche Siegel mit den Füßen. Auch die persönliche Sicherheit des Boten war in Gefahr; nur mit Mühe entkam er aus der Stadt und flüchtete sich nach Lodi; von dort kehrte er an den königlichen Hof zurück, wo die Erzählung seines Schicksals den König und alle Fürsten in helle Zornesflammen setzte. Seitdem zitterte Lodi

vor neuen Gewaltthaten der Mailänder, und Viele verließen zaghaft den Unglücksboden der Heimat. Erst als der Aufbruch des Königs nun unzweifelhaft wurde, legte sich die Besorgniß der Lodesanen; heimlich schickten sie durch den Markgrafen Wilhelm von Montferrat einen Schlüssel vom reinsten Golde dem König als Geschenk, empfahlen sich seinem Schutze und gelobten ihm feste Treue. Die Mailänder dagegen begannen den Zorn des Königs zu fürchten und sandten, um ihn zu versöhnen, einen goldenen Pokal mit Münzen gefüllt. Aber sie erreichten ihre Absicht nicht. Denn auch Cremona und Pavia, welche gleichfalls Geschenke dem Könige sandten, beklagten sich über den Uebermuth Mailands und traten für das hartgeplagte Lodi ein.

Zu derselben Zeit, wo die Romfahrt Friedrichs öffentlich verkündet wurde, nahm er auch die Verbindungen seines Vorgängers mit Constantinopel auf. Kaiser Manuel, längst im Kriege mit Roger stehend, hatte Friedrich vor Kurzem ein entgegenkommendes Schreiben gesandt, in welchem er ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen gedachte und zugleich den Wunsch verlauten ließ, daß der König in das einst von seinem Vorgänger eingegangene Bundesverhältniß eintreten möge. Ein Bund mit dem Kaiser schien Friedrich große Vortheile bei seinem italienischen Unternehmen zu bieten und überdies eine Verschwägerung mit dem Herrscherhause von Constantinopel seine Stellung im eignen Reiche heben zu können; bei den nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen, in welchen Herzog Heinrich von Baiern und Herzog Friedrich von Schwaben mit Kaiser Manuel standen, versprach eine Ehe mit einer Verwandtin desselben auch dem König nicht unerhebliche politische Vortheile. Er beschloß deshalb Gesandte nach Constantinopel zu senden, um wegen der Ehe und wegen einer Verbindung gegen Roger mit dem Kaiser zu unterhandeln; im September soll er diese seine Absicht den Fürsten eröffnet und die Zustimmung derselben gewonnen haben.

Die Gesandten hatten ein Schreiben des Königs zu überbringen, in welchem er unter Hinweis auf die letzten Ermahnungen seines Vorgängers sich erbot ein ähnliches Bundesverhältniß einzugehen, wie es sein Vorgänger mit dem Ostreiche geschlossen hatte, und zur Befestigung des Bundes um eine kaiserliche Fürstin von Constantinopel warb. Er verlangte schnell — er hatte deshalb besonders leicht berittene Boten vorausgesandt — von dem Erfolge seiner Werbung unterrichtet zu werden. Denn er habe, schrieb er dem Kaiser, nachdem er in allen

Ländern seines Reichs einen festen Frieden hergestellt, bereits den Zug gegen Apulien und Sicilien verkündigt, welchen die Fürsten und die ganze Ritterschaft seines Reichs mit dem größten Jubel aufgenommen und ihm ihre Hülfe eidlich gelobt hätten; schon im nächsten Sommer, zur gewöhnlichen Zeit des Auszugs, werde er mit einem großen Heere über die Alpen gehen. Das Schreiben, von Wibald abgefaßt, der in einer besonderen Zuschrift an den Kaiser noch seine eigenen Bemühungen in dieser Sache hervorzuheben nicht unterließ, ist in demselben schwülstigen Tone gehalten, welcher in den Briefen Konrads einen so ungünstigen Eindruck macht; auch Friedrich legt sich hier den kaiserlichen Titel bei, der ihm in Wahrheit nicht zukam. Kaiser Manuel empfing das Schreiben zu Castoria in Macedonien und erließ darauf am 22. November eine Antwort an Wibald; er giebt in derselben seinen Wunsch nach einer festen Verbindung beider Reiche lebhaften Ausdruck; wegen der Ehe habe er seine Absichten dem Könige — nur so nennt er Friedrich — ausführlich durch seine Boten, welche diesen Brief überbrächten, zu erkennen gegeben. Es scheint hiernach, als ob der Kaiser an Friedrich selbst keine schriftliche Antwort ertheilte, und über die mündlichen Aufträge der kaiserlichen Boten sind wir nicht unterrichtet. Aber ohne Zweifel verhielt sich der Kaiser zu Friedrichs Anerbieten nicht ablehnend; vielmehr wurden die Eheverhandlungen fortgesetzt, und Maria, die schöne Tochter des Sebastokrators Isaak, eine Nichte des Kaisers, hatte man in Constantinopel Friedrich zur Gemahlin ersehen.

Im December*) hielt der König sich zu Speier auf, und es erschienen hier vor ihm die beiden Heinriche, doch konnte ihr Streit um Baiern auch jetzt nicht entschieden werden, da der Babenberger den gewöhnlichen Einwand mangelhafter Vorladung aufs Neue erhob; abermals mußte so die Sache vertagt werden. Das Weihnachtsfest scheint der König in Speier gefeiert zu haben; am 17. Januar 1154 war er noch in dieser Stadt, als sich mehrere burgundische Bischöfe und Herren am Hofe einfanden. Unter diesen war der Bischof Arducius von Genf, der mit fürstlichen Ehren empfangen wurde und die Regalien mit dem

*) Am 1. November wollte der König einen Hoftag in Köln halten, wozu er auch Wibald beschieden hatte. Wir sind über die Verhandlungen auf diesem Hoftage nicht unterrichtet, ja es ist fraglich, ob derselbe überhaupt abgehalten wurde.

Scepter erhielt. Bald darauf brach der König nach Ostfranken auf und feierte Mariä Reinigung (2. Februar) zu Bamberg. Eine große und glänzende Versammlung deutscher Fürsten war damals um ihn versammelt, unter ihnen Welf und die drei babenbergischen Brüder (Herzog Heinrich, Bischof Otto von Freising und Bischof Konrad von Passau), der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg, außerdem fast alle hervorragenden Großen Baierns, der alte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Söhnen Otto und Friedrich, die Markgrafen Ottokar von Steiermark und Berthold von Vohburg, der Burggraf Heinrich von Regensburg und sein Bruder Otto, Graf Gebhard von Sulzbach, die Grafen von Pütten, Dachau, Andechs, Bogen und Tirol. Die Anwesenheit so vieler baierscher Herren läßt vermuthen, daß der König mit ihnen die ihn am meisten bedrängende Frage, wie die Ansprüche Heinrichs des Löwen zu befriedigen seien, auch hier zur Verhandlung gebracht habe. Aber wir wissen von den Geschäften der Versammlung nicht mehr, als daß der König den getreuen Bischof Eberhard mit der Abtei Niederaltaich, die ihm noch immer bestritten wurde, aufs Neue unter Zustimmung der Fürsten belehnte.

Gegen die Osterzeit ging der König nach Sachsen und feierte das Fest (4. April) zu Magdeburg. Noch immer war wegen der Versetzung Wichmanns Nichts entschieden; aber gerade damals stellte sich am königlichen Hof ein päpstlicher Legat ein, der Cardinaldiakon Gerhard, welcher den Auftrag hatte, dem ärgerlichen Handel ein Ende zu bereiten. Der Legat war an Wibald empfohlen und überbrachte diesem als eine persönliche, lange erstrebte Auszeichnung einen Bischofsring. Gewiß wird sich Wibald nach Kräften bestrebt haben den König für die Aufträge des Legaten günstig zu stimmen, aber alle diese Bemühungen waren vergeblich. In Wichmanns Sache blieb der König fest wie Stein, und der Legat mußte unverrichteter Dinge Deutschland verlassen. Unmittelbar darauf begab sich Wichmann selbst mit königlichen Gesandten nach Rom. Er fand die Lage der Dinge hier nicht ungünstig; denn auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe wollte es der alte Papst nicht ankommen lassen. Die Gesandten Friedrichs erwirkten nicht allein, daß die Wahl Wichmanns als gültig anerkannt, seiner Versetzung keine Schwierigkeiten mehr bereitet, sondern ihm auch sogleich das Pallium ertheilt wurde. Man erzählte: der Papst habe, als sich

kein Ankläger gegen Wichmann gemeldet, das Pallium auf den Altar niedergelegt und ihm überlassen es selbst zu nehmen, wenn er kanonisch gewählt sei; Wichmann habe gezaudert, aber seine Begleiter ungeduldig den Ehrenschmuck ergriffen und ihm übergeben. Wichmann kehrte eiligst nach Sachsen zurück und trat nun ungehindert in die Verwaltung seines Erzbisthums ein; er gab Naumburg auf, wo man einen gewissen Berthold zu seinem Nachfolger wählte.

Es war ein großer Erfolg, welchen der König in dieser Sache gewonnen hatte. Seit Menschengedenken hatte man in Deutschland nicht gewagt in einer kirchlichen Angelegenheit der römischen Curie in dieser Weise entgegenzutreten, und zu Rom war sogar verlautet: niemals werde man Wichmanns Erhebung dulden. Noch nach Jahren rühmte der König, wie er bei der Versetzung desselben trotz aller Einwendungen und Schwierigkeiten Roms seine heilsame Absicht durchgesetzt und die päpstliche Autorität schließlich die Versetzung bestätigt habe. Ausdrücklich versichert Otto von Freising, daß das Ansehen des Königs, nachdem er durch seine Festigkeit Wichmanns Stellung gesichert, im Reiche ungemein gestiegen sei und sich dies in den geistlichen und weltlichen Geschäften überall fühlbar gemacht habe.

Unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Erfolgs wagte Friedrich endlich auch eine vorläufige Entscheidung in dem unseligen Streit über das Herzogthum Baiern herbeizuführen. Es drängte ihn um so mehr dazu, als er bei der Romfahrt besonders auf die Unterstützung Heinrichs des Löwen rechnete und diese kaum zu erreichen war, wenn ihm nicht zuvor sein Recht an Baiern gesichert wurde. Beide Heinriche waren aufs Neue zum Juni auf einen Hoftag nach Goslar vorgeladen worden, und der König kehrte, nachdem er im Mai die rheinfränkischen und schwäbischen Gegenden besucht hatte, im Anfange des Juni nach Sachsen zurück. Heinrich der Löwe hatte sich in Goslar eingestellt, aber der Babenberger Heinrich fehlte. Der König überließ nun den Fürsten — unseres Wissens waren es meist sächsische und thüringische Herren — über den Anspruch des Welfen auf Baiern das Urtheil zu fällen, und sie erkannten die Rechtmäßigkeit seines Anspruchs an. Nach siebenjährigem Kampfe hatte der junge Herzog von Sachsen erreicht, daß durch Fürstenspruch sein Erbrecht auch auf das zweite große Herzogthum seiner Vorfahren bestätigt und ihm damit eine Macht gesichert wurde, die nicht die königliche war, welche sein Vater erstrebt hatte, aber

doch auf weit festerem Grund, als die Gewalt des Königs selbst, zu ruhen schien.

Unfraglich verdankte es der Welfe besonders seinem staufenschen Vetter, welcher jetzt die Krone trug, daß er so Großes erreicht hatte. Und noch in einer anderen Sache, welche in Goslar zur Sprache kam, zeigte sich der König dem Sachsenherzog geneigt. Wir wissen, wie dieser seit Jahren mit Erzbischof Hartwich über die neubegründeten Kirchen im Lande der Wagrier und Abodriten stritt*). In Abwesenheit des Erzbischofs ließ jetzt der König dem Herzoge eine Urkunde ausstellen, in welcher ihm die Vollmacht ertheilt wurde, in den ihm übertragenen wendischen Ländern Bisthümer und Kirchen einzurichten und diesen nach eigenem Ermessen Reichsgut zu verleihen; in welcher überdies ihm und seinen Nachfolgern die Investitur der Bisthümer Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg überlassen wurde, so daß die Bischöfe hier aus Herzogs Hand in gleicher Weise die Regalien empfangen sollten, wie die deutschen Bischöfe aus der Hand des Königs; dasselbe Recht sollte dem Herzoge, wenn er noch neue Bisthümer in jenen wendischen Gegenden errichten würde, auch für diese zustehen. Die wichtige Urkunde, noch jetzt im Original vorhanden, ist nicht vollzogen worden, sei es aus Schonung gegen Hartwich, sei es weil man, nachdem die Sache Wichmanns geordnet, nicht dem Papste sogleich neuen Anlaß zu Streitigkeiten geben wollte. Denn keinem Zweifel unterliegt, daß die Zugeständnisse jener Urkunde nicht allein den Erzbischof schwer verletzten, sondern auch in Rechte eingriffen, in deren Alleinbesitz der Papst zu sein vermeinte. Erst mehrere Jahre später ist der Herzog in aller Form in jene Herrschaft über die von ihm begründeten Bisthümer des Wendenlandes eingesetzt worden, welche ihm die Urkunde einräumte; vorläufig war sie wenig mehr als ein Versprechen des Königs, das in günstigerer Zeit eingelöst werden sollte.

Auch in die Regierung Baierns ist der Welfe damals nicht eingetreten, wie er auch die Belehnung erst nach Jahr und Tag erhielt. Factisch blieb hier der Babenberger in der Gewalt, und dem König lag der Gedanke fern, einen inneren Krieg in den Augenblick zu entzünden, wo er sich zur Romfahrt rüstete. Wenn er sich von Sachsen alsbald nach Baiern begab, führte ihn wohl der Wunsch dahin, seinen

*) Vergl. Bd. IV. S. 306—308.

Oheim durch Güte zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber dieser war nicht gewillt, die Fahne Baierns, welche er rechtmäßig aus König Konrads Hand gewonnen hatte, seinem Stiefsohn zu überlassen.

Aus Baiern eilte der König nach Schwaben. Schon waren alle seine Gedanken auf die Romfahrt gerichtet. Weder durch das Grollen seines Oheims, noch durch das Murren vieler Fürsten über sein Wagniß ließ er sich länger von dem Gange nach der Kaiserkrone abhalten. Um den 1. Oktober sammelte sich um Augsburg auf dem Lechfelde das Heer, welches ihn über die Alpen geleiten sollte. Es war nicht so groß, als er nach den Zusagen der Fürsten erwarten mußte; es bestand nur aus 1800 Rittern, und nur wenige Fürsten schlossen sich persönlich dem Zuge an. Aber auch das entmuthigte ihn nicht. Er glaubte in der Lombardei auf die Unterstützung der durch Mailands Tyrannei bedrückten Städte zählen zu können; er hoffte überdies, wenn es zum Kampfe gegen das sicilische Reich käme, im Bunde mit den Griechen die Normannen anzugreifen. Noch vor seinem Abzuge aus Deutschland schickte er deshalb neue Gesandte nach Constantinopel.

Die Gesandten waren der vielgewandte Bischof Anselm von Havelberg, welcher auch den Vertrag mit dem Papste hauptsächlich vermittelt hatte und schon von den Zeiten Kaiser Lothars in Constantinopel bekannt war, und der Graf Alexander von Gravina, ein von Roger vertriebener normannischer Baron, seit mehr als einem Jahrzehnt der thätigste Unterhändler zwischen dem griechischen und deutschen Hofe, um beide Reiche zu einem wirksamen Angriff auf Rogers Macht zu verbinden. Alexander hatte als Brautwerber schon König Konrad III. gedient*), und schon die Wahl dieses Gesandten zeigt, daß es Friedrich mit der Werbung um die Hand der griechischen Fürstin und die Freundschaft des Kaisers vollkommen Ernst war. Uebrigens versprach ein gemeinsames Vorgehen gegen Sicilien gerade damals den günstigsten Erfolg.

Denn inzwischen war König Roger im Alter von 56 Jahren gestorben (26. Februar 1154) und hatte die Herrschaft auf beiden Seiten des Pharus seinem einzigen ihn überlebenden Sohn Wilhelm hinterlassen; eine Herrschaft, die bei der gewaltthätigen Weise ihrer Begründung

---

*) Vergl. über Anselm Bd. IV. S. 106. 112 und über Alexander Bd. IV. S. 202. 269. 294. 339. 344.

zahlreiche Gegner im Inneren hatte und überdies mit den Griechen längst im offenen Kriege stand, während sie zugleich in jedem Augenblick Angriffe vom Papst und dem deutschen Könige zu erwarten hatte. Roger soll selbst gezweifelt haben, ob sein Sohn zur Regierung des Reichs unter so schwierigen Verhältnissen befähigt sei, und in seinem Testament eine Bestimmung getroffen haben, wonach die Herrschaft auf seinen Schwestersohn Robert von Bassavilla, Graf von Conversano, übergehen sollte, wenn sie Wilhelm nicht zu führen vermöchte. In der That erregte das Regiment des jungen Königs bald das allgemeine Mißvergnügen; besonders dadurch, daß er einen Baresen aus niederem Stande, Majo mit Namen, der in der königlichen Kanzlei emporgekommen war, alle Gewalt überließ und ihn auch als Admiral an die Spitze seiner Flotte stellte. Ein herzhafter Angriff schien das sicilische Reich über den Haufen werfen zu können.

Mehr als zwei Jahre waren seit der Thronbesteigung Friedrichs verflossen, und unverkennbar wehte seitdem ein frischerer Geist im deutschen Reiche. Thätigkeit, Klugheit und Festigkeit waren dem neuen Könige nachzurühmen. Aber so günstig, wie man es erwartet, hatten sich die Anfänge seines Regiments keineswegs entwickelt; die unglückseligen Verhältnisse, in welchen Konrad das Reich hinterlassen hatte, waren nicht so schnell zu beseitigen. Noch immer war der innere Friede wenig befestigt; die geistlichen Herren stritten mit den weltlichen um Ehre, Geld und Gut, und die weltlichen Fürsten selbst waren in ihren Interessen gespalten. Viel fehlte daran, daß die Krone schon inmitten der inneren Zerwürfnisse eine freie Stellung gewonnen hatte; nur im Bunde mit der hohen Geistlichkeit und durch Willfährigkeit gegen die Welfen hatte der König sein Ansehen behaupten können, und Alles, was er bisher erreicht hatte, war fast mehr Gewinn für seine Bundesgenossen, als für ihn selbst. Sein ritterlicher Sinn verlangte nach Kämpfen für seine Ehre und für die Herstellung der alten Herrlichkeit des Reichs; aber seinen Wünschen traten die Fürsten mehr entgegen, als sie dieselben förderten. Den Krieg gegen die Ungarn hatten sie vereitelt, zum Zuge nach der Provence ihm kein Heer gestellt, die Romfahrt, so lange es möglich war, verzögert, und er hatte es als ein Glück zu preisen, daß ihm endlich zu dieser noch eine Zahl ihm näher stehender und besonders verpflichteter Herren die erforderlichen

Streitkräfte boten. Auf einen hochstrebenden Geist, wie Friedrich, mußten die verworrenen Zustände des Reichs mit drückender Schwere lasten; freier konnte er aufathmen, als er mit Heeresmacht den Alpen zuzog, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen.

2.

Friedrichs I. Romfahrt.

Die Kämpfe in der Lombardei.

Friedrichs Heer nahm den gewohnten Weg über den Brenner und lagerte in den letzten Tagen des Oktober 1154 bei Povegliano am südlichen Ufer des Gardasees. So wenig zahlreich es war, hatte es doch schon auf diesem Wege schweren Mangel an Lebensmitteln gelitten und sich genöthigt gesehen seinen Unterhalt öfters mit Gewalt von den Kirchen und Klöstern zu nehmen. Es war deshalb die erste Sorge des Königs, den erlittenen Schaden den heiligen Orten zu vergüten: er ließ eine Sammlung im Heere anstellen und überschickte den Ertrag derselben den Bischöfen von Trient und Brixen, um ihn unter die Beschädigten zu vertheilen. Aber bald stellte sich neuer Mangel im Heere ein und führte zu Plünderungen, für welche es dann keine Entschädigung mehr gab.

Der König hatte Boten nach der Lombardei vorausgesandt, um in den Städten und Burgen das Fodrum, die übliche Steuer für die Romfahrt, zu erheben und zugleich für den Unterhalt des Heeres Sorge zu treffen. Diese Boten wurden aber an vielen Orten entweder mit ihren Forderungen abgewiesen oder diese doch nicht vollständig erfüllt. Schwer hatten jene Orte ihre Weigerung zu büßen; sie wurden von Friedrichs Heer geplündert und dem Erdboden gleich gemacht, öfters waren sie dem zuchtlosesten Treiben der Waffenknechte preisgegeben. Erschrocken sahen die Lombarden, daß der neue König rücksichtslos seine Rechte im Lande ausüben, seine Autorität mit eiserner Festigkeit geltend machen wollte.

Nachdem das Heer den Weg durch die Gebiete von Brescia und Bergamo genommen hatte, stand er am 29. November im Terri-

torium von Lodi. Er lagerte in den offenen Plätzen, welche Mailand von der Stadt belassen hatte; der König selbst ließ sein Zelt an jenem Ort aufschlagen, für dessen Markt er Forderungen an Mailand gestellt hatte. Beim Anrücken der Deutschen waren die Lodesanen in gewaltige Aufregung gerathen; sie hatten sich großentheils nach Mailand, Cremona, Piacenza und Pizzighettone geflüchtet, und die Zurückgebliebenen suchten sich sogar dem ersten Eindringen der Deutschen zu widersetzen; denn sie fürchteten nicht minder den Zorn Mailands, als die Verwüstungen der Fremden. Aber die persönliche Erscheinung Friedrichs gab dem furchtsamen Volke bald den Muth zurück, und auch die Flüchtlinge kehrten heim. Schon am 30. November verließ der König den Boden von Lodi wieder und begab sich nach der Roncalischen Ebene bei Piacenza, wo er sich dann sechs Tage aufhielt. Von hier schickte er sofort einen Kapellan an die Lodesanen und verlangte von ihnen die Huldigung. In neuer Noth erklärten die Bürger, daß sie ohne Einwilligung Mailands diese nicht leisten könnten, und baten deshalb um eine kurze Frist. Es wurde ihnen solche gewährt, und innerhalb derselben verlangten sie von den Mailändern, welche selbst schon in Furcht schwebten, ohne große Schwierigkeiten die Erlaubniß. Freudig leisteten sie dann insgesammt dem Könige den Eid der Treue.

In der üblichen Weise wurde auf dem Roncalischen Felde die Heerschau gehalten*). Bei der Nachtwacht und dem Aufruf des folgenden Tags zeigte sich, daß manche Fürsten trotz der übernommenen Verpflichtung die Heeresfolge nicht geleistet hatten. Mit Strenge wurde gegen sie verfahren und nicht nur den Laien ihre Lehen, sondern auch zwei geistlichen Fürsten, Erzbischof Hartwich von Bremen und Bischof Udalrich von Halberstadt, die Regalien abgesprochen; sie wurden nur ihnen persönlich entzogen, nicht ihren Kirchen, da sie ja diesen für alle Zeit verliehen waren. Von den deutschen Großen waren bei der Heerschau meist nur die zugegen, welche den König schon über die Alpen begleitet hatten. Von dem hohen Klerus waren es der Patriarch Peregrin von Aquileja, der Erzbischof Arnold von Köln, der Erzkanzler Italiens, der Erzbischof Hillin von Trier, die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Konstanz, Ortlieb von Basel und Konrad von Worms, die Aebte Markwald von Fulda und Wibald von Stablo.

---

*) Vergl. Bd. III, S. 804.

Unter den weltlichen Fürsten ragte besonders der junge Heinrich der Löwe hervor, welcher fast eben so viele Ritter zum Heere gestellt hatte, als der König selbst. Herzog Berthold von Zähringen leistete persönlich auf diesem Zuge die treuesten Dienste; ob er aber die früher verheißene Zahl von Rittern zusammengebracht hatte, ist zu bezweifeln. An diese beiden mächtigen Herren schlossen sich Herzog Heinrich von Kärnthen, der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Ottokar von Steier und Hermann von Verona, die Grafen Werner von Habsburg, Udalrich von Lenzburg, Werner von Baden, Berthold von Andechs, Ernst von Hohenburg, ferner Konrad, der junge Bruder des Königs, und der vertriebene Herzog Boleslaw von Polen, der Schwager Heinrichs Jasomirgott, der einzige Mann im Zuge, welcher der Babenberger Sippe näher stand.

Nur wenige Deutsche sind später noch zur Verstärkung des königlichen Heeres erschienen, wie Bischof Heinrich von Lüttich, die Grafen Heinrich von Tecklenburg, Gozwin von Falkenberg und Friedrich von Eppan. Viele blieben offenbar mit des Königs Bewilligung daheim; unter ihnen auch entschiedene Anhänger desselben, deren Entfernung bei den noch unbefestigten Zuständen des Reichs gefährlich war. Gegen seinen Oheim Heinrich Jasomirgott hatte der König allen Grund Nachsicht zu üben; wenn er aber ihm so nahe stehende Fürsten, wie Erzbischof Arnold von Mainz und Herzog Welf zurückließ, konnte es nur geschehen, weil das Reich Männer bedurfte, welche an der Aufrechthaltung der bestehenden Zustände das lebhafteste Interesse hatten.

Aus der Lombardei stellten sich eine Anzahl vornehmer Herren auf dem Roncalischen Tage ein, wie der Markgraf Wilhelm von Montferrat und der Graf Guido von Biandrate. Die Städte waren aufgefordert Gesandte zu schicken, und sie scheinen sämmtlich diesem Gebote nachgekommen zu sein. Ihre Abgeordneten brachten dem Könige reiche Geschenke. So sandte Genua durch den Archidiakon Hugo und den Geschichtsschreiber Cafaro Löwen, Strauße, Papagaien und andere Seltenheiten, welche bei den Eroberungen von Almeria und Lissabon erbeutet waren. Diesen Gesandten Genuas gab der König geheime Aufträge an die Consuln mit, welche unfraglich den Krieg gegen Sicilien betrafen; treue Dienste versprach Friedrich gebührend zu vergelten und stellte Genua den ersten Rang unter allen Städten Italiens in Aussicht. Auch die Gesandten Pisas wurden in ehrenvoller Weise

empfangen; denn auch diese Stadt war für ihn bei einem Angriff auf Sicilien von Bedeutung. Die Mailänder schickten zwei ihrer Consuln Obertus de Orto und Girardus, die unheimliche Tage in der Nähe der Deutschen verlebten. Von allen Städten Italiens verlangte der König den Eid der Treue, und sie scheinen ihn alle ohne Anstand geleistet zu haben.

Nach der Sitte seiner Vorfahren saß der König auf dem Roncalischen Felde zu Gericht und hörte die Beschwerden der Lombarden an. Wilhelm von Montferrat, ein mächtiger Herr, der sich fast allein in der Poebene der immer weitergreifenden Macht der Städte zu erwehren wußte, erhob schwere Klagen über den Trotz der Bewohner von Chieri und Asti; über Asti ergoß sich auch der Bischof der Stadt in Beschwerden. Die Consuln von Como, von ihrem Bischof begleitet, und die Consuln von Lodi traten mit den beweglichsten Klagen über die langjährige Tyrannei Mailands vor den Thron des Königs, und auch Pavia, welches schon seit dem Sommer mit den Mailändern in Krieg stand, ergriff die Gelegenheit, um die feindliche Stadt zu verdächtigen. Die sonst so stolzen Mailänder waren kleinmüthig geworden. Wie sie den Bürgern von Lodi erlaubt hatten dem König zu huldigen, so fügten sie sich jetzt seinem Befehle, gegen Pavia die Waffen ruhen zu lassen und die gefangenen Pavesen ihm auszuliefern; ebenso sollte auch Pavia ihm die gefangenen Mailänder übergeben. Ueberdies erboten sich die Mailänder 4000 Mark Silber zu zahlen, wenn sie nur nicht zur Herstellung der von ihnen zerstörten Städte Lodi und Como genöthigt würden. Der König, dessen nächste Absicht war, gegen Chieri und Asti zu ziehen und den Weg durch das Mailänder Gebiet nach den Ticinobrücken zu nehmen, verlangte vor Allem Geleit auf einer guten, zur Verpflegung des Heeres geeigneten Straße und beanspruchte von den beiden Consuln, daß sie selbst die Leitung durch ihr Gebiet übernähmen; die Consuln erklärten sich auch hierzu bereit und blieben beim Könige zurück; sie hofften seinen Unmuth gegen ihre Stadt noch zu besänftigen.

Auch als Gesetzgeber zeigte sich Friedrich gleich damals den Italienern auf dem Roncalischen Felde. Am 5. December erließ er eine Lehnsconstitution, in welcher die Bestimmungen Lothars vom Jahre 1137*)

---

*) Vergl. Bd. IV. S. 126.

verschärft und ihnen zugleich rückwirkende Kraft gegeben wurde. „Denn was an sich rechtswidrig ist," — heißt es in dem Gesetz — „kann durch die Zeit nicht Rechtskraft erhalten". Eine für Deutschland längst gültige Bestimmung, daß Jeder, der von seinem Herrn zum Dienst bei der Krönungsfahrt entboten sei und diesen nicht rechtzeitig leiste, seiner Lehen verlustig gehen solle, wurde jetzt auch auf Italien ausgedehnt.

Am 6. December brach der König mit dem Heere von dem Roncalischen Felde auf und zog westwärts dem Ticino zu. Drei Tage führte der Weg durch im Kriege Mailands gegen Pavia arg verwüstete Gegenden, in welchen man kaum die dürftigsten Lebensmittel fand. Endlich gelangte man bei Landriano an den Lambrello und schlug ein Lager auf; aber den Pferden fehlte es auch hier fast an allem Futter. Die Stimmung wurde gegen die mailändischen Consuln, welchen man beimaß, daß sie absichtlich das Heer in diese Oede geführt hätten, sehr erbittert, und der Zorn der Deutschen übertrug sich auf alle Mailänder. Als in Landriano die gefangenen Mailänder und Pavesen ausgeliefert wurden, ließ der König die Letzteren frei, die Mailänder aber wurden zurückbehalten und hatten Mißhandlungen zu erdulden. Auch den Mailänder Bäckern und Krämern, welche dem Heere gefolgt waren, wurde übel begegnet. Höchst aufgebracht auf die treulosen Städter kam man am folgenden Tage gegen Rosate, eine Burg der Mailänder, in welcher etwa 500 Ritter lagen. Vor der Burg schlug der König ein Lager auf und verweilte daselbst zwei Tage. Das Heer litt Mangel und starke Regengüsse, die plötzlich eintraten, vermehrten seine Leiden. Der König verlangte deshalb von den Mailändern, daß sogleich der ganze Platz geräumt würde, damit er dort Unterkunft und Vorrath für sein Heer finde. In der That zogen schon in der nächsten Nacht alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, bei strömendem Regen ab, und am Morgen des anderen Tages brachen die Deutschen ein, plünderten Alles, was sie vorfanden, und übergaben dann die Burg den Flammen.

Schon schweiften einzelne Reiter Friedrichs bis vor die Thore Mailands; einige Mailänder wurden gefangen und getödtet. In der Stadt, wo man eine Belagerung gefürchtet zu haben scheint, entstanden Tumulte. Man gab den beiden Consuln, die inzwischen nach der Stadt zurückgekehrt waren, Schuld, durch ihre Ungeschicklichkeit alles Unheil veranlaßt zu haben. Das Volk stürmte das Haus des Consuls Girardus; nur mit Mühe wurden weitere Ausschreitungen der Masse

verhindert. Die Behörden der Stadt hielten es für geboten, Nichts unversucht zu lassen, um den Zorn des Königs von der Stadt abzuwenden, und beschlossen deshalb eine neue Gesandtschaft an ihn zu schicken. Friedrich, der eine Belagerung Mailands nicht beabsichtigte, war inzwischen von Rosate nach Abbiate grasso gezogen und hatte dort Nachtquartier genommen. Am folgenden Morgen (15. December) war er mit seinem ganzen Heere über die beiden Holzbrücken gezogen, welche die Mailänder hier über den Fluß geschlagen und befestigt hatten; sobald das deutsche Heer sie überschritten hatte, ließ sie der König zerstören. Nachdem man auf dem rechten Ufer des Ticino die Nacht zugebracht hatte, rückte man in das Gebiet des Grafen von Biandrate ein, wo man jede Unterstützung fand.

Hier erschienen vor dem Könige die mailändischen Gesandten. Sie brachten ihm die Versicherung, daß die Stadt die große ihm versprochene Geldsumme zahlen würde; nur baten sie ihr die Hoheitsrechte über Lodi und Como zu belassen. Der König erwiderte den Gesandten: die Mailänder hätten die ihm gegebenen Zusagen schmählich gebrochen, er habe ihre Ränke kennen gelernt und wolle mit einem so treulosen und wortbrüchigen Volke nichts mehr gemein haben; ihr Geld verschmähe er und befehle ihnen sogleich seine Nähe zu verlassen. Er fügte noch hinzu: sie sollten sich fortan keine Täuschungen mehr über ihn hingeben, kein Abkommen werde er mit ihnen treffen, worin nicht die Herstellung von Lodi und Como gesichert wäre. Als diese Antwort in Mailand bekannt wurde, herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit, aber man konnte sich doch nicht entschließen Lodi und Como freizugeben. Mehrmals noch beschied dann Friedrich die Mailänder vor sein Gericht; als sie nicht erschienen, sprach er nach dem Urtheil der Fürsten wegen der Zerstörung von Como und Lodi über Mailand den Bann aus.

Der König lagerte in dem alten Gebiet der Stadt Novara. Der größte Theil dieses Gebiets war in die Gewalt des Grafen von Biandrate gefallen, eines Bundesfreundes Mailands, freilich von sehr zweifelhafter Treue. Novara selbst war nach der Zerstörung durch Heinrich V.*) von Neuem aufgebaut und mit einer festen Mauer und einem ziemlich hohen Wall umgeben. Die Stadt hatte bisher ihre Selbstständigkeit gegen Mailand behauptet, aber sie war in derselben

---

*) Vergl. Bd. III. S. 804. 870.

nicht minder, wie Pavia, unablässig bedroht. In ihrem Gebiet auf der rechten Seite des Ticino hatten die Mailänder mehrere starke Festen angelegt, um sie als Stützpunkte zu weiteren Angriffen zu benutzen: es waren Galliate auf einer Besitzung des Erzbischofs, Trecate und Torre di Momo. Der König, der Mailand nicht selbst angreifen, aber doch empfindlich züchtigen wollte, beschloß, diese Burgen zu zerstören und entbot dazu die Bürger von Novara und Pavia, welche ihm bereitwillig Hülfe leisteten. Zuerst wurde Galliate angegriffen, genommen und dem Erdboden gleich gemacht. Dasselbe Schicksal traf dann Torre di Momo und Trecate. Mitten in diesem Zerstörungswerk feierte Friedrich das Weihnachtsfest im Lager bei Galliate; die Deutschen jubilirten über ihre kriegerischen Thaten und achteten wenig auf den Jammer der Unglücklichen, die obdachlos umherirrten. Es war in denselben Tagen, daß eine Gesandtschaft Venedigs, an ihrer Spitze der Sohn des Dogen Domenico Mauroceno, vor dem König erschien. Die Freundschaft Venedigs war für Friedrich bei seinen Absichten gegen Sicilien und seinen Verbindungen mit dem griechischen Reiche von größter Bedeutung; er erneuerte die alten Verträge mit der Republik und ihre Grenzen gegen das Reich wurden, um ferneren Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, genau bestimmt.

Die Mailänder glaubten, als sie ihre Burgen brechen sahen, wie ein Zeitgenosse sagt, eine Beute des Todes zu sein. Sie beschlich eine Ahnung, was sie von diesem Könige zu erwarten hatten. Aber sie sahen vorläufig keine Möglichkeit ihm zu begegnen und begnügten sich damit, ihn auf alle Weise zu schmähen. Friedrich ließ sich, nachdem er sein Rachewerk vollführt, nicht abhalten den Weg zu verfolgen, den er sich vorgezeichnet hatte. Er setzte seinen Marsch auf Chieri und Asti durch das Gebiet von Vercelli und Turin fort und scheint auf demselben nirgends einem Widerstand begegnet zu sein. Bei Turin setzte er über den Po und rückte dann gegen Chieri. Ueber diese Stadt sprach er wegen ihrer Unbotmäßigkeit gegen Markgraf Wilhelm die Acht aus; auch über Asti, welches seine Streitigkeiten mit dem Markgrafen nicht durch den König schlichten lassen wollte, wurde die gleiche Strafe verhängt.

Chieri war ein großer, befestigter Platz, aber die Einwohner trauten doch ihren Befestigungen nicht und flüchteten sich beim Anrücken des deutschen Heeres in die benachbarten Berge. Ohne Widerstand zog

der König in die Stadt und fand reiche Vorräthe in derselben. Nach mehrtägigem Aufenthalt verließ er Chieri, welches er als einen Schutthaufen zurückließ, und zog gegen Asti. Auch hier hatten sich die Einwohner geflüchtet und Schutz hinter den Mauern der benachbarten Burg Annone gesucht. Der König zog ungehindert in die verödete Stadt ein. Längere Zeit verweilten die Deutschen in Asti, wo sie manche kostbare Beute fanden; der größte Theil der Stadt wurde bei ihrem Abzuge durch Feuer zerstört (1. Februar). Der König überließ die Ruinen dem Markgrafen, welcher die Thürme und theilweise auch die Mauern abtragen ließ, dann aber die flüchtigen Einwohner zur Rückkehr bewog. Alsbald huldigte Asti dem Könige und wurde wieder zu Gnaden angenommen.

Es konnte kaum anders sein, als daß eine Kriegsführung, die fast nur im Plündern und Zerstören bestand, die Zucht im Heere bedenklich lockerte. Nicht allein, daß Alles gegen den Feind erlaubt schien, auch im Lager kam es häufig zu den wüstesten Raufereien, namentlich unter den jüngeren Kriegsleuten. Noch in Asti hatte deshalb der König auf den Rath der Führer ein strenges Edict gegen derartige Unordnungen erlassen. Alle, hoch und niedrig, mußten beschwören das Schwert nicht im Lager gegen einen Waffenbruder zu ziehen. Der Bruch dieses Lagerfriedens sollte mit Enthauptung oder bei leichteren Fällen mit dem Verlust der Hand bestraft werden. Diese Maßregel erwies sich in der Folge als sehr heilsam, und bald fand das Heer eine Aufgabe zu lösen, der es in der früheren Zuchtlosigkeit kaum gewachsen gewesen wäre.

Auf einem der letzten Abhänge des Apennin nach dem Norden lag die Stadt Tortona; über sie führte die große Straße von Genua und Mailand und sie diente den beiden großen Handelsplätzen als Stapelort. Dadurch war die Stadt ungeachtet ihres beschränkten Gebiets reich geworden. Obwohl ihr Territorium fast ganz von dem Gebiet Pavias umschlossen war, hielt sie doch stets zu Mailand und suchte sich dadurch ihre Selbstständigkeit gegen Pavia zu sichern. Die Pavesen erhoben jetzt vor dem König schwere Klagen über vielfache Unbilden, die sie von der Stadt erlitten. Der König beschied die Bürger von Tortona vor sein Gericht, aber im Vertrauen auf die Unterstützung Mailands leisteten sie weder der ersten noch späteren Vorladungen Folge. Oeffentlich sprach deshalb der König den Bann über die aufrührerische Stadt aus und bedrohte sie, wenn sie in ihrem

Trotz beharre, mit Zerstörung. Aufgestachelt von den Mailändern, verweigerte Tortona auch da noch dem Könige Gehorsam; es rüstete sich zur Abwehr des deutschen Heeres und fand bei Mailand und einigen benachbarten Baronen Unterstützung.

Der König war von Asti in die Markgrafschaft Busco, die Gegenden zwischen Bormida und Scrivia, eingerückt und hatte dort ein Lager bezogen. Da sein Entschluß feststand, den Trotz Tortonas durch die Vernichtung der Stadt zu strafen, schickte er seinen Bruder Konrad, den Herzog Berthold von Zähringen und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seinen Bannerträger, mit einigen Rittern voraus, um das Terrain zu erforschen; diese setzten über die Scrivia und schlugen auf dem anderen Ufer ihre Zelte auf. Ungesäumt folgte ihnen der König mit dem deutschen Heere und einer pavesischen Hülfsschaar, konnte aber nicht über den plötzlich durch Regengüsse angeschwollenen Fluß gelangen und mußte getrennt von ihnen das Lager beziehen. Glücklicher Weise verlief sich das Wasser nach kurzer Zeit, so daß sich der König mit den Seinigen zu verbinden vermochte. Ohne Verzug rückte man dann vor die Stadt, schlug am 13. Februar — es war grade Fastenanfang — dort ein Lager auf und begann die Belagerung.

Der obere Theil der Stadt, die Burg, lag auf einer steilen Klippe, die mit ihren Felsrändern natürliche Bastionen bildete; die zugänglicheren Stellen waren durch Thürme geschützt, unter denen der stärkste, weil aus rothen Backsteinen gebaut, der rothe genannt wurde. Man hieß diesen Thurm, welcher die bedenklichste Stelle deckte und an dem besonders das Schicksal der Burg hing, auch den Thurm des Tarquinius, weil man ihn für ein Werk des letzten Römerkönigs hielt. Abwärts von der Burg, am Südabhange hinab, lag die untere Stadt, die Vorstadt, von einem Bach durchflossen; auch sie durch eine Mauer und viele Thürme geschützt.

Nach drei Tagen wagte Herzog Heinrich mit seinen Sachsen einen Sturm auf die untere Stadt, und es gelang ihm, dieselbe ganz in seine Gewalt zu bekommen. Bis zur Burg vorzudringen, glückte ihm nicht, da das Dunkel einbrach und ein furchtbarer Sturm toste. Die untere Stadt wurde darauf fast völlig zerstört, und in den Trümmern derselben bezogen die Sachsen ein Lager. Die Pavesen lagen in der Ebene nach Norden und Osten, wo die Straßen nach Mailand und Pavia gingen; der

König selbst mit dem übrigen Heere an der Westseite, unmittelbar unter dem Felsen der Burg.

Die Einwohnerschaft Tortonas war in der Burg zusammengedrängt, die außerdem noch hundert Ritter nebst zweihundert Bogenschützen, die dürftige von Mailand gesandte Hülfe, und einige aus der Nachbarschaft herbeigekommene Barone mit ihren Vasallen umschloß; unter den Baronen war auch der Markgraf Opizo Malaspina. Bei der hier eingeschlossenen Menschenmenge brach nach kurzer Zeit Hungersnoth aus, und die gedrückte Stimmung der Belagerten steigerte sich noch dadurch, daß bei der engen Umschließung der Burg an ein Entkommen kaum mehr zu denken war. Aber die Verzweiflung weckte den Muth, und bald sah Friedrich, ein wie schweres Werk er begonnen hatte. Die Maschinen, welche er gegen die Burg brauchte, thaten keine Wirkung. Mehrere Angriffe wurden abgeschlagen. Die Belagerten wagten selbst wiederholentlich Ausfälle, bei denen mehrere Deutsche ihr Leben einbüßten. Aber auch die Belagerten selbst erlitten bei diesen Ausfällen schwere Verluste, namentlich unter ihren mailändischen Bundesgenossen. Einige Italiener, welche in die Hand der Deutschen fielen, ließ der König zum warnenden Beispiel für die Rebellen am Galgen aufknüpfen.

Am empfindlichsten bedrückte die Belagerten der Wassermangel. Seit längerer Zeit hatte es nicht geregnet, und die Brunnen auf der Burg waren versiegt. Fast täglich entbrannten deshalb Kämpfe um einen Brunnen, der in der Tiefe nach dem Lager der Pavesen hin lag. Die Belagerten mußten hier ihr Trinkwasser holen, da der die untere Stadt durchfließende Bach theils von Trümmern verschüttet, theils durch die Sachsen gesperrt war. Der unaufhörlich um jenen Brunnen sich entspinnenden Kämpfen schienen die Pavesen allein nicht gewachsen; der König verstärkte sie deshalb durch Wilhelm von Montferrat und einige andere Barone Italiens, die sich ihm angeschlossen hatten. Aber auch so that man jenen Kämpfen keinen Einhalt, und es blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als das Wasser durch hineingeworfene Leichname und Pechfackeln ungenießbar zu machen.

Was der König sonst unternahm, um den Fall der Burg zu beschleunigen, hatte nur geringen Erfolg. Er ließ Minen gegen den rothen Thurm führen, um seine Fundamente zu unterhöhlen, aber die Belagerten merkten sein Vorhaben, gruben Gegenminen und ver-

eitelten das Unternehmen. Auch der Versuch, ein benachbartes, von den Mailändern besetztes Castell durch einen nächtlichen Ueberfall, bei dem besonders Herzog Berthold und Otto von Wittelsbach thätig waren, einzunehmen, mißglückte völlig. Aufsehen erregte im Lager des Königs das Heldenstück eines Stallknechts. Ungeduldig über die sich hinschleppende Belagerung, wollte er zeigen, wie man der Burg beikommen könne. Nur mit Schild, Schwert und einem kleinen Beil, wie ihn die Leute seines Geschäfts am Sattel trugen, bewaffnet, klomm er die dem rothen Thurm vorliegende Felswand empor. Mit seinem Beile hieb er sich Stufen in das Gestein und stieg so in die Höhe inmitten eines Regens von Geschossen, die von oben und unten geschleudert sich kreuzten. Glücklich gelangte er bis zu dem schon halb zerstörten Thurme und streckte hier einen Rittersmann, auf den er stieß, zur Erde nieder. Dann kehrte er unversehrt zu den Seinen in das Lager zurück. Der König wollte dem kühnen Mann den Rittergürtel ertheilen, aber er wies diese Auszeichnung zurück. Er sei ein niederer Mann, sagte er, und wolle in seinem Stande bleiben. Reich vom Könige beschenkt, kehrte er zu seinen Rossen zurück. Niemand fand sich, welcher den gefährlichen Weg, den er gezeigt hatte, nach ihm betreten wollte, und die Burg blieb unbezwungen.

Schon lag der König sechs Wochen vor Tortona, als die Osterzeit eintrat. Am grünen Donnerstag (24. März) trat wegen des heiligen Festes eine viertägige Waffenruhe ein, und diese Zeit glaubten die Kleriker und Mönche in der Burg zu einem Versuch benutzen zu sollen, das Herz des Königs zur Milde zu stimmen. Am Charfreitage traten sie in feierlichem Zuge unter Vortragung der Kreuze in ihren geistlichen Gewanden aus der Burg und stiegen zu dem Lager des Königs hinab. Sie erbaten Gehör beim Könige, welches ihnen versagt wurde; doch sandte er einige Bischöfe zu ihnen, um ihr Anliegen zu hören. Ihnen stellten die Geistlichen dann ihr eignes unverschuldetes Unglück dar und suchten zugleich Mitleid mit der verzweifelten Lage ihrer Landsleute zu erregen. Die Bischöfe meldeten dem Könige, was sie gehört hatten, und er vernahm es nicht ohne Bewegung. Aber jede Milde schien ihm unzeitig; die Geistlichen mußten in die Burg zurückkehren, ohne etwas für sich und ihre Landsleute erreicht zu haben.

In ähnlicher Weise, wie das Weihnachtsfest, feierte der König auch Ostern inmitten von Ruinen, die er geschaffen hatte. Wenn er

glaubte, daß der Muth der Belagerten schon völlig gebrochen sei, irrte er. Aufs Neue begannen nach Ostern die Kämpfe, aufs Neue wurden die Maschinen in Anwendung gebracht, und noch immer leistete die Burg hartnäckigen Widerstand. Erst in der dritten Woche nach Ostern sahen die Belagerten die Unmöglichkeit ein, den Widerstand fortzusetzen. Hunger und Durst waren nicht mehr zu stillen, Krankheiten brachen aus, und die Hoffnung auf Entsatz war nur zu lange getäuscht worden. Durch den Abt Bruno von dem Kloster Chiaravalle bei Mailand begannen sie endlich mit dem König zu unterhandeln. Der Vertrag wurde auf die Bedingungen abgeschlossen, daß den Belagerten Leben und Freiheit belassen würde, daß alle, Männer und Weiber, mit der Habe abziehen dürften, welche sie zu tragen vermöchten, alles Andere aber dem Könige und seinem Heere verbliebe. Der Abt habe, behaupteten die Mailänder, von dem Könige auch das Versprechen erhalten, daß die Burg nicht zerstört werden solle, aber der König habe dieses Versprechen nicht halten können, weil er schon früher den Pavesen gegen eine Geldsumme die völlige Zerstörung Tortonas zugesagt und sie auf die Erfüllung dieser Zusage gedrungen hätten.

Am 18. April ergab sich Tortona. Die abziehende Bevölkerung bot den traurigsten Anblick; man glaubte Leichname zu sehen, die aus den Gräbern erstanden. Die Schaaren des Königs, des Herzogs und der Pavesen zogen in die Burg. Unter den Gefangenen, die man vorfand, war ein Grieche, welchen Opizo Malaspina aufgegriffen und hier bewahrt hatte; der König gab dem unglücklichen Manne sogleich die Freiheit. Unverzüglich wurde dann mit dem Zerstörungswerk begonnen; die Burg wurde geplündert, in Brand gesteckt und bis auf die Fundamente abgetragen. Noch am 20. April war der König, sein Strafgericht vollstreckend, auf dem Boden Tortonas; darauf verließ er mit den Deutschen den wüsten Platz, auf dem die Pavesen noch acht Tage zurückblieben, um von der verhaßten Stadt keinen Stein auf dem anderen zu lassen.

Man hat sich billig zu verwundern, daß das große und mächtige Mailand während der langen Belagerung nicht seine ganze Macht aufbot, um Tortona zu entsetzen. Es läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß es gleichzeitig die Erhebung Lodis und Comos besorgte und für seine eigene Sicherheit fürchtete. Wenig wollte es besagen, wenn es noch im letzten Augenblicke zweihundert Ritter und eben so viele Fuß-

soldaten sandte, die nicht einmal nach Tortona gelangten, sondern in Sarezzano und der Umgebung liegen bleiben mußten. Aber kaum hatten die Pavesen den Platz Tortonas geräumt, so besetzte diese Schaar die Unglücksstätte und machte bereits am 1. Mai mit der Herstellung der Stadt den Anfang. Schon in den nächsten Wochen kam es dann zwischen Mailand und Pavia über das neue Tortona zu blutigen Kämpfen, in denen Mailand das Uebergewicht zu behaupten wußte.

Friedrich hatte sich von Tortona nach Pavia begeben und feierte dort am Sonntag Cantate (24. April) ein großes Siegesfest; in der Kirche des Erzengels Michael neben dem Palast der alten Langobardenkönige ließ er sich unter dem Frohlocken der Pavesen und seines Heeres zur Feier des Tages die Krone aufsetzen. Drei Tage wurden in Gelagen und Jubel verbracht. Dann zog er mit dem Heere hinab nach Castel nuovo im Gebiete von Piacenza, wo er ein Lager bezog und bis in den Anfang des Mai verweilte. Piacenza war ihm feindlich gesinnt, und die Mailänder hatten zur Vertheidigung der Stadt Mannschaften geschickt. Aber Friedrich, der vor Tortona schon so viele kostbare Zeit verloren hatte, war nicht gewillt sich in eine neue Belagerung einzulassen; er begnügte sich das Gebiet der Stadt zu verwüsten. Uebrigens wetteiferten die Städte und Fürsten Italiens nach der Unterwerfung Tortonas in Dienstwilligkeit gegen den König und schickten ihm die reichsten Geschenke. Nur die Genuesen waren zurückhaltender, als früher. Man forderte sie auf nicht zurück zu bleiben, aber die Consuln erklärten, daß sie nicht eines Hellers Werth mehr dem Könige zahlen würden. Es gab ihnen Selbstvertrauen, daß sie das ganze Gebiet in guten Vertheidigungszustand gesetzt hatten, nach allen Seiten völlig gerüstet waren. Als der König von den Rüstungen Genuas hörte, sandte er Boten an die Consuln mit geheimen Aufträgen. Einer der Consuln ging darauf selbst zum Könige und trat mit ihm in wichtige Berathungen, die unfraglich dem sicilischen Kriege galten; abermals versprach Friedrich der Stadt die glänzendste Zukunft.

Nachdem der König den Po überschritten, zog er, schon von zahlreichen lombardischen Schaaren begleitet, durch die Gebiete von Parma und Modena in das Bolognesische; überall kam man ihm dienstwillig entgegen. Bei Bologna feierte er das Pfingstfest (15. Mai). Er hatte am Reno ein Lager aufgeschlagen, um dem ermüdeten Heere Ruhe zu gönnen. Nach einem neuerdings entdeckten Epos eines Dichters aus

Bergamo, welcher die Kämpfe Friedrichs mit Mailand verherrlicht, ist der König damals zuerst der berühmten Rechtsschule nahe getreten, welche nach einigen Jahren tiefer in seine Politik eingreifen sollte. Wir haben keinen Grund in die Nachrichten jenes Gedichts Zweifel zu setzen und verweilen um so lieber bei ihnen, als sie zeigen, daß Friedrich in jenen Tagen, wo er Italien glaubte nur durch den Schrecken zügeln zu können, doch auch friedlicher Bestrebungen gedachte; es fällt so ein lichter Schein in ein sonst sehr düsteres Bild.

Ganz Bologna, berichtet der Dichter, zog hinaus, um den König zu ehren. Die Bürger brachten ihm Geschenke und sorgten für die Bewirthung seines Heers. Im langen Zuge nahten mit einander auch die Doctoren Bolognas und ihre Schüler, voll brennenden Verlangens den römischen König zu sehen. Gütig nahm sie der König auf und richtete viele Fragen an sie: wie sie in der Stadt sich befänden, warum ihnen gerade dieser Ort besonders gefiele, ob die Bürger ihnen irgendwie beschwerlich fielen, ob sie getreulich die übernommenen Verpflichtungen einhielten, ihnen Liebe erwiesen und sie gastlich behandelten. Ein Doctor übernahm darauf die Antwort und schilderte das glückliche Leben der Scholaren: man suche Bologna auf, da es reich an Lebensbedürfnissen und bequem für die Studirenden sei, es ströme hier der Studien wegen eine große Zahl Lernbegieriger von allen Seiten herbei, sie brächten Gold und Silber, Geld und Gewande hierher, mietheten Häuser sich inmitten der Stadt und kauften Alles mit Ausnahme des Wassers um einen angemessenen Preis, Tag und Nacht lägen sie, so lange sie in der Stadt verweilten, fleißig den Studien ob und die Arbeit wäre ihnen eine Lust; die Bürger erwiesen ihnen vielfache Ehren und seien nur in einem Punkte ihnen bisweilen beschwerlich, daß sie manche zwingen wollten Schulden zu zahlen, welche nicht sie, sondern ihre Nachbarn zu Hause gemacht, und sie zu dem Ende pfändeten; gegen einen solchen Unfug möge der Kaiser sie durch ein Gesetz schützen. Der Kaiser ging darauf mit den Fürsten zu Rath und erließ ein Gesetz zum Schutz der Studirenden, wonach Niemand sie weder während ihres Aufenthalts in der Stadt noch bei der Ankunft oder dem Weggang beunruhigen, auch von keinem Studirenden die Zahlung einer Schuld beanspruchen dürfte, welche einer seiner Nachbarn gemacht habe. Der König bat dann die Bürger, sie möchten die Studirenden in ihrer Stadt in Ehren halten und die Gastlichkeit ihnen gegenüber nicht verletzen.

Einige Tage darauf ließ Friedrich das Lager abbrechen, ging über den Apennin und stieg in das Arnothal hinab. Hier scheint Florenz ihm einigen Widerstand bereitet zu haben, doch konnte derselbe seinen Marsch nicht aufhalten. Von Pisa erschienen in dieser Zeit Gesandte und wurden in ehrenvoller Weise empfangen; der König befahl der seemächtigen Stadt Schiffe gegen den König von Sicilien zu rüsten und stellte auch ihr, wie früher Genua, große Vergünstigungen in Aussicht. Schon vorher war Anselm von Havelberg von Constantinopel zum Könige zurückgekehrt, während Alexander von Gravina dort zurückgeblieben war, um eine Gesandtschaft zu geleiten, welche dem Bischofe nach Italien folgen sollte. Anselm wird gute Kunde gebracht haben; wenn er auch den Bund mit dem Ostreiche nicht zum Abschluß gebracht hatte, muß er doch in den wesentlichen Punkten Uebereinstimmung erreicht haben. Dafür zeugen nicht nur die Maßregeln für den Krieg in Unteritalien, welche der König damals traf, sondern auch die hohen dem Havelberger Bischof bestimmten Auszeichnungen. Der König veranlaßte, daß Anselm durch Wahl des Klerus und des Volks auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben wurde, und ertheilte ihm den Ehrentitel eines Exarchen. Der Erwählte von Ravenna folgte dem gegen Rom ziehenden Heere, um dort vom Papste geweiht zu werden. Höhere Ehren, als einst Norbert zugefallen, hatte sein gelehrter und weltgewandter Schüler der Gunst des Staufers zu danken.

Papst Hadrian IV. und Friedrichs Kaiserkrönung.

Näher und näher rückte der König mit seinem Heere gegen Rom. Am 4. Juni lagerte er beim Castell Tintignano im Thal der Orcia, nur wenige Tagemärsche von der Stadt. Seine Nähe erfüllte die römische Curie halb mit Freude, halb mit Besorgniß. Sie hatte selbst ihn gerufen, und sie erwartete von ihm Hülfe gegen den Sicilier und vor Allem die Unterdrückung des Senats. Aber sie wußte doch auch genug von seinem Ehrgeiz und seinem Stolz, um diesen Bundesgenossen zu fürchten.

Anastasius IV. saß nicht mehr auf dem Stuhle Petri. In den Tagen, als Friedrich auf der Roncalischen Ebene zu Gericht saß, war

er nach kurzem Pontificat gestorben (3. December 1154). Einmüthig hatten die Cardinäle sogleich den Bischof Nicolaus von Albano zu seinem Nachfolger gewählt, und der Erwählte, welcher den Namen Hadrian IV. annahm, war ohne Verzug ordinirt worden.

Der Lebensgang des neuen Papstes war ein sehr wunderbarer gewesen. Er*) stammte von St. Albans in England — der einzige Engländer, der je auf den Stuhl Petri gelangt, — und war aus den dürftigsten Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater war ein armer Kleriker, der später in das Kloster St. Albans eintrat und den schönen, reich begabten Knaben sich selbst überließ. Nicolaus, in der Heimath verlassen und mißachtet, suchte in der Ferne sein Glück. Er zog zunächst nach Frankreich, wußte aber es dort nicht zu finden. Weiter wanderte er dann und kam in die burgundischen Gegenden, wo er zu Arles Gelegenheit zu gründlicheren Studien fand. Folgenreich war es für ihn, daß er in dem Stift St. Rufus bei Valence Aufnahme fand. Man gewährte ihm hier Unterhalt, und er suchte ihn durch willige Dienste zu vergelten. Der anmuthige, kluge und thätige Jüngling gefiel allgemein, so daß man ihn endlich zum Eintritt in das Stift aufforderte. Allmählich erlangte er durch seine Kenntnisse und seine ungewöhnliche Beredsamkeit ein solches Ansehen unter den Brüdern, daß man ihn erst zum Propst, dann zum Abt des Stifts wählte. Aber die durchgreifende Herrschaft des Fremden wurde den Brüdern nach kurzer Zeit lästig; sie begannen Händel mit dem Engländer, verweigerten ihm den Gehorsam und verklagten ihn bei Eugen III. Der Papst nahm sich des Abts, dessen hervorragende Begabung er erkannte, mit allem Eifer an, konnte aber auf die Dauer den Widerstand in St. Rufus nicht brechen und hielt es schließlich für das Beste, den Abt in Rom zu behalten. Er verlieh ihm das Cardinalbisthum Albano und benutzte ihn bald darauf zu einer sehr wichtigen Legation nach dem scandinavischen Norden. Der Zweck derselben war neben dem Erzbisthum Lund eigene Kirchenprovinzen für die norwegischen und schwedischen Bisthümer zu begründen. Im Jahre 1152 trat Nicolaus die Reise an, welche von großen Erfolgen begleitet war. Für Norwegen und die nördlichen Inseln des Oceans bis Island und Grönland gründete er zu Drontheim ein neues Erzbisthum. Zu einer gleichen Schöpfung für Schweden

*) Sein ursprünglicher Name war Brealspear.

brachte er es nicht, doch gelang es ihm auch dort die Kirchen im Sinne Roms fester zu organisiren. Nachdem er für Drontheim noch die Zustimmung des Erzbischofs Eskil von Lund gewonnen, kehrte er gegen Ende des Jahrs 1154 nach Rom zurück. Man feierte ihn als den Apostel des Nordens, der dort die kirchlichen Ordnungen durchgeführt und dem Herrn ein großes Volk gewonnen habe; auch das schlug man ihm hoch an, daß er den Norden zur Zahlung des Peterspfennigs verpflichtet hatte. So groß schien sein Verdienst, daß man ihn, als kurze Zeit darauf der Stuhl Petri erledigt wurde, für den geeigneten Mann hielt, unter den obwaltenden, äußerst schwierigen Verhältnissen das römische Bisthum zu leiten.

Hadrian erschien äußerlich als ein Mann von sanftmüthigem Wesen, zu Aufwallungen der Leidenschaft wenig geneigt. Aber sein Wille war fest und von großer Zähigkeit; vor Allem beherrschte ihn das Verlangen, die höchste Stelle der abendländischen Christenheit, zu der er aus dem Staube emporgestiegen, mit allen Ehren zu bekleiden. Ein Mann, dem so viel geglückt war, mochte der eigenen Kraft wohl trauen, und ohne Zweifel besaß er Eigenschaften, welche ihn zu der Leitung der römischen Kirche vorzugsweise zu befähigen schienen.

Wenn der neue Papst mit den Traditionen und dem Geschäftsgange der Curie weniger bekannt war, so ergänzte ihn nach dieser Seite vortrefflich sein Kanzler Roland, der schon in der letzten Lebenszeit Eugens III. und während des kurzen Pontificats seines Nachfolgers im Wesentlichen die Politik der Curie geleitet hatte. Roland stammte aus Siena; man hat später behauptet, daß er dem vornehmen Geschlecht der Bandinelli entsprossen sei, aber es finden sich nirgends Beweise für eine adlige Herkunft. Durch die ausgezeichneten Kenntnisse, welche er sich in den scholastischen und in den schönen Wissenschaften aneignete, kam er empor. Eine Zeit lang hatte er sogar in Bologna gelehrt und besonders das Kirchenrecht vorgetragen; kanonistische Schriften sind von ihm erhalten und selbst an der berühmten Sammlung des Gratian soll er Antheil haben. Als Diakon und Domherr gehörte er der Kirche zu Pisa an, wo man die Bildung, die Rechtskenntniß und die hervorragende Beredsamkeit Rolands nach Gebühr zu würdigen wußte; doch erkannte Papst Eugen, daß ein solcher Mann nur an der Curie seine rechte Stelle fände. Etwa um dieselbe Zeit, wo Nicolaus in das Cardinalcollegium gezogen wurde, fand auch

Roland in demselben Aufnahme; er wurde zuerst zum Cardinaldiakon der Heiligen Cosmas und Damiani, dann zum Cardinalpriester vom Titel des h. Marcus bestellt, bald auch das Kanzleramt ihm übertragen. Er war erheblich jünger, als der neue Papst, rascher und leidenschaftlicher, aber ihre Anschauungen standen doch in voller Harmonie. Beider Geist bewegte sich ganz in den Ideen Gregors VII.; in dem Regiment der letzten Päpste erschien ihnen Vieles als schwächliche Nachgiebigkeit, und die Noth der römischen Kirche mochten sie zum großen Theile auf Selbstverschuldung jener Päpste zurückführen. Sie glaubten an den Sieg der Kirche, waren aber überzeugt, daß er nur durch unbeirrtes Festhalten an den Principien Gregors VII. gewonnen werden könne.

Die Schwierigkeiten seiner Stellung blieben Hadrian nicht lange verborgen. Er hat später seinem Freunde Johann von Salisbury bekannt: der Stuhl Petri sei mit Stacheln besäet und die päpstliche Krone aus scharfen Dornen geflochten und von erdrückender Schwere, sie glänze wohl, aber nur weil sie eine Feuerkrone sei; er wünsche, daß er nie den Boden Englands verlassen habe oder still im Kloster St. Rufus geblieben sei. In der That war das römische Bisthum trotz der ausschweifenden Vorstellungen, die man von seiner Macht und Herrlichkeit hatte, und trotz alles äußern Glanzes, welcher den Pontifex umstrahlte, damals in der kläglichsten Lage. Mit dem jungen König von Sicilien dauerten die Streitigkeiten fort, welche die letzten Päpste mit seinem Vater geführt hatten. Die Griechen suchten in Italien wieder festen Boden zu gewinnen und bedrohten mehr noch die geistliche Autorität des römischen Bischofs, als seine weltlichen Gerechtsame. Mit dem Senat war ein Scheinfriede geschlossen, welchen die Curie selbst nur so lange zu halten gedachte, als die Noth sie zwang. Vom Senate geschützt, weilte Arnold von Brescia noch in Rom und bestritt in seinen das Volk erhitzenden Reden alle weltliche Macht der Kirche. Schon seit einem Jahrzehnt hatte die Curie Hülfe gegen die sie bedrängenden Feinde von Deutschland erwartet, aber bisher stets vergebens. Als der neue Papst sein Regiment antrat, konnte nur das ihm einige Hoffnung bieten, daß ein deutsches Heer endlich die Alpen überstiegen hatte und in der Lombardei stand. Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung schickte er deshalb an Friedrich Gesandte. Es waren der Cardinalbischof Cencius von Porto und die Cardinalpriester Bernhard und Octavian. Die beiden Letzteren hatten auch zu den

Unterhändlern des zwischen Friedrich und Eugen III. geschlossenen Friedens gehört und waren dem König durch ihre Legationen in Deutschland bekannt. Ihr Auftrag war kein anderer, als die Erneuerung des Friedens in allen seinen Bestimmungen, und sie erlangten dieselbe ohne Schwierigkeiten. Als sich dann durch die Kämpfe um Tortona Friedrichs Anzug gegen Rom verspätete, trieb ihn der Papst immer von Neuem zur Eile.

Sobald König Wilhelm von Sicilien die Wahl des neuen Papstes erfahren hatte, war eine Gesandtschaft mit Friedensanerbietungen von ihm nach Rom abgesendet worden; aber sie hatte dort die schroffste Abweisung gefunden. Im Anfange der Fasten kam Wilhelm selbst nach Salerno, und an seinem Hofe stellte sich hier der römische Cardinal Heinrich ein; er überbrachte ein Schreiben des Papstes, in welchem dem Sicilier sogar der königliche Titel verweigert wurde. Wilhelm gerieth in den heftigsten Zorn, ließ den Legaten nicht vor und beschloß dem Papste mit den Waffen zu antworten. Während er selbst nach Sicilien zurückging, übergab er die Regierung Apuliens seinem Kanzler Asclittin mit dem Auftrag, Benevent zu besetzen und von Campanien aus gegen Rom vorzubringen.

Indessen war es in Rom selbst zu den ärgerlichsten Auftritten gekommen. Arnold von Brescia verweilte, obgleich der Papst gleich nach seinem Regierungsantritt die Ausweisung desselben verlangt hatte, noch immer in der Stadt: ihm und seinem Anhange maß man die Ruhestörungen bei. Als ein angesehener Cardinal, der sich gerade zum Papst begeben wollte, auf der Via sacra überfallen und schwer verwundet wurde, nahm der Papst hiervon Veranlassung, über die eigene Stadt, was noch keiner seiner Vorgänger gewagt hatte, das Interdict zu verhängen. Aller Gottesdienst mußte in Rom, wo sich in der Fastenzeit die Pilger von allen Seiten sammelten, unterbleiben, die Kirchen wurden geschlossen, die Hymnen verstummten. Diese Maßregel wirkte. Als das Osterfest nahte, bestürmten Klerus und Volk den Senat die Aufhebung des Interdicts vom Papst zu erwirken. Am Tage vor dem grünen Donnerstag erschienen darauf die Senatoren vor dem Papste und beschworen vor ihm, wie er es verlangte, daß Arnold und seine Genossen sofort aus der Stadt und ihrem Gebiete entfernt werden sollten, wenn sie sich dem Papste nicht willig unterwerfen wollten. Die Unterwerfung müssen sie verweigert haben; denn noch an demselben Tage

wurden sie aus Rom verwiesen. Das Interdict wurde nun aufgehoben, und unter großem Jubel zog der Papst, der bis dahin die Leostadt nicht zu verlassen gewagt hatte, in feierlicher Procession mit den Cardinälen, begleitet von dem Adel und der Bürgerschaft, am grünen Donnerstag nach dem Lateran, wo er das Osterfest (27. März) mit gewohnter Pracht beging.

Die Freude über diesen Erfolg wurde dem Papste bald getrübt. Der sicilische Kanzler hatte das Beneventanische bis an an die Mauern der Stadt verwüstet und sie dann eng eingeschlossen. Im Mai drang er darauf in die römische Campagna ein. Am 30. Mai wurde Ceperano von dem Heere des Kanzlers in Brand gesteckt. Am 1. Juni stand dasselbe bei Monte S. Giovanni; am 3. Juni ging auch das benachbarte Bauco in Flammen auf. Dem Einbruch der Normannen antwortete der Papst mit dem Banne, den er gegen König Wilhelm schleuderte, und schon rückte das deutsche Heer heran, mit welchem er den verwegenen Vasallen züchtigen und die unbotmäßigen Römer unterwerfen wollte.

So hochwillkommen die Nähe des deutschen Heeres dem Papste war, sah er doch der Begegnung mit König Friedrich nicht ohne Sorge entgegen. Es war ihm zweifelhaft, ob er in ihm die Devotion finden würde, welche er von dem Manne beanspruchte, den er zum Kaiser krönen sollte; überdies scheint er befürchtet zu haben, daß Arnold von Brescia bei dem Könige eine Zuflucht finden könnte. Arnold hatte nämlich, nachdem er aus Rom verjagt war, von dem Bann und den Häschern des Papstes verfolgt, an den Grenzen Tusciens in einem Hospiz der Camaldulenser zu Bricola im Thal der Orcia eine Zuflucht gesucht, war aber hier in die Hände des Cardinaldiakonen Oddo, eines eifrigen und geschickten Werkzeugs der Curie, gefallen. Auch Oddo war aus Brescia gebürtig, aber die beiden Brescianer waren sehr verschiedene Wege gegangen. In der Noth fand Arnold noch einmal unerwartete Hülfe: die benachbarten Visconti von Compagnatico entrissen ihn der Gewalt des Cardinals und brachten ihn auf eine ihrer nahen Besitzungen. Dort lebte er, von seiner Umgebung wie ein Prophet geehrt, noch zu der Zeit, als Friedrichs Heer in das Thal der Orcia hinabstieg.

Der Papst hielt es für gerathen, selbst dem König entgegenzugehen. Schon in der Mitte des Mai verließ er Rom und begab sich nach

Siena, von wo er am 1. Juni drei Cardinäle, Guido vom Titel der h. Potentiana, Johannes vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus und den Diakonen Guido von S. Maria in Porticu an den König absandte, den sie zu St. Quirico fanden. Sie sollten Sicherheiten für den Papst gewinnen, wie sie früher Heinrich V. und Lothar vor der Krönung gegeben hatten, und zugleich die Auslieferung Arnolds fordern. Obwohl Friedrich den gefürchteten Brescianer nicht in Händen hatte, fand er doch sofort Mittel und Wege, um den Wunsch des Papstes zu erfüllen. Er sandte seine Häscher nach den Viscontis aus; einer von diesen wurde ergriffen und ließ, um sich zu lösen, Arnold an den König überliefern. So kam Arnold in Friedrichs Gewalt und aus dieser in die Hand der Cardinäle, welche dem Papst seinen gehaßtesten Gegner zuführten. Wegen ihrer anderen Aufträge erhielten die Cardinäle keinen Bescheid; denn gleichzeitig hatte der König den Erzbischof von Köln und Anselm, den Erwählten von Ravenna, an den Papst gesandt, um die erforderlichen Vereinbarungen zu treffen, und vor der Rückkehr dieser Gesandten meinte er keine Verbindlichkeiten eingehen zu können.

Der Papst wollte dem König bis Orvieto entgegengehen und war bereits bis Viterbo gekommen, als er die Nachricht von jener königlichen Gesandtschaft erhielt. Er besorgte, daß sie ungebührliche Forderungen an ihn stellen werde, und zog sich nach Civita Castellana zurück. Hierhin folgten ihm die Gesandten und eröffneten ihre Aufträge, welche keinen Zweifel ließen, daß der König die günstigsten Absichten für den Papst und die römische Kirche hege. Dennoch glaubte der Papst vor Rückkehr seiner Gesandtschaft keine bindenden Erklärungen geben zu können. Als die königliche Gesandtschaft darauf die Rückkehr antrat, traf sie auf dem Wege die päpstlichen Gesandten, die aus dem königlichen Lager kamen. Sie hielten es für das Beste, sich sofort gemeinsam zum Könige zu begeben, der inzwischen über Aquapendente bis Viterbo gelangt war.

Bei den wichtigen Verhandlungen, die dann im königlichen Lager gepflogen wurden, war auch der Cardinal Octavian thätig, welcher an dem Abschluß des Vertrags zwischen Friedrich und der römischen Curie besonders betheiligt gewesen war, und es ist deshalb schwer zu glauben, daß er auf die Verhandlungen einen verwirrenden Einfluß geübt habe, wie später behauptet wurde. Die Angelegenheiten wurden ganz im

Sinne des Papstes geordnet. Vor dem Könige und seinem ganzen Gefolge in Gegenwart der Cardinäle beschwor ein vornehmer Vasall des Königs in dessen Namen auf das Kreuz und das Evangelium alle die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, und die vollständige Aufrechthaltung des schon früher festgestellten Vertrags. Wir kennen den Inhalt des Eides nur aus einem nicht unverdächtigen Bericht eines Mannes, der später zu den entschiedensten Gegnern Friedrichs gehörte. Wäre diesem Bericht zu trauen, so hätte der König nicht nur dem Papste jede Sicherheit für seine Person, seine Stellung und seine Besitzungen, unbedingten Schutz gegen seine Widersacher und Rächung aller erlittenen Unbilden beschwören lassen, sondern dieselben Zusicherungen, was früher nie geschehen war, auch sämmtlichen Cardinälen gegeben.

Hocherfreut kehrten die Cardinäle zum Papste zurück; ihre Botschaften entfernten alle Bedenken der römischen Curie. Der Papst erklärte sich sofort zur Krönung bereit und wünschte sobald wie möglich eine persönliche Zusammenkunft mit dem König zu haben. Sie erfolgte in den nächsten Tagen. Während der König bis Sutri vorgegangen war und in der Nähe lagerte, hatte sich der Papst am 7. Juni nach Nepi begeben; am folgenden Tage wollten die beiden Häupter der abendländischen Christenheit sich im königlichen Lager begegnen. Der Papst erschien in feierlichem Aufzuge, auf einem Zelter reitend, von allen seinen Cardinälen umgeben; der Erzbischof Arnold und viele andere deutsche Fürsten kamen ihm entgegen und geleiteten ihn in festlicher Weise zum Zelt des Königs. Aber der Papst und die Cardinäle waren sehr überrascht, als der König die Dienste des Marschalls dem Nachfolger Petri verweigerte, weder den Zügel seines Zelters führte, noch ihm den Steigbügel hielt. Alle die früheren Besorgnisse erwachten unter den Cardinälen von Neuem; der Papst selbst war sehr niedergeschlagen. Nachdem er von dem Zelter gestiegen und sich auf einen bereitgestellten Thronsessel niedergelassen, warf sich der König nach dem Herkommen vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und erwartete von ihm den Friedenskuß. Aber der Papst verweigerte ihm denselben und sagte, da der König ihm die Ehren, welche die Vorgänger desselben den Nachfolgern Petri erwiesen, versagt habe, werde er ihn nicht eher zum Friedenskuß zulassen, als bis er Genugthuung empfangen habe. Der König behauptete: er sei zu dem vom Papste beanspruchten Ehrendienst

nicht verpflichtet, war aber einer genauen Untersuchung der Sache nicht entgegen.

Man blieb am folgenden Tage noch an derselben Stelle und verhandelte lange und eingehend über die streitigen Verpflichtungen des Königs. Die Cardinäle traten dafür ein, daß es sich um ein altes Recht des Papstes handle, die deutschen Herren bestritten dies mit Entschiedenheit, und der Streit erhitzte sich so, daß mehrere Cardinäle das Lager verließen. Da aber einige ältere Fürsten und solche Männer, die sich der Zeiten Lothars erinnerten, für die Ansprüche des Papstes sich erklärten und dafür historische Nachweise vorgebracht wurden, einigte man sich endlich zu dem Beschluß, daß der König aus Ehrfurcht vor dem Apostel Petrus und der römischen Kirche gehalten sei dem Papste die Dienste eines Marschalls zu leisten, also den Steigbügel zu halten, und der König fügte sich diesem Beschluß. Am folgenden Tage brach man auf, um an dem kleinen See von Monterosi ein Lager zu beziehen. Der König zog dem Papste voran, und als dieser sich dem Königszelte näherte, ritt er auf einem Umwege ihm entgegen, stieg darauf vom Pferde, führte auf Wurfweite vor den Augen des ganzen Heeres dem päpstlichen Zelter den Zügel und hielt dann dem Papste den Steigbügel. Jetzt nahm der Papst keinen Anstand mehr dem Könige den Friedenskuß und den Segen zu ertheilen.

Vereint und in bestem Einverständniß setzten Beide den Zug gegen Rom fort. Der Papst wurde nicht müde über die Unbilden, welche er von den Römern zu erleiden habe, sich zu beklagen und Friedrich die durch den Vertrag übernommene Verpflichtung, Rom wieder ganz der päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen, in Erinnerung zu bringen. Inzwischen erschien eine Gesandtschaft der Römer selbst, um dem Könige die Bedingungen für seine Aufnahme in der ewigen Stadt zu stellen. Sie verlangten Zusicherungen, daß er gewisse Geldsummen für die Krönung spende, überdies die alten Rechtsgewohnheiten und die Besitzurkunden mit einem dreifachen Eide bestätige. Dies Alles war herkömmlich. Aber wenn Friedrich sich dem Papste gegenüber dem Herkommen gefügt hatte, den Römern glaubte er Gleiches nicht schuldig zu sein: überdies mußten bei den Verpflichtungen, die er gegen den Papst eingegangen war, alle Zusicherungen an die Römer bedenklich erscheinen. Nachdem er mit dem Papst und den Cardinälen Rath gepflogen, wies er entschieden die Forderungen der Römer ab; er

wollte, wie er selbst sagt, die Kaiserkrone nicht kaufen und hielt es nicht seiner Würde entsprechend, sich dem Volke eidlich zu verpflichten. Entrüstet verließ die Gesandtschaft der Römer den König, und es war klar, daß er die Kaiserkrone nur gegen den Willen des römischen Volks gewinnen werde.

Schon standen König und Papst mit dem deutschen Heere am Monte Mario. Die Leostadt war in den Händen des Papstes, aber es schien nöthig, um die Krönungsfeierlichkeiten vor jeder Störung zu sichern, in dieselbe eine starke deutsche Besatzung zu legen. Man bestimmte zu der Krönung den 18. Juni, einen Sonnabend gegen die hergebrachte Sitte, um die Römer irre zu führen, welche die Ceremonie erst zum Sonntag erwarteten. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend führte der Cardinal Octavian durch das kleine Thor zwischen der Engelsburg und St. Peter einen großen Theil des deutschen Heeres in die Leostadt und ließ die ganze Umgebung des Doms durch dasselbe besetzen.

In der ersten Frühe des folgenden Tages brachen dann Papst und König vom Monte Mario auf. Der Papst mit den Cardinälen und den anderen Klerikern zog voran, um den König zu empfangen. Noch vor acht Uhr erschien der König, hoch zu Roß, umgeben von einem glänzenden Gefolge, mit den Rittern, welche er zurückbehalten hatte, an dem Thor der Leostadt und wurde von dem Papste an den Stufen von St. Peter empfangen. Während der König die für die Kaiserkrönung übliche Tracht anlegte, begab sich der Papst nach der nahen Kirche S. Maria in Turri. Hierhin folgte ihm Friedrich und legte vor ihm das herkömmliche Gelöbniß ab: „Ich verspreche und gelobe vor Gott und dem heiligen Petrus, daß ich ein Schutzherr und Vertheidiger der römischen Kirche in allen ihren Angelegenheiten nach allem meinen Wissen und Vermögen unter Gottes Beistand sein werde." Der Papst begab sich darauf nach St. Peter, wohin der König sogleich ihm folgte. Hier wurden die üblichen drei Gebete über Friedrich gesprochen, und es erfolgte dann die Salbung vor dem Grabe des Apostelfürsten. Bei der Messe überreichte der Papst dem Könige Schwert, Scepter und Krone und ertheilte ihm den Segen. Ein so kräftiger Jubelruf erscholl von den deutschen Kriegern, daß man glaubte das Rollen des Donners zu hören. Um die Mittagsstunde war die Ceremonie vollendet, und der Kaiser kehrte, allein auf einem reich-

geschmückten Roß sitzend, sein Gefolge zu Fuß sich ihm anschließend, nach seinem Lager zurück, welches dicht vor der Leostadt auf den Neronischen Wiesen aufgeschlagen war. Der Papst zog sich nach dem Palast neben der Peterskirche zurück.

Die Krönung hatte ohne Wissen der Römer stattgefunden; man hatte die Thore neben der Engelsburg, welche von der Petersbrücke in die Leostadt führten, geschlossen gehalten, um jede Betheiligung des Volks zu verhindern. In vielen Beziehungen erinnerte der Vorgang an jene versteckte Krönungsfeierlichkeiten, durch welche Heinrich V. das kaiserliche Diadem gewonnen*); nur daß Hadrian willig die Hand zu einer Ceremonie bot, zu der sich Paschalis II. nur unter den Schrecken der Gefangenschaft hatte bewegen lassen. Es stand kaum zu erwarten, daß das heißblütige, um seinen Krönungssold betrogene Volk der Römer die ihm bereitete Ueberraschung ruhig hinnehmen würde. Den Ausbruch des Volksunwillens wird Friedrich vorausgesehen und wenig gefürchtet haben. Aber das Unwetter brach früher los, als er und der Papst erwartet hatten.

Sobald das römische Volk Kunde von der Krönung erhalten hatte, drängte es nach der Petersbrücke, sprengte die Thore derselben und ergoß sich durch die Leostadt, welche von dem Kaiser und seinem Heere bereits verlassen war, bis nach St. Peter. Zwei zurückgebliebene Kriegsknechte des Kaisers wurden erschlagen, mehrere Cardinäle mißhandelt und geplündert. Als der Kaiser und das Heer, von der Hitze und den Anstrengungen des Tages völlig erschöpft, sich durch die Genüsse des Mahles zu erquicken suchten, hörte man das Getümmel von St. Peter her, und eilig griff Alles zu den Waffen. Der Kaiser besorgte, daß sich die Menge Gewaltthaten gegen den Papst erlauben könnte, und stürmte mit seinen Rittern voran, um dem Bedrängten zu helfen. Ueber die Mauern, die noch seit den Zeiten Heinrichs IV. in Trümmern lagen, eilte man von allen Seiten nach dem Dom, und es entspann sich alsbald um ihn der hitzigste Kampf. Während die Deutschen die über die Petersbrücke vorgedrungenen Römer zurücktrieben, hatten sie zugleich den Trasteverinern zu begegnen, die von der anderen Seite die Leostadt angriffen. Es war ein wüstes Gemetzel, in welchem sich besonders die Sachsen unter Heinrich dem Löwen den

*) Vergl. Bd. III. S. 820. 821.

Römern furchtbar machten. Erst die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Die Deutschen blieben im Besitz der Leostadt, während die Römer zurückwichen. Die Letzteren sollen gegen tausend der Ihrigen verloren haben, die theils dem Schwerte erlagen, theils im Tiber ertranken, theils in Gefangenschaft fielen. Die Gefangenen, etwa zweihundert, lieferte der Kaiser auf seine dringenden Bitten dem Papste aus, der sie dann dem Präfecten Petrus übergab.

Der Krönungstag war in einen Kampf ausgelaufen, der an jene unseligen Ereignisse erinnerte, welche der mißglückten Krönung Heinrichs V. folgten. Freilich hatten damals die Römer für den mißhandelten Papst die Waffen ergriffen, während sie jetzt den Papst zugleich mit dem Kaiser bekämpften. Hadrian mochte glauben, daß er nun um so eher auf die Unterwerfung Roms durch Waffengewalt zu hoffen habe. Der Aufstand der Stadt schien den Bund zwischen ihm und dem Kaiser nur fester zu ziehen. Gerade damals erhielt Anselm, der sich um diesen Bund die größten Verdienste erworben, den Lohn seiner Dienste: der Papst ordinirte ihn zum Erzbischof von Ravenna und der Kaiser ertheilte ihm ein großes Privilegium für das Kloster S. Maria in Portu.

Um dieselbe Zeit fand Arnold von Brescia, das unglückliche Opfer jenes Bundes, sein Ende. Von dem Präfecten verurtheilt, wurde der Mann, welcher den Bann von vier Päpsten getragen hatte, zum Galgen geführt. In dem bereits erwähnten, neuentdeckten Gedicht über Friedrichs Kämpfe mit Mailand finden sich Nachrichten über Arnolds Ende, die vielleicht um so mehr Glauben verdienen, als sie von einem Bergamasken herrühren, welcher dem Propheten nicht fern gestanden zu haben scheint, aber nicht zu seinen Anhängern gehörte. Als Arnold, sagt er, die Rüstungen zu seiner Hinrichtung sah und ihm der Strick um den Hals gelegt werden sollte, fragte man ihn, ob er von seiner Irrlehre ablassen und seine Sünden bekennen wolle; er aber antwortete unerschrocken und voll Selbstvertrauen: seine Lehre halte er für heilsam und werde für seine Reden, die weder unvernünftig noch schädlich seien, den Tod nicht scheuen, nur bitte er um eine kurze Frist, denn er wolle Christus seine Sünden bekennen. Darauf beugte er seine Kniee, erhob die Augen und Hände zum Himmel und seufzte aus tiefster Brust; ohne Worte empfahl er Gott seine Seele. Ruhig überließ er dann den Henkern seinen Leib. Nicht ohne Thränen

verrichteten sie ihr trauriges Geschäft. Den Leichnam übergab man den Flammen und streute seine Asche in die Tiber; denn man fürchtete, daß noch diese Asche Gegenstand der Verehrung sein könnte*). Es ist dieses Blutgericht schon damals der römischen Kirche zum Vorwurf gemacht worden, und sie hat alle Schuld auf den Präfecten zu wälzen gesucht. So vergeblich dieses Bemühen ist, so wenig wird sich auch die Mitschuld Friedrichs bestreiten lassen. Jener Dichter von Bergamo sagt: der Kaiser solle die That bereut haben, nur zu spät; nirgends aber finden sich sichere Spuren einer solchen Reue.

Friedrich hatte einen Sieg über die Römer davon getragen, jedoch dieser Sieg bot ihm keinen Gewinn. Viel fehlte daran, daß die Ueberwundenen sich ihm, wie einst Konrad II. unterworfen hätten. Die alte Stadt blieb ihm gesperrt, und er hat sie auch in der Folge niemals betreten. Aber nicht einmal in der Leostadt konnte er sich behaupten. Der Mangel an Lebensmitteln und die heiße Jahreszeit nöthigten ihn schon am folgenden Tage mit dem Heere die Nähe Roms zu verlassen. Der Papst begleitete das deutsche Heer, und auch er ist Jahr und Tag von St. Peter und dem Lateran ausgeschlossen gewesen.

Vereint zogen Kaiser und Papst durch die Ebene am Tiber den Soracte vorüber zur Furt von Magliano, wo sie den Fluß überschritten. Ihr Weg ging weiter durch die Sabina, wo sie das Kloster Farfa und St. Polo berührten. Am Vorabend vor dem Peter-Paulstage lagerten sie an der Lucanischen Brücke unterhalb Tivoli am Anio, an einem Orte traurigsten Andenkens in der Geschichte des Papstthums**). Jetzt begingen Kaiser und Papst hier ein Bundesfest. Große Festlichkeiten verherrlichten den Tag der Apostelfürsten (29. Juni); bei der Messe erschienen die beiden Häupter der Christenheit in ihren Kronen. Beide schienen damals nur das Gleiche zu wünschen und zu wollen. Der Papst sprach Alle, die im Kampfe gegen die Römer Blut vergossen

*) Der Todestag Arnolds ist unbekannt, ebenso der Ort seiner Hinrichtung. Man hat sich darin gefallen, ihn in oder vor Rom sterben zu lassen. Aber die Ereignisse des 18. Juni 1155 lassen dort nicht noch zu einem Blutgericht Platz, und die Klugheit rieth mehr zu einer Beseitigung des gefährlichen Mannes in der Verborgenheit. Vielleicht erfolgte die Hinrichtung in Civita Castellana, wo der Präfect Besitzungen hatte. Daß Kaiser oder Papst zugegen waren, wird nirgends gesagt und ist an sich unwahrscheinlich.

**) Vergl. Bd. III. 817. 818.

hatten, von Schuld frei; denn wer im Dienste des Kaisers für das Wohl des Reichs Jemanden tödte, sei nicht ein Mörder, sondern nur ein Rächer des Unrechts. Als die Bürger von Tivoli ihre Stadt dem Kaiser unterwarfen, der Papst aber, dem sie kurz zuvor gehuldigt hatten, sein älteres Anrecht geltend machte, überließ der Kaiser seinem Bundesgenossen willig die Stadt und behielt sich nur im Allgemeinen die kaiserlichen Hoheitsrechte vor. Von dem Gebiete von Tivoli begaben sich dann Kaiser und Papst in das Albanergebirge, wo sie mit einander zu Tusculum und Albano bis gegen die Mitte des Juli verweilten.

Die Städte rings um Rom waren in der Gewalt des Kaisers und des Papstes, die Burgen des Adels in der Campagna meist zerstört: aber vergebens erwartete man, daß die Bürgerschaft Roms sich fügsam erweisen würde. Es schien, wenn man sie demüthigen wollte, nichts Anderes übrig zu bleiben, als ein Angriff auf die Stadt, zu welchem aber die Streitkräfte des Kaisers kaum ausreichten. Ueberdies hatte man einen Einfall in die Länder des Siciliers in Aussicht genommen, und die Verhältnisse lagen für einen solchen sehr günstig. Der Kanzler Asclittin war beim Anrücken des deutschen Heeres aus dem römischen Gebiet zurückgewichen und inzwischen unter den Baronen Apuliens ein Aufstand ausgebrochen, welcher das sicilische Heer auch die Belagerung Benevents aufzugeben nöthigte. Kein Geringerer stand an der Spitze des Aufstandes als Robert von Bassavilla, der Vetter des jungen Königs. Gleichzeitig drangen der Fürst Robert von Capua, der Graf Andreas von Rupecanina, der Graf Richard von Aquila und andere Flüchtlinge in Apulien und Campanien ein, wo sie sich ohne Widerstand ihrer früheren Besitzungen, Städte und Burgen bemächtigten. Der Kaiser stand mit diesen Aufständigen in Verbindung; er ordnete eine Gesandtschaft an sie ab, an deren Spitze der tuscische Graf Guido Guerra stand. Man glaubte, daß er selbst mit dem Heere alsbald dieser Gesandtschaft folgen werde.

Der Papst drang auf den Zug gegen den excommunicirten König von Sicilien; Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Hermann von Konstanz und Andere riethen zu demselben, und auch der König selbst hätte gern seine Waffen nach Unteritalien getragen. Allein das Heer verlangte stürmisch nach Rückkehr. Fieber waren in demselben ausgebrochen und hatten manche Verluste herbeigeführt; in der Julihitze war die Sehnsucht nach dem frischeren Norden allgemein. So

wenig wie zu einem neuen Unternehmen gegen Rom, waren die deutschen Krieger zu einem Kriege im südlichen Italien zu bewegen. Nothgedrungen gab der Kaiser den Vorstellungen der Seinen nach. Mochte er den Wünschen des Papstes damit nicht entsprechen, gegen den Wortlaut des Vertrags fehlte er nicht, wenn er jetzt den Kampf gegen Rom und den Sicilier aufgab; denn er hatte weder Frieden noch Waffenstillstand mit den Römern und dem König von Sicilien geschlossen und sich um die Unterwerfung Roms nach seinen Kräften bemüht.

Wenn sich die Aussichten, welche der Papst an die Kaiserkrönung geknüpft, nicht erfüllt hatten, so suchte Friedrich ihn damit zu begütigen, daß er mit größerer Streitmacht in Bälde zurückzukehren versprach, um dann seine Pflichten gegen die römische Kirche nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Beide schieden äußerlich als Freunde, aber der Papst trennte sich doch nicht ohne bittere Empfindungen von dem Kaiser, den er gekrönt und der ihm nicht seine Feinde unterworfen hatte. Die geistlichen Fürsten, die sich besonders um den Kriegszug verdient gemacht hatten, erhielten von ihm große Gnadenerweisungen; Keiner größere, als der Erzbischof Hillin von Trier, welchem die Stellung eines stehenden apostolischen Legaten in Deutschland, wie sie sein Vorgänger gehabt hatte, übertragen wurde. Bei Tivoli — bis hierhin hatte er den Kaiser begleitet — trennte sich Hadrian von den Deutschen. Der Kaiser zog mit seinem Heere in das kühle Thal der Nera, wo er seinen Kriegern einige Tage der Erholung gönnte.

Die Rückkehr des Kaisers.

So erschöpft das deutsche Heer war, mußte es doch auf seiner Rückkehr alsbald noch einen neuen Kampf bestehen. Wie in allen anderen Gegenden Italiens, ließ Friedrich auch in dem Herzogthum Spoleto, als er in dasselbe einrückte, von den Städten das Fodrum einziehen. Dabei reizte Spoleto, die Hauptstadt, seinen Zorn. Sie sollte 800 Pfund zahlen, erlegte aber die Summe nicht vollständig und zum Theil in falscher Münze. Noch mehr erbitterte den Kaiser gegen die Spoletaner, daß sie den Grafen Guido Guerra und dessen Mitgesandte bei der Rückkehr aus Apulien gefangen genommen und auf seinen

Befehl ihm nicht ausgeliefert hatten. Der König glaubte es deshalb seiner Ehre schuldig zu sein, die trotzigen Spoletaner zu züchtigen.

Spoleto, auf einer ziemlich steilen Höhe belegen, war sehr stark befestigt; die Stadt zählte fast hundert Thürme. Als die Bürger die Absicht des Kaisers, ihre Stadt anzugreifen, erkannten, zogen sie mit Schleuderern und Bogenschützen hinaus und begannen selbst den Kampf. Der Kaiser sagte: „Das scheint mir ein Spiel mit Knaben, nicht ein Kampf mit Männern", und führte seine Schaaren den Städtern entgegen. Bald wichen die Spoletaner zurück und suchten hinter den Mauern der Stadt Zuflucht. Aber mit ihnen zugleich drangen auch die Deutschen ein. Der Kaiser selbst nahm an dem Kampfe den lebhaftesten Antheil; namentlich bei der Erstürmung des höheren Stadttheils, wo die Burg lag, that er es Allen zuvor und setzte sich den größten Gefahren aus. Der 27. Juli war der Unglückstag, an den man in Spoleto lange gedacht hat. In der Frühe des Tages begann der Kampf und war bald nach der Mittagsstunde beendet; sogleich wurde dann die Stadt geplündert und mit Feuer zerstört. Halbnackt flohen die Einwohner, die sich retten konnten, auf einen benachbarten Berg. Der Kaiser blieb die Nacht über auf den Ruinen Spoletos. Am anderen Tage verließ er sie wegen der durch die Leichname verpesteten Luft, verweilte aber noch zwei Tage in der Umgegend, um die reiche Stadt in Muße auszuplündern. Eine große Menge von Gefangenen waren in die Hände der Deutschen gefallen; der Kaiser entließ die Weiber und Kinder, die Männer führte er mit sich fort, gab sie aber später gegen ein Lösegeld frei und erlaubte ihnen ihre Stadt wieder aufzubauen.

So hatte Spoleto dasselbe Schicksal gefunden, wie Chieri, Asti und Tortona. Friedrich endete in Italien, wie er begonnen hatte, mit der Zerstörung der Städte, die seinem Gebot widerstrebten. Wenn Mailand und Rom einem ähnlichen Schicksal entgangen waren, so lag es weniger in seinem Willen, als in seinen unzureichenden Streitkräften.

Von Spoleto zog Friedrich an die Küste des adriatischen Meeres, und hier begegnete ihm in der Nähe von Ancona die verheißene griechische Gesandtschaft. An ihrer Spitze standen Michael Paläologus, ein sehr vornehmer, dem Kaiser Manuel selbst verwandter Mann, und Johannes Ducas; begleitet war sie von Alexander von Gravina, dem

eigenen Unterhändler Friedrichs. Die griechischen Gesandten brachten dem Kaiser kostbare Geschenke; man war in Constantinopel entschlossen die schöne Nichte Kaiser Manuels Friedrich zur Ehe zu geben und den engsten Bund mit ihm zu schließen. Die Gesandten boten ihm unermeßliches Geld, wenn er mit seinem Heere sogleich nach Apulien umwenden wolle, um der Herrschaft des Königs Wilhelm, des Feindes beider Reiche, ein schnelles Ende zu bereiten. Es war eine griechische Flotte in der Nähe, und bei dem Aufstand Apuliens schien ein schneller Angriff auf den Sicilier fast ein sicherer Sieg. In der That war der Kaiser bereit auf die Anerbietungen der Griechen einzugehen. Er verhandelte mehrere Tage mit ihnen und zugleich mit den deutschen Fürsten. Er wandte alle Mühe an, um diese für seine Absichten zu gewinnen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das Siechthum hatte sich im Heere nur weiter gesteigert, die Sehnsucht nach der Heimat war unüberwindlich. Nicht ohne Bitterkeit des Herzens fügte er sich in den Willen der Fürsten und gab einen Kriegszug auf, von dem er sich glänzenden Ruhm und große Vortheile versprach.

Unter diesen Umständen konnte auch eine Gesandtschaft des Robert von Bassavilla, welche Friedrich die verlockendsten Aussichten eröffnete, wenn er nach Apulien käme, nur eine abweisende Antwort erhalten. Aber Alexander von Gravina benutzte dieselbe, um Paläologus und Robert in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Griechen wandten sich alsbald mit ihrem Heere und ihrem Gelde den apulischen Aufständigen zu. Sie verbreiteten Briefe Friedrichs, in deren Besitz sie auf uns unbekannte Weise gelangt waren, und diese Briefe erweckten den Glauben, daß sie in völligem Einverständniß mit Friedrich handelten*). Und doch war es nicht einmal zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen den beiden Kaisern gekommen. Das Hinderniß mag besonders darin gelegen haben, daß die Griechen Abtretungen in Apulien verlangten, welche Friedrich ihnen weder zugestehen wollte noch nach seinem Vertrag mit dem Papste gewähren konnte. Nothgedrungen mußte er sich jetzt von den Griechen trennen, doch war es dabei keineswegs seine Absicht, das freundschaftliche Verhältniß mit Constantinopel

*) Die Schreiben scheinen für den Fall vorbereitet gewesen zu sein, daß Friedrich die Fürsten für den Kriegszug gewönne; vielleicht waren sie von den Spoletanern dem Grafen Guido Guerra abgenommen worden.

völlig zu lösen. Gerade damals sandte er Wibald von Stablo als Gesandten an Kaiser Manuel, und kein anderer Mann war geeigneter, die guten Beziehungen zu erhalten, die seit Jahrzehnten zwischen den beiden Kaiserreichen bestanden.

Sobald feststand, daß der Krieg gegen Sicilien nicht unternommen werde, löste noch bei Ancona Friedrich sein Heer auf. Mehrere Fürsten, wie der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Bamberg, Herzog Heinrich von Kärnthen, Markgraf Ottokar von Steiermark und Graf Berthold von Andechs schifften sich mit ihren Leuten sogleich ein und kehrten über Venedig nach Hause zurück. Die Schaaren aus Burgund und dem oberen Lothringen suchten auf dem kürzesten Wege den St. Bernhard zu erreichen. Ein Theil des Heeres und mit ihm Erzbischof Arnold von Köln, die Bischöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Konstanz, Ortlieb von Basel und Konrad von Worms, der Abt Markward von Fulda, die Herzoge Heinrich von Sachsen und Berthold von Zähringen, Pfalzgraf Otto, die Grafen Udalrich von Lenzburg und Gozwin von Falkenberg blieben bei dem Kaiser, der seinen Weg zunächst durch die Gebiete von Sinigaglia und Fano nahm. Am 25. August stellte er im Lager bei Faenza den Pisanern eine Urkunde aus. Sie hatten sich ihm zu Diensten gegen König Wilhelm erboten; er bedurfte dieser Dienste jetzt nicht mehr, aber er war ihrer Treue eingedenk. Hinter Imola ging er über den Apennin und zog durch das Gebiet von Bologna an den Po, den er auf einer Schiffsbrücke überschritt. Um den 1. September erreichte er wieder das Veronesische; am linken Po-ufer bei Ceneselli eine Tagfahrt haltend, entzog er den Mailändern wegen ihres fortdauernden Ungehorsams nach dem Urtheil der Fürsten Münze, Zoll, Gerichtsbarkeit und alle Regalien, das Münzrecht derselben verlieh er ihren alten Feinden, den reichsgetreuen Cremonesen. Durch Schreiben an die Consuln und Bürgerschaften der lombardischen Städte, namentlich an Mantua, Brescia und Bergamo, machte er diese Maßregeln bekannt und verbot die Annahme der Mailänder Münzen. Wie sein erstes Auftreten in Italien durch Feindseligkeiten gegen Mailand bezeichnet war, so verließ er mit solchen auch jetzt den Boden der Halbinsel.

Als er gegen Verona kam, hatte die Bürgerschaft etwas oberhalb der Stadt nach altem Brauch eine Brücke über die Etsch geschlagen, damit hier das Heer, ohne die Stadt selbst zu berühren, übersetzen

könne. Aber die Brücke war, angeblich auf Anstiften der Mailänder, so schwach gezimmert, daß sie unter der Wucht der Kriegsschaaren, wie man annahm, zusammenbrechen müßte; überdies wurden gewaltige Balkenmassen den Fluß herunter geflößt, deren Anprall den Zusammensturz der Brücke beschleunigen sollte. Dennoch kam der Kaiser mit den Seinen glücklich hinüber, und die Brücke brach erst zusammen, nachdem auch einige Veroneser dieselbe passirt und die kaiserlichen Schaaren im Rücken angegriffen hatten. Ihr Angriff wurde nun leicht zurückgewiesen, sie geriethen sämmtlich in die Hände der Deutschen und büßten den Verrath mit dem Tode. Der Kaiser war einer großen Gefahr entgangen, aber sollte sogleich eine noch größere zu bestehen haben.

Sehr erschöpft bezog Friedrich nicht weit von der Brücke das Nachtquartier, während der Vortrab des kleinen Heeres noch vor Einbruch des Dunkels die Klause bei Volargna passirte. Die Burg, welche hier auf steiler Höhe den schmalen Weg an dem tosenden Fluß beherrschte, hielt Alberich, ein vornehmer Veronese, mit einer Schaar von zusammengelaufenen Leuten besetzt; es war seine Absicht, sich von dem Kaiser und seinem Heere ein hohes Lösegeld zu erpressen. Den Vortrab hatte er unbelästigt gelassen, um den Kaiser zu täuschen; als aber dieser selbst mit den Seinen am anderen Tage durch die Engen ziehen wollte, sperrte ein Hagel von Steinen ihnen den Weg. Beim Kaiser waren zwei veronesische Ritter, Garzaban und Isaak; er sandte diese an Alberich, um ihn von seinem feindlichen Verfahren abzubringen. Aber alle Verhandlungen waren erfolglos. Alberich verlangte für den freien Durchzug des Heeres von jedem Ritter einen Harnisch und ein Pferd, vom Kaiser überdies eine große Geldsumme. Auf solche Bedingungen, welche dem Kaiser ehrverletzend schienen, wollte er nicht eingehen, und er beschloß um jeden Preis Alberich und die Burg in seine Gewalt zu bringen. Garzaban und Isaak erklärten dies aber nur dann für möglich, wenn ein steiler Fels oberhalb der Burg besetzt werden könne.

Dieses Wagniß auszuführen, entschlossen sich des Kaisers Bannerträger Otto von Wittelsbach mit 200 erlesenen Jünglingen, und es gelang ihnen wirklich unter großen Gefahren, die Höhe zu erklimmen. Dort angekommen, ließ Otto das kaiserliche Banner wehen; mit Freudengeschrei begrüßten dasselbe die Deutschen unten am Paß und

stürmten sogleich zu Alberichs Burg hinan. Alberich und seine Genossen erkannten ihre verzweifelte Lage und stoben in wilder Flucht auseinander. Die Meisten stürzten dabei die Felsen hinab und fanden so ihren Tod; Andere fielen unter den Schwertern der Deutschen. Alberich selbst wurde mit zwölf seiner Genossen, fast alle vom Ritterstande, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Unter ihnen war ein armer französischer Ritter, der sich nur, um sein Leben zu fristen, der Schaar angeschlossen hatte; ihm schenkte der Kaiser auf seine jämmerlichen Bitten das Leben, doch mußte er den Henker seiner Genossen machen. Die Leichen der von den Abhängen Herabgestürzten wurden am Wege aufgehäuft; es sollen deren 500 gewesen sein. Das nächste Nachtlager hielt der Kaiser bereits im Gebiet von Trient.

Am 7. September bestätigte Friedrich zu Trient dem Bischof von Lüttich die Privilegien seines Bisthums. Er nahm darauf über Bozen, schon damals durch seine Weine bekannt, und über Brixen den Weg auf den Brenner; er überstieg den Paß in der Mitte des September, und wandte sich sodann dem Lechthal zu. Am 20. September war er zu Peiting, der alten Welfenburg unweit des rechten Lechufers; er traf hier mit seinem Oheim Welf und mehreren schwäbischen Herren zusammen. Von dort nahm er nach Augsburg seinen Weg. Wenig mehr, als ein Jahr war verflossen, seitdem er von hier die Romfahrt angetreten hatte.

Friedrich rühmte sich großer Erfolge in Italien. „Niemals", schrieb er, „sei vorher mit einem so kleinen Heere ein so großer Sieg gewonnen". Und in der That bezeugten die Ruinen der zerstörten Städte, daß er die Waffen glücklich geführt hatte. Auch mußte er bei den Vorstellungen, die er von seinem Beruf hegte, es als einen unschätzbaren Gewinn ansehen, daß ihm die Kaiserkrone, welche sein Oheim nie erlangt, schon nach wenigen Jahren zugefallen war.

Augenscheinlich war es Friedrich mit der Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Italien voller und ganzer Ernst. Aber viel fehlte daran, daß er eine durchgreifende Gewalt bereits dort begründet hatte. Allerdings hatten viele Barone der Lombardei und mächtige Städte, wie Pavia, Bergamo und Cremona sich ihm aus Haß gegen Mailand auf das Engste angeschlossen; mit stürmischer Leidenschaft drängten sie

sich an seine Seite. Aber um so erbitterter war der Haß Mailands, und Mailand war doch die erste Stadt der Lombardei mit einer über die Pogegenden weithin verbreiteten Clientel. Noch hatte der Kaiser den Boden Italiens nicht verlassen, als Mailand und Pavia aufs Neue sich bekriegten und Tortona wieder aus dem Schutte erstand. Schon fiel Mailand über Novara, Lodi, Como und Bergamo her, um sie für den Anschluß an den Kaiser zu strafen, und fand bei Piacenza, bald auch bei Brescia Unterstützung. So war Friedrichs Autorität in der Lombardei wieder in Frage gestellt, und noch übler sah es mit derselben in den anderen Theilen der Halbinsel aus.

Als der Bundesgenosse des Papstes, welcher die Unterwerfung Roms und einen Angriff auf Sicilien von ihm erwartete, war Friedrich nach Italien gekommen. Da er aber die römische Bürgerschaft dem Papste nicht wieder hatte unterwerfen können und den Krieg gegen Sicilien ganz aufgeben mußte, sah sich der Papst in allen seinen Erwartungen getäuscht, und der Kaiser konnte sich kaum verhehlen, daß auf die Bundestreue des Nachfolgers Petri nicht mehr sicher zu rechnen war. Noch weniger durfte er den Griechen trauen, die um jeden Preis auf dem Boden Italiens wieder festen Fuß fassen wollten. Hatte er ihnen dazu nicht Hülfe geboten, so unternahmen sie die Eroberung jetzt auf eigene Hand. Etwa zu derselben Zeit, wo er nach Deutschland zurückkehrte, brachten sie durch einige glückliche Waffenthaten und durch die Briefe Friedrichs, welche in ihren Händen waren, fast ganz Apulien — Gegenden, die noch Kaiser Lothar erobert und für das abendländische Reich beansprucht hatte, — in ihre Gewalt, um sie dauernd wieder mit dem morgenländischen Reiche zu verbinden.

Friedrich hatte den Versuch gemacht, die deutsche Herrschaft in Italien herzustellen. Einzelne Resultate waren gewonnen, aber noch schien keines gesichert. Sollte dies geschehen, so mußte er in kurzer Frist zurückkehren. Das verlangten seine Freunde in der Halbinsel, und vor Allem war es sein eigener Wunsch. Denn auf halbem Wege stehen zu bleiben widersprach seiner ganzen Natur.

3.

Wachsendes Ansehen Friedrichs I. im Reiche.

Sorge für den Landfrieden in Deutschland.

Die Abwesenheit des Königs und derer, die ihm am nächsten standen, hatte sich in den deutschen Ländern sehr fühlbar gemacht. Fehden entbrannten an vielen Orten, die Straßen wurden durch Räuber und Wegelagerer unsicher, der Handel litt durch willkürliche Zollerpressungen. Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit herrschte, wie in den unglücklichen Zeiten König Konrads.

Erzbischof Hartwich von Bremen und Bischof Udalrich von Halberstadt hatten sich ohne Wissen des Königs der Romfahrt entzogen; ohne Zweifel, weil sie die Zeit, wo Heinrich der Löwe in Italien kämpfte, benutzen wollten, um ihm, ihrem Bedränger, empfindliche Verluste beizubringen. Wenn ihnen auch auf dem Roncalischen Felde ihre Lehen abgesprochen waren, so hatte dies doch zunächst für sie keine empfindlichen Folgen; wichtiger war, daß sie zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Macht Heinrichs Vorbereitungen trafen. Hartwich setzte seine Burgen zu Bremervörde, Freiburg und Harburg in wehrhaften Zustand; zugleich trat er mit anderen Gegnern des Königs und des Herzogs in Verbindung. Im Böhmerwalde hatten mehrere ostsächsische Große mit bairischen Herren eine Zusammenkunft, wegen einer Verschwörung, wie es hieß, die nur gegen den König und Herzog gerichtet sein konnte. Auch Hartwich nahm an dieser Versammlung Theil; als er dann nach Bremen zurückkehren wollte, sperrten ihm die Leute des Herzogs den Weg, und etwa ein Jahr mußte er außerhalb seines Bisthums verbleiben; die Tage seiner unfreiwilligen Verbannung scheint er besonders in Merseburg verlebt zu haben. So scheiterte Hartwichs Unternehmen, und auch von einem Vorgehen seiner Genossen ist nicht weiter die Rede.

Man hat geglaubt, daß zu jenen Verschworenen auch Albrecht der Bär und Heinrich Jasomirgott gehörten, obwohl bestimmte Beweise dafür fehlen. Aber gewiß wird Albrecht der Bär die Zeit nicht ungenützt gelassen haben, um die ihm so bedrohliche Macht Heinrichs des Löwen in Sachsen nach Kräften zu untergraben, und der Babenberger

mußte in der letzten ihm gegebenen Frist Alles aufbieten, um die Herstellung des Welfen in Baiern wo möglich zu vereiteln. Wir wissen, daß der Landfriede in Baiern bei der unsichern Stellung des Herzogs schwer erschüttert war, und wenig anders war es in Sachsen, wo die zähringische Clementia, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, das Regiment führte. Auch auf beiden Seiten des Niederrheins, wo Arnold von Köln mit so vieler Sorgfalt die Herstellung besserer Zustände angebahnt hatte, führte die lange Abwesenheit des Erzbischofs zu den alten Zuständen zurück.

Am traurigsten sah es am Mittelrheine aus. Der Erzbischof Arnold von Mainz hatte durch seinen reformatorischen Eifer nicht nur seinen Klerus, den er mit rücksichtsloser Strenge von allen bedenklichen Elementen zu säubern suchte, sondern auch die mächtigen Vasallen und die Ministerialen, da er seine lehnsherrlichen Rechte ihnen gegenüber in aller Schärfe zur Geltung brachte, aufs Höchste erbittert. Viele derselben verbanden sich deshalb zu gemeinsamem Widerstand. An der Spitze der Vasallen stand Hermann von Stahleck, der Pfalzgraf am Rhein; ihm schlossen sich die Grafen von Leiningen, Sponheim, Katzenellenbogen, Kirberg, Dietz und Andere an; die aufsässigen Ministerialen führte der Mainzer Meingot, ein alter Gegner des Erzbischofs und seines Geschlechts. Der Pfalzgraf schritt alsbald zu den äußersten Gewaltthaten; er zerstörte die Burgen des Erzstifts, verwüstete die Güter und nahm sie in Beschlag, plünderte die Kirchen und Klöster und schleppte die Leute des Erzbischofs als Gefangene fort. Er und seine Genossen suchten dabei die Meinung zu verbreiten, daß sie im Auftrage des Kaisers handelten, was bei dem verwandtschaftlichen Verhältniß des Pfalzgrafen zu Friedrich leicht Glauben finden konnte. Arnold bemühte sich in seiner Bedrängniß zuerst um einen Ausgleich, aber vergeblich. Darauf schritt er zu gewagten Maßregeln: er berief die Aufständigen vor sein Gericht; als sie nicht erschienen, sprach er den Bann über sie aus und suchte nun der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Er enthielt sich nicht tiefer Eingriffe in das Kirchengut und machte selbst einen Theil des gepriesenen Bennakreuzes zu Geld, um eine Streitmacht zu gewinnen. Die Grafen Ludwig von Lohim, Wilhelm von Gleiberg und Andere traten für ihn in die Waffen, aber im Kampfe zeigten sich die Erzbischöflichen dem Pfalzgraf und seinem Anhange nicht gewachsen. Nur mit Mühe konnte sich Arnold in Mainz selbst behaupten.

Sobald Friedrich die Alpen überschritten hatte, stellte er sich die Herstellung des Landfriedens zu seiner ersten Aufgabe. Vor Allem kam es darauf an, die unklaren Verhältnisse Baierns zu regeln; hier war zunächst Ordnung zu schaffen, wenn man das Uebel mit der Wurzel ausrotten wollte. Er berief deshalb die Fürsten zu einem Reichstag, der in der Mitte des Oktober zu Regensburg gehalten werden sollte, und begab sich sofort selbst von Augsburg nach Baiern, um Alles aufzubieten, seinen Oheim zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Im Regensburger Gebiet kamen der Kaiser und Heinrich Jasomirgott zusammen. Aber wie dringend die Vorstellungen des Kaisers waren, er konnte seinen Oheim nicht zur Aufgabe des bairischen Herzogthums bewegen; nur dahin kam es, daß man eine neue Zusammenkunft an der böhmischen Grenze verabredete, wo durch Unterhändler ein Ausgleich versucht werden sollte. Zu der bestimmten Zeit fand die neue Zusammenkunft statt, aber trotz aller Mühe der Unterhändler — unter ihnen war Otto von Freising, Herzog Heinrichs Bruder, — der Herzog widerstrebte hartnäckig, wie zuvor, der Forderung des Kaisers, und sie trennten sich sogar ohne Abschied. Die Kriegsthaten Friedrichs in Italien und seine neue Kaiserkrone hatten auf den Babenberger keinen Eindruck gemacht; einen um so größeren auf Andere, die sich bisher ihm wenig gefügig gezeigt hatten. So erschienen damals Herzog Wladislaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Hermann vor dem Kaiser und suchten seine Gunst zu gewinnen.

Inzwischen rückte die Zeit der nach Regensburg berufenen Reichsversammlung heran. Rechtzeitig stellte der Kaiser sich ein, mit ihm auch Heinrich der Löwe, um den Lohn für seine aufopfernden Dienste in Italien zu empfangen. Heinrich Jasomirgott scheint den Reichstag nicht besucht zu haben, jedenfalls beharrte er in seiner Weigerung Baiern aufzugeben. Aber der Kaiser war jetzt nicht mehr gewillt seinen Oheim zu schonen. In feierlicher Sitzung des Reichstags übergab er dem Welfen wieder das Herzogthum seiner Väter; die bairischen Großen mußten dem neuen Herzog huldigen und ihm den Lehnseid leisten, die Regensburger Bürger ihm nicht allein Treue schwören, sondern auch Geiseln stellen. Der junge Welfenfürst hatte erreicht, wonach er so lange gestrebt hatte; seine Stellung schien im oberen Deutschland jetzt eben so gesichert, wie in den sächsischen Gegenden;

Niemand im Reiche konnte sich ihm, der jetzt die Fahnen Sachsens und Baierns trug, an Macht vergleichen.

Indem Friedrich die Macht seines tapferen Vetters so sehr erhöhte, nahm er jedoch zugleich seine eigenen Rechte in Baiern mit aller Strenge wahr. Am 10. Mai 1155 war der Bischof von Regensburg, Heinrich von Diessen, nach langem Pontificat gestorben. Zu seinem Nachfolger war Hartwich aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim im Lavantthal gewählt worden, ein Neffe des Herzogs Heinrich von Kärnthen und eines anderen Hartwichs, der vor Heinrich von Diessen den Bischofsstab zu Regensburg geführt hatte. Die Wahl war regelmäßig erfolgt, aber es verstieß gegen den Wormser Vertrag, daß Hartwich die Weihe vor der Belehnung erhalten und Kirchenlehen, ehe er sie noch selbst von dem Kaiser empfangen, bestellt hatte. Obwohl der neue Bischof einer Familie angehörte, welcher Friedrich verpflichtet war, obwohl der Verstoß desselben mit der Abwesenheit des Kaisers entschuldigt werden konnte, mußte er denselben doch mit hundert Pfunden büßen; eine gleiche Buße mußten auch die Fürsten, die von ihm Lehen trugen, der Kammer zahlen, nur zehn Pfunde die Vasallen niederen Standes und die Ministerialen. Es waren dies damals die üblichen Geldstrafen für solche, welche die königlichen Rechte beeinträchtigten. Von der Aufrichtung eines besonderen Landfriedens für Baiern scheint der Kaiser damals noch Abstand genommen zu haben.

Nicht geringen Eindruck auf die zu Regensburg versammelten Herren machte eine Gesandtschaft Veronas, welche der Kaiser vor ihnen empfing. Es war der Bischof der Stadt, begleitet von den Rittern Garzaban und Isaak, welche in der Klause Friedrich so treffliche Dienste geleistet hatten. Der Zweck der Gesandtschaft war, den Zorn des Kaisers wegen der Vorgänge in der Klause zu beschwichtigen und die Unschuld der Bürgerschaft an denselben darzuthun. Die Stadt erbot sich den Beweis ihrer Nichtbetheiligung an jenen Freveln vor dem Hofgericht zu führen: der Kaiser möge ihre Rechtfertigung anhören und den Stachel seines Zornes nicht gegen sie, sondern vielmehr gegen den Trotz der Mailänder und Römer richten. Der Kaiser berieth über die Sache mit den Fürsten, und es scheint der Stadt Gelegenheit zur Darlegung ihrer Unschuld geboten zu sein. Wir hören, daß Verona später wieder zu Gnaden angenommen wurde, aber eine große Geldbuße zahlen und sich eidlich verpflichten

mußte, eine möglichst große Ritterschaft dem Kaiser gegen **Mailand** zu stellen.

Auch der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf **Hermann** waren zu Regensburg erschienen und erhoben gegen einander vor **dem** Kaiser die schwersten Klagen. Friedrich war über die verderblichen Händel dieser beiden angesehenen Fürsten im höchsten Maße erzürnt und gedachte gerade in diesem Falle den Landfriedensbruch mit aller Strenge zu strafen; da aber weitere Erhebungen nöthig schienen, verschob er das gerichtliche Verfahren auf einen späteren Termin.

Von Baiern begab sich der Kaiser nach Ostfranken. Am 29. Oktober hielt er zu Würzburg Hof, wo sich viele fränkische, thüringische und sächsische Herren einstellten. Laute Klagen wurden hier von den Bürgern und Kaufleuten der Mainstädte über die ungesetzlichen Zölle, welche ihre Schiffahrt beschwerten, erhoben. Der Kaiser nahm sich ihrer Leiden an und bestimmte nach dem von dem Pfalzgrafen Hermann gegebenen Weisthum, daß sämmtliche Zölle, die nicht auf einem ausdrücklichen kaiserlichen Privilegium beruhten, ungesetzlich seien, und Alle, welche bisher Zölle erhoben, sich über den Besitz eines Privilegiums bis Weihnachten auszuweisen hätten. Von Ostfranken ging der Kaiser nach dem Niederrhein. Im Anfange des November wurde ihm zu Köln vom Erzbischof Arnold und der Bürgerschaft ein festlicher Empfang bereitet. Hier war es, wo Heinrich der Löwe gegen einen Ritter, Bernhard mit Namen, die Anklage erhob, daß er am Morde Hermanns von Winzenburg betheiligt gewesen sei*); Bernhard wurde schuldig befunden und auf Befehl des Kaisers enthauptet.

Noch im November kehrte Friedrich nach Schwaben zurück; am 27. war er zu Konstanz, wo er die vielen treuen Dienste des Bischofs Hermann reichlich belohnte. Gegen Weihnachten machte er sich dann nach Rheinfranken auf den Weg**), um das Fest in Worms zu feiern. Viele Fürsten umgaben hier seinen Thron und wichtige Reichsgeschäfte wurden erledigt. Die Bedrücker der Mainschiffahrt wagten nicht zu erscheinen, und der Kaiser erließ den gemessenen Befehl, alle jene Erpressungen einzustellen; nur zu Neustadt und Aschaffenburg sollten zu bestimmten Zeiten noch Zölle erhoben werden dürfen, wie zu Frankfurt,

---

*) Vergl. Bd. IV. S. 363.

**) Am 18. December war der Kaiser in Trifels.

wo der Zoll kaiserlich war; im Uebrigen sollte der Strom frei sein. Durch ein förmliches Reichsgesetz ist später (6. April 1157) diese Entscheidung verbrieft worden.

Auch wegen des Landfriedensbruchs, welchen der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf mit ihren Genossen verschuldet hatten, hielt der Kaiser zu Worms Gericht. Mehr die Störung des öffentlichen Friedens, wie die Beschwerden, welche die beiden hochangesehenen und ihm persönlich nahestehenden Männer erhoben, faßte Friedrich in das Auge und zeigte sich gegen Beide als ein strenger Richter. In gleicher Weise wurden sie mit ihren Genossen des Landfriedensbruches für schuldig befunden. Die Pfalzgrafen und seine Anhänger traf die schimpfliche Strafe, welche man Harneschare nannte. Barfuß mußte Hermann von Stahleck in der Winterskälte eine Meile weit einen Hund am Halse öffentlich tragen, ebenso zehn Grafen, die seine Mitschuldige waren; die niederen Leute, welche sich dem Pfalzgrafen angeschlossen hatten, trugen statt des Hundes einen Sattel oder ein Pflugrad am Halse*). Dem Erzbischof erließ der Kaiser wegen seines Alters und seines geistlichen Standes die Strafe aus Gnaden, aber seine Mitschuldigen sollten in gleicher Weise büßen. Als sie aber den traurigen Gang begannen, erließ ihnen der Kaiser denselben aus Rücksicht auf den Kirchenfürsten.

Obwohl Friedrich dem Pfalzgrafen sich auch in der Folge gnädig erwies, hatte dieser doch die erlittene Schmach tief empfunden. Sein Sinn wandte sich fortan mehr geistlichen Dingen zu, und er begann auf seinem Gute Bildhausen bei Münnerstadt ein Cistercienserkloster zu gründen; er selbst dachte daran, das weltliche Leben zu verlassen. Mitten in diesen frommen Bestrebungen ereilte ihn der Tod (20. September 1156). Seine Gemahlin Gertrud vollendete die Stiftung ihres Gemahls unter Beihülfe des Abts Adam von Ebrach, und der Kaiser sicherte Bildhausen durch eine Urkunde, in welcher er die Treue und Frömmigkeit des Pfalzgrafen höchlich belobte. Gertrud widmete sich als Wittwe dem klösterlichen Leben, erst im Kloster Wechterswinkel bei Mellrichstadt, dann in Bamberg, wo sie das Kloster des H. Theodorus baute; dort ist sie erst im Jahre 1191 gestorben. Hermann von Stahleck hinterließ keinen Erben. Die Pfalzgrafschaft am Rheine, welche die

---

*) Vergl. Bd. I. S. 250.

Staufer schon lange an ihnen durch Familienbande angehörige Herren zu bringen gewußt hatten, kam jetzt unmittelbar in ihre Hand; der Kaiser verlieh sie seinem jungen Stiefbruder Konrad, dessen kriegerische Tüchtigkeit er in den italienischen Kämpfen erprobt hatte.

Das Strafgericht zu Worms hatte einen großen Schrecken verbreitet. Nicht nur im Mainzischen wurde die Ruhe hergestellt, auch in den anderen Theilen des Reichs minderten sich die Fehden und Gewaltthaten. Viel zur Herstellung des Landfriedens trug bei, daß der Kaiser auf seinen weiteren Fahrten durch das Reich die Burgen und Zufluchtstätten der Friedbrecher zerstörte und gegen diese selbst, wenn sie in seine Hand fielen, rücksichtslose Strenge übte; Manche mußten ihre Fehdelust mit dem Tode büßen. Wo keine beschworenen Landfrieden bereits bestanden, ließ der Kaiser solche beschwören.

Zunächst ging der Kaiser über Speier nach Straßburg, wo er sich am 25. Januar 1156 aufhielt. Die Herzoge Welf, Berthold von Zähringen und Mathäus von Oberlothringen, des Kaisers Schwager, fanden sich hier am Hofe ein. Auch der Erzbischof Humbert von Besançon erschien, und wahrscheinlich wurden schon damals die Einleitungen zu der zweiten Vermählung des Kaisers getroffen, welche alsbald erfolgte. Friedrich hatte, der langen Verhandlungen mit dem griechischen Hofe müde, seine Bewerbungen um eine Fürstin des Ostreichs aufgegeben und sein Auge auf Beatrix, die Erbtochter Rainalds III. von Hochburgund, geworfen. Ohne Frage waren es nicht allein die persönlichen Vorzüge der Beatrix, sondern noch mehr ihre reiche Mitgift in den burgundischen Ländern, wodurch seine Wahl bestimmt wurde. Am 20. Februar war der Kaiser zu Frankfurt; in der zahlreichen Versammlung, welche ihn hier umgab, waren auch Heinrich der Löwe und Erzbischof Hartwich von Bremen. Schon hatte auch der Erzbischof jeden Gedanken an Widerstand gegen den Kaiser aufgegeben und seinen Frieden mit dem Herzog gemacht.

Schwere Demüthigungen hatte Hartwich in den letzten Jahren erlitten; seine Kraft war völlig gebrochen. Bremen, welches er zu neuer Blüthe zu bringen gehofft hatte, lag danieder und schien ganz in die Gewalt des Herzogs gegeben. Als durch die Reise des Cardinals Nicolaus auch die letzte Hoffnung dem Erzstifte benommen war, seine Legation im scandinavischen Norden herzustellen, bestanden zwar die hergestellten Missionsbisthümer im Wendenlande: Oldenburg, Meklen-

burg und Ratzeburg dem Namen nach fort, aber unter den dürftigsten Verhältnissen. Der Herzog hatte Nichts unterlassen, um sich die Investitur dieser Bisthümer zu sichern*), aber für ihre Dotation wenig oder Nichts gethan. Geneigtere Gesinnung fand die Mission bei Heinrich von Badwide, dem Grafen von Ratzeburg. Evermod, einer der ersten Schüler Norberts, der nach dem Tode des Meisters als Propst dem Marienstift zu Magdeburg vorgestanden hatte, war um das Jahr 1153 — wir wissen nicht, durch wen, — zum Bisthum Ratzeburg berufen worden: ihm wies der Graf neben seiner Burg eine öde Insel im See zum Wohnsitz an und gab zur Ausstattung des Bisthums 300 Hufen von seinem Lehen dem Herzog zurück, welcher diese dann dem Bischof übertrug, überdies die Zehnten, von denen aber der Graf die Hälfte als bischöfliches Lehen in der Hand behielt. Eine gleiche Ausstattung beanspruchte man jetzt auch für das Bisthum Oldenburg vom Grafen Adolf von Holstein, und der Graf zeigte sich dazu bereit. Aber zum Unglück Oldenburgs bestanden damals zwischen dem Herzog und dem Grafen von Holstein erbitterte Händel. Der Herzog beschwerte sich, daß das aufblühende Lübeck, des Grafen Stadt, den Bardewiker Handel beeinträchtige und die Lüneburger Salzwerke durch die Oldisloer Saline des Grafen Schaden erlitten: er verlangte deshalb den halben Ertrag von Lübeck, wie von der Oldisloer Saline und verbot, als seine Forderung abgeschlagen wurde, den Lübecker Markt den Kaufleuten, die nur in Bardewik fortan ihre Waaren verkaufen sollten; zugleich ließ er die Oldisloer Salzquellen zuschütten. Bei solchen Zerwürfnissen war es nur ein Schein, wenn auch Graf Adolf 300 Hufen von seinem Lehen dem Herzog zurückgab und dieser es der Oldenburger Kirche übertrug; in Wahrheit geschah von den hadernden Herren Nichts für das arme Bisthum, und als der alte Vicelin am 12. December 1154 starb, hinterließ er seinem Nachfolger kaum mehr als das Dorf Buzoe (Bosau) am Plöner See**).

Vicelins Tod fiel in die Zeit, wo der Herzog in Italien kämpfte, wo der Erzbischof, dem wegen verweigerter Heeresfolge der Kaiser die Lehen abgesprochen hatte, von den Leuten des Herzogs der Zugang nach Bremen versperrt war***). Die junge Herzogin Clementia be-

*) Vergl. oben S. 36.
**) Vergl. Bd. IV. S. 307.
***) Vergl. oben S. 74.

mühte sich sogleich einem Braunschweiger Chorherrn, Gerold mit Namen, das erledigte Bisthum zu verschaffen. Gerold war ein Schwabe von Geburt, wissenschaftlich gebildet und in jedem Betracht für das Bisthum geeignet; auch setzte die Herzogin seine Wahl durch, und der Erwählte begab sich nach Merseburg, um sich vom Erzbischof weihen zu lassen. Aber der Erzbischof weigerte sich ihm in seiner Verbannung die Weihe zu ertheilen. Auf Befehl des Herzogs begab sich Gerold darauf nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten; nothgedrungen ertheilte sie Hadrian IV., doch erklärte er damit das Recht des Erzbischofs nicht beeinträchtigen zu wollen. Wenig später fand auch Bischof Emmehard von Meklenburg, der mit dem Herzog nach Italien gezogen war, dort seinen Tod; zu seinem Nachfolger bestimmte der Herzog einen Cisterciensermönch aus dem Kloster Amelungsborn in den Wesergegenden, Berno mit Namen, der gleichfalls vom Papste die Weihe empfing; er erhielt ein Bisthum ohne Gemeinden und ohne Kirchen. Indessen war Gerold aus Italien zurückgekehrt und hatte sich in seinen Sprengel begeben. Aber er fand dort, da er über die Einkünfte von Neumünster nicht wie Vicelin verfügen konnte, nicht einmal für einen Monat Unterhalt und wegen seiner unklaren Stellung zum Bremer Erzstift Schwierigkeiten aller Arten. So hielt er es für gerathen, dem Erzbischof näher zu treten, der sich damals in Stade befand und von nicht geringerer Noth bedrängt war. Beide verständigten sich und versprachen sich gegenseitige Unterstützung in ihrer schwierigen Lage.

Bald darauf kehrte der Herzog nach Sachsen zurück. Willkürlich hauste er auf den Gütern des Erzstifts; er vertrieb Vovo, den Verwalter der vom Erzbischof angelegten niederländischen Kolonien; in Bremen schaltete er wie in seiner eigenen Stadt. Schon war auch ein Gesandter des Kaisers erschienen, um hier, wie es gleichzeitig in Halberstadt geschah, alle Besitzungen des Erzbischofs in Beschlag zu nehmen und dessen Einkünfte für den Fiscus einzuziehen. Am 1. November 1155 kam der Herzog selbst nach Bremen, um bei dem großen Markt an den friesischen Rüstringern, welche seinen Zorn erregt hatten*), ein

*) Im Jahre 1153 waren nach mehreren Annalen eine große Zahl von Sachsen erschlagen worden. Unter ihnen waren wahrscheinlich Dienstmannen des Herzogs, und der Frevel scheint von den Rüstringern, die westlich von der Wesermündung wohnten, ausgegangen zu sein.

Rachewerk zu üben; er ließ alle Rüstringer, die zum Markt gekommen waren, ergreifen und ihrer Habe berauben. Gerade damals aber gelang es Gerold, den Herzog gegen den Erzbischof milder zu stimmen und eine Versöhnung herbeizuführen, welche freilich nur dadurch zu ermöglichen war, daß der Erzbischof sich ganz in den Willen seines schlimmsten Gegners fügte. Der Herzog erlaubte dem unglücklichen Erzbischof die Rückkehr nach Bremen, aber er behielt die bischöflichen Güter in der Hand und waltete im Sitze des Erzbisthums selbst, als wäre er allein hier Herr. Der stolze Hartwich von Stade stand fortan neben dem Welfen in der gedrücktesten Stellung, gleichsam wie sein Kaplan. Nachdem sich der Erzbischof so tief gedemüthigt hatte, um sich und sein Erzstift vor dem völligen Untergange zu retten, war es ohne Zweifel der Herzog selbst, welcher Hartwich die Gnade des Kaisers wiedergewann. Wieviel auch Bremen durch diese traurigen Vorgänge verloren hatte, die Aussöhnung des Erzbischofs mit dem Herzog blieb wenigstens für die Ruhe Sachsens nicht ohne Gewinn.

In der Fastenzeit des Jahres 1156 verweilte der Kaiser in den niederrheinischen Gegenden, auch hier für den Landfrieden thätig. Als eine Förderung desselben mochte erscheinen, daß am 27. März der schwache Bischof Hermann von Utrecht nach einem unglücklichen Pontificat starb; in Gegenwart des Kaisers wurde zu seinem Nachfolger Gottfried von Rhenen gewählt. Vom Niederrhein eilte Friedrich dann nach Sachsen. Nachdem er das Osterfest (15. April) in Münster gefeiert hatte, ging er nach Halberstadt, wohin er auf den Anfang des Mai die sächsischen Großen beschieden hatte. Hier wurde unter Vermittelung Eberhards von Bamberg auch Bischof Udalrich von Halberstadt wieder zu Gnaden angenommen. Die Ruhe Sachsens galt jetzt als völlig gesichert, und ein allgemeiner Landfriede wurde, wie es scheint, auch hier beschworen.

Gleich nach dem Halberstädter Tage verließ der Kaiser Sachsen. Am 15. Mai war er auf der kaiserlichen Pfalz Boyneburg; in seiner Umgebung befanden sich Heinrich der Löwe, der Zähringer Berthold und dessen Bruder Konrad, der junge Friedrich von Schwaben, des Kaisers Bruder Konrad, Graf Berthold von Andechs und viele andere Grafen und Herren. Unmittelbar darauf zog Friedrich wieder nach Baiern, wo er das Pfingstfest (3. Juni) in der Stille beim Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, wahrscheinlich zu Kelheim, beging. Am zweiten

Tage nach dem Feste hatte er eine Zusammenkunft mit seinem Oheim Heinrich Jasomirgott bei Regensburg, und hier gelang es ihm endlich, denselben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Babenberger zeigte sich jetzt bereit gegen große Vortheile, die man ihm für Oesterreich verbürgte, das bairische Herzogthum Heinrich dem Löwen zu überlassen. Otto von Freising sagt: höher als alle seine bisherigen Erfolge habe es Friedrich angeschlagen, daß er zwei so mächtige und ihm so nahe verwandte Reichsfürsten ohne Blutvergießen versöhnte. Durch die Willfährigkeit des Babenbergers wurden endlich auch für den Landfrieden in Baiern günstige Aussichten eröffnet. So schien Friedrich erreicht zu haben, was er seit seiner Rückkehr über die Alpen als seine wesentlichste Aufgabe angesehen hatte.

Aber gerade in dieser Zeit größter Befriedigung traf ihn unerwartet ein harter Schlag. Am 14. Mai starb zu Xanten Erzbischof Arnold von Köln; die Folgen eines Sturzes bei einem Wettlaufe brachten ihn in das Grab. Sein Ende war wenig geziemend für einen geistlichen Fürsten, und auch im Leben hatte Arnold wohl oft die Tonsur wenig beachtet. Aber er war ein Mann von nicht gewöhnlicher staatsmännischer Begabung gewesen und hatte große Erfolge gewonnen. Man pries ihn als den Hersteller der Kölner Kirche, und auch die Herstellung des Reichs wurde zum großen Theil ihm verdankt, denn unfraglich war es hauptsächlich sein Verdienst, wenn nach den Zeiten trauriger Zerrüttung jetzt das Reichsregiment neue Energie entfalten konnte. Durch ihn vornehmlich war Friedrich erhoben; er hatte die deutsche Kirche ihm dienstwillig erhalten; er besonders war für die Romfahrt des Königs thätig gewesen und hatte seine Bemühungen für den Landfrieden unterstützt. Man darf es nicht vergessen, daß Arnold vor Allen dem Kaiser die Wege zu seinen weltbewegenden Thaten geebnet hat, und am wenigsten hat Friedrich selbst dies verkannt. Wegen der ausgezeichneten Dienste Arnolds nahm er dessen Geschwister, die Aebtissin Hedwig von Essen und den Grafen Burchard von Wied, in seinen besonderen Schutz, ingleichen die Kirche zu Schwarzrheindorf, welche Arnold mit großen Gütern ausgestattet und wo er seine Ruhestätte gefunden hatte. Wie tief aber der Verlust des ergebenen Mannes den Kaiser auch betrübte, bald drängten frohe Aussichten wieder die Trauer zurück. Von Regensburg eilte er nach Würzburg, um seine Vermählung mit Beatrix von Burgund zu feiern.

Vermählung Friedrichs mit Beatrix von Burgund.

Beatrix war die Erbin der Grafschaft Hochburgund, mit welcher bedeutende Besitzungen und Gerechtsame in allen burgundischen Ländern verbunden waren. Sie entstammte dem Geschlechte Otto Wilhelms, wie Agnes von Poitiers, die Gemahlin Kaiser Heinrichs III., und dieses Geschlecht stand mit den ersten Häusern des Abendlandes vielfach in verwandtschaftlichen Beziehungen. Vor Kurzem war ihr Oheim und harter Bedränger, der Graf Wilhelm von Mâcon, gestorben; Beatrix verfügte jetzt frei über ihre Hand, und an glänzenden Freiern konnte es ihr nicht fehlen. Sie alle stellte der Kaiser in Schatten, als dessen Brautwerber besonders der Erzbischof von Besançon eingetreten zu sein scheint; auch Stephan, der Sohn des Grafen Wilhelm von Mâcon, scheint die Werbung des Kaisers unterstützt zu haben*). Freudig verlobte sich die Burgunderin dem Manne, welcher die erste Krone des Abendlands trug und die höchste Gewalt in so ritterlicher Weise repräsentirte.

Beatrix war jung und schön. Ein italienischer Zeitgenosse hat von ihrer Persönlichkeit ein sehr vortheilhaftes Bild entworfen. Sie war, sagt er, von mittlerer Größe, der ganze Körperbau zierlich, das Haar glänzend wie Gold, die Gesichtsbildung anmuthig, der Mund klein, die Zähne weiß und gut gestellt, die Augen hell und freundlich, ihre Mienen gewinnend; sie trug sich aufrecht, war bescheiden in ihrem Benehmen, züchtig in Reden und wohlunterrichtet in den Wissenschaften. Ein anderer Italiener stellt Beatrix an Schönheit über Venus, an Geist über Minerva, an Reichthum über Juno; nur der Jungfrau Maria stehe sie nach und räume ihr gern den Vorrang ein. Auch ohne ihren Reichthum mußte sie nach dieser Schilderung als ein begehrenswerthes Weib erscheinen.

Der Kaiser, der bald nach seiner Scheidung an eine zweite Ehe gedacht hatte, da er den lebhaftesten Wunsch Nachkommenschaft zu gewinnen hegte, der aber seine Absicht, eine griechische Fürstin auf den deutschen Thron zu erheben, bei dem Zaudern Kaiser Manuels endlich aufgegeben hatte, konnte kaum eine bessere Wahl treffen. Sein Vetter

*) Stephan erhielt einige Abtretungen aus der Erbschaft Rainalds und führte den Titel eines Grafen von Burgund fort.

Friedrich von Schwaben, über dessen große schwäbische und fränkische Besitzungen und Lehen er als Vormund noch gebot, ging den Jahren der Mannbarkeit entgegen, und des Kaisers eigene Hausmacht war unerheblich; so mußte die sehr stattliche Mitgift, welche ihm Beatrix in dem burgundischen Reiche zubrachte, für ihn von Wichtigkeit sein; ein Heer von 5000 Rittern soll er durch diese Mitgift gewonnen haben. Auch für seine Absichten auf Italien war es von unberechenbarer Bedeutung, daß er einen festeren Stützpunkt am Fuße der Westalpen erhielt, als alle früheren Kaiser hier gehabt hatten.

Von mehreren Bischöfen und Fürsten des Kaisers wurde Beatrix nach Deutschland geleitet; aus ihrer Heimath folgten ihr auf der Brautfahrt der Erzbischof Humbert von Besançon und ihr Vetter Graf Stephan. Am Samstag den 9. Juni wurde sie zu Worms gekrönt, und es ist bemerkenswerth, daß ihr gleich nach dieser Krönung nicht nur der königliche, sondern gegen die Sitte auch der kaiserliche Titel von der Kanzlei ertheilt wurde. Am folgenden Tage wurde dann zu Würzburg festlich die Hochzeit begangen. Eine große Anzahl deutscher Fürsten verherrlichten die Feier. Von den nächsten Verwandten des Kaisers waren sein Bruder Konrad, sein Vetter der junge Herzog von Schwaben, sein Schwager Herzog Matthäus von Lothringen, auch Hermann von Stahleck und der Graf Gebhard von Sulzbach zugegen; dann der alte Welf, Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Otto. Unter den geistlichen Fürsten werden die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hillin von Trier, die Bischöfe von Bamberg, Freising, Würzburg, Eichstädt, Straßburg, Basel, Worms und Lüttich als anwesend genannt. Heinrich Jasomirgott fehlte, und auch von den Zähringern scheint Keiner der Hochzeit beigewohnt zu haben. Herzog Berthold konnte nicht freundliche Miene zu einer Ehe machen, die ihn zum guten Theile um seine Ansprüche auf die hochburgundische Erbschaft brachte; denn von dem Vertrage, den er vier Jahre zuvor mit Friedrich geschlossen, konnte jetzt kaum mehr ernstlich die Rede sein. Ueberdies lag es in der Natur der Dinge, daß die Stellung, welche der Kaiser durch seine Ehe in Burgund gewann, überall dort den Zähringer zurückdrängen mußte.

Auch eine Anzahl fremder Herren nahmen an den Hochzeitsfesten Theil. So Gesandte Heinrichs II. von England, welche dem Kaiser prächtige Geschenke ihres Königs überbrachten. Von italienischen Großen

waren der Markgraf Wilhelm von Montferrat und Graf Guido von Biandrate erschienen, wie die Bischöfe Ardicio von Como und Gerhard von Bergamo. Mitten in den Hochzeitsjubel mischten sich die Klagen der Lombarden über die traurigen Kämpfe, unter welchen ihre Heimath litt.

Noch während der Kaiser jenseits der Alpen gewesen war, hatte sich ein erbitterter Kampf zwischen Brescia und Bergamo entsponnen. Kaiserlichen Friedensgeboten zum Trotz hatte Brescia denselben fortgesetzt und endlich nach einem Siege Bergamo einen demüthigenden Frieden aufgezwungen (März 1156). Obwohl Bergamo hatte versprechen müssen, daß es den kaiserlichen Schutz nicht in Anspruch nehmen würde, kamen Beschwerden der Stadt doch bald an Friedrich. Jetzt wurden sie von Neuem erhoben und zugleich von Como, Lodi und Pavia die alten Klagen über Mailands Gewaltthätigkeiten. Sie alle verlangten vom Kaiser Hülfe, aber Friedrich hielt es für gerathener, noch einmal den Versuch zu machen, Mailand zur Nachgiebigkeit gütlich zu bewegen. Er beschloß Gesandte nach der Stadt zu schicken, welche die Forderung an sie stellen sollten, daß sie vom Kriege abständen und die Bewohner von Como und Lodi ihre Städte herstellen ließen; weigerte sich Mailand diese Bedingungen zu erfüllen, so solle es den Zorn des Kaisers zu empfinden haben.

Um so mehr mochte Friedrich wünschen einem Kampfe mit Mailand auszuweichen, als ihn die Angelegenheiten Apuliens damals lebhafter beschäftigten, als zu jener Zeit, wo er an den Grenzen des Landes gestanden hatte. Denn inzwischen war Kunde eingelaufen, daß die Macht des Siciliers auf dem Festlande so gut wie völlig gebrochen war. Mit griechischem Gold und griechischen Truppen hatte sich Robert von Bassavilla der ganzen Küste Apuliens bemächtigt, die neue Burg bei Bari mit Hülfe der Bürger zerstört, dann mit einer griechischen Flotte Brindisi genommen, wo nur die Burg vertheidigt wurde. Zu derselben Zeit war Robert von Capua wieder in den Besitz seines alten Fürstenthums bis nach Neapel und Salerno hin gelangt, Richard von Aquila war Herr in Suessa und Tiano, Andreas von Rupecanina in der Grafschaft Alife geworden. In Apulien und Campanien hielten außer der Burg von Brindisi nur noch Neapel, Amalfi, Salerno, Troja, Melfi und einige kleinere Festen zum Könige. Die Aufständigen in Campanien luden alsbald den Papst ein, zu ihnen zu kommen und ihre

Huldigung anzunehmen. Im Anfange des Oktober 1155 hatte sich der Papst nach S. Germano begeben, wo ihm die Herren Campaniens den Lehnseid leisteten; dann war er nach Benevent gegangen und auch hier hatten alle Barone der Umgegend ihn als ihren Lehnsherrn anerkannt. Zugleich suchte der griechische Kaiser die Bundesgenossenschaft des Papstes; gegen die Abtretung dreier apulischer Seestädte versprach er ihm Geld, Mannschaft und Flotte gegen den Sicilier. Der Papst wies diese Anerbietungen zurück und mußte es thun, wenn er seinen Vertrag mit Friedrich nicht brechen wollte. Ueberdies hatte er für den Augenblick wenig von dem Sicilier zu fürchten. Der junge König lag vom September bis zum Schluß des Jahres schwer krank danieder; Manche sagten, er sei in Irrsein verfallen, Andere wollten wissen, daß er bereits verstorben und sein Tod nur verheimlicht werde. Auch in Sicilien brach ein Aufstand aus, und der Hof war selbst in Palermo nicht sicher.

Aber im Anfange des Jahres 1156 gewannen die Dinge plötzlich eine andere Gestalt. Der König genas von seiner Krankheit, in drei Monaten gelang es ihm die Ordnung auf der Insel herzustellen, und er konnte nun seine Blicke wieder auf das Festland richten. Vor Allem suchte er jetzt den Papst zu gewinnen; er bat um die Lossprechung vom Bann, versprach den Lehnseid zu leisten, alles der römischen Kirche Entzogene zurückzugeben und ihr drei Burgen zu überlassen, die gleiche Summe zu zahlen, die Kaiser Manuel angeboten hatte, überdies dem Papste die Bürgerschaft Roms, sei es mit Waffengewalt sei es durch Gold, wieder zu unterwerfen. Der Papst schien nicht abgeneigt auf diese Anerbietungen einzugehen, aber der größere Theil der Cardinäle war nicht für dieselben zu gewinnen, da sie auf eine schnelle Unterstützung Friedrichs rechneten und nicht mit Unrecht fürchteten, daß ein Bund der römischen Kirche mit dem Sicilier den Bruch mit dem deutschen Hofe herbeiführen würde.

Inzwischen hatte sich König Wilhelm gegen die Griechen gerüstet. Im Mai 1156 kam er nach Apulien und begann Brindisi zu Land und zur See zu belagern; dreißig griechische Galeeren fielen in seine Hand, auch zu Lande erlitten die Griechen bedeutende Verluste; am 28. Mai mußte sich die Stadt ihm ergeben. Bald darauf fiel auch Bari, wo Wilhelm ein furchtbares Rachewerk übte, indem er die Stadt zur Sühne für die zerstörte Burg dem Erdboden gleich machen ließ.

Die Griechen waren in Apulien in wenigen Wochen vernichtet, und auch die campanischen Aufständigen konnten sich nun nicht mehr halten. Robert von Bassavilla, Andreas von Rupecanina und Andere flüchteten zum Papst nach Benevent; auch Richard von Capua wollte das Weite suchen, wurde aber beim Uebergang über den Garigliano von Richard von Aquila gefangen genommen und dem Sicilier ausgeliefert. Durch diesen Verrath gewann Richard von Aquila die Gunst des Königs wieder; der unglückliche Fürst von Capua wurde geblendet und in Palermo eingekerkert, wo er bald nachher sein mühseliges Leben beschloß.

Von diesem plötzlichen Umschwung der Dinge hatte man in Deutschland noch keine Kunde; man wußte nicht anders, als daß die Griechen ganz Apulien in ihrer Gewalt hätten. So sehr Friedrich die Normannenherrschaft haßte, wollte er doch nimmermehr die Griechen im Abendlande festen Fuß fassen lassen. Er war entschlossen sie aus Apulien zu verjagen, wozu ihn ohnehin der Vertrag mit dem Papste verpflichtete. Die Fürsten werden einem apulischen Zuge so wenig wie früher, geneigt gewesen sein, aber sie mußten doch ihre Hilfe dem Kaiser eidlich geloben; für welche Zeit der Auszug angesetzt war, wird nicht berichtet.

Eben damals war Abt Wibald von Constantinopel zurückgekehrt, und es hatten ihn griechische Gesandte nach Deutschland begleitet. Ihre Aufträge gingen dahin, wegen der Vermählung Friedrichs mit der ihm bestimmten griechischen Fürstin feste Vereinbarungen zu treffen und zugleich einen deutschen Kriegszug gegen Ungarn zu bewirken. Denn Kaiser Manuel hatte nicht lange zuvor dem Prätendenten Boris ein Heer gegen Ungarn gestellt; dieses Heer war aber vollständig geschlagen und Boris selbst nach seiner Niederlage von einem Kumanen in seinem Gefolge getödtet worden; die Deutschen sollten nun die griechische Niederlage rächen helfen. Aber Friedrich war zu solcher Dienstleistung jetzt am wenigsten geneigt, wo er im hohen Grade über den Mißbrauch zürnte, welchen die Griechen mit seinen Briefen in Apulien gemacht hatten und ihre Besetzung dieses Landes als die schwerste Beeinträchtigung des Reiches empfand. Die Stimmung des Kaisers kannten die Gesandten und waren deshalb, seinen Zorn fürchtend, in Salzburg zurückgeblieben. In der That berieth der Kaiser lange mit den Fürsten, ob er diese Griechen nicht als Verräther be-

strafen oder schimpflich ohne Empfang zurückschicken solle; endlich gewann aber doch die Meinung die Oberhand, daß ihnen eine Audienz zu gewähren sei. So wurden sie nach Nürnberg beschieden, wo der Kaiser in der nächsten Zeit einen Hoftag zu halten gedachte.

Noch in Würzburg selbst gewann Friedrich für seine italienische Unternehmung einen überaus wichtigen Bundesgenossen. Zu der Festversammlung war auch der Böhmenherzog Wladislaw mit seinem Bruder Dietbold erschienen; in ihrem Gefolge befanden sich der Bischof Daniel von Prag und der Propst Gervasius von Wissegrad, die vertrauten Räthe des Herzogs. Mit ihnen trat der Kaiser in geheime Verhandlungen; er versprach, wenn ihn Böhmen mit aller seiner Macht in Italien unterstütze, dem Herzog das königliche Diadem zu ertheilen und ihm die Burg Bautzen, welche von Böhmen — wir wissen nicht wann*), — wieder abgekommen war, zurückzugeben. Da der Herzog eidlich die Hülfe gelobte, wurde ein für die Geschicke Deutschlands und Böhmens höchst folgenreicher Bund geschlossen.

Es waren nicht sorglose, aber doch glückliche Tage gewesen, in denen der Kaiser seine zweite Gemahlin gewann. Denn so unbefriedigend seine erste Ehe war, einen um so reicheren Segen hatte er der zweiten zu danken. Beatrix war eben so verständig, wie reich und schön. Sie liebte ihren Gemahl von ganzer Seele und fürchtete ihn als ihren Herrn. Sein Glück war das ihre. Man hat von ihr gesagt: indem sie Beatrix d. h. die Beglückende genannt werde, sei sie selbst in Wahrheit die Beglückte gewesen. Sie hat dem Kaiser in seinen Kämpfen treulich zur Seite gestanden und ihn in den Staatsgeschäften nach Kräften unterstützt, aber ohne je einen schädlichen Einfluß auf die Regierung des Reichs zu üben. Sie starb vor dem Kaiser nach fast dreißigjähriger Ehe und hinterließ ihm eine zahlreiche blühende Nachkommenschaft. Die Burgunderin ist die Gemahlin, die Mutter und Großmutter aller jener gewaltigen Staufer gewesen, die sich ein unvergängliches Andenken gewonnen haben.

Von Würzburg begab sich der Kaiser im Juli nach Nürnberg.

---

*) Bautzen war nach dem Tode Heinrichs von Groitsch im Jahre 1136 an Böhmen gekommen; vielleicht hatte es dann Herzog Wladislaw an Konrad III. als Entgelt für die Belehnung oder den 1142 geleisteten Beistand abtreten müssen. Vergl. Bd. IV. S. 111. 205. 206.

Hier empfing er die griechischen Gesandten, die eine bessere Aufnahme fanden, als sie erwartet hatten. Inzwischen mußten Nachrichten von der wieder erstarkten Macht des Siciliers eingelaufen sein, und es schien im Interesse Friedrichs, mit Constantinopel nicht völlig zu brechen. Der nächste Zweck der Gesandtschaft war freilich verfehlt. Der Kaiser war bereits mit der Burgunderin vermählt, und den Kriegszug gegen Ungarn lehnte er unter dem Vorwande ab, daß er in der bezeichneten Frist — schon im September sollte Ungarn angegriffen werden — ein Heer nicht aufbieten könne. Als er die griechischen Gesandten entließ, schickte er mit ihnen seinen Kaplan Stephan nach Constantinopel; es lag ihm daran, sich von den Absichten des griechischen Hofes genaue Kenntniß zu verschaffen, mit dem ihn trotz alter Zerwürfnisse noch immer die gleiche Feindschaft gegen Sicilien verband.

Zu Nürnberg erschien vor dem Kaiser auch eine Gesandtschaft aus Köln. Man war dort über den Nachfolger Erzbischof Arnolds nicht einig geworden. Die Domherren hatten dem Propst von S. Georg Friedrich, dem Sohne des Grafen Adolf von Berg und Hovele, — demselben Manne, dem einst schon das Bisthum Utrecht bestimmt gewesen war*), — ihre Stimmen zugewendet, während die Klostergeistlichkeit und ein Theil des Weltklerus sich für den Bonner Propst Gerhard erklärt hatten. Beide Parteien wandten sich jetzt an den Kaiser, um über die zwiespältige Wahl zu entscheiden. Drei Tage wurde vor ihm die Sache verhandelt, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde. Nach dem Beschluß der Fürsten vertagte endlich der Kaiser die Angelegenheit auf einen Reichstag, den er an Mariä Geburt (8. September) zu Regensburg halten wollte, um dort die wichtigste Angelegenheit des Reichs, die Auseinandersetzung zwischen Baiern und Oesterreich, zum Abschluß zu bringen.

Das Herzogthum Oesterreich.

Nachdem der Kaiser im August seine heimatlichen Gegenden, Schwaben und den Elsaß, besucht hatte**), begab er sich um die Mitte

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 353.

**) Friedrich hielt damals einen Hoftag zu Ulm. Am 17. August war er in Kolmar.

des September nach Regensburg, wo ihn die versammelten Fürsten schon einige Tage erwartet hatten. Sie waren in stattlicher Zahl erschienen; unter ihnen der Patriarch Peregrin von Aquileja, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe Otto von Freising und sein Bruder Konrad von Passau, Eberhard von Bamberg, Hartmann von Brixen, Hartwich von Regensburg und Albert von Trient, Herzog Welf, des Kaisers Bruder Konrad, die Herzoge Heinrich von Sachsen, Heinrich von Kärnthen, Friedrich von Schwaben, Wladislaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Markgraf Engelbert von Istrien, Markgraf Dietbold von Cham*), Pfalzgraf Hermann bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinem Bruder Friedrich. Die Versammlung war würdig der wichtigen Geschäfte, die in ihrer Mitte erledigt werden sollten.

Der Babenberger Heinrich Jasomirgott war nicht in Regensburg; er hatte sein Lager zwei deutsche Meilen östlich vor der Stadt auf den Barbinger Wiesen aufgeschlagen. Er wollte nicht zu dem Kaiser kommen, vielmehr sollte dieser ihn in seinem Lager aufsuchen. In der That begab sich Friedrich bald nach seiner Ankunft in Regensburg, begleitet von allen Fürsten und Herren, in das Lager seines Oheims, und hier wurde der bereits vereinbarte Vertrag zwischen den beiden Heinrichen zum Vollzug gebracht. Der Babenberger gab das Herzogthum Baiern mit sieben Fahnen, wie er es einst erhalten, dem Kaiser zurück. Heinrich der Löwe empfing dann vom Kaiser das Herzogthum mit den sieben Fahnen, gab aber die Mark Oesterreich und die Lehen, welche seit Alters die Markgrafen vom bairischen Herzogthum trugen, mit zwei Fahnen zurück. Aus der Mark wurde darauf nach dem Beschlusse der Fürsten — Herzog Wladislaw von Böhmen hatte zuerst geurtheilt und alle Anderen sich ihm angeschlossen — ein neues Herzogthum gebildet, und dieses verlieh der Kaiser mit den zwei Fahnen nicht allein seinem Oheim Heinrich Jasomirgott, sondern auch zugleich dessen Gemahlin, der griechischen Theodora.

Um den Bestand des neuen Herzogthums für alle Folge zu sichern,

---

*) Dieser Dietbold war der jüngste Sohn Dietbolds I. von Vohburg; er erscheint als Markgraf auf dem Nordgau neben seinem Bruder Berthold von Vohburg und wird gewöhnlich als Markgraf von Cham bezeichnet. Vergl. Bd. IV. S. 217. 218.

stellte der Kaiser noch an demselben Tage zu Regensburg eine Urkunde über die Belehnung aus, in welcher überdies bestimmt wurde, daß das Herzogthum nach Erbrecht nicht nur an die Söhne, sondern auch an die Töchter Heinrichs und Theodoras übergehen solle, und daß, wenn Beide keine Kinder hinterließen, sie das Herzogthum beanspruchen könnten, für wen sie wollten; weiter wurde verbrieft, daß Niemand ohne des Herzogs Erlaubniß im Bezirk des Herzogthums Gericht halten dürfe und der Herzog zu keinen anderen Diensten dem Reiche verpflichtet sei, als zu den Tagfahrten des Kaisers in Baiern auf Mahnung zu erscheinen und zu solchen Kriegen auszuziehen, welche der Kaiser gegen die Oesterreich benachbarten Reiche und Länder unternehmen würde. Die Urkunde, welche nicht mehr im Original, sondern nur in Copieen erhalten ist, wurde am 17. September 1156 zu Regensburg ausgestellt; das Original ist wohl absichtlich vernichtet, als man auf Grund desselben eine andere Urkunde fälschte, welche noch viel weiter gehende Rechte dem neuen Herzogthume zugestand. Noch an demselben Tage stellte der Kaiser auf Antrag Heinrichs Jasomirgott den Johannitern eine Bestätigungsurkunde für ihre Besitzungen in Oesterreich aus; in derselben findet sich Heinrich bereits als Herzog von Oesterreich bezeichnet.

So gelangte Heinrich der Löwe zu dem bairischen Herzogthum; ohne Frage für ihn ein großer persönlicher Gewinn, aber er machte ihn unter Bedingungen, die für das Herzogthum selbst die größten Verluste in sich schlossen. Bis dahin hatte Oesterreich noch immer in einer gewissen Abhängigkeit von Baiern gestanden; die Markgrafen waren zuletzt gradezu Vasallen des Baiernherzogs gewesen. Dieses Abhängigkeitsverhältniß wurde jetzt völlig gelöst. Wie Baiern durch die Trennung Kärnthens und der kärnthenschen Marken schon früher von Italien abgeschnitten war, so wurde durch das neue Herzogthum auch Ungarn seinen Einwirkungen entzogen und alle unmittelbaren Verbindungen mit dem Auslande — denn Böhmen konnte nicht als Ausland gelten — ihm genommen. Es ist dies für die ganze weitere Geschichte Baierns um so wichtiger geworden, als die Trennung von seiner Ostmark, obwohl sich zweimal die Möglichkeit einer Aufhebung zeigte, doch durch alle Jahrhunderte fortgedauert hat.

Wie schwer sich Heinrich Jasomirgott zur Aufgabe Baierns entschlossen hatte, er gewann dafür einen Preis, der nicht hoch genug

anzuschlagen ist. Sein neues Herzogthum wurde mit verbrieften Rechten ausgestattet, wie sie bis dahin in der Geschichte des Reichs geradezu unerhört waren. Nicht allein, daß Oesterreich von allen Verpflichtungen gegen die bairischen Herzoge gelöst wurde, auch seine dem Reiche zu leistenden Dienste wurden auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt: von den kostspieligen Fahrten zu Hofe in weite Fernen wurde der Herzog entbunden und zu keinen anderen Kriegsleistungen verpflichtet, als in seiner unmittelbaren Nähe, wo er ohnehin seine Waffen nicht ruhen lassen konnte. Indem nach dem Privilegium in seinem ganzen Gebiet keine Gerichtsbarkeit mehr geübt werden konnte, als von ihm selbst oder mit seiner Genehmigung, gewann er überdies in Bezug auf alle rechtlichen Verhältnisse die auffälligste Sonderstellung im Reiche. Und diese außerordentliche Macht wurde nicht nur dem Herzog persönlich, sondern zugleich seiner Gemahlin verliehen; sie sollte überdies nach Erbrecht auf ihre Kinder übergehen, nicht die Söhne allein, sondern auch die Töchter, und wenn die ersten Empfänger ohne Erben stürben, auf diejenigen, dem sie das Herzogthum bestimmen würden. Es ist das erste Mal, daß ein Reichslehen in Deutschland einer Frau übertragen wird, das erste urkundliche Zeugniß für eine Gesammtbelehnung, vor Allem das älteste Beispiel einer Verbriefung weiblicher Erbfolge in einem deutschen Fürstenthum. Dem Kaiser blieb Nichts als die Form der Belehnung; die Besetzung des neuen Herzogthums war ihm für unberechenbare Zeiten entzogen. Nur die ungewöhnlichen Umstände, welche zur Begründung dieses Herzogthums führten, können die exorbitanten dem neuen Herzog gemachten Zugeständnisse erklären. Wenn man sagen kann, daß Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär in ihren Marken schon früher eine landesherrliche Stellung gewonnen hatten*), so läßt sich dies mit noch viel größerem Recht von Heinrich Jasomirgott und der bairischen Ostmark behaupten. Die Marken begannen sich in gewissem Sinne schon damals vom Reiche zu lösen.

Des Kaisers Vorgänger hatte in der Vereinigung Baierns und Schwabens in eine Hand eine so große Gefahr für Krone und Reich gesehen, daß er lieber sich in einen bedenklichen inneren Krieg stürzte, als eine solche Verbindung zugestand**). Auch Friedrich konnte nicht

*) Vergl. Bd. IV. S. 310.
**) Vergl. Bd. IV. S. 177.

entgehen, daß das Regensburger Abkommen für seine eigene Stellung gefahrvoll war. War auch Baierns Macht geschwächt worden, sie vermehrte doch noch um ein Bedeutendes die schon übergroße Gewalt Heinrichs des Löwen. Ueberdies war vorauszusehen, daß die großen an Oesterreich gemachten Zugeständnisse den Neid der anderen Fürsten unaufhörlich anstacheln und zu weiteren Concessionen treiben würden. So wenig sich Friedrich hierüber getäuscht haben wird, war er des erreichten Resultates doch von ganzem Herzen froh: er hatte den verderblichen Streit zwischen seinen nächsten Verwandten ohne Blutvergießen beigelegt und Verpflichtungen erfüllt, die ihn schon lange bedrückten. Wenn er gewählt worden war, um den Streit zwischen dem staufenschen und welfischen Hause auszutragen, so hatte er diese Aufgabe jetzt nach ihrem ganzen Umfange gelöst. Sehr erwünscht war es ihm, daß auch der Kölner Wahlstreit jetzt in Regensburg zum Austrag kam. Beide Parteien hatten abermals Gesandte geschickt, aber die Entscheidung fiel auf Friedrich von Hovele, weil er besonders von den Domherren gewählt war. Der Kaiser ertheilte ihm die Investitur mit den Regalien und sandte ihn alsdann nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten.

Am Tage nach dem Abschluß des Vertrags zwischen den beiden Heinrichen, ließ der Kaiser einen Landfrieden bis Pfingsten über das Jahr von den bairischen Großen beschwören. Er hatte die Beruhigung Baierns erreicht, an welcher er ein Jahr lang gearbeitet hatte, und damit waren seine Bemühungen um den Landfrieden in den deutschen Ländern zu einem gewissen Abschluß gediehen. Auch Baiern gewann jetzt die Ruhe, welche schon in allen anderen Theilen des Reichs gesichert schien. „Von diesem Tage an", sagt Otto von Freising, „erfreut sich das ganze Reich diesseits der Alpen eines so herrlichen Friedens, daß Friedrich nicht allein Kaiser und Augustus, sondern auch Vater des Vaterlandes mit Recht genannt wird".

Friedensedict und Kriegsgedanken.

Ohne Angabe des Jahres und Tages, ist ein merkwürdiges Edict Friedrichs erhalten, in dessen Eingang er ausspricht, wie er nach Erlangung der Kaiserkrone als seine Pflicht betrachte darüber zu wachen,

daß alle göttlichen und menschlichen Rechte in Kraft erhalten und besonders die Kirchen und der Klerus gegen jede Gewaltthat geschützt werden. Indem er Jedem sein Recht bewahrt wissen will, befiehlt er den lange ersehnten und früher überall als Nothwendigkeit erkannten Frieden in allen Theilen seines Reichs aufrecht zu halten und verkündet eine Reihe von Strafbestimmungen gegen die Friedbrecher.

Es ist nicht ohne Interesse, die einzelnen Bestimmungen aufzuführen; sie dienen zur Charakteristik der Absichten des Kaisers, wie zur Signatur seiner Zeit. Nach dem Edict soll Jeder, der während eines aufgerichteten Landfriedens einen anderen erschlägt, mit dem Tode bestraft werden, wer einen anderen verwundet, die Hand verlieren; seine bewegliche Habe soll eingezogen und unter das Volk vertheilt werden; sein Eigengut erhalten die Erben unter der Bedingung, daß sie dem Friedbrecher keinen Nutzen davon zukommen lassen; sollten sie es dennoch thun, so hat der Graf das Gut zu confisciren, empfängt es aber dann vom König als Lehen. Wer einen anderen gefangen nimmt und thätlich mißhandelt, ihm Bart oder Haupthaar ausrauft, hat dem Mißhandelten eine Buße von 10 Pfunden, dem Richter ein Strafgeld von 20 Pfunden zu zahlen; für Schmähreden erhalten der Beleidigte und der Richter 10 Pfunde; werden die Strafgelder weder von dem Friedbrecher noch dessen Erben erlegt, so hat der Graf das als Unterpfand dienende Gut zu confisciren und empfängt es dann vom König als Lehen. Wenn ein Kleriker einen Friedbrecher in seinem Hause aufnimmt, muß er dem Grafen 20 Pfunde zahlen und für seine Schuld nach den kanonischen Bestimmungen seinem Bischof Genugthuung leisten; im Fall des Ungehorsams geht er nicht nur seines Amts und seines Beneficiums verlustig, sondern wird auch selbst als Friedbrecher behandelt. Wenn der Richter einen Friedbrecher auf Landschrei bis zur Burg eines Herrn verfolgt, hat ihn der Burgherr auszuliefern; wenn jener sich nicht dem Gericht stellen will, muß der Herr, wenn der Friedbrecher in der Burg wohnhaft ist, dessen ganze bewegliche Habe ausliefern und ihn nie mehr aufzunehmen versprechen; ist der Friedbrecher dort nicht wohnhaft, so hat er ihn aus der Burg zu entfernen. Wenn zwei über ein Lehen in Fehde liegen, und der eine führt den Lehnsherrn vor, welcher die Belehnung anerkannt, soll er das Lehen behalten, wofern er durch zwei glaubhafte Zeugen darthun kann, daß er ohne Gewalt zu demselben gelangt ist; wird er aber der Gewalt

überführt, so hat er dem Richter das doppelte Strafgeld zu zahlen und verliert das Lehen, wenn er es nicht durch richterlichen Spruch erstreitet. Wenn verschiedene Personen wegen eines Lehens fehden und verschiedene Lehnsherren vorführen, soll der Richter durch zwei glaubwürdige und ortskundige Männer erkunden, wer ohne Gewalt in den Besitz des Lehens gelangt ist, und diesem das Lehen verbleiben, so lange es ihm nicht durch richterlichen Spruch entzogen wird. Wenn ein Landmann einen Ritter wegen Friedensbruchs anklagt, hat der Ritter die Nothwehr mit eigener Hand zu beschwören, den Reinigungseid hat er mit vier Eideshelfern zu leisten. Wenn ein Ritter einen Landmann wegen Friedensbruchs verklagt, muß dieser die Nothwehr mit eigener Hand beschwören; seine Unschuld darzuthun bleibt ihm die Wahl zwischen Gottesgericht und Richterspruch, auch kann er sich durch sechs glaubwürdige, vom Richter erwählte Zeugen reinigen. Wenn ein Ritter gegen einen anderen wegen Friedensbruchs oder einer anderen Capitalsache einen Zweikampf bestehen will, hat er darzuthun, daß er und seine Eltern in Wahrheit dem Ritterstande angehören.

Ferner bestimmt das Edict, daß in jedem Jahre nach Mariä Geburt, jeder Graf mit sieben Männern guten Leumundes aus seiner Grafschaft nach dem Ertrage der Erndte den Getreidepreis feststellen soll; wer dann innerhalb des Jahres das Getreide theurer verkauft, soll wie ein Friedbrecher bestraft und so vielmal 20 Pfunde dem Grafen zahlen, als er den Scheffel höher verkauft hat*). Wenn ein Landmann Rüstung, Lanze und Schwert trägt, hat ihm der Richter, in dessen Bezirk er betroffen wird, entweder die Waffen abzunehmen oder 20 Schillinge von ihm zu fordern. Der das Land durchziehende Kaufmann soll sein Schwert an den Sattel binden oder auf den Wagen legen, damit er nicht einen Unschuldigen verletze, sich aber gegen Räuber vertheidigen könne. Niemand darf Netze, Schlingen oder Fallen auf anderes Wild stellen, als Bären, Eber und Wölfe. Zum Grafengericht soll Niemand in Waffen erscheinen, es sei denn auf Aufforderung des Grafen selbst. Räuber werden nach dem herkömmlichen Rechte bestraft. Wer eine Vogtei oder ein anderes Lehnsamt schlecht verwaltet und deshalb verliert, soll wie ein Friedbrecher bestraft werden, wenn er das

*) Diese merkwürdige Bestimmung ist wohl dadurch veranlaßt worden, daß in jener Zeit öfters Mißwachs, namentlich in Schwaben, eingetreten war.

verlorene Amt mit Gewalt wiedergewinnen will. Wer 5 Schillinge oder eine Sache gleichen Werthes stiehlt, wird gehängt; wer einen geringeren Betrag entwendet, soll mit Ruthen und Scheeren gestäupt und gezwickt werden. Wenn Ministerialen eines Herrn unter sich fehden, soll der Graf oder Richter, in dessen Bezirk es geschieht, sie nach dem Rechte verfolgen. Wer durch das Land zieht, kann zur Fütterung seines Pferdes soviel Getreide nehmen, als er von der Straße aus mit den Armen einspannen kann. Jeder darf auch an Gras und Waldlaub ohne Verwüstung nehmen, was er zu seiner Bequemlichkeit oder Nothdurft gebraucht.

Bestimmungen über sehr verschiedenartige Vergehen werden in diesem Edict zusammengefaßt, die nur in dem Bruch des Landfriedens und der möglichen Gefährdung desselben eine Verbindung haben. Die Strafen, mit denen die Vergehen bedroht sind, erscheinen hart, doch die meisten derselben entsprachen nachweislich älteren Landfriedenssatzungen. Man wird aber das Edict deshalb nicht in eine Linie stellen können mit den zahlreichen Friedensordnungen, wie sie in den einzelnen deutschen Ländern seit einem Jahrhundert und darüber aufgerichtet waren, wie sie auch Friedrich selbst theils früher theils später veranlaßt hat. Denn grade die wichtigsten Bestimmungen dieser provinciellen Landfrieden: über die Dauer desselben, über die Friedenszeiten des Jahres und der Woche, über die umfriedeten Orte und Personen u. s. w. fehlen ganz dem Edict. Vielmehr setzt dasselbe den Bestand solcher Friedensordnungen überall voraus und nimmt sie in den Schutz des Reichs, indem es gleiche Strafen über die Friedbrecher in allen Theilen desselben verhängt. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß damit der Kaiser wieder die Wahrung des inneren Friedens, die so lange hauptsächlich den lokalen Gewalten überlassen war, als seine eigenste Aufgabe erfaßt und zu ihrer dauernden Lösung den Weg des geschriebenen Gesetzes einschlägt. In der That bezeichnet das Edict den Anfang einer neuen Epoche in der Reichsgesetzgebung, die seit der Karolingischen Zeit so sehr verkümmert war. Wie in allen Dingen, glaubte Friedrich auch in diesen seinen Friedensbestrebungen in die Fußstapfen Karls des Großen zu treten, führte er doch alle Landfriedensordnungen auf jenen Kaiser zurück, den man sich längst als den Urheber alles Rechts anzusehen gewöhnt hatte.

Friedrich legte auf seine Friedensarbeiten und die Wirkungen

derselben den höchsten Werth; er giebt sich selbst den Beinamen: Pacificus (Friedespender) und preist die Zeiten seines Regiments wegen der Fülle des Friedens glücklich*). Auch darf man den Erfolg seiner Friedensordnungen nicht unterschätzen; namentlich muß er in Baiern sehr fühlbar gewesen sein. Otto von Freising nennt den Kaiser den Friedenspender und rühmt, wie er nach finsterer, regnerischer Nacht die Frische eines heiteren Morgens der Welt zurückgegeben, indem er „Jedem das Seine" wahrend, den süßen Frieden hergestellt habe; er bezeichnet die nächstfolgende Zeit als die glückliche Friedensepoche gegenüber der früheren Fehdezeit, und in bairischen Annalen wird zum Jahre 1157 bemerkt: „Fülle des Friedens." Aber es unterliegt doch keinem Zweifel, daß es auch damals nicht an Gewaltthätigkeiten im Reiche fehlte. Gegen Ende des Jahres 1156 klagte Wibald, daß die Besitzungen von Korvei vom Grafen von Teklenburg verwüstet seien und der Stadtgraf Dietrich von Hörter, welcher noch vor Kurzem dem Kaiser in Italien treffliche Dienste erwiesen hatte, als er im Kloster das ihm verliehene Vogteigericht übte, auf der Kirchenmauer von Widukind von Schwalenberg erschlagen sei. Der Kaiser übergab das Gericht über Letzteren Heinrich dem Löwen, der Gnade für Recht walten ließ, doch mußte Widukind in das Exil über den Rhein gehen und versprechen nur mit Erlaubniß des Herzogs zurückzukehren; überdies mußte er Korvei und den Kindern des Erschlagenen Entschädigung leisten und die Burg Desenberg, die er von Heinrich zu Lehen trug, diesem zurückgeben. In den niederrheinischen Gegenden müssen die Frevel gegen den Landfrieden noch zahlreicher gewesen sein, denn der Kaiser war alsbald veranlaßt hier selbst einzuschreiten.

Von Regensburg hatte sich der Kaiser im September 1156 nach den burgundischen Ländern begeben; er sah diese Länder zum ersten Mal als Gemahl der Beatrix und nahm von dem reichen Erbe derselben Besitz. Wahrscheinlich traf er auch damals mit Berthold von Zähringen das Abkommen, durch welches der früher mit diesem über

*) Friedrich legt sich den Beinamen Pacificus in einem Schreiben an König Heinrich II. von England vom 6. Mai 1157 bei, ebenso in einem nicht viel später erlassenen Schreiben an Ludwig VII. von Frankreich, in welchem sich auch die Worte finden: Divina clementia ex pacis abundantia feliciter regnandi felicia nobis concessit tempora. Man sah Pacificus wohl auch als Uebersetzung von Friedrich an.

die Erbschaft Rainalds geschlossene Vertrag beseitigt wurde. Berthold empfing durch die Vogtei und die Regalien der Bisthümer Lausanne, Genf und Sitten eine Entschädigung, freilich nur dürftiger Art, für die auf jenem Vertrage beruhenden Ansprüche. Nachdem Friedrich seine Angelegenheiten in Burgund „glänzend", wie er selbst an Wibald schrieb, geordnet hatte, kehrte er nach den fränkischen Gegenden zurück, um das Weihnachtsfest in Speier zu feiern. Noch vor dem Fest hielt er einen Hoftag zu Würzburg, den unter vielen anderen Fürsten auch der aus Italien zurückgekehrte Erzbischof Friedrich von Köln besuchte.

In den ersten Tagen des Jahres 1157 verweilte der König zu Trier, wo er neue Streitigkeiten, die zwischen dem Erzbischof und dem Grafen Heinrich von Namur entstanden waren, zu Gunsten des Ersteren schlichtete. Alsdann begab er sich nach Ulm, um einen dorthin auf den 2. Februar berufenen Reichstag abzuhalten. Wir wissen, daß der Tag von schwäbischen und bairischen Herren zahlreich besucht war und der Kaiser sie beschieden hatte, „um die Wohlthat des Friedens zu sichern." Wir sind aber über die Verhandlungen und ihre Ergebnisse nicht näher unterrichtet; vielleicht ist damals das oben erwähnte Friedensedict erlassen. Des Kaisers Absicht war von Ulm unmittelbar an den Niederrhein zu gehen, um sein volles Ansehen auch hier zur Geltung zu bringen. „Wir wollen," schrieb er an Wibald, „den Hochmuth derer, die ihre Hände gegen unsere durchlauchtigste kaiserliche Macht zu erheben sich erdreisten, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln so züchtigen, daß ihre Söhne und Enkel, durch das Beispiel der Väter gewarnt, die Widersetzlichkeit gegen das Reich verlernen und begreifen sollen, daß sie sich dessen Geboten in schuldigem Gehorsam und Ehrfurcht zu fügen haben."

Der Zug an den Niederrhein verzögerte sich, da mitten in die Friedensbestrebungen des Kaisers sich Kriegssorgen drängten. Aus Italien waren üble Nachrichten eingelaufen. Der Papst hatte sich dem Kriegsglück des Siciliers beugen müssen und hatte es kaum mit Widerstreben gethan. Im Juni 1156 war ein Vertrag zwischen ihm und König Wilhelm vereinbart worden, der im Wesentlichen die alten Verhältnisse des sicilischen Reichs zur römischen Curie wiederherstellte. Bei Benevent hatte der Papst darauf Wilhelm vom Banne gelöst, ihn mit Sicilien, Apulien und dem Fürstenthum Capua belehnt und von ihm den Lehnseid empfangen; nur so viel hatte der Papst für seine

bisherigen Bundesgenossen erreichen können, daß Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina freien Abzug gewährt wurde; Beide begaben sich erst nach der Lombardei und dann zu Friedrich. Der Papst ging nach Abschluß des Friedens zunächst nach Orvieto, welches er erst vor Kurzem der römischen Kirche wiedergewonnen hatte. Im November zog er, nachdem er mit Senat und Bürgerschaft einen uns nicht näher bekannten Vertrag geschlossen hatte, feierlich in Rom ein. Unstreitig hatte er dem Sicilier zu danken, wenn er wieder im Lateran residiren konnte, aber er konnte sich zugleich nicht verhehlen, daß er durch den Gang der Dinge in eine ähnliche Abhängigkeit von Wilhelm gerathen war, wie einst Innocenz II. von König Roger, und daß alle späteren Bestrebungen der Päpste, das sicilische Joch abzuschütteln, vereitelt waren.

Kaiser Friedrich war über den jähen Wechsel der päpstlichen Politik sehr erbittert. Er warf dem Papst den Bruch des bestehenden Vertrags vor, und obwohl der Wortlaut desselben nicht verletzt war, hatte das Verfahren des Papstes doch unfehlbar alle die Bedingungen geändert, auf denen jener Vertrag beruhte; freilich konnte zur Entschuldigung des Papstes geltend gemacht werden, daß Friedrich selbst, indem er den Kampf gegen Rom und Sicilien im Jahre 1155 aufgegeben hatte, den Papst in Fährlichkeiten versetzte, denen sich derselbe kaum in anderer Weise zu entziehen vermochte. Wie tief Friedrich aber auch den völligen Umschwung der römischen Politik empfand, es war ihm unmöglich gemacht, jetzt tiefer in die Verhältnisse Unteritaliens einzugreifen. Ein Zug dorthin wäre nicht so sehr gegen die Griechen, wie gegen den König von Sicilien gerichtet gewesen, und zwar nicht mehr gegen den Gebannten des Papstes, sondern gegen den Vasallen desselben, bei der Lage der Dinge ein geradezu sinnloses Unternehmen. So beschloß der Kaiser den Fürsten den bereits beschworenen Zug nach Apulien zu erlassen.

Um so dringender wurde der Krieg gegen Mailand, welches nicht abließ die Waffen gegen die kaisertreuen Städte zu führen und seine Herrschaft in der Lombardei auszudehnen. Seine kriegerische Lust stachelte besonders ein ausgezeichneter fremder Architekt, Guintelmus mit Namen, der durch seine Thätigkeit und Kunst das Unmögliche möglich zu machen schien, ein Mann, der allmählich ein fast dictatorisches Ansehen in der Stadt gewann.

Dem Kaiser zum Trotz hatten die Mailänder Tortona weit schöner und fester hergestellt, als es zuvor gewesen war. Mit der alten Tyrannei verfuhren sie gegen die unglücklichen Bürger von Lodi und Como; sie wußten sie niederzuhalten, indem sie alle Festen in der Umgegend besetzten. Im Mai 1156 zerstörten sie mit Maschinen, welche ihnen Guintelmus hergestellt hatte, die starke Feste Stabbio, nachdem sie schon vorher das nahe Chiasso genommen hatten. Im August rückten sie dann in das Thal von Lugano ein, wo sie etwa zwanzig Castelle brachen. Ununterbrochen stand Mailand zugleich gegen Pavia, welches mit Novara verbündet war, im Kampfe. Schon im Winter 1155 hatten sie eine neue Brücke über den Ticino bei Vernate gebaut; über dieselbe drangen sie, unterstützt von Brescia, im Juni 1156 in das Gebiet von Novara ein. Cerano wurde genommen, obwohl die Heere von Pavia und Novara in der Nähe lagen, dann Sozzago, Mosezzo, Fara, Torre di Momo; Novara verlor mehr als die Hälfte seines Gebiets. Im August 1156 fielen dann wohl die Pavesen in das Mailändische ein, aber sie erlitten bei Vibigulfo im Süden von Mailand eine schwere Niederlage und mußten sich zurückziehen. Im November baute Meister Guintelmus darauf eine zweite Brücke über den Ticino zwischen Abiate Grasso und Cassolo, unterhalb der ersteren, ein Werk, welches durch seine Festigkeit und Schönheit die allgemeine Bewunderung erregte; die neue Brücke sollte vor Allem Angriffe auf Pavia selbst ermöglichen.

Die Mailänder hatten, unbelästigt von Cremona, die erwähnten Unternehmungen ausführen können, weil Cremona nach einer Niederlage einen längeren Waffenstillstand hatte abschließen müssen. Noch während der Dauer desselben hatten die Mailänder am 19. Juli 1156 mit Piacenza ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß auf zehn Jahre geschlossen, welches von allen Bürgern beider Städte beschworen werden mußte. Der Form nach war in demselben die Treue gegen Kaiser Friedrich und seine Nachfolger vorbehalten, nichtsdestoweniger richtete er sich gegen dessen treueste Bundesgenossen, Pavia und Cremona, und machte es Cremona auch nach Ablauf des Waffenstillstandes unmöglich Pavia zu unterstützen, da Piacenza ihm jeden Durchzug durch sein Gebiet mit bewaffneter Hand verwehren konnte.

Die Vorstellungen, durch welche der Kaiser die Mailänder im vorigen Jahre zur Einstellung der Feindseligkeiten hatte bewegen wollen,

waren ohne allen Erfolg gewesen. Wenn die Mailänder auch die kaiserlichen Gesandten ehrenvoll aufgenommen und ihr Verfahren damit zu rechtfertigen gesucht hatten, daß sie nicht sowohl die Angreifer, als die Angegriffenen gewesen seien, so lenkten sie doch keinen Augenblick von dem eingeschlagenen Wege ab. Mit jedem Tage wuchs ihr Selbstvertrauen und ihre Kampflust; mit der Unterwerfung der Lombardei waren sie im besten Zuge, und die Freunde des Kaisers dort bedurften der Aussicht auf nahe Hülfe, wenn sie nicht verzweifelnd die Waffen niederlegen sollten. Indem der Kaiser die Ausdehnung des neuen italienischen Zugs bis nach Apulien aufgab, faßte er den Krieg gegen Mailand nur um so fester in das Auge.

Zum 24. März 1157 wurde ein Reichstag nach Fulda berufen, wo der Kaiser mit den Fürsten über den italienischen Krieg Rath halten wollte. Schon zu Würzburg, wo der Kaiser in der Mitte des März eintraf, war eine große Zahl von Fürsten um ihn; so wird auch der Reichstag stattlich beschickt worden sein. Die Fürsten werden es nicht ungern gehört haben, daß der Kaiser den Zug nach dem fernen Apulien ihnen erließ, und nur um so williger ihre Zustimmung zu dem Kriege gegen Mailand gegeben haben. Nach ihrem Beschluß wurde zu Fulda der Zug angekündigt und von den Anwesenden ihre Unterstützung dem Kaiser eidlich gelobt; acht Tage nach Pfingsten 1158 sollte das Heer aufbrechen, zu dessen Sammelplatz Ulm bestimmt war. Kaiserliche Schreiben benachrichtigten die abwesenden Fürsten von dem gefaßten Beschluß und forderten sie zur Theilnahme am Zuge auf. „Da der Hochmuth der Mailänder“, schrieb der Kaiser an Bischof Otto von Freising, „sich schon lange gegen das römische Reich erhoben hat und jetzt mit Gewalt ganz Italien zu verwirren und seiner Herrschaft zu unterwerfen sucht, wollen wir, auf daß solche Keckheit zu unserer Zeit nicht ungestraft bleibe und das ruchlose Volk nicht unsre Macht an sich reiße oder beschimpfe, mannhaft dem Schicksale entgegentreten und zur Vernichtung der Mailänder die ganze Kraft unsres Reichs aufbieten.“

Gleich nach dem Fuldaer Reichstage kehrte der Kaiser nach dem rheinischen Franken zurück. Das Osterfest (31. März) feierte er in Worms, wo fast alle Fürsten des Reichs um ihn versammelt waren; auch hier wurde der Zug gegen Mailand beschworen. Lombardische Gesandte hatten sich eingestellt — es waren unter Anderen Consuln

von Pavia, Novara, Como und Cremona — und baten um Hülfe; sie erhielten sichere Aussicht auf Beistand. Der Kaiser soll ihnen eine Fahne mitgegeben haben, damit sie sich um dieselbe schaarten, und das kaiserliche Banner Mailand mit Schrecken erfülle. Am 4. April stellte der Kaiser zu Worms der Stadt Cremona eine Urkunde aus, in welcher er Jedermann untersagte in dem Lande zwischen der Adda und dem Oglio eine neue Burg zum Schaden der Stadt und ihres Bisthums zu bauen. Erst nachdem Friedrich so alle Vorkehrungen zum Kriege gegen Mailand getroffen hatte, begab er sich an den Niederrhein. Am 15. April war er in Köln, am 6. Mai in Aachen, am 3. Juni in Nymwegen. Ob dort noch Jemand seine Hand gegen die kaiserliche Macht zu erheben wagte, wissen wir nicht; geschah es, so wird er verspürt haben, daß die Zeiten Konrads III. nicht mehr waren.

Kaiser Friedrich und Otto von Freising.

Der gewaltige Umschwung der Dinge im deutschen Reiche machte sich allen Orten fühlbar. Das wachsende Ansehen des Kaiserthums empfand Jedermann, aber Niemand tiefer, als der Kaiser selbst. Sein von Natur starkes Selbstgefühl wuchs mit seinen Erfolgen, und weil ihm Schweres gelang, glaubte er Alles seiner Kraft zutrauen zu dürfen. Gern ließ er sich die Geschichten der alten Kaiser vorlesen; denn er liebte es sich mit ihnen, namentlich mit Karl dem Großen, in Vergleich zu stellen. Obwohl er erst in den Anfängen seines Regiments stand, ergriff er doch die nächste sich darbietende Gelegenheit, um auch seine Thaten verherrlichen zu lassen; er lieferte sogar selbst den Stoff zu einer auf dieses Ziel gerichteten Arbeit.

Friedrich wußte von dem großen weltgeschichtlichen Werke, welches sein Oheim Bischof Otto von Freising vor mehr als zehn Jahren abgefaßt hatte und wünschte es zu besitzen. Obwohl Otto wegen mancher Stellen, welche die Stellung des Reichs zur Kirche betrafen, das Buch nicht gern in die Hand des Kaisers gab, mußte er doch dem Wunsche desselben sich fügen; er suchte jene bedenklichen Stellen mit den traurigen Zuständen zu entschuldigen, in denen er verbitterten Herzens geschrieben, erbot sich aber zugleich die glücklichen inzwischen eingetretenen Zeiten, die man dem Kaiser danke, darzustellen, keinen anderen Lohn dafür beanspruchend, als daß der Kaiser sich der Freisinger Kirche in

ihren Bedrängnissen annehmen wolle. Bald nach Ostern 1157 empfing Friedrich das Buch, wie er selbst sagt, mit der lebhaftesten Freude*), und mit nicht geringerer Freude nahm er das Anerbieten seines Oheims an, seine eigene Geschichte zu schreiben. Er beeilte sich für ihn die wichtigsten Punkte aus seinen ersten fünf Regierungsjahren aufzeichnen zu lassen, namentlich die Vorgänge auf der Romfahrt, welche Otto nicht begleitet hatte. Wir besitzen noch diese in der kaiserlichen Kanzlei gemachten Aufzeichnungen, ein historisches Denkmal vom höchsten Werth.

Es war ein Glück für Friedrich, daß er gerade Otto als Herold seiner Thaten fand. Nicht allein, daß der Freisinger Bischof an schriftstellerischem Talent in Deutschland Wenige seines Gleichen hatte, daß er alle Verhältnisse des Reichs und Hofes durchschaute, seinen kaiserlichen Neffen unbedingt ergeben war: vor Allem konnte in Niemandes Munde das Lob des neuen Regenten unbefangener erscheinen, als in dem eines Halbbruders Konrads III., eines rechten Bruders Heinrichs Jasomirgott. In der That hat Friedrich seinen glänzenden Nachruhm zum nicht geringen Theil seinem Oheim zu danken.

Bischof Otto machte sich mit Eifer an das Werk; in wenig mehr als Jahresfrist vollendete er zwei Bücher desselben, von denen das erste Friedrichs Leben vor seiner Königswahl, das zweite das erste Quinquennium seiner Regierung darstellt und mit dem Regensburger Reichstag im September 1156 schließt. Die Fortsetzung des Werks hatte er in Aussicht genommen, aber ein früher Tod hat ihn daran verhindert. Er faßte sein Werk in Jahren ab, wo die Verhältnisse des Reichs so eben die glücklichste Wendung genommen hatten, wo auf die Tage des Weinens, wie er selbst sagt, die Tage des Lachens, auf die Fehdezeit die Friedenszeit gefolgt war; er führte diese Wendung auf den Fürsten zurück, dessen Tugenden ihm gleichsam von Gott selbst inspirirt schienen, dem wunderbarer Weise in allen Fährlichkeiten noch immer das Glück zur Seite gestanden hatte. Ottos erregbarer Geist war eben so leicht gehoben, wie bedrückt, und in der gehobensten Stimmung ging er an diese seine Arbeit, wie sich auf jeder Seite des

*) Von der Chronik Ottos ist später in der kaiserlichen Kanzlei amtlicher Gebrauch gemacht worden. In einer Urkunde Friedrichs vom 6. August 1167 werden aus dem sechsten Buche längere Stellen angeführt; das Werk wird dort als „Kaiserannalen" bezeichnet.

Werkes kundgiebt. So tief die Schatten in seiner Chronik, in seinem Leben Friedrichs ist Nichts als Licht und Glanz. Es ist sehr fraglich, ob er zehn Jahre später die Dinge noch in gleich heller Beleuchtung gesehen hätte.

Man wird Ottos Buch über Friedrich nicht in allen Beziehungen loben können. Man begegnet lästigen Abschweifungen, zahlreichen Irrthümern und Flüchtigkeitsfehlern, und noch schlimmer ist, daß Otto mit höfischen Rücksichten schreibt. Sein Buch ist zunächst für den Kaiser bestimmt; er erzählt nur das, was dem Kaiser genehm ist, und erzählt es so, wie es vor dessen Auge Gnade finden sollte. Man wird ihn nicht geflissentlicher Entstellung von Thatsachen zeihen können, aber wir erkennen die Lücken, die er absichtlich in seiner Darstellung läßt, und wir bemerken nicht minder die Zurückhaltung des freien Urtheils. Aber bei allen Mängeln wird das Buch immer von Neuem die Leser fesseln; denn es ist voll Leben und Frische, eine Epoche lebendigen Aufschwungs in unserer nationalen Geschichte und die Persönlichkeit eines unserer hervorragendsten Fürsten ist in ihm mit genauer Kenntniß des Thatsächlichen und zugleich mit der ganzen Wärme unmittelbarer Anschauung und persönlicher Theilnahme geschildert. Wie schmerzlich vermißt man doch Ottos Werk für die weitere Geschichte Friedrichs, obwohl es in dem Freisinger Domherrn Ragewin einen nicht ungeschickten Fortsetzer fand.

Ragewin, der Otto früher als Notar und Kaplan gedient hatte und der ihm auch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten als Schreiber hülfreich gewesen war, übernahm nach dem Wunsche seines Meisters und des Kaisers die Fortführung des Werks. Er war ein schulgerecht gebildeter Mann und fleißiger Sammler, aber er besaß weder für die kriegerischen Vorgänge noch für die politischen Ereignisse, über welche er zu berichten hatte, ein tieferes Verständniß. Vortreffliches Material wurde ihm aus der kaiserlichen Kanzlei geliefert und ist uns durch seine Arbeit erhalten worden, doch verräth die unsichere Verwerthung dieses Materials und die ängstliche Anlehnung an den Ausdruck älterer Historiker noch mehr, als seine eigenen Geständnisse, daß er sich der ihm ungewohnten Aufgabe nicht ganz gewachsen fühlte. Bei der Vergleichung seiner Fortsetzung mit Ottos Werk kann man nicht vergessen, daß zwischen Meister und Geselle immer ein Unterschied obwaltet.

4.

Steigender Einfluß des deutschen Reichs auf das Abendland.

Die Verhältnisse im Wendenlande, Polen und Dänemark.

Mit der Herstellung der inneren Ordnung wuchs das Ansehen des Reichs auch nach außen. Selbst da, wo der Kaiser nicht unmittelbar einschreiten konnte und wollte, trat dies zu Tage, namentlich im Wendenlande an der Ostsee, wo Heinrich der Löwe wie ein freier Herr zu schalten gewohnt war. Willig dienten ihm die sonst zur Empörung geneigten Häuptlinge des Volks, und selbst als er, um seine durch den italienischen Zug geleerten Säckel zu füllen, den Tribut der Wenden auf fast unerschwingliche Höhe steigerte, fanden seine Steuereinnehmer kaum einen Widerstand.

Aber so unbestritten hier Heinrichs Herrschaft war, für die Herstellung der Bisthümer war doch noch wenig geschehen, und die christliche Kirche stand im Lande der Wagrier und Abodriten noch im Gewande einer Bettlerin da. Selbst Bischof Gerold lebte trotz seiner nahen Beziehungen zum Herzog in der äußersten Noth. Als er im Anfange des Jahres 1156 nach Wagrien ging, um den heiligen Dreikönigstag an seinem Bischofssitze Oldenburg zu feiern, fand er dort nur Ruinen; auf einem Schneehaufen mußte er das Hochamt halten. Aber freundliche Aufnahme bereitete ihm und seinen Begleitern der in der Nähe wohnende Pribislaw, der einst eine fürstliche Stellung unter den Wagriern bekleidet, längst aber niedergelegt hatte*). Auch von dem Thessemar, einem mächtigen und angesehenen Mann unter den Wenden, wurden die deutschen Priester zu Gast geladen. Auf dem Wege zu ihm kamen sie an einen Hain, das Hauptheiligthum des Götzen Prove, und Gerold glaubte die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu sollen, diese Stätte des Aberglaubens zu zerstören. Es geschah, ohne daß sich Jemand an Gerold und seinen Genossen zu vergreifen wagte. Auch gewährte ihnen Thessemar deshalb keine minder gute Aufnahme. Aber die Freuden, die ihnen ihr Wirth bereitete, wurden durch die Qualen der gefesselten Christen vergällt, die sie in dessen

*) Vergl. Bd. IV. S. 297.

Hause sahen; es waren gefangene Dänen, welche der Wende von seinen Raubzügen heimgebracht hatte. Alles erinnerte sie daran, daß sie in einem Lande waren, wo wohl der deutsche Name gefürchtet war, aber das christliche Bekenntniß nicht in Ehren stand.

Am nächsten Sonntag ging Gerold nach Lübeck, wo sich eine große Menge wendischen Volks zusammenfand. Bewegliche Worte richtete er hier an die Wenden, um sie zur Taufe zu vermögen. Aber sie machten keinen Eindruck, und den Grund dafür gab Pribislaw an, der als Sprecher seines Volkes auftrat. Er klagte dem Bischof, daß die Wagrier dem Herzog und den Grafen von Holstein so unerschwingliche Abgaben zahlen müßten, daß sie nicht daran denken könnten Kirchen zu bauen und die Taufe zu nehmen, sondern nur sännen, wie sie durch Flucht ihren Leiden ein Ziel zu setzen vermöchten; aber auf jenseits der Trave erwarte sie dasselbe Elend; nur das Meer stände ihnen offen, und es sei ihnen nicht als Schuld anzurechnen, wenn sie dort ihren Unterhalt suchten, indem sie die Schiffe der Dänen und Kaufleute überfielen. Gerold erwiederte, daß die Wenden so schwere Bedrückungen nur erführen, weil sie noch immer Heiden seien, die Sachsen und die anderen christlichen Völker lebten ruhig und in gesetzlich geregelten Verhältnissen. Darauf erklärte Pribislaw: „Wenn der Herzog und du willst, daß wir mit euch denselben Glauben haben, so gebet uns Sachsenrecht an unsrem Boden und dessen Ertrag; gern wollen wir dann Christen werden, Kirchen bauen und Zehnten zahlen."

Der Bischof traf bald darauf mit dem Herzog zu Artlenburg zusammen, wo dieser einen Landtag hielt. Auch die wendischen Häuptlinge waren zu demselben erschienen, und auf Antrieb des Bischofs forderte sie der Herzog auf, daß sie die Taufe nehmen und sich zu dem einen Gotte, der Himmel und Erde erschaffen, bekehren sollten. Aber der Abodritenfürst Niklot, der, obwohl Heide, ein gefügiger Dienstmann des Herzogs war*), brach in die Worte aus: „Der Gott im Himmel sei dein Gott; du sollst unser Gott sein, und du bist uns genug. Verehre du jenen Gott, wir wollen dich verehren." Der Herzog verwies dem Abodriten die lästerliche Rede, aber er drang nicht weiter auf die Taufe der Häuptlinge.

Indessen wurde Gerold nicht müde in den Herzog zu bringen, daß

---

*) Vergl. Bd. IV. S. 300. 302. 303.

er endlich für die Ausstattung des Bisthums Sorge trage; er drohte mit der Niederlegung seines Amts, wenn ihm nicht sein Unterhalt angewiesen werde. Da ließ der Herzog den Grafen Adolf von Holstein kommen und fragte ihn nach den 300 Hufen, die früher für das Bisthum Oldenburg bestimmt waren. Der Graf sah ein, daß er die Dotation nicht länger zurückhalten könne; er bestimmte deshalb für den Bischof Eutin und einige andere Ortschaften mit einer bequem gelegenen Baustelle am Markt in Oldenburg. Er verlangte, Gerold sollte nun selbst nach Wagrien kommen und die ihm zugewiesenen Besitzungen abschätzen lassen; was an den bestimmten 300 Hufen fehle, wolle er zulegen. Gerold ging nach Wagrien, aber er fand, daß die ihm überantworteten Güter kaum das Maß von 100 Hufen hatten. Der Graf ließ sie darauf vermessen, jedoch mit kurzem, nicht dem landesüblichen Maß und rechnete Sümpfe und Wald dem Ackerland gleich. Alle Beschwerden, welche der Bischof deshalb vor den Herzog brachte, waren vergeblich; er mußte sich begnügen mit dem, was der Graf ihm gegeben hatte.

Wie wenig Gerolds Ansprüche befriedigt waren, er hatte endlich doch einen Sitz in seinem Bisthum gefunden, und damit war zugleich ein neuer Mittelpunkt für die Mission im Wendenlande gewonnen worden. Mit Eifer machte er sich sogleich an die Arbeit, um den Bestand seines Bisthums zu sichern. In Eutin legte er Burg und Markt an und baute sich ein Wohnhaus. Das Augustinerstift in Högersdorf, das einzige in seinem Sprengel, verlegte er mit Einwilligung des Herzogs trotz des Widerstrebens der Brüder wieder nach dem nahen Segeberg; es lag ihm daran, an den hohen Festen so einen zahlreicheren Klerus zur Hand zu haben. Auch die unmittelbare Verbindung des Bisthums mit Neumünster suchte er herzustellen, aber Erzbischof Hartwich wollte dieses nicht aufgeben und gestand nur soviel zu, daß das Stift den Bischof in der Mission unterstützen solle.

Gerold berief alsbald den Priester Bruno, der einer der eifrigsten Jünger Vicelins gewesen war, aber nach dessen Tode das Wendenland verlassen hatte, von Neumünster und sandte ihn nach Oldenburg. Wieder betrieb Bruno das Missionswerk mit dem alten Eifer, predigte den Wenden, fällte die heiligen Bäume und rottete das heidnische Wesen aus. Da die Burg und die Stadt, welche einst der Sitz des Bisthums gewesen war, verödet lag, bestimmte er den Grafen dort eine

sächsische Colonie anzulegen. So kam der Ort empor und erhielt nun auch wieder eine stattliche Kirche, welche mit Büchern, Glocken und allem anderen Bedarf reichlich ausgestattet wurde. Der Bischof weihte in Gegenwart des Grafen und seiner Gemahlin Mathilde diese neue Kirche feierlich ein; es geschah neunzig Jahre nach Zerstörung der ersten. Der Graf befahl darauf den Wenden ihre Todten auf dem Kirchhofe zu bestatten und an den Festtagen die Kirche zu besuchen, wo ihnen Bruno in wendischer Sprache abgefaßte Predigten vorlas. Zugleich verbot er ihnen den Reinigungseid bei ihren heiligen Bäumen, Quellen und Steinen zu leisten, vielmehr mußte man die Angeklagten vor den Priester führen, um vor ihm die Probe des glühenden Eisens oder der Pflugschaar zu bestehen. Auch litt es der Graf nicht mehr, daß die Wenden gefangene Dänen an das Kreuz schlugen.

Der glückliche Erfolg in Oldenburg ermuthigte den Bischof und den Grafen auch an anderen Orten Aehnliches zu versuchen. So sandten sie einen eifrigen Priester aus Neumünster, Deilawin mit Namen, in das Räubernest an der Krempine (Kremper-Au bei Altenkrempe); er wohnte dort inmitten von Heiden und hatte harte Entbehrungen zu ertragen, aber auch seine Arbeit war nicht fruchtlos. Nach Lütkenborg und Ratikow ging der Bischof mit dem Grafen und suchte dort geeignete Plätze zu Kirchenbauten. Zu derselben Zeit baute der Graf auch die Burg Plön wieder auf und gründete bei derselben Stadt und Markt. Ueberall unterstützten sich gegenseitig der Bischof und der Graf; mit einander kamen in Wagrien die deutschen Priester und die deutschen Colonisten wieder in die Höhe. Die Wenden zogen sich allmählich aus den größeren Ortschaften zurück, an ihrer Stelle bauten Sachsen sich an. Das Wagrierland hörte nach und nach auf Wendenland zu sein und verschmolz mit dem sächsischen Holstein.

Aehnliches geschah um dieselbe Zeit im Ratzeburgischen, dem alten Polaberlande, durch den Eifer des Grafen Heinrich und des Bischofs Evermod*). Auch dort wuchs die Zahl der Kirchen, und die Wenden ließen in großer Zahl sich taufen. Doch von dem Seeraub und den Beutezügen in das Dänenland waren sie nicht abzubringen; eher ließen sie den Glauben, als das Diebesgewerbe der Väter. In dem Gebiete Niklots im Abodritenlande bestanden das Heidenthum und Wendenthum

*) Vergl. oben S. 81.

fast noch ganz ungebrochen fort. Bischof Berno war noch immer ohne Gemeinde und ohne Kirche; wir wissen nicht, wie und wo er sein Leben fristete. Heinrich der Löwe, dessen Wort bei den Abodriten Alles galt, ließ ruhig bei ihnen, wenn sie ihm nur die Steuern zahlten, das alte Unwesen bestehen; auch um die Mission bei den Wagriern und Polabern, so sehr sie seiner Macht zu gut kamen, kümmerte er sich wenig.

Kriegerische Unternehmungen lagen dem jungen Herzoge mehr am Herzen, als friedliche Eroberungen. Im Sommer des Jahrs 1156 führte er ein Heer gegen die Friesen, wahrscheinlich gegen die Rüstringer, welche schon früher seinen Zorn gefühlt hatten*). Aber das Glück war in den friesischen Marschen nicht mit dem Herzog; ohne Ruhm und nicht ohne Gefahr mußte er den Rückzug antreten. Als er dann im Herbste desselben Jahrs, nachdem er sich in Regensburg das Herzogthum Baiern gesichert hatte, nach Sachsen zurückkehrte, warf er sich in die aufs Neue entbrannten dänischen Thronstreitigkeiten.

Der von dem Kaiser eingesetzte König Sven hatte sich bald als ein unfähiger Regent gezeigt. Das Land war unablässig den Verwüstungen der wendischen Seeräuber preisgegeben, und statt ihnen mannhaft entgegenzutreten, begnügte sich der König den Beistand der Sachsen durch große Geldsummen zu erkaufen; aber auch damit wußte er das Land nicht zu sichern. Verächtlich in den Augen des Volks ob seiner Feigheit, verwickelte er sich überdies in neue Streitigkeiten mit seinem alten Widersacher Knud und dem jungen Waldemar, Knud Lawards Sohn. Der innere Krieg wüthete aufs Neue in Dänemark, und bald mußte Sven das Feld räumen. Er begab sich zuerst zum Grafen Adolf von Holstein, dann zu seinem Schwiegervater, dem Markgrafen Konrad von Meißen (1154). Dieser, dem Tode nahe und ganz mit geistlichen Gedanken beschäftigt, konnte und wollte dem Vertriebenen nicht helfen, aber gewährte ihm Jahr und Tag Unterhalt an seinem Hofe. Indessen war Dänemark in der Gewalt Knuds und Waldemars. Endlich begab sich Sven zu Heinrich dem Löwen und nahm dessen Hülfe in Anspruch; er verhieß, daß sich, sobald nur ein sächsisches Heer in Dänemark erscheine, Alles ihm zufallen würde. Seine Bitten wurden von anderen sächsischen Fürsten unterstützt, besonders von Erzbischof Hartwich, der neue Hoffnungen sich die dänischen Bisthümer zu unterwerfen an das

*) Vergl. oben S. 83.

Unternehmen knüpfen mochte; auch große Geldsummen, die Sven versprach, machten auf den Herzog Eindruck.

Schnell brachte der Herzog ein zahlreiches Heer zusammen. Im Spätjahr 1156 drang er mit demselben durch das Danewirk, dessen Wächter bestochen waren, und belagerte Schleswig. Die Stadt mußte sich ergeben und Heinrich eine erhebliche Contribution zahlen. Noch empfindlicher für sie war, daß Sven eine im Hafen überwinternde Flotte russischer Kreuzfahrer in Beschlag nahm und mit dem Erlös der Ladung das Heer bezahlte; denn seitdem wurde der Hafen Schleswigs von den Fremden gemieden, und der blühende Handel der Stadt kam in Verfall. Unter Verwüstungen drang das sächsische Heer weiter vor, und bald ergab sich ihm auch Ripen. Ohne Kampf gelangte es bis Somerstäd im südlichen Jütland, aber zugleich wurde es auch immer deutlicher, daß sich unter den Dänen keine Hand für Sven erheben wollte. Schon verließ ihn selbst der Muth, und er rieth zur Rückkehr. In großer Hast, Geiseln von Schleswig und Ripen mit sich führend, kehrte das Heer nach Sachsen zurück. Alles sah sich in den Hoffnungen getäuscht, die Sven erregt hatte.

Aber trotz seines Mißerfolges plante Sven alsbald ein neues Unternehmen, um zu seinem Reiche zu gelangen. Er wollte die gefürchteten Wenden zu Bundesgenossen gewinnen und begab sich über Lübeck, wo ihm Graf Adolf Gastfreundschaft erwies, zum Abodritenfürst Niklot, der ihm Hülfe versprach. Zugleich erging ein Befehl Heinrichs des Löwen an die Wagrier und Abodriten, den vertriebenen Dänenkönig zu unterstützen. Nur mit wenigen Schiffen leistete Niklot dem Dänen Beistand, aber sie schienen eine genügende Macht bei der entsetzlichen Furcht, welche auf der dänischen Insel vor den Wenden herrschte, die kurz vorher noch Fühnen in der schonungslosesten Weise verwüstet hatten. Sven landete zunächst in Laaland, wo er einige Anhänger hatte und ohne Widerstand Aufnahme fand; bald ergaben sich ihm auch Fühnen und einige kleinere Inseln. Inzwischen sammelten Knud und Waldemar ein Heer, um Sven entgegenzutreten. Aber zum Kampfe kam es nicht. Unter Vermittelung des Bischofs Elias von Ripen und mehreren Großen beider Parteien schlossen die hadernden Herrscher einen Frieden, in dem sie Dänemark theilten. Waldemar erhielt Jütland, Knud Seeland, Sven Schonen; die kleineren Inseln wurden nach ihrer Lage den einzelnen Theilen zugelegt.

Zum Glück Dänemarks haben die drei Königreiche, in die es der Friede zerriß, keinen Bestand gewonnen; in wenigen Tagen war der Friede selbst zerrissen. Gleich nach dem Abkommen veranstalteten Knud und Waldemar ein großes Gelage zu Roeskilde und luden zu demselben auch Sven. Er erschien, aber noch tobte in seinem Herzen der alte Haß gegen die Männer, die ihn vom Throne gestoßen. Sobald er sie sicher sah, sann er auf ihr Verderben. Am anderen Tage des Gelages, als es dunkel wurde, ließ er sie von gedungenen Schergen mit entblößten Schwertern überfallen. Knud fiel unter den Streichen derselben, aber Waldemar wußte ihnen zu entgehen und suchte sein Heil in nächtlicher Flucht (9. August 1157). Er entkam nach Jütland und rief hier Alles zu seinem Beistande auf. In kurzer Zeit hatte Waldemar ein ansehnliches Heer gesammelt, während Sven auf Seeland und den anderen Inseln eine Kriegsmacht bildete und mit derselben nach Jütland übersetzte. Waldemar trat ihm entgegen und auf der Gratheheide zwischen Wiborg und Randers kam es zur Schlacht. Der Sieg fiel Waldemar zu; das Heer seiner Gegner zerstob, und Sven selbst fand auf der Flucht den Tod (23. Oktober 1157).

Der einst von Kaiser Friedrich eingesetzte, dann vom Sachsenherzog unterstützte Dänenkönig war durch seine eigene Schuld untergegangen, und sein Verderben war für Dänemark ein großer Gewinn, für die Deutschen kein Verlust. Waldemar, erst 26 Jahre alt, wurde allgemein als König in den dänischen Ländern anerkannt. Der innere Friede kehrte in das Reich zurück, und das geeinte Dänemark wußte nun auch den wendischen Seeräubern besser zu begegnen. Aber sofort suchte auch Waldemar die Deutschen für sich zu gewinnen. Er schloß mit Adolf von Holstein Freundschaft, bemühte sich um die Gunst Herzog Heinrichs und versprach die Belehnung wie seine Vorfahren vom Kaiser nachzusuchen. Es gelang Waldemar, das zerrüttete Dänemark neu zu kräftigen und den Grund zu einer nordischen Macht zu legen, welche dem von Parteien zerrissenen Deutschland später furchtbar werden sollte, welche aber damals keine ernstliche Gefahren dem Kaiserreich drohte.

Während dieser wichtigen Vorgänge im Norden war Herzog Heinrich im Dienste des Kaisers beschäftigt. Dieser war im Juni 1157 aus den rheinischen Gegenden nach Sachsen gekommen und hielt in der zweiten Hälfte des Monats zu Goslar Hof. Viele Große hatten sich um seinen Thron versammelt, unter ihnen waren außer dem Sachsenherzog auch

Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Markgraf Albrecht, dem kurz zuvor nicht geringes Glück widerfahren war.

Es ist bekannt, wie im Jahre 1150 Albrecht Brandenburg als Erbe des Wendenfürsten Heinrich erhalten hatte*). Aber diese Erbschaft war ihm bald wieder bestritten worden. Ein Verwandter Heinrichs, der sich auf Brandenburg Rechnung gemacht hatte, benutzte eine günstige Gelegenheit, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Sein Name war Jacze, und er wird als ein mächtiger Großer des polnischen Reichs bezeichnet; wahrscheinlich waren die damals noch zu Polen gehörigen Gebiete an der unteren Spree, später die Lande Teltow und Barnim genannt, in seiner Hand und die Burg Köpenik seine Residenz. Mit einem großen Heere rückte er vor Brandenburg, wo er zuvor Leute des Markgrafen bestochen hatte. Bei Nacht wurden ihm die Thore geöffnet und ohne Widerstand drang er in die Stadt; die Verräther nahm er zum Schein gefangen und ließ sie nach Polen abführen. Seitdem dachte Albrecht unablässig an die Wiedereinnahme der Stadt, doch es verging längere Zeit, ehe er das Unternehmen angreifen konnte. Erst im Frühjahr 1157 zog er im Bunde mit Erzbischof Wichmann und anderen sächsischen Fürsten gegen Brandenburg. Die Stadt wurde tapfer vertheidigt, und viel Blut floß vor den Mauern derselben; auch Werner von Veltheim, ein Schwestersohn des Markgrafen, fand hier den Tod. Aber die Noth zwang endlich die Städter zur Unterwerfung. Am 11. Juni 1157 zog Albrecht wieder in Brandenburg ein, auf einer Anhöhe, wohl dem Marienberg, pflanzte er sein siegreiches Banner auf und gab demüthig Gott die Ehre des Sieges. Seit diesem Tage ist Brandenburg in den Händen der Deutschen geblieben, eine wichtige Erwerbung für die Germanisirung der Gegenden an Havel und Spree, eine nicht minder wichtige für die Befestigung der christlichen Kirche unter den Wenden. Die Markgrafen der sächsischen Nordmark haben schon in der nächsten Zeit öfters in der Stadt residirt, und der Name: Mark Brandenburg wurde fortan Bezeichnung für ihr gesammtes Gebiet. Wenige Jahre nach der Eroberung verlegte auch der Bischof von Brandenburg wieder den Sitz seines Bisthums von Leitzkau nach der Stadt, von welcher dasselbe den Namen führte, obwohl es dort bisher fast nie eine sichere Stelle gehabt hatte.

---

*) Vergl. Bd. IV. S. 308.

Etwa zu derselben Zeit, wo Albrecht Brandenburg dauernd gewann, scheint Erzbischof Wichmann auch das Land Jüterbock, wo noch heidnisches Wesen im Schwunge war, in Besitz genommen zu haben; seitdem war der Erzbischof Herr in diesem Lande, in welchem das Heidenthum bald ganz in Vergessenheit kam. Mit dem überelbischen Besitzthum des Ascaniers mehrte sich hier zugleich das Gebiet des Magdeburger Erzstifts. Der sächsische Stamm war wieder einmal in energischem Vordringen nach dem Osten, und schon ging der Kaiser selbst mit einem Kriegszuge um, welcher weiterem Vordringen förderlich werden konnte.

Obwohl es wenig wahrscheinlich ist, daß der Polenherzog Boleslaw, dessen Schwester Judith Otto, dem ältesten Sohne des Markgrafen Albrecht, vermählt war*), bei Jaczes Unternehmen unmittelbar betheiligt war, hat der Kampf um Brandenburg doch vielleicht dem Kaiser den Anstoß gegeben, der trotzigen Haltung, welche bisher Boleslaw gegen das Reich eingenommen hatte, mit Ernst zu begegnen. Schon waren mehr als zehn Jahre verflossen**), seit er König Konrad das Versprechen gegeben hatte, seine Streitigkeiten mit seinem vertriebenen Bruder Wladislaw auszutragen; aber noch hatte er alle seine Versprechungen unerfüllt gelassen. Wladislaw lebte mit seiner Gemahlin, der babenbergischen Agnes, einer Muhme des Kaisers, im deutschen Exil; beide, wie es scheint, mit dem Kaiser im freundlichsten Vernehmen. Es war eine seiner ersten Sorgen gewesen, ihre dem Könige von Castilien verlobte Tochter mit stattlichem Geleite nach Spanien zu senden; Wladislaw hatte dann den Kaiser auf der Romfahrt begleitet. Wiederholt hatte Friedrich seitdem den Polenherzog aufgefordert seinem Bruder gerecht zu werden, aber ohne Erfolg; überdies hatte Boleslaw bisher ihm weder den Huldigungseid geleistet, noch den hergebrachten Tribut von 500 Mark gezahlt. Friedrich, in dem sich die kriegerische Lust wieder zu regen begann, hielt jetzt den Zeitpunkt für günstig, gegen Polen die Waffen zu ergreifen, und ohne Frage bot er schon im Juni zu Goslar die sächsischen Fürsten zu der Heerfahrt auf die er im August beginnen wollte.

Zunächst begab sich der Kaiser von Goslar nach Bamberg, wo er im Anfange des Juli einen großen Hoftag hielt. Es wohnten dem-

*) Vergl. Bd. IV. S. 302.
**) Vergl. Bd. IV. S. 230.

selben bei die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Passau, Regensburg und Eichstädt, der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oesterreich, Herzog Welf, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und sein Bruder Friedrich, Graf Berthold von Andechs, Graf Rapoto von Abenberg, Graf Konrad von Dachau, welcher den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte, Markgraf Engelbert von Istrien, Graf Gebhard von Sulzbach und sein Sohn Berengar, Burggraf Heinrich von Regensburg, Graf Ekbert von Pütten, dann der exilirte Polenherzog Wladislaw, wie Herzog Wladislaw von Böhmen und sein Bruder Dietbold mit Bischof Daniel von Prag, ihrem geheimen Rathe. Schon die Anwesenheit so vieler bairischer Herren weist darauf hin, daß manche bei den neuen Verhältnissen ihres Landes noch streitige Sachen hier erledigt wurden. Der Kaiser scheint alle Ansprüche, welche die Babenberger erheben konnten, bereitwillig befriedigt zu haben; so wurde Konrad von Passau auch Mertingen an der Schmutter, welches er vor sieben Jahren zur Befriedigung Welfs hatte abtreten müssen*), jetzt zurückgegeben. Besonders beschäftigte *aber* doch den Kaiser der polnische Krieg, zu dem auch der Böhmenherzog ihm seinen Beistand versprach.

Von Bamberg ging der Kaiser nach Halle, wo sich im Anfange des August das sächsische Heer zu sammeln begann. Die meisten weltlichen Großen Sachsens und Thüringens stellten sich zu der Fahne des Kaisers, unter ihnen Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und sein Sohn Hermann, Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Dietrich von der Lausitz und seine Brüder Heinrich und Dedo. Der Vater der Letzteren, Markgraf Konrad, war erst vor Kurzem gestorben (5. Februar 1157). Während einer Pilgerfahrt, die er nach Jerusalem unternommen, hatte seine Gemahlin der Tod ereilt, und dieser Verlust hatte den alten Fürsten so gebeugt, daß er beschloß sich in das von ihm gestiftete Kloster auf dem Petersberge zurückzuziehen. Am 30. November 1156 versammelte er dort seine Verwandten und Freunde, in ihrer Gegenwart übergab er seinem ältesten Sohne Otto die Mark Meißen, dem zweiten Dietrich die Mark Lausitz, den jüngeren Heinrich, Dedo und Friedrich die Grafschaften Wettin, Rochlitz und Brena; er selbst nahm aus der Hand des Erzbischofs Wichmann das Mönchs-

*) Vergl. Bd. IV. S. 334.

kleid, in dem er wenige Monate später das Zeitliche segnete. Man hat Konrad den Beinamen des Großen gegeben, der weder in seiner Persönlichkeit noch in seinen Thaten eine Berechtigung findet. Aber er war ein umsichtiger und ehrenwerther Fürst, der sich aus kleinen Anfängen zu einer hochgeachteten Stellung emporgearbeitet hatte; er ist recht eigentlich der Gründer der Macht des wettinischen Hauses gewesen. Die Theilung der von ihm zusammengebrachten Reichslehen, die er ohne Einwilligung des Kaisers nicht vornehmen konnte, war ein übles Beispiel für seine Nachkommen und für andere Fürsten.

Außer den sächsisch-thüringischen Herren folgte unsres Wissens von den weltlichen Großen nur noch der getreue Otto von Wittelsbach dem Kaiser nach Polen; dagegen nahmen die geistlichen Herren in nicht geringer Zahl an dem Kriegszuge Theil. Wir wissen, daß sich der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Verden, Merseburg, Meißen und Hildesheim, wie die von Bamberg und Würzburg dem Heere anschlossen, überdies der Abt von Fulda und einige andere Aebte. Man hatte unter den Polen den Glauben verbreitet, daß der Kaiser die Heerfahrt nicht werde ausführen können, und sie hatten deshalb eine Gesandtschaft nach Halle geschickt mit Friedensanerbietungen, wie sie jedoch der Lage der Verhältnisse in keiner Weise entsprachen. Der Kaiser verwarf diese Anerbietungen und brach am 4. August mit seinem Heere von Halle auf.

Der Angriff galt zunächst den schlesischen Gegenden. Man fand die Grenzen in gewohnter Weise durch Verhaue gesperrt, aber die Deutschen drangen leicht durch dieselben und lagerten bald an der Oder in der Nähe von Glogau. Schon waren auch Böhmen und Mährer unter Herzog Boleslaw und seinen Brüdern Heinrich und Dietbold zum Kaiser gestoßen, eine sehr willkommene Hülfe. Am 22. August ging zum Schrecken der Polen das ganze Heer über die Oder; Allen voran die Böhmen. Obwohl die Polen auch Russen, Ungarn, Preußen und Pommern in ihre Dienste genommen hatten und eine stattliche Kriegsmacht besaßen, wagten sie doch nicht den Kaiser anzugreifen. Sie verbrannten Glogau, Beuthen und andere Burgen in Schlesien; dann zogen sie sich schleunig in das Innere des polnischen Landes zurück. Aber der Kaiser folgte ihnen und verwüstete, durch die Sprengel von Breslau und Posen vorrückend, weithin das Land mit Feuer und Schwert. Nach kurzer Zeit verzweifelte Boleslaw an Gegenwehr und

suchte theils in Person, theils durch Unterhändler die Fürsten des Kaisers zu gewinnen, indem er sich ihm zu unterwerfen versprach. Besonders war es der Böhmenherzog, welcher sich jetzt Boleslaws und seiner Brüder annahm. Nachdem er mit ihnen, seinen Verwandten, eine Zusammenkunft gehabt hatte, machte er den Fürsprecher derselben beim Kaiser. Da auch die anderen Fürsten sich für den Polenherzog verwandten, entschloß sich Friedrich den Reumüthigen wieder zu Gnaden anzunehmen.

In der Mark von Krzyszkowo, nordwestlich von Posen, erschien Boleslaw vor dem Kaiser, warf sich vor ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. Er erhielt sie auf Bedingungen, welche die Abhängigkeit Polens vom Reiche außer Frage stellten. Nach denselben mußte Boleslaw schwören, daß er und die Polen seinen in der Verbannung lebenden Bruder Wladislaw nicht vertrieben hätten, um das Reich zu beleidigen, überdies mußte er als Strafe dafür, daß er bisher nicht zu Hof gekommen und für sein Land die schuldige Huldigung geleistet hatte, dem Kaiser 2000 Mark, den Fürsten 1000 Mark, der Kaiserin 20 Mark Goldes, den Hofbeamten 200 Mark Silber zu zahlen versprechen. Zugleich gelobte er eidlich, daß er den Kaiser mit 300 Rittern in Italien unterstützen und am nächsten Weihnachtsfest nach Magdeburg kommen werde, um seinen vertriebenen Bruder nach dem Urtheil böhmischer und polnischer Herren Genugthuung zu geben. Hierauf leistete er dem Kaiser in herkömmlicher Weise den Huldigungseid und stellte für die Erfüllung aller seiner Versprechungen seinen Bruder Kasimir und andere vornehme Polen als Geiseln.

Nachdem so der Zweck des Heerzuges erreicht schien, trat Friedrichs Heer den Rückweg an. Der Böhmenherzog führte mit sich nach Prag die polnischen Geiseln, welche er aber schon im Oktober dem Kaiser überlieferte. Sie sind dann lange in deutschen Händen geblieben, da Boleslaw den eingegangenen Verpflichtungen in keiner Weise nachkam. Der Kaiser, dessen Gedanken nach anderen Dingen standen, hat deshalb nicht sofort wieder zu den Waffen gegriffen. Nur sehr vorübergehend hat er sich mit den nordischen Angelegenheiten in den nächsten Jahren beschäftigt; er überließ es den Großen Sachsens, namentlich Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht, ihre Macht zu befestigen und so das Ansehen des Reichs in den wendischen Gegenden, wie gegen Dänemark und Polen zu wahren.

Friedrichs universelle Stellung und seine Zerwürfnisse mit Hadrian IV.

Gleich nach dem Polenkriege hielt der Kaiser am 28. September 1157 einen Hoftag zu Würzburg. Hier erschienen vor ihm Gesandte Constantinopels, Englands, Ungarns, Italiens und Burgunds; sie alle überbrachten Geschenke und Bittgesuche. Nicht wenig war man erstaunt, so verschiedene Nationen sich am deutschen Hofe begegnen zu sehen; man fühlte, daß die Weltgeschicke wieder am Kaiserthrone entschieden wurden.

Niemand zeigte sich damals beflissener die kaiserliche Gunst zu gewinnen, als der junge König Heinrich II. von England. Mit ungewöhnlicher Entschlossenheit hatte er seine Herrschaft auf beiden Seiten des Kanals zu befestigen gewußt, aber persönliche Zerwürfnisse, die wohl zeitweise zurücktraten, aber nie ganz beseitigt werden konnten, trennten ihn von Ludwig VII. von Frankreich, und Nichts fürchtete er mehr, als eine enge Verbindung seines Widersachers mit dem Kaiser; eine Verbindung, deren Opfer er unzweifelhaft gewesen wäre. Deshalb schickte er aufs Neue damals dem Kaiser prachtvolle Geschenke, unter denen ein sehr großes und kostbares Zelt die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Die Gesandten überbrachten überdies ein Schreiben ihres Königs, welches von Ergebenheit überfloß. Heinrich II. erklärte seine Freude über den zwischen dem Kaiser und ihm bestehenden Bund des Friedens und der Liebe, durch den er sich in allen seinen Bestrebungen gehoben fühlte; Nichts werde er unterlassen, was zur Ehre des Kaisers beitragen könne, alle seine Länder stelle er demselben zu Gebote und Nichts solle hier ohne dessen Willen geschehen. „Zwischen uns", schrieb er dem Kaiser, „und unseren Völkern soll eine unlösbare Liebes- und Friedensgemeinschaft bestehen, ein ungehemmter Verkehr; Euch aber als den Höhergestellten soll das Befehlen zufallen; an dem Willen zu gehorchen wird es uns nicht fehlen."

Nicht minder bedurfte der kaiserlichen Gnade König Geisa II. von Ungarn. Bischof Daniel von Prag war kurz vorher an dessen Hof gegangen, um ihm die Aufforderung des Kaisers zur Hülfsleistung gegen Mailand zu überbringen. Obwohl Geisa sich in seiner eigenen Herrschaft bedroht sah — denn nicht ohne Grund mißtraute er seinem

Bruder Stephan, der mit ihrem Oheim Bela Verbindungen unterhielt, die auf eine Thronumwälzung zielten, — erklärte er sich doch bereit, 500 Magyaren zum Heere des Kaisers zu senden. Die Gefahr, daß die Feinde in seinem eignen Hause bei dem Kaiser, der schon früher den Blick auf Ungarn gerichtet hatte, Unterstützung finden könnten, war so groß, daß er keine Zeichen der Unterwürfigkeit unterließ, um sich die Gunst des deutschen Herrschers zu gewinnen.

Die Gesandtschaft der Griechen war schon längere Zeit angekündigt worden, und der Kaiser sah derselben nicht ohne Spannung entgegen. Sie überbrachte reiche Geschenke, aber die Art ihres Auftretens war hochfahrend, und ihre Rede zeigte nicht die Ehrerbietung gegen den Kaiser, die man am deutschen Hofe beanspruchte und welche vor Allem Friedrich selbst verlangte. Die Griechen hatten den Unwillen des Kaisers zu empfinden und liefen sogar Gefahr von den Fürsten übel behandelt zu werden. Vorsichtig lenkten sie ein und baten den Kaiser um Verzeihung, die ihnen gegen das Versprechen gewährt wurde, nur so mit ihm zu reden, wie es sich mit einem römischen Kaiser gebühre. Ohne Zweifel waren es Friedensanerbietungen, welche sie überbrachten, aber der Kaiser konnte diesen nur geringen Werth beilegen, da Constantinopel seine Absichten auf Italien nicht aufgegeben hatte.

Durch die griechischen Gesandten wurde dem Kaiser der besondere Wunsch der Kaiserin Irene ausgedrückt, daß der junge Friedrich von Schwaben jetzt die Schwertleite und den Ritterschlag empfange. Sie hegte eine große Zärtlichkeit für diesen ihren Schwestersohn, den sie wiederholentlich durch prächtige Geschenke ausgezeichnet hatte, und sie soll den Gesandten befohlen haben, nicht eher Deutschland zu verlassen, als bis der Schwabenherzog den Ritterschlag erhalten habe. Obwohl dieser kaum vierzehn Jahre alt war und seine Wehrhaftmachung die Machtstellung des Kaisers, seines Vormundes, in den deutschen Ländern wesentlich beeinträchtigen mußte, gewährte Friedrich doch den Wunsch der Irene; noch zu Würzburg in Gegenwart der griechischen Gesandten wurde der junge Friedrich mit dem Schwerte umgürtet und zum Ritter geschlagen.

Da dem Kaiser bei seinen italienischen Plänen viel daran lag, über die Absichten des Hofes zu Constantinopel genau unterrichtet zu werden, schickte er mit den heimkehrenden Gesandten abermals Abt Wibald nach dem Osten. Von dieser Reise ist Wibald nicht mehr in

sein Kloster zurückgekehrt. Er starb auf dem Heimwege am 19. Juli 1158 zu Bitolia in Macedonien, wenig über 60 Jahre alt, kein geringer Verlust für den Kaiser, welcher dem gelehrten, weltklugen und vielgewandten Mönch Vieles zu danken hatte*). Es wurden Gerüchte verbreitet, daß die Griechen an Wibalds Tod Schuld getragen hätten, aber sie scheinen völlig grundlos gewesen zu sein.

Da dem Kaiser eine durchgreifende Neugestaltung der Verhältnisse des burgundischen Reichs am Herzen lag, begab er sich gegen Ende des Oktober 1157 nach Besançon, wohin er die Großen Burgunds beschieden hatte. Sie waren fast vollständig erschienen und bereiteten ihm einen glänzenden Empfang; bei den ungewöhnlichen Ehren, mit denen man ihn überhäufte, waren Liebe und Furcht gleich wirksam. Augenzeugen dieser Festlichkeiten waren Gesandte aus England, Frankreich und Spanien, welche zu Besançon zusammentrafen. Besonders bemerklich machten sich die zahlreichen Italiener, die am Hofe des Kaisers erschienen; sie wiesen darauf hin, daß man einer neuen Ankunft desselben in der Halbinsel des Apennin entgegen sah. Die Anwesenheit des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, des Grafen Guido von Biandrate, der Bischöfe von Novara, Trient und Treviso wird unmittelbar mit den Rüstungen des Kaisers gegen Mailand in Verbindung gestanden haben. Aber auch der Bischof von Spoleto, Gesandte von Venedig, so wie Herren aus Tuscien und Apulien hatten sich eingestellt. Nicht geringes Aufsehen mußte das Eintreffen zweier römischer Cardinäle erregen, zumal es kaum mehr ein Geheimniß war, daß zwischen Kaiser und Papst nicht mehr das frühere Einverständniß bestand. Die päpstlichen Legaten waren der Kanzler Roland, der einflußreichste Rathgeber des Papstes, und der Cardinal Bernhard vom Titel des heiligen Clemens, ein Gesinnungsgenosse des Kanzlers; ihre Aufträge bestanden besonders in Beschwerden, welche der Papst gegen den Kaiser erhob.

Den Hauptanlaß zu diesen Beschwerden hatte ein Mißgeschick des Erzbischofs Eskil von Lund gegeben. Dieser war nämlich auf der

*) In der Abtei Stablo folgte Wibald sein leiblicher Bruder Erlebold, der dafür sorgte, daß die Leiche, die vorläufig im Dome zu Bitolia beigesetzt war, nach Stablo geführt und dort am 26. Juli 1159 unter großen Feierlichkeiten beerdigt wurde. In Korvei folgte auf Wibald ein Mönch, mit Namen Konrad, als Abt.

Heimkehr von Rom im Jahre 1156 in Deutschland von Wegelagerern überfallen worden; sie hatten ihn seiner Habe beraubt und dann eingekerkert, um ein Lösegeld zu erpressen. Der Papst empfand dies nicht nur als einen Frevel gegen die Kirche, sondern als eine persönliche Kränkung; denn Eskil war ihm von seiner nordischen Missionsreise her bekannt und hatte jene Reise unternommen, um ihn als Papst zu begrüßen. Er wandte sich deshalb an den Kaiser und verlangte Eskils Freigebung und Strafe gegen die Frevler. Der Kaiser sah aber in Eskil einen Mann, der sein Reich und seine Krone beeinträchtigt habe, indem er ihn ohne Zweifel hauptsächlich für den Urheber der Lösung der nordischen Kirchen vom Hamburger Primat hielt; sehr wahrscheinlich ist, daß Hartwich von Stade, der in dieser Zeit dem Kaiser näher und näher trat, ihm darlegte, wie die Sache Hamburgs hier zugleich die Sache des Reiches sei. So that Friedrich Nichts von dem, was der Papst erwartete. Andererseits gefiel sich Eskil in der Stelle eines Märtyrers für die Ehre Dänemarks und die Befreiung der dänischen Kirche. Aus dem Kerker schrieb er den Dänen, sie sollten kein Lösegeld für ihn sammeln, sondern allein für seine Erlösung beten; denn schmachvoll würde es sein, wenn sie mit Geld ihn lösten, da damit nicht die Freiheit, sondern nur die Knechtschaft der Kirche erkauft werde. Eskil rechnete auf weitere Unterstützung des Papstes und täuschte sich darin nicht. Hadrian verfolgte die Sache weiter, zumal er in der Fruchtlosigkeit seiner ersten Beschwerde nur ein Zeichen einer abgeneigten Gesinnung des Kaisers gegen ihn selbst und die römische Kirche erblickte und meinte, daß diese durch einen üblen Rathgeber genährt werde. Da er hierüber Klarheit gewinnen wollte und überdies bei der Aenderung seiner Stellung zu Sicilien und dem römischen Senat auch sein bisheriges Bundesverhältniß zum Kaiser in Frage gestellt schien, hatte er die genannten Cardinäle an den kaiserlichen Hof geschickt und für dieselben, weil sie mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet wären, eine vertrauensvolle Aufnahme erbeten.

Der Kaiser empfing die Legaten gleich nach ihrer Ankunft in einer abgelegenen Kapelle. Obwohl der Gruß, mit dem sie ihre Rede begannen, auffällig war, denn sie bezeichneten in demselben nicht nur den Papst als den Vater, sondern auch die Cardinäle als die Brüder des Kaisers — eine Brüderschaft, welche bis dahin nie behauptet war, — wurden sie doch in Gnaden aufgenommen, da sie angaben, sie seien gesandt,

um die Eintracht zwischen Kirche und Reich zu befestigen, beide durch die Bande des Friedens zu einigen und die Ehre des Reichs zu fördern. Am andern Tage empfing der Kaiser die Legaten vor den anwesenden Fürsten. Sie überreichten hier ein päpstliches Schreiben, am 20. September zu Anagni ausgestellt, welches vor der Versammlung verlesen wurde. Der Papst erhob in demselben schwere Vorwürfe über das bisherige Verhalten des Kaisers in der Sache Eskils; er betonte, daß er um so mehr darin eine Rücksichtslosigkeit gegen sich erkennen müsse, als er selbst bisher dem Kaiser stets besonderes Wohlwollen erwiesen habe. Er rief demselben in das Gedächtniß, wie er ihm die Vollgewalt und die kaiserliche Krone verliehen habe und fügte hinzu, daß er ihm gern noch größere Beneficien, wenn es ihm möglich gewesen wäre, mit der Hand verliehen hätte.

Dieses Schreiben erregte den größten Unwillen in der Versammlung, nicht allein durch die persönlichen gegen den Kaiser gerichteten Vorwürfe, sondern noch mehr durch die Wendungen, in denen von der Kaiserkrönung unter Anwendung der Worte „Beneficien“ und „verleihen“ gesprochen war. Sie ließen kaum einen Zweifel darüber, daß der Papst das Kaiserreich als ein von ihm verliehenes Lehen oder Beneficium ansah, und in der nur zu getreuen Uebersetzung, welche der Kanzler Rainald von dem päpstlichen Schreiben gab, trat dies nur noch schärfer hervor. Man erinnerte sich schon vordem die Behauptung von Römern gehört zu haben, daß die kaiserliche Gewalt in der Stadt und das italische Reich die deutschen Könige nur durch Verleihung der Päpste besäßen; man erinnerte sich auch jenes Bildes im Lateran, dessen Ueberschrift Kaiser Lothar unzweideutig als Lehnsmann des Papstes bezeichnete.*) Als der Kaiser bei Rom gelagert und von diesem Bilde vernommen hatte, war es darüber zu Erörterungen zwischen ihm und dem Papste gekommen, und der Letztere hatte versprochen Bild und Unterschrift zu beseitigen, aber man wußte, daß Beides bisher nicht geschehen war.

Die Neuerungen Roms wurden in höchst erregter Weise jetzt von den Fürsten zur Sprache gebracht; man erhitzte sich gegen den Papst und dessen Anspruch auf Verleihung des Kaiserthums. Einer der Legaten — wahrscheinlich war es der Cardinal Roland — steigerte noch die

*) Vergl. Bd. IV. S. 84.

Aufregung durch das unvorsichtig hingeworfene Wort: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum, wenn nicht vom Papste?" Wüthend stürmte man da auf den Legaten los; einer der Großen — es soll Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gewesen sein — drohte ihm mit dem gezückten Schwerte den Tod. Die Gesandten des Papstes schwebten in der größten Gefahr, bis der Kaiser, Achtung vor seiner Gegenwart gebietend, endlich die Ruhe herstellte. So sicherte er die Legaten, befahl ihnen aber, sogleich nach ihrer Herberge zurückzukehren und in der Frühe des anderen Tages abzureisen. Um sie gegen Ausbrüche der Volkswuth zu schützen, geleitete der Kanzler Rainald selbst die Legaten in ihre Wohnung. Hier wurde sogleich eine Untersuchung ihrer Sachen vorgenommen. Man fand bei den Legaten päpstliche Schreiben an verschiedene Kirchen Deutschlands, in denen Erlaubniß zu Gelderhebungen und zur Beschlagnahme von Kostbarkeiten gegeben wurde, welche überdies in beleidigendem Tone gegen den Kaiser abgefaßt waren; auch unausgefüllte Formulare zu ähnlichen Schreiben fanden sich vor. Die Kardinäle erhielten deshalb den Befehl, geraden Weges nach Rom zurückzukehren, ohne Deutschland nur zu berühren. Empört verließen sie Besançon, und der Kaiser zögerte nicht die unerwarteten Vorgänge, welche den offenen Bruch zwischen Kirche und Reich in sich zu schließen schienen, sogleich durch ein Manifest aller Welt bekannt zu geben.

Der Eingang des merkwürdigen Manifestes lautet: „Da die göttliche Macht, von der alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist, uns, ihrem Geweihten, Königthum und Kaiserthum zur Regierung übergeben und die Erhaltung des kirchlichen Friedens durch kaiserliche Waffen aufgetragen hat, sehen wir uns nicht ohne tiefe Bekümmerniß genöthigt, Eurer Liebe zu klagen, daß von dem Haupte der heiligen Kirche, welcher Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt hat, Veranlassung zum Zwiespalt gegeben, Saaten des Bösen, giftige Keime verderblicher Krankheit ausgestreut zu sein scheinen, wodurch, wenn Gott es nicht abwendet, der ganze Leib der Kirche befleckt, die Eintracht zerrissen, eine Spaltung zwischen Kirche und Reich, wie wir besorgen müssen, herbeigeführt werden wird." Kurz berichtet dann der Kaiser die erzählten Vorgänge und schließt mit folgenden Worten: „Da wir Königthum und Kaiserthum durch die Wahl der Fürsten allein von Gott erhalten haben, der bei dem Leiden Christi, seines Sohnes, zweien Schwertern, welche nothwendig sind, die Regierung der Welt übertragen

hat, und da der Apostel Petrus solche Lehre der Welt gegeben hat: „Fürchtet Gott und ehret den König", so ist Jeder, der behauptet, daß wir die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen haben, mit der Lehre Gottes und Petri im Widerspruch und der Lüge schuldig. Wir haben bisher die Ehre und die Freiheit der Kirchen, welche lange unter unverdienter Knechtschaft seufzten, von der Hand der Aegypter zu entreißen und den Kirchen alle ihre Rechte und Würden zu erhalten gesucht: deshalb bitten wir Euch jetzt insgesammt eine so große uns und dem Reiche angethane Schmach mit uns zu empfinden, und wir hoffen, daß die Ehre des Imperium, welche seit Begründung der Stadt und seit dem Anfange der christlichen Religion bis auf diese Zeit glorreich und ungemindert bestanden hat, Eure einträchtige und aufrichtige Liebe nicht durch eine so unerhörte Neuerung und hoffärtige Anmaßung wird beeinträchtigen lassen wollen. Seid fest überzeugt, daß wir uns eher in Todesgefahren stürzen, als zu unseren Zeiten eine so schmähliche Verwirrung dulden werden."

Bald darauf erließ der Kaiser ein Edict, welches die Appellationen an den Papst beschränkte und die Reise nach Rom ohne Erlaubniß der geistlichen Vorgesetzten untersagte. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß ein vollständiger Bruch zwischen dem kaiserlichen Hofe und der römischen Curie eingetreten war, aber auch das zeigte sich sofort, daß der Kaiser dabei fast den ganzen Klerus auf seiner Seite hatte. Man weiß, wie sehr früher der burgundische Klerus von hierarchischen Bestrebungen erfüllt war, aber gerade er zeigte damals die größte Ergebenheit dem Kaiser. In Besançon waren die Erzbischöfe von Vienne, Lyon und Tarantaise, die Bischöfe von Valence und Avignon persönlich anwesend. Auch der Erzbischof von Arles und die anderen Erzbischöfe und Bischöfe würden erschienen sein, wenn sie nicht die kurze Dauer des kaiserlichen Aufenthalts verhindert hätte; doch schickten auch sie Gesandte und Schreiben, in denen sie dem Kaiser Treue und Gehorsam versprachen.

Besonders war es die hohe Geistlichkeit, welche bei der neuen Ordnung der burgundischen Verhältnisse große Vortheile gewann. Die Würde eines Erzkanzlers wurde dem Erzbischof Stephan von Vienne übertragen, während sie in den Zeiten Heinrichs III. mit dem Erzbisthum Besançon verbunden gewesen war; dagegen wurde der Letztere durch große Privilegien entschädigt. Noch größere Auszeichnungen

fielen dem Erzbischof Heraclius von Lyon zu; er erhielt nicht nur die Hoheit über Lyon, sondern auch den Titel eines Exarchen und ersten Fürsten des burgundischen Reichs. Auch die Bischöfe von Valence und Avignon wurden mit großen Privilegien ausgestattet und die zahlreichen Klöster des Landes hatten sich reicher Schenkungen zu erfreuen.

Nicht minder dienstwillig, als die geistlichen Herren, zeigten sich damals die weltlichen Herren Burgunds. So stellte sich in Besançon vor dem Kaiser Silvio von Clerieur, ein mächtiger Herr, dessen Besitzungen in der Nähe von Vienne und der Abtei S. Romans lagen; früher ein Vasall dieser Abtei und der Grafen von Albon, hatte er von Konrad III. die Reichsunmittelbarkeit erhalten und Friedrich sie ihm bestätigt; persönlich leistete er jetzt den Lehnseid dem Kaiser. *) Die nicht anwesenden Herren Burgunds sandten Boten und erklärten ihre Ergebenheit. Ganz Burgund, sonst so schwierig, schien jetzt willig zu gehorchen, und der Kaiser hätte, wenn nicht andere Regierungsgeschäfte dies verhindert hätten, bis Arles, der Hauptstadt Burgunds, wie ein Zeitgenosse meint, ohne alle Hemmnisse seinen Zug fortsetzen können.

Der Kaiser hatte mit König Ludwig VII. von Frankreich eine Zusammenkunft an der französisch-burgundischen Grenze verabredet. Indessen erfüllte das sich täglich freundlicher gestaltende Verhältniß Friedrichs zu dem Könige von England Ludwig mit Mißtrauen; als er von dem großen Anhang des Kaisers in den burgundischen Ländern erfuhr, begannen ihn Besorgnisse wegen der Zukunft zu beschleichen. Er machte sich auf den Weg und kam bis Dijon; zugleich sammelte er aber heimlich ein Heer. Jetzt scheinen auch in dem Kaiser Befürchtungen aufgestiegen zu sein. Am 3. und 4. November war er zu Dôle nahe der französischen Grenze; aber gleich darauf gab er die Begegnung mit Ludwig auf. Nur eine Begrüßung des Kanzlers Rainald und des Grafen Udalrich von Lenzburg mit dem Kanzler Alberich, welcher vom König von Frankreich gesandt war, fand an der Grenze statt. Der Kaiser entschuldigte in einem Schreiben, dessen ganzer Ton das stolzeste Selbstbewußtsein zeigt, sein Ausbleiben mit dringenden Staatsgeschäften, namentlich mit den Vorbereitungen zum italienischen Zuge; für die nächste Zeit werde er sich nicht, wie er wünsche, mit Ludwig besprechen

*) Silvio von Clerieux muß wenig später gestorben sein. Schon in einer Urkunde vom 25. Nov. 1157 (Stumpf, Acta imperii p. 4191) wird er als todt erwähnt.

können, aber nach Vollendung des Kriegszugs wolle er mit den Fürsten erwägen, wie eine Zusammenkunft zu ermöglichen sei.

Am 14. November war der Kaiser zu Montbarrey, südöstlich von Dôle, am 18. in dem nahen Arbois, am 23. und 24. wieder zu Besançon. Gleich darauf muß er Burgund verlassen haben; denn Weihnachten befand er sich bereits in Magdeburg, wo die polnischen Angelegenheiten geordnet werden sollten. Wir wissen, wie Boleslaw sich in derselben Weise, wie im Jahre 1146, seinen Verpflichtungen entzog, wie aber der Kaiser schon ganz mit den Rüstungen gegen Mailand beschäftigt, den treulosen Polenherzog zu züchtigen verschob. Bei Weitem mehr lag ihm daran, die Fürsten, deren Beistand er in Italien nicht entbehren konnte, sich eng zu verbinden, vor Allem Heinrich den Löwen. Als dieser sich mit vielen anderen Fürsten am 1. Januar 1158 am Hofe des Kaisers zu Goslar einstellte, empfing er neue Beweise kaiserlicher Huld. Friedrich belehnte ihn mit der Grafschaft Liesgau und dem Wildbann im Harz, welchen einst die Katlenburger von Konrad II. als Erblehen in männlicher und weiblicher Linie erhalten hatten und auf welche Heinrich als angeblicher Erbe der Katlenburger Anspruch zu haben meinte. Außerdem erhielt er Reichsbesitzungen zu Herzberg, Scharzfeld und Pöhlde am Harz im Tausch gegen die Burg Badenweiler und die zu ihr gehörigen Güter, welche er einst als Mitgift seiner Gemahlin Clementia von den Zähringern empfangen hatte. Zur Entschädigung für jene Besitzungen am Harz mußte der Kaiser nach dem unter Vorspruch Albrechts des Bären gefällten Urtheil der Fürsten dem Reiche seine Allodien zu Leisnig, Colditz, Lausigk u. s. w. überlassen, die er theils vom Grafen Rapoto von Abenberg eben damals ererbt, theils gekauft hatte. Es bildete sich dadurch in den Gegenden an der Pleiße und Mulde ein größeres Reichsgebiet, dessen Mittelpunkt Altenburg wurde und welches man als das Pleißnerland in der Folge zu bezeichnen pflegte.

Der Kaiser verließ schon in den nächsten Tagen Sachsen. Um die Mitte des Januar hielt er einen großen Hoftag in Regensburg ab, wo sich Große aus allen Theilen Deutschlands an seinem Throne zusammenfanden. Hier war es, wo am 11. Januar Wladislaw von Böhmen zum Lohn für die in Polen geleisteten Dienste und in Aussicht auf die gegen Mailand zugesagte Hülfe vom Kaiser und den Fürsten die ihm schon früher versprochene Königskrone erhielt; am

18. Januar wurde ihm dann ein Privilegium ausgestellt, wonach er und seine Nachfolger sich die Krone an den hohen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wo sie der Kaiser zu tragen pflegte, überdies an den böhmischen Nationalfesten St. Wenzel und St. Adalbert aufsetzen lassen dürfe, und zwar durch die Bischöfe von Prag und Olmütz; zugleich wurde dem neuen König der herkömmliche Tribut von Polen bestätigt. Oeffentlich sagte der neue Böhmenkönig abermals dem Kaiser die Hülfe gegen Mailand zu und kehrte alsbald in sein Land zurück, um mit allen Kräften zu rüsten.

Auch der Ungarnkönig versprach aufs Neue dem Kaiser Unterstützung. Die Feindseligkeiten zwischen ihm und seinem Bruder Stephan waren inzwischen zum Ausbruch gekommen. Stephan, der sich überall bewacht sah und für sein Leben zu fürchten anfing, hatte die Flucht ergriffen und sich schutzflehend an den deutschen Hof begeben, auch dort so viel erreicht, daß der Kaiser eine Gesandtschaft nach Ungarn schickte, um die Heimkehr des jungen vertriebenen Fürsten zu erwirken. In Folge dessen erschienen jetzt der Bischof Gervasius von Raab und der Graf Heidenrich als Geisas Gesandte in Regensburg; sie wälzten alle Schuld an Stephans Unglück auf diesen selbst, der das Reich mit innerem Krieg erfüllt und es auseinander zu reißen gesucht habe. Der Kaiser sah, daß zwischen den hadernden Brüdern keine Ausgleichung mehr möglich sei. Gegen Geisa, der zu Wladislaw von Böhmen in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand und der selbst ihm Hülfe zugesagt hatte, etwas zu unternehmen, konnte er nicht gewillt sein; auf Bitten Stephans sandte er ihn deshalb nach Venedig, damit er von dort sich nach Constantinopel begeben könne. Die ungarschen Gesandten, die gegen 1000 Pfunde als Geschenk dem Kaiser überbracht hatten, wurden mit reichen Gegengeschenken und friedlichen Versicherungen entlassen.

Einen andern Bruderzwist, der in seinem eigenen Hause erwachsen, gelang dem Kaiser in Regensburg beizulegen. Zwischen seinen beiden Oheimen, Herzog Heinrich von Oesterreich und Bischof Otto von Freising, waren Streitigkeiten über die Jurisdiction auf den Gütern der Freisinger Kirche in Oesterreich entstanden, die von beiden Seiten mit persönlicher Erbitterung geführt wurden. Auf die Vorstellungen des Kaisers schlichteten die Brüder den Streit und reichten sich die Hände.

Zwei alte Widersacher Heinrichs des Löwen, Markgraf Albrecht

der Bär und Bischof Udalrich von Halberstadt, schickten sich in dieser Zeit an, das Reich zu verlassen und eine Fahrt nach dem gelobten Lande anzutreten. Albrecht war in Regensburg zugegen, trat aber unmittelbar darauf mit seiner Gemahlin und dem Bischofe die Kreuzfahrt an. Die Verwaltung seines Landes übertrug er seinem ältesten Sohne Otto; zwei andere Söhne sollten den Kaiser nach Italien begleiten. Von seiner Reise wissen wir nur, daß sie ihn durch das griechische Reich führte. Otto von Wittelsbach, welcher gleichfalls dem Hoftage anwohnte, brach wenig später nach Italien auf, um dem Kaiser dort die Wege zu bereiten; bald folgte ihm dorthin auch der kaiserliche Kanzler Rainald nach.

Der Kaiser besuchte nach dem Regensburger Tage die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Gegenden, um hier die letzten Anordnungen vor seinem Aufbruch zu treffen. Am 28. Januar war er in Nürnberg, im Anfange des Februar zu Ulm, wo er schon das Fest Mariä Reinigung (2. Februar) gefeiert zu haben scheint. Am 27. Februar finden wir ihn zu Hagenau im Elsaß, dann in der Mitte des März zu Frankfurt, wohin er viele Fürsten des Reichs beschieden hatte.

Besondere Beweise kaiserlicher Huld erhielt damals Erzbischof Hartwich von Bremen, indem der Kaiser nicht nur die Kolonien desselben in seinen Schutz nahm, sondern auch alle alten Besitzungen und Rechte seiner Kirche, namentlich auch die nordische Legation, ausdrücklich bestätigte. Das vertraute Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Erzbischof mochte Heinrich den Löwen, welcher dem Stader doch niemals ganz traute, mit Besorgniß erfüllen, aber die Vergünstigungen Bremens waren doch weniger gegen ihn als gegen den Papst gerichtet, dessen nordische Schöpfungen ebenso, wie Eskils Metropolitanstellung, dadurch in Frage gestellt wurden.

Wenn auch Eskil in Freiheit gesetzt war und ungehemmt in seine Heimat hatte zurückkehren können, so war der Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste doch damit nicht hergestellt. Das Manifest Friedrichs war in Rom bekannt geworden, und laut ertönten hier die Klagen der zurückgekehrten Legaten über die schmähliche Behandlung, welche sie in Besançon gefunden hatten. Es gab unter den römischen Cardinälen eine dem Kaiser geneigte Partei, welche die Legaten der Unklugheit zieh, aber die Mehrzahl war doch mit dem Papste und seinem Kanzler einig, daß man eine Genugthuung vom Kaiser zu

fordern habe. So erließ der Papst eine Zuschrift an die deutschen Bischöfe, in welcher er sich auf das Schärfste über die Aufnahme seiner Legaten und über die Behinderung der Reisen nach Rom beschwerte. Sein einziger Trost sei, setzte er hinzu, daß die deutschen Bischöfe bei dem Verfahren des Kaisers unbetheiligt gewesen seien. Er ermahnt sie, da es sich hierbei um die Ehre aller Kirchen handle, sich wie ein Mann vor das Haus des Herrn zu dessen Schutze zu stellen und allen Fleiß anzuwenden, um den Kaiser auf den rechten Weg zurückzubringen; vor Allem sollten sie dahin wirken, daß der Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach für die schweren Blasphemien, welche sie gegen die Legaten und die römische Kirche ausgestoßen hätten, öffentliche Genugthuung leisteten. Der Kaiser solle nicht auf die Rathschläge boshafter Menschen hören, sondern dem Beispiele Justinians und anderer katholischen Kaiser folgen. Wenn die Bischöfe ihn auf den rechten Pfad leiteten, würden sie dem heiligen Petrus einen erwünschten Dienst leisten und ihre und ihrer Kirchen Freiheit erhalten. Der Kaiser müsse erwägen, daß die römische Kirche, auf einem unerschütterlichen Fels gegründet, allen Stürmen trotzen würde; auch habe es sich nicht für ihn geziemt, einen so bedenklichen Weg ohne Rath der Bischöfe einzuschlagen. „Wir glauben", schließt der Papst, „daß er durch Eure Ermahnungen sehr leicht, als ein verständiger Mann und rechtgläubiger Kaiser, zu heilsamen Bestrebungen wird zurückgeführt werden können." Der Papst erwähnt in dem Schreiben ausdrücklich die Worte, welche dem Kaiser und den Fürsten so großen Anstoß gegeben hatten, aber er sagt Nichts, um ihnen eine andere Deutung zu geben, als sie erhalten hatten, oder sie zu rechtfertigen.

Auf das Schreiben des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe, nachdem sie Rath gepflogen, in einer Weise, die man zu Rom am wenigsten erwartet haben mochte. Sie erklärten dem Papste, daß wenn auch der Fels der Kirche allen Stürmen trotzen könne, sie sich doch zu schwach fühlten, um nicht solche Stürme zu fürchten, und daß sie vor schweren Zerwürfnissen zwischen dem Papste und dem Kaiser nicht ohne Besorgnisse seien. Denn die Worte, welche in dem päpstlichen Schreiben Anstoß erregt, hätten das ganze Reich in Aufregung versetzt, weder der Kaiser noch die Fürsten hätten sie ruhig hinnehmen können, und auch sie, die Bischöfe, hätten sie bei ihrer Zweideutigkeit zu ver-

theidigen oder zu billigen weder gewagt noch vermocht, denn sie seien ungebräuchlich und bis zu dieser Zeit nie gehört. Nach dem Befehl des Papstes hätten sie nach Empfang seines letzten Schreibens Ermahnungen an den Kaiser gerichtet, aber von ihm folgende Antwort erhalten: „Allein nach den heiligen Gesetzen des Kaisers und dem löblichen Herkommen der Vorfahren ist das Reich zu regieren. Die dadurch der Kirche gezogenen Schranken wollen und können wir nicht beseitigen; Alles, was mit jenen Gesetzen und dem Herkommen im Widerspruch steht, erkennen wir nicht an. Die schuldige Ehrfurcht erweisen wir gern dem Papste, unserem Vater, aber die freie Krone unseres Reichs schreiben wir lediglich der Gnade Gottes zu; die erste Stimme bei der Wahl gebührt, wie wir anerkennen, dem Erzbischof von Mainz, die anderen Stimmen den Fürsten nach ihrer Ordnung, die Königskrönung dem Erzbischof von Köln, die Kaiserkrönung dem Papst; alle weiteren Ansprüche der Kirche sind vom Ueberfluß und vom Uebel. Die Cardinäle haben wir nicht aus Mißachtung gegen den Papst, der uns gekrönt hat, aus unserm Lande verwiesen, sondern wir wollten nur nicht gestatten, daß sie mit ihren ausgefertigten und unausgefertigten Schreiben zu Schmach und Aergerniß unseres Reichs weiter zögen. Die Grenzen Italiens haben wir weder bisher durch ein Edict Pilgern und Solchen, die in ihren Angelegenheiten sich mit Erlaubniß ihrer Bischöfe und Vorgesetzten nach Rom wenden wollen, verschlossen, noch gedenken wir solches zu thun; aber wir sind Willens den Mißbräuchen entgegenzutreten, durch welche alle Kirchen unseres Reichs schwer geschädigt werden, fast alle klösterliche Zucht entschwunden und vergessen ist. In Rom hat Gott die Kirche durch das Reich erhöht, dagegen sucht jetzt in Rom die Kirche — nicht durch Gott, wie wir glauben, — das Reich zu erniedrigen. Mit einem Bilde fing sie an, das Bild führte zur Schrift, und die Schrift soll nun zur That werden. Wir werden das niemals dulden; eher werden wir unsere Krone niederlegen, als die Krone des Reichs und uns selbst so tief herabsetzen lassen. Die Bilder vernichte man, die Schriften verlösche man, damit sie nicht als ewige Denkmale des Streits zwischen Reich und Papstthum bestehen." Dies und Anderes, was sich auf die Verträge mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, wie auf andere in Italien getroffene Abkommen bezog, was die Bischöfe aber nicht ausführlich wiederzugeben wagten, hatten sie vom Kaiser selbst gehört. Sie meldeten überdies dem Papste: Pfalzgraf

Otto sei bereits in Italien, um dem Kaiser die Wege zu bereiten, der Kanzler Rainald sei noch am Hofe, aber sie hätten nichts Anderes von ihm gehört, als Worte der Demuth und des Friedens; er habe selbst die Legaten, welche vom Volke mit dem Tode bedroht seien, geschützt, und alle Fürsten hätten ihm dies bezeugt. Die Bischöfe beschworen schließlich den Papst durch ein anderes Schreiben das frühere in Vergessenheit zu bringen und den Kaiser um der Wohlfahrt der Kirche und des Reichs willen zu versöhnen.

Die Sprache des Papstes gegen den Kaiser war kaum so neu gewesen, als solche Aeußerungen des deutschen Episcopats gegen Rom damals ungewohnt waren. Es zeigte sich klar, daß die Bischöfe ganz mit der Stellung einverstanden waren, welche der Kaiser gegen die Ansprüche Roms genommen hatte, und mit solchem Rückhalt hatte Friedrich den Zorn des Papstes wenig zu fürchten. Wie wenig der Streit mit der römischen Curie seine Macht schädigte, vielmehr sein Verhältniß zu dem deutschen Klerus nur befestigte, trat schon in den nächsten Wochen an den Tag.

Der Kaiser hatte sich von Frankfurt nach den niederrheinischen Gegenden begeben, um alte Streitigkeiten hier beizulegen und feste Ordnung zu schaffen. Es gelang ihm hier, wie aller Orten in Deutschland. „Er waltete," sagt ein Zeitgenosse, „in dem ganzen Lande diesseits der Alpen, ohne Waffengewalt mit solchem Ansehen, daß er mehr wie ein Vater sein Haus, als wie ein König sein Reich zu regieren schien". Das Osterfest (20. April) feierte er zu Mastricht, gleich nachher begab er sich nach Kaiserswerth, wo Erzbischof Hartwich von Bremen neue Beweise kaiserlicher Gunst erhielt. Am 26. und 27. April war der Kaiser zu Sinzig am Rhein; hier gab er dem Erzbischof Hillin von Trier die Silberbergwerke zu Ems, welche ihm durch Fürstenspruch zuerkannt waren, zu Lehen und bestätigte ihm außerdem das Recht auf alles Silber, welches sonst auf trierischem Boden gefunden würde. Einen längeren Aufenthalt nahm er dann zu Lautern, bald Kaiserslautern genannt, wo er eine prachtvolle Pfalz hatte errichten lassen; er ordnete hier die Angelegenheiten seines Hauses und seine besonderen Geschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern.

Da die Zeit des Heerzugs näher heranrückte, beschied er heilige Männer zu sich, die ihm als Gewissensräthe dienten; unter ihnen schenkte er besonders Vertrauen dem Bischof Hartmann von Brixen, der damals

in dem Rufe ausnehmender Heiligkeit und Strenge stand. Die Veranlassungen zum Kriege gegen Mailand fanden die frommen Männer gerecht, denn die kaiserliche Würde dürfe nicht von Unwürdigen geschmäht und dadurch die Ruhe und der Frieden der Kirchen gestört werden; unter heilsamen Rathschlägen, namentlich zu reichlichen Spenden an die Kirchen, ermunterten sie den Kaiser mehr zum Kriege gegen die Aufständischen, als sie ihn abhielten.

So demüthig hier der Kaiser gegen die Heiligen seiner Zeit erscheint, so wenig fehlte ihm doch das Bewußtsein der außerordentlichen Macht, die er in den letzten Jahren gewonnen hatte. Schon faßte er und seine nächste Umgebung den Gedanken der Herstellung einer Universalherrschaft im Abendlande fester und fester in das Auge. Den überschwänglichen Ideen, welche das Papstthum von seiner höchsten Gewalt gewonnen hatte, stellte man am deutschen Hofe kaum minder überspannte Vorstellungen von der kaiserlichen Allmacht entgegen. Schon damals sprach der Kaiser von seinen „göttlichen Vorfahren" und in seiner Umgebung liebte man es, ihn selbst als den „göttlichen Fürsten" zu bezeichnen. Der Bund zwischen dem Kaiserthum und Papstthum schien gelöst; von beiden Seiten schien man auf den Ausbruch eines neuen schweren Kampfes gefaßt, und wenigstens Friedrich schien kaum ihm ausweichen zu wollen. Wer mochte sagen, wie weit der Brand, wenn er ausbräche, um sich greifen und was aus demselben gerettet werden würde?

Aufbruch gegen Mailand. Einlenken des Papstes.

Die Rüstungen waren schon seit längerer Zeit nicht nur von dem Kaiser selbst, sondern auch von den Fürsten mit Eifer betrieben worden. Es waren dabei Opfer von ihren Untergebenen zu bringen, die nicht ohne Widerstreben getragen wurden.

Niemand hatte dies mehr verspürt, als Erzbischof Arnold von Mainz. Nach seinem Mißgeschick hatte er sich mit Meingot ausgesöhnt und nach dessen bald erfolgtem Tode auch mit seinen Söhnen und Verwandten ein gutes Vernehmen unterhalten; im Anfange des Jahres 1156 hatte er sich dann nach Rom auf den Weg gemacht, um seine Befreiung von der Legation Hillins von Trier zu erwarten; er hatte seinen Zweck erreicht und selbst für seine Kirchenprovinz die Legation

erhalten; auch hatte der Papst sich bewegen lassen den auffässigen Mainzern den Gehorsam gegen ihren Erzbischof einzuschärfen. Als dann der Reichskrieg gegen Mailand verkündigt wurde, hoffte Arnold Anfangs von dem Aufgebot befreit zu werden, aber vergebens. So mußte er rüsten, und dies konnte nicht ohne Schaden seiner Kirche und Belästigungen der Mainzer Lehnsträger und Bürger geschehen. Zu seinem Unheil schärfte sich dadurch aufs Neue die Abneigung gegen sein Regiment. Als er Mainz verließ, ließ er daselbst den Abt Burchard von Jechaburg als seinen Stellvertreter zurück; dem Abte fiel damit keine leichte Aufgabe zu.

Sobald der neue Böhmenkönig von Regensburg nach Prag zurückgekehrt war und hier bekannt wurde, daß die Hülfe gegen Mailand der Preis für die Krone gewesen sei, erhob sich unter den böhmischen Herren ein gewaltiger Sturm. Man machte Wladislaw die schwersten Vorwürfe, daß er sich ohne Einwilligung seiner Großen in ein so weit aussehendes Unternehmen eingelassen habe; man drohte seinen Rathgebern in dieser Sache, vornehmlich also dem Bischof Daniel, sogar mit dem Tode. Der König erklärte, daß er aus völlig freiem Entschluß dem Kaiser Hülfe zugesagt habe; wer ihm folgen werde, sollte reich belohnt und geehrt werden, wer aber lieber zu Hause bleibe, möge nach Gefallen der Ruhe fröhnen. Da erwachte der kriegerische Geist der Czechen. Bald drängte sich Alles zum Heer, besonders das junge Volk. Eine stattliche, kampflustige Schaar folgte Wladislaw gegen Mailand.

Früher war zum Sammelplatz des Heeres Ulm bestimmt worden, dann aber hatte der Kaiser den Entschluß gefaßt, selbst von Augsburg die Fahrt anzutreten. Hierhin begab er sich gegen Pfingsten und erwartete in einem Lager auf dem Lechfeld acht Tage lang die sich sammelnden Schaaren. Manche Fürsten erschienen, um sich Urlaub zu erbitten. Unter ihnen war auch des Kaisers Oheim, Bischof Otto von Freising, ein kranker Mann.

Otto kam zugleich, um einen zwischen ihm und Heinrich dem Löwen entstandenen Streit der Entscheidung des Kaisers zu unterbreiten. Seit langer Zeit bestand bei dem der Freisinger Kirche gehörigen Orte Föhring eine Brücke über die Isar, bei welcher ein sehr einträglicher Zoll erhoben wurde, besonders von den Salztransporten aus den oberbairischen Salinen; die Bischöfe hatten zugleich einen Markt und eine

Münze in Föhring anlegen lassen. Kaum war nun Heinrich zur herzoglichen Gewalt in Baiern gelangt, so überfiel er Föhring, zerstörte den Markt und die Brücke und legte wenig oberhalb des Flusses bei einem Orte, der Munichen (München) genannt wurde, eine neue Brücke, Markt und Münzstätte an. Wir wissen nicht, wie Heinrich die offenbare Gewaltthat, welche er sich gegen den Bischof erlaubt hatte, zu rechtfertigen suchte; sicher ist nur, daß er straflos ausging und ein Vergleich zwischen den Hadernden, welche dem Kaiser gleich nahe standen, hergestellt wurde. Hiernach sollten Markt, Münze und Brückenzoll in München bestehen bleiben, in Föhring aber ganz eingehen; dagegen mußte der Herzog dem Bischof eine Entschädigung gewähren, indem er ihm den dritten Theil aller Zollgefälle und Münzerträge in München für alle Zukunft zu zahlen hatte. Auch das Münzrecht in Freising muß der Herzog dem Bischof bestritten haben, denn der Kaiser bestimmte, daß die Freisinger Münze dem Bischofe verbleiben solle und der Herzog nur den dritten Theil der Erträgnisse als Lehen vom Bischof zu erhalten habe. Diesen Vergleich bestätigte der Kaiser durch eine Urkunde vom 14. Juni 1158; das noch erhaltene Pergament ist das wichtigste Zeugniß für die Anfänge der Stadt München.

Eine andere höchst merkwürdige Urkunde ertheilte damals der Kaiser dem Erzbischof Hartwich von Bremen. Er nennt in derselben den Erzbischof seinen besonderen Freund und verspricht die Bremer Kirche auf alle Weise zu begünstigen; alle Streitigkeiten zwischen ihm und Herzog Heinrich sollen nicht mit Gewalt, sondern durch kaiserliche Entscheidung ausgetragen, und die bestehenden Händel Hartwichs mit Bischof Hermann von Verden unter dem Beirath der Fürsten geschlichtet werden; außerdem verspricht der Kaiser Hartwich zur Wiedererlangung seiner Erbschaft, so weit sie in die Hand Wichmanns von Magdeburg gerathen ist, hülfreich zu sein. Von Heerfahrten und Diensten soll Hartwich verschont werden, und der Kaiser verheißt ihm, wenn er nach Rom kommt, der Bremer Kirche die gebührenden Ehren nach dem Recht zu erwirken; dem Walter von Arnstadt will er Alles, was er vom Erzbischof zu Lehen erhalten, überlassen, diesem selbst jährlich zehn Fuder Wein von Boppard und Mainz schicken, auch Bovo, dem erzbischöflichen Richter in den Elbbrüchen, die Gunst des Herzogs wiedergewinnen.

Hartwich von Stade hatte offenbar die Gunst des Kaisers im vollsten Maße gewonnen, und es begreift sich, daß dieser hochstrebende Mann auf so reiche Verheißungen des Kaisers wieder die kühnsten Pläne für seine und seiner Kirche Größe gründete. Aber nicht minder ist klar, daß Heinrich dem Löwen das vertraute Verhältniß zwischen dem Erzbischofe, seinem natürlichen Widersacher, und dem Kaiser immer neue Besorgnisse erregen mußte. Bemerkenswerth erscheint, daß Heinrich in dieser Zeit mit dem Papste, welcher dem Kaiser und Hartwich nichts weniger als hold war, in Verbindung trat. Auf Heinrichs Bitten bestätigte der Papst am 21. Januar 1158 die Besitzungen der Ratzeburger Kirche, bestimmte, daß die zwölf Domherren und ihr Propst, welche das bischöfliche Kapitel ausmachten, nach der Regel der Prämonstratenser leben sollten und übertrug ihnen für alle Zeiten das Recht der Bischofswahl. Auf Heinrichs Vorstellungen verstand sich der Papst sogar neue Legaten nach Deutschland zu schicken, um den vollständigen Bruch mit dem Kaiser zu verhüten; es ist mehr als fraglich, ob damit dem Letzteren ein Dienst erwiesen wurde.

Wie Otto von Freising und Hartwich von Bremen von der Heeresfolge befreit wurden, so erwirkte auch Heinrich der Löwe, daß er wenigstens vorläufig zurückbleiben durfte. Der Kaiser wird nicht gern den Waffengefährten entbehrt haben, der ihm auf der Romfahrt die trefflichsten Dienste geleistet hatte, dessen Name in Italien so gefürchtet war. Aber allerdings konnte Vieles Heinrich wünschenswerth machen, jetzt Deutschland nicht zu verlassen. In seinem bairischen Herzogthum hatte er sich noch kaum vollständig befestigt. In Sachsen mochte von außen her wenig zu fürchten sein; denn eben damals erschienen zu Augsburg Gesandte des neuen Dänenkönigs Waldemar vor dem Kaiser, um die Bestätigung desselben zu erbitten, welche der Kaiser auch nicht verweigerte, nachdem die Gesandten geschworen hatten, daß ihr König innerhalb vierzig Tage nach Rückkehr des Kaisers am Hofe erscheinen und sein Reich aus der Hand desselben nach geleistetem Treueeid empfangen wolle. Dagegen war Heinrich vor seinen Gegnern in Sachsen selbst nie sicher. Wozu konnte sich ein Mann, wie der Bremer Erzbischof, nicht hinreißen lassen, wenn Heinrich wieder jenseits der Alpen war? Und auch Adolf von Holstein blieb zurück, mit dem Heinrich die alten Streitigkeiten noch nicht ausgetragen hatte. Im Herbste 1157 war Lübeck abgebrannt, und die dortigen Kaufleute

hatten sich an den Herzog mit der Bitte gewendet, ihnen nun einen neuen Platz anzuweisen, wo sie Markt halten könnten; sie seien bis dahin nur deshalb in Lübeck geblieben, weil sie gehofft hätten, daß der Markt dort ihnen wieder erlaubt werden würde, und sie ihre Häuser nicht hätten verlassen wollen. Der Herzog bat darauf Graf Adolf, ihm den Werder und den Hafen von Lübeck zu überlassen, aber vergebens. Deshalb wies der Herzog den Kaufleuten einen anderen Platz in der Nähe an der Wackenitz an; er fing an ihn zu befestigen und nannte ihn Löwenstadt. Aber die neue Niederlassung wollte nicht gedeihen; die Stelle war weder zu Befestigungen geeignet, noch für einen Hafen, da nur kleine Schiffe dahin gelangen konnten.

Außer Erzbischof Hartwich wurden auch andere sächsische Kirchenfürsten von dem Heerzuge befreit. Mit Bestimmtheit sind nur die Bischöfe von Verden und Naumburg im Gefolge des Kaisers nachzuweisen; ob Erzbischof Wichmann mit auszog, ist zweifelhaft. Auch von den weltlichen Großen Sachsens sind viele damals zurückgeblieben, und erst nach Jahr und Tag dem Kaiser nachgezogen. Herzog Welf, den man am kaiserlichen Hofe nicht mehr so häufig wie früher sah, ist gleichfalls erst später gefolgt. Erzbischof Eberhard von Salzburg, ein sehr einflußreicher und vom Kaiser selbst hochgeachteter Mann, hatte, wie es scheint, wegen Krankheit Urlaub erhalten.

Aber welche Lücken im deutschen Heere auch bemerkt wurden, doch zog ein so zahlreiches Volk den Alpen zu, daß eine Theilung nothwendig schien. Viele Fürsten verlangten deshalb vom Hofe Anweisung, welchen Weg sie einschlagen sollten. Nach Berathung mit seinen Großen bestimmte darauf der Kaiser, daß die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen mit den anderen Herren jener Gegenden und der ungarschen Hülfsschaar über Canale durch das Friaul und die Mark Verona vorzurücken hätten; Herzog Berthold von Zähringen wurde angewiesen, mit den Burgundern und Oberlothringern den Paß am großen St. Bernhard zu überschreiten; ein Theil der Franken, der Niederlothringer und Schwaben sollte durch das Rheinthal auf Chiavenna und den Comersee ziehen, während der Kaiser selbst mit seinem Bruder Pfalzgraf Konrad, seinem Neffen Friedrich von Schwaben, dem Böhmenkönig und dessen Bruder Dietbold, den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier, den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Verden, Eichstädt und Prag, den Aebten von Fulda und Reichenau, dem Mark-

grafen Dietrich von der Lausitz, Pfalzgraf Adalbert von Sachsen, zwei Söhnen Albrechts des Bären, mit vielen anderen Markgrafen, Grafen und Herren das Lechthal hinaufziehen wollte, um dann die Brennerstraße zu verfolgen.

Ehe der Kaiser noch mit dem Heere aufbrach, erreichte ihn eine päpstliche Gesandtschaft, die ihm längst angekündigt war. Wie schroff der Papst auch gegen den Kaiser vorgegangen war, hielt er es doch bald für gerathen, einem vollständigen Bruche vorzubeugen. Noch ehe ihn das Schreiben der deutschen Bischöfe erreichte, konnte er über die Stimmung derselben nicht im Unklaren sein, die Botschafter Heinrichs des Löwen belehrten ihn, wie die Dinge in Deutschland standen, und schon rüstete man dort zu einem neuen großen Heereszuge, welcher sich doch leicht auch über Mailand ausdehnen konnte. Unter solchen Umständen folgte der Papst dem Rathe Heinrichs des Löwen, eine Gesandtschaft mit friedlichen Anerbietungen an den Kaiser zu schicken. Zu seinem Legaten bestimmte er den Cardinalpriester Heinrich vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus und den Cardinaldiakon Hyacinth von S. Maria in Cosmidin, Männer vermittelnder Natur.

Die Legaten reisten um den 1. Februar von Rom ab und führten ein apostolisches Schreiben an den Kaiser mit sich, welches über die Sinnesänderung des Papstes keinen Zweifel ließ. Als die Cardinäle nach Ferrara kamen, hörten sie, daß Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach als kaiserliche Gesandte zu Modena verweilten; gegen die Sitte hielten sie es doch für gerathen, selbst die Gesandten aufzusuchen und ihnen den versöhnlichen Zweck ihrer Botschaft darzuthun. Die kaiserlichen Gesandten legten der Fortsetzung der Reise keine Hindernisse in den Weg, aber sie beeilten sich den Kaiser vor voreiliger Abschließung eines Vertrags mit dem Papste zu warnen. Ungefährdet gelangten die Legaten bis nach Trient; als sie aber unter dem Geleit des dortigen Bischofs Albert weiter zogen, überfielen sie die Grafen Friedrich und Heinrich von Eppan, nahmen sie und den Bischof gefangen, beraubten sie und warfen sie in einen Kerker. Vielleicht kam es diesen Herren nur auf ein hohes Lösegeld an, vielleicht aber glaubten sie auch durch ihre Gewaltthat sich ein Verdienst um den Kaiser zu erwerben. Die Cardinäle schmachteten im Gefängniß, bis endlich ein vornehmer Mann, der Bruder des Cardinals Hyacinth, sich für sie als Geisel stellte; der Bischof entkam wie durch ein Wunder der

Haft. Uebrigens strafte Heinrich der Löwe alsbald den Frevel der Grafen: er entriß ihnen den vergeiselten Bruder des Cardinals und zwang sie zur Unterwerfung und Genugthuung. Die Legaten setzten, nachdem sie ihre Freiheit wiedergewonnen, unbehindert die Reise fort und trafen endlich zu Augsburg ein.

Der Kaiser empfing die Legaten gnädig und befragte sie nach dem Grunde ihres Kommens. Mit gesenktem Blicke, mit ruhiger Stimme gaben sie zur Antwort: „Der Bischof der heiligen römischen Kirche, euer euch ganz ergebener Vater in Christo, entbietet euch als dem theuersten geistlichen Sohn des heiligen Petrus seinen Gruß; ingleichen grüßen unsere verehrungswürdigen Brüder, eure Kleriker, die gesammten Cardinäle, euch als den Herrn und Kaiser der Stadt und der Welt. Mit welcher Liebe die heilige römische Kirche die Hoheit und Würde eures Reichs umfaßt, wie schwer sie ohne das Bewußtsein eines Fehls euren Unwillen ertragen hat, werden euch die Schreiben, die wir überbringen und unsere mündlichen Aufträge darthun." Das war eine völlig andere Sprache, als sie einst Roland und Bernhard geführt hatten, und bald zeigte sich, daß auch das päpstliche Schreiben einen anderen Ton anstimmte, als man in letzter Zeit von Rom gehört hatte. Der Kaiser nahm das Schreiben entgegen und übergab es zur Verlesung und Erklärung an Otto von Freising. Es kam so in die Hand des Mannes, welchen das Zerwürfniß zwischen Kirche und Reich auf das Tiefste geschmerzt hatte, und er wird ihm die günstigste Deutung gegeben haben.

In dem Schreiben erklärte der Papst, daß er stets auf die Ehre des Kaisers bedacht gewesen sei und deshalb auch auf die Liebe desselben gerechnet habe; da er aber vernommen, daß der Kaiser ihm grolle, habe er zwei Cardinäle, welche sich stets demselben zugethan gezeigt hätten, an ihn abgesandt, um seine Gesinnung kennen zu lernen; diese seien aber am kaiserlichen Hofe nicht so behandelt worden, wie man es hätte erwarten sollen. Der Zorn des Kaisers sei dadurch erregt worden, daß von einem Beneficium und einer Verleihung in dem früheren Schreiben die Rede gewesen sei, aber der Papst habe dabei nicht an Verleihung eines Lehens gedacht, sondern nur an die Handlung des Aufsetzens der Kaiserkrone und diese Handlung als eine wohlthätige, als ein Beneficium bezeichnet. Wenn der Kaiser darauf Geistliche an dem Besuche Roms, wie man sage, verhindert habe, so

werde er dies selbst als unangemessen erkennen. Von Herzog Heinrich dazu aufgefordert, habe der Papst jetzt zwei andere Cardinäle an den Kaiser abgeschickt, er bitte sie gnädig aufzunehmen, ihren Worten vollen Glauben zu schenken und mit ihnen unter Vermittelung des Herzogs Heinrich eine Vereinbarung zu treffen, damit keine Saat der Zwietracht zwischen dem Kaiser und der römischen Kirche aufwuchern könne.

Das Schreiben des Papstes machte auf den Kaiser einen günstigen Eindruck, aber er vergaß nicht, daß er wiederholt von Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach vor dem Abschluß eines bindenden Vertrags mit Rom gewarnt war. Er legte daher den Gesandten mehrere Punkte vor, welche Veranlassung zu neuen Zerwürfnissen bieten würden, wenn sie nicht vorher vollständig erledigt würden. Sie betrafen den einseitigen Friedensabschluß des Papstes mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, die Reisen der Cardinäle im Reiche ohne kaiserliche Erlaubniß und ihre Bedrückungen der Kirchen, die ungerechtfertigten Appellationen u. s. w. Die Legaten wußten darauf geschickt zu antworten, wie es den Absichten des Kaisers entsprach; sie gelobten, daß der Papst Nichts der kaiserlichen Würde entziehen, vielmehr die Ehre und die Gerechtsame des Reichs stets unverkürzt erhalten werde. So konnte der Kaiser sich als befriedigt erklären. Er gewährte dem gesammten römischen Klerus wieder Friede und Freundschaft und reichte zum Zeichen dessen den anwesenden Cardinälen den Friedenskuß. Diese waren hocherfreut; sie wurden, reichlich beschenkt, gnädig entlassen und verkehrten dann frei in der Stadt, scheinen aber gleich darauf Augsburg und Deutschland wieder verlassen zu haben. Sie rühmten besonders die ausgezeichneten Dienste des Bischofs Eberhard von Bamberg; auch andere Fürsten werden ihre Friedensbestrebungen unterstützt haben, aber zum Abschlusse eines neuen Vertrags zwischen dem Kaiser und dem Papste hatten sie es doch nicht gebracht. Das Resultat ihrer Legation war allein, daß freundliche Verbindungen zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Curie hergestellt waren.

Wenige Tage später zogen die Schaaren, welche sich zu Augsburg gesammelt hatten, den Lech hinauf. Etwa zu derselben Zeit wandten sich auch die anderen Abtheilungen des Heeres im Westen und Osten den Alpen zu. Die Größe der ganzen Kriegsmacht, welche gegen Mailand aufbrach, zu berechnen, ist unmöglich. Allgemein wird das kaiserliche Heer als ein sehr großes bezeichnet, aber sicher betrug es nicht über 10,000 Ritter, mit den Knappen und dem ganzen Troß vielleicht

50,000 Mann. Jedenfalls war es eines der stattlichsten, welches die deutschen Kaiser bisher über die Alpen geführt hatten. Große Hoffnungen und große Befürchtungen knüpften sich an diese Kriegsmacht, obwohl sie nur zur Demüthigung einer einzelnen Stadt aufgeboten war. Die Welt durchzuckte das Gefühl, daß man an der Schwelle großer Ereignisse stände.

5.

Die Demüthigung Mailands.

Italien vor der Ankunft des Kaisers.

Allen Abmahnungen und Drohungen des Kaisers zum Trotz hatte Mailand die Waffen nicht ruhen lassen und die Bahn der Eroberungen weiter verfolgt. Vor Allem war es Meister Guintelmus, welcher zu immer neuen Unternehmungen anstachelte und der Stadt die glänzendsten Hoffnungen vorspiegelte, wenn sie weiter seinen Rathschlägen folge. Man war um so mehr dazu geneigt, als mit der Kunst des Meisters bisher das Glück im engsten Bunde gestanden hatte.

Im Juni 1157 waren die Mailänder mit Unterstützung Brescias über die neugebaute große Ticinobrücke gegangen, um in das transpadanische Gebiet Pavias einzudringen und hatten ihr erstes Lager bei Cassolo aufgeschlagen. Pavia hatte hier seine Hoffnungen besonders auf Vigevano gestellt, eine sehr feste und starke Burg, welche die Mailänder schon mehrmals vergebens angegriffen hatten. Zum Schutz derselben war aber damals fast das ganze Heer Pavias ausgezogen, welches von den Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaspina mit anderen Baronen der Umgegend verstärkt wurde; auch Cremona hatte Beistand versprochen, wurde aber durch Piacenza am Zuzug verhindert. Das Heer Pavias lag in und bei Vigevano. Als die Mailänder die Burg so gut beschützt sahen, zogen sie anderen Tages an derselben vorüber, gleich als ob sie einem Kampf ausweichen wollten, und wandten sich gegen Gambolò am Terdobio. Hier aber kehrten sie am dritten Tage um und griffen unter der Führung des Grafen Guido von Biandrate bei Vigevano das Heer Pavias an. Dieses gewann im Beginn der Schlacht einige Vortheile, sah sich aber bald völlig besiegt und mußte

sich in die Burg zurückziehen, die für eine solche Masse weder geräumig genug war, noch die erforderlichen Lebensmittel besaß. Die Mailänder begannen darauf die Burg zu umschließen, und sogleich war auch Meister Guintelmus zur Stelle und baute seine unwiderstehlichen Maschinen. Vom Hunger bedrängt, ergaben sich die Pavesen schon nach wenigen Tagen (18. Juni). Nach dem Vertrage sollte Vigevano zerstört werden, Pavia 200 Geiseln stellen und überdies sich verpflichten Alles zu thun, was Guintelmus von ihnen verlangen würde. Ein mailändischer Schriftsteller jener Zeit behauptet, Pavia hätte damals ganz vernichtet werden können, wenn man sich nicht der Stadt erbarmt hätte.

Die unglücklichen Pavesen hatten den Vertrag beschwören müssen, aber sie sahen bald, daß ihnen Hände und Füße gebunden waren. Schon nach kurzer Zeit verlangte Guintelmus abermals hundert Geiseln; sie wurden gestellt, aber gleich darauf neue Geiseln verlangt. Als die Pavesen darauf baten, daß Guintelmus doch alle seine Forderungen mit einem Male kundgeben möchte, soll der Meister geantwortet haben: er habe noch so viele Forderungen als Haare auf dem Kopfe: zugleich erging ein neues Gebot, daß die Pavesen fünf Straßen, jede 60 Ellen breit durch ihre Stadt legen sollten. In der Verzweiflung zerrissen die Pavesen den Vertrag, welchen ihnen die Noth abgepreßt hatte. Aber schon im August rückten die Mailänder aufs Neue in ihr Gebiet ein, nahmen die Lomellina und begannen das von den Pavesen zerstörte Lomello wieder aufzubauen.

Nicht minder hart wurde von den Mailändern das nahe Lodi wegen seiner kaiserlichen Gesinnung heimgesucht. Man war erfinderisch immer neue Plackereien den bedrängten Lodesanen zu bereiten, endlich verlangte man von ihnen den Unterthaneneid ohne jeden Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser. Aber die Lodesanen zogen es vor, ihre Wohnsitze ganz zu verlassen, als einen solchen Eid zu leisten. Sie flüchteten sich nach Pizzighettone an der Adda im Gebiet von Cremona. Auf der anderen Seite des Flusses im Lodesanischen legten die Mailänder eine starke Feste zu Maléo an. Lodi war vernichtet, und Como theilte dasselbe Schicksal.

Vor Allem war jedoch Mailand auf seine eigene Sicherheit bedacht. Auf Anordnung des Guintelmus zogen die Mailänder einen Graben um die Stadt, durch den auch die bisherigen Vorstädte zum großen Theil in dieselbe gezogen wurden, legten einen Wall um die Stadt an und befestigten die Thore und Mauern. Zugleich stellten sie Gallate, Trecate

und andere ihrer Burgen her oder setzten sie in besseren Vertheidigungszustand. Ungeheure Summen hatten sie für die Herstellung von Tortona und Lomello, für die Brückenbauten, für die Befestigung ihrer Stadt und der Burgen aufgewendet; ein Zeitgenosse schätzt die Ausgaben auf mehr als 50,000 Mark reinsten Silbers.

Unablässig riefen die unterdrückten Städte die Hülfe des Kaisers an; wir wissen, wie sie der Kaiser ihnen schon seit Jahr und Tag verheißen hatte, und sein Versprechen gab neue Hoffnungen den Bedrängten. Im August 1157 wagte Cremona wieder gegen Mailand die Waffen zu ergreifen; waren auch die Erfolge derselben ohne alle Bedeutung, so wirkte doch dies Beispiel auch auf andere Städte. So fanden Otto von Wittelsbach und Rainald von Dassel, als sie im Anfange des Jahres 1158 als kaiserliche Gesandte in der Lombardei erschienen, um dem deutschen Heereszuge die Wege zu bereiten, dort in den bedrängten Städten die bereitwilligste Aufnahme.

Die beiden Gesandten erregten damals die Aufmerksamkeit ganz Italiens, und es war dies bei ihrer persönlichen Bedeutung und den ihnen rasch zufallenden Erfolgen kaum zu verwundern, zumal man wußte, daß sie hoch in der Gunst des Kaisers standen, während ihr Einfluß vor allem vom Papst gefürchtet wurde. Beide, nur um wenige Jahre älter als der Kaiser, standen damals im frischesten Mannesalter, sie waren voll Thatenlust und Ehrgeiz, kühnen Entschlusses und rascher That. Sie wollten wagen und gewinnen, aber weniger für sich, als für den Kaiser; denn auf die Herstellung der alten Kaisermacht, für welche die Verhältnisse so günstig zu liegen schienen, waren alle ihre Gedanken gerichtet.

Die Grafen von Dassel, aus deren Geschlecht Rainald stammte, waren in den Wesergegenden reich begütert. Die Grafschaft war damals in den Händen von Rainalds Bruders Ludolf; ihn selbst scheint man früh für den geistlichen Stand bestimmt zu haben. Die erste Bildung erhielt er auf der zu jener Zeit berühmten Schule zu Hildesheim, später scheint er Studienreisen nach Frankreich gemacht zu haben und dort besonders sich mit Theologie und Philosophie beschäftigt zu haben. Man rühmte ihm eine ausgedehnte Kenntniß der lateinischen Klassiker nach, wie Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie. Die lateinische und französische Sprache stand ihm nicht weniger, als die Muttersprache, zu Gebote. Schon in jungen Jahren wurde er Domherr zu Hildesheim; im Jahre 1148 erscheint er dann als Propst

des dortigen Domstifts. Mit dieser Stelle vereinigte er mehrere andere Pfründen, wie ein Kanonikat des Marienstifts zu Hildesheim, die Propstei des dortigen Morizstifts, die Dompropstei zu Münster und die Propstei auf dem Petersberge zu Goslar. Im Besitz reicher Einkünfte, machte er sich durch geistliche Stiftungen einen Namen, besonders durch die Gründung des Johannisspitals zu Hildesheim. Als der dortige Bischofsstuhl im Jahre 1154 erledigt wurde, wollte man ihn auf denselben erheben, aber er selbst entzog sich der Wahl.

Rainald hatte zahlreiche und wichtige Verbindungen in Köln; unfehlbar stand er jenem Erzbischof Arnold sehr nahe, der in den ersten Jahren Friedrichs eine so einflußreiche Rolle gespielt hatte. Arnold wird es auch gewesen sein, welcher Rainald in die Reichskanzlei brachte. Seit dem Mai 1156 bekleidete Rainald die so gewichtige Stellung eines Reichskanzlers, und zwar in gleicher Weise für Deutschland und Italien. In dieser Stellung erwarb er sich das volle Vertrauen des Kaisers, besonders in der Zeit, als sich das freundliche Verhältniß desselben zum Papste zu lösen anfing. Rainald war nie ein Römling gewesen. Schon auf der Remser Synode von 1148 war er den kleinlichen Satzungen Eugens III. entgegengetreten; Hadrian IV. sah in ihm den Mann, welcher den Kaiser mit Mißtrauen gegen die römische Kirche erfüllt und besonders die üble Behandlung der Legaten in Besançon veranlaßt hatte. Wie weit dies begründet war, läßt sich nicht feststellen, aber sicher ist, daß es keinen entschiedeneren Vertreter jedes Reichsrechts als Rainald gab, der nichts eifriger erstrebte, als das Papstthum in die frühere Abhängigkeit vom Reiche zurückzudrängen.

Der Kanzler war eine anziehende Persönlichkeit: von mittlerer Größe, gedrungenem Körperbau, wohlgebildeten Gliedern, schöner Gesichtsbildung, lebhafter Farbe, weichem blondem Haar. Er war von unermüdlicher Thätigkeit in den Geschäften, großem Scharfsinn und so außerordentlicher Beredsamkeit, daß man ihn mit Cicero verglich. Dabei zeigte er sich freigebig, leutselig, von heiterer Gemüthsart; er suchte Gelehrte und Dichter an sich zu ziehen und in seiner Nähe zu fesseln. Selbst mit dem stolzen Kaiser verkehrte er in vertraulicher Weise und durfte sich wohl gegen ihn einen Scherz erlauben. Längst hatte man sich gewöhnt in den Klerikern, welchen die Reichsgeschäfte anvertraut wurden, mehr Staatsmänner als Diener der Kirche zu sehen, und auch in Rainald trat vor Allem seine politische Thätigkeit hervor; den

glorreichen Aufschwung des Reichs maß man besonders seinem Verdienste bei, welches in weiten Kreisen bewundernde Anerkennung fand.

Bei Niemandem stieß der Kanzler auf eine mehr verwandte Gesinnung, als bei Otto von Wittelsbach. Otto entstammte dem uralten Geschlecht der Scheiern, welchem die Vogtei über das Freisinger Bisthum zustand. Trotzdem hatten die Schelern, später Wittelsbacher genannt, in vielfachen Händeln mit den Bischöfen gelebt; und als der Babenberger Otto zu dem Bisthum gelangte, gerieth auch er sogleich mit diesem Geschlechte, an welches inzwischen die bairische Pfalzgrafschaft gelangt war, in die schlimmsten Zerwürfnisse. In dem alten Pfalzgrafen und seinem Sohne Otto sah der Bischof seine erbittersten Gegner und wurde von dem Letzteren endlich bei der Messe so übel behandelt, daß er das Einschreiten Roms anrufen mußte (1150). Bald darauf erhoben sich die Wittelsbacher auch gegen die Brüder des Bischofs, König Konrad und Heinrich Jasomirgott, und es bedurfte eines Feldzugs des Königs, um sie zur Unterwerfung zu bringen.*)

Mit der Thronbesteigung Friedrichs trat in den Verhältnissen der Wittelsbacher eine plötzliche Wendung ein. Sie waren dem neuen Kaiser blutsverwandt und schlossen sich ihm sogleich auf das Engste an, namentlich der jüngere Pfalzgraf, unser Otto. Wir wissen, wie er auf der Romfahrt Friedrichs das kaiserliche Banner führte, wie der Kaiser ihm vorzüglich die Rettung aus der Etschklause verdankte. Otto war der Freund des Kaisers, der mit Niemandem vertrauter verkehrte. Es wird berichtet, wie Beide im August 1155 bei Ancona die Erquickung eines Seebades theilten, wie Friedrich Pfingsten 1156 Otto in Baiern aufsuchte, um das Fest in Stille bei ihm zu verleben. Bald darauf (4. August 1156) starb der alte Pfalzgraf, und unser Otto als der erste Sohn wurde das Haupt der Familie. Neben ihm werden noch zwei seiner Brüder Friedrich und ein zweiter Otto, die ein ritterliches Leben führten, als Pfalzgrafen genannt; zwei andere Brüder, Konrad und Ulrich waren für den geistlichen Stand bestimmt und wurden zu Salzburg für denselben erzogen. Unser Otto folgte auch nach dem Tode des Vaters fast unausgesetzt dem Hofe; er schien den Kaiser und der Kaiser ihn nicht entbehren zu können. Die Sorgen für das Hauswesen wird er seinen Brüdern überlassen haben.

*) Vergl. Bd. IV. S. 350. 352.

Man erzählte, daß der Pfalzgraf zu Besançon die päpstlichen Legaten mit dem Schwerte bedroht habe, und es ist nicht zu verwundern, wenn man seitdem in Rom seinen Namen nur unter Verwünschungen nannte, gerade ihn besonders dort fürchtete. Und unfraglich war Otto jedes Recht des Reichs gegen Rom mit scharfer Waffe zu schützen bereit. Er galt für umsichtig im Rath, aber vor Allem war er doch der Mann der entschlossenen That. Von hoher Statur, von festen und gedrungenen Gliedern, das lange, lebhaft geröthete Antlitz von schwarzen Locken umwallt, mit dem strengen Blick aus den großen Augen, eine ernste Heldengestalt, flößte er Schrecken ein, ehe er noch zum Schwerte griff; wie viel mehr, wenn er im Schlachtensturm daher brauste. Wie man in Rainald den Staatsmann bewunderte, fürchtete man in ihm den Kriegsmann.

Wenn der Kaiser die beiden ihm so nahe stehenden Männer nach Italien voraussandte, zeugte dies von der Bedeutung, die er dieser Botschaft beimaß. Sie gingen ohne Heeresbegleitung, nur mit einem kleinen Gefolge dorthin. Der Zweck ihrer Sendung war kein anderer, als die Freunde des Kaisers in Italien zu ermuthigen, die Städte von schwankender Treue der kaiserlichen Sache zu sichern, Alles für den Kampf gegen Mailand vorzubereiten, und den Absichten des Kaisers wußten sie in der glänzendsten Weise zu entsprechen.

Schon auf dem Wege nach Verona gewannen sie die Burg Rivoli über der Etschklause dem Kaiser, um seinen Durchzug zu sichern. In Verona wurden sie von dem Bischof und der Bürgerschaft festlich empfangen. Sie ließen dieselben dem Kaiser Treue und Unterstützung gegen Mailand eidlich geloben. Die Eidesformel, in welcher sie damals und nachher noch in vielen anderen Städten dem Kaiser Gehorsam schwören ließen, ist erhalten und lautet: „Ich schwöre, daß ich fortan meinem Herrn, dem römischen Kaiser Friedrich, Treue gegen Jedermann bewahren werde, wie ich es nach dem Rechte meinem Herrn und Kaiser schuldig, und daß ich ihm helfen werde die Krone des Reichs und alle seine Macht zu erhalten, namentlich diese Stadt und jedes Recht, welches er in ihr, in der ganzen Grafschaft und im Bisthum besitzt. Seine Regalien werde ich ihm weder hier noch anderswo entziehen und, wofern sie ihm entzogen sind, sie ihm wieder zu gewinnen und zu behalten gewissenhaft helfen. Weder mit Rath noch mit That werde ich dazu beitragen, daß er sein Leben, ein Glied seines Leibes oder seiner

Macht verliere oder in Gefangenschaft gerathe. Jeden Auftrag, den er mir persönlich oder brieflich oder durch seinen Gesandten zum Schutz des Rechts ertheilt, werde ich getreulich ausführen und mich nicht böslich weigern solchen Auftrag zu hören, anzunehmen und zu vollstrecken. Dies Alles werde ich gewissenhaft ohne alle Arglist beobachten."

Von Verona nahmen die Gesandten ihren Weg über Mantua nach Cremona, wo sie ebenfalls vom Bischof und der Bürgerschaft auf das Ehrenvollste empfangen wurden. Hier hielten sie eine große Tagfahrt, zu der sich die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit fünfzehn ihrer Suffragane, überdies die Markgrafen, Grafen, die Consuln und die vornehmsten Männer der umliegenden Städte einstellten. Wir sind leider über die Verhandlungen nicht unterrichtet, aber wir hören, daß der Tag dem kaiserlichen Namen großen Glanz verlieh. Nachdem die Gesandten darauf über den Po gegangen waren, verweilten sie einige Zeit zu Modena. Hier war es, wo sie von den päpstlichen Legaten, die damals nach Deutschland gingen, aufgesucht wurden; wir wissen, daß sie der Reise derselben keine Hindernisse bereiteten, so mißtrauisch sie auch gegen die Absichten des Papstes waren. Bald darauf gingen sie über Bologna nach Ravenna.

Erzbischof Anselm, der Günstling des Kaisers, empfing mit vierzehn Bischöfen die Gesandten in der altberühmten Stadt auf das Feierlichste. Aber es zeigte sich bald, daß er, der Fremdling, in der Bürgerschaft wenig vermochte. Die Gesandten brachten in Erfahrung, daß sich Wilhelm von Traversari, der Podestà Ravennas, mit einem großen adligen Gefolge nach Ancona begeben hatte und dort mit den Griechen verhandelte. Vor Kurzem waren nämlich hier der Logothet Paläologus und andere Gesandte Kaiser Manuels gelandet; sie führten reiche Geldmittel bei sich, um nach ihrer Angabe Söldner für das kaiserliche Heer anzuwerben; man vermuthete aber, daß sie mehr darauf ausgingen, mit dem Gelde eine Partei in Ancona und Rimini zu gewinnen, welche ihnen in diesen Städten festen Fuß zu fassen ermöglichte. In der That hatten die ravennatischen Herren Geld von Paläologus genommen und ihm eidlich, wenn er in ihre Stadt käme, Sicherheit für seine Person und seine Schätze zugesagt. Friedrichs Gesandte warteten auf Bitten des Erzbischofs einige Tage auf die Rückkehr Wilhelms; als diese sich aber verzögerte, verließen sie endlich in großer Entrüstung die Stadt, nur von dem Erzbischof und einem mäßigen Gefolge begleitet.

Kaum aber waren die Gesandten aus den Thoren, so begegneten ihnen die ravennatischen Herren; es war eine Schaar von etwa 300 Reitern. Der Anblick der Verräther — denn ihre Schuld schien nicht zu bezweifeln — versetzte den Kanzler und den Pfalzgrafen in die leidenschaftlichste Aufregung; trotz ihres geringen Gefolges — es sollen nur zehn Ritter in demselben gewesen sein — beschlossen sie Hand an Wilhelm und seine Genossen zu legen. Mit gezücktem Schwert drang Otto von Wittelsbach auf sie ein, bemächtigte sich Wilhelms, seines Sohnes Peter und sechs anderer vornehmer Ravennaten und erklärte sie Kraft seiner Vollmacht vom Kaiser für seine Gefangenen. Die Kühnheit Ottos machte auf die Begleitung der Gefangenen den gewaltigsten Eindruck. Niemand wagte die Gesandten des Kaisers anzutasten; die ganze Schaar stob scheu auseinander und drängte der Stadt zu. Die Gesandten setzten darauf ihre Reise an der Küste des adriatischen Meeres in der Richtung auf Ancona fort.

Als sie gegen Rimini kamen, schickten sie Boten in die Stadt, daß die Consuln ihnen entgegenkommen und sie mit ihren Gefangenen aufnehmen sollten. Diesem Befehle wurde unweigerlich Folge geleistet. Am anderen Tage verließen sie Rimini, begleitet vom Erzbischofe von Ravenna und einem größeren bewaffneten Gefolge; denn sie hatten gehört, daß die Freunde der Gefangenen sich in die Berge gezogen hätten und an ihre Befreiung dächten. Aber nirgends begegnete man einem Widerstand; die Gefangennahme der vornehmen Ravennaten hatte Alles mit Furcht und Schrecken erfüllt. So reisten der Kanzler und der Pfalzgraf unbehindert über Pesaro, Fermo und Sinigaglia weiter, überall für des Kaisers Interesse nach der Gunst der Umstände thätig.

Nur Ancona schien sich widersetzen zu wollen. Friedrichs Gesandte hatten der Bürgerschaft eine Tagfahrt zu ihrer Verantwortung anberaumt, aber die Anconitaner hatten sich nicht gestellt. Da boten jene ein Heer in der Umgegend gegen die Stadt auf und bezogen mit einer schnell zusammengerafften, aber nicht unbedeutenden Kriegsmacht ein Lager vor den Mauern. Als die Umgebung der Stadt verwüstet wurde, sank in kurzer Frist der Bürgerschaft der Muth: sie beschwor Paläologus sich ihrer Bedrängniß anzunehmen und die Gefahr von der Stadt abzuwenden. In der That sandte dieser einen Vermittler an Friedrichs Gesandte, bat für die Stadt um Schonung und für sich um eine Unterredung. Sie wurde ihm gewährt, und mit einem Ge-

folge kam er darauf in die Nähe des Lagers. Mit allem kriegerischen Glanze empfingen der Kanzler und der Pfalzgraf den Abgesandten des griechischen Reiches; sie hielten ihm vor, was von den feindlichen Absichten der Griechen auf Ravenna und Ancona verbreitet war. Mit geschickten Worten wußte sich der Grieche zu rechtfertigen und erklärte sich bereit sich selbst mit seinen Schätzen, wenn man seiner Aussage nicht traue, dem Gesandten Kaiser Friedrichs zur Verfügung zu stellen. Seine Bitten für Ancona fanden darauf Gehör. Die Belagerung wurde aufgehoben, doch mußten die Anconitaner Kaiser Friedrich einen Schwur leisten, der ähnlichen Vorkommnissen vorbeugen sollte. Paläologus mit seinen Leuten erhielt freien Abzug; sie gingen in See, nachdem sie die Abgesandten Friedrichs mit prächtigen Geschenken geehrt hatten. Auf die Bitten des Erzbischofs wurden dann auch die ravennatischen Gefangenen freigegeben; ohne die Lösung derselben hätte Anselm nicht mehr geglaubt sicher nach Ravenna zurückkehren zu können. Aber nur unter der Bedingung erhielten Wilhelm und seine Genossen die Freiheit wieder, daß ganz Ravenna dem Kaiser den Treueeid leiste. Rainald und Otto glaubten mit diesem Erfolge sich um so eher beruhigen zu können, als sie der Meinung waren, daß Ravenna seit 200 Jahren, d. h. seit der Zeit Ottos des Großen, keinem Kaiser Treue geschworen habe.

Der Kanzler und der Pfalzgraf waren voll Triumphs. Sie erstatteten von Ancona aus dem Kaiser über alle ihre Erfolge Bericht; sie meldeten ihm zugleich, daß der Papst in den bedrängtesten Verhältnissen sei. König Wilhelm mißtraue ihm wegen der nach Deutschland abgegangenen Legation; päpstliche Gesandte, die am sicilischen Hofe erschienen, habe er mit den Worten entlassen: „Ihr seid an mich geschickt zur Schmach des römischen Kaisers, aber zugleich sind zwei andere Legaten an den Kaiser abgeordnet, um Friede und Freundschaft mit ihm herzustellen und meiner Macht zu schaden; weichet sofort von uns, sonst werden wir euch als Verräther bestrafen." Auch die Römer wandten sich wieder vom Papste ab. Am 11. Mai, schrieben die Gesandten dem Kaiser, wollten mehrere Senatoren und adlige Herren mit Otto von Monticelli, einem Neffen des Cardinals Octavian, zu ihnen nach Ancona kommen und im Namen des römischen Volks ihnen Eröffnungen zum Vortheile des Reiches machen; sie würden dem Kaiser seiner Zeit Weiteres berichten. Durch Niemanden, beschworen sie den

Kaiser, möge er sich bewegen lassen einen völligen Frieden mit dem Papste vor seiner Ankunft in Italien zu schließen; Gott habe ihn in so günstige Verhältnisse gestellt, daß er, wenn er wolle, Rom vernichten und mit dem Papste sammt den Cardinälen ganz nach seinem Willen verfahren könne; wenn er Deutschland verließe, solle er um keinen Preis die päpstlichen Legaten dort zurücklassen. Wiederholt legten sie ihm diese Rathschläge an das Herz und fügten hinzu: er werde es einst bereuen, wenn er denselben nicht folge.

In Wahrheit war die Lage des Papstes bedenklich genug. Noch war sehr zweifelhaft, wie der Kaiser sein Entgegenkommen aufnehmen würde, und auf eine nachhaltige Unterstützung Siciliens hatte er in keinem Falle zu zählen. König Wilhelm hatte wenig Neigung, sich in Verwickelungen mit dem Kaiser einzulassen, während er selbst in der Nähe bedrängt war. Im November des vorigen Jahres war Andreas von Rupecanina nach Campanien zurückgekehrt und hatte eine Schaar von Römern, Apulern und Griechen, die sich um ihn gesammelt, gegen Richard von Aquila geführt, um ihn für den an Robert von Capua geübten Verrath zu strafen. Andreas nahm Fondi und Aquino, bemächtigte sich in den ersten Tagen des Jahrs 1158 der Stadt S. Germano und bedrängte Monte Cassino. Aber er konnte sich doch auf die Dauer nicht halten und zog sich im März nach Ancona zurück, wo er sich ohne Zweifel unter den Schutz der Griechen begab. Denn schon rüstete Kaiser Manuel ein neues Heer, für welches er Werbungen in Italien machen ließ, und stellte eine Flotte auf, um abermals eine Landung in Italien zu versuchen. König Wilhelm, mit Gegenrüstungen beschäftigt, um dem Einfall zu begegnen, war mehr um sein eigenes Schicksal in Sorge, als das des Papstes, dessen Politik er überdies wenig Vertrauen schenkte.

Es war nicht zu verwundern, wenn sich auch in Rom unter solchen Verhältnissen wieder eine Opposition gegen den Papst zu regen begann. Wie unter den Cardinälen, hatte es immer auch im Adel eine Partei gegeben, welche einen näheren Anschluß an den deutschen Hof wünschte, und diese war durch die großen Erfolge des Kaisers ermuthigt worden; sie mißbilligte die verletzenden Schritte des Papstes gegen den Kaiser und war geneigt sich mit dem Letzteren zu verständigen. Etwa zu derselben Zeit, wo die Gesandten des Papstes nach Deutschland und Sicilien gingen, waren auch zwei aus der Lombardei gebürtige

Cardinäle Arbicio und Oddo vom Papste nach Mailand und Brescia geschickt worden; wir kennen ihre Aufträge nicht, aber es ist schwer zu glauben, daß sie die Städte zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bewegen sollten. Die Politik des Papstes war geschäftig genug, aber sie war verworren in ihren Maßregeln und unklar in ihren Zielen. Friedrichs Gesandte hatten nicht Unrecht, wenn sie in derselben haltlose Schwäche sahen.

Wir wissen nicht, ob jene römischen Herren sich noch bei den kaiserlichen Gesandten in Ancona eingestellt haben. Die Letzteren kehrten bald darauf nach Modena zurück und begaben sich von hier nach Piacenza. So groß war der Eindruck ihrer Erfolge, daß es ihnen jetzt sogar diese den Mailändern so lange verbündete Stadt auf die kaiserliche Seite zu ziehen gelang. In den ersten Tagen des Juni 1158 schlossen sie mit der Bürgerschaft von Piacenza einen Vertrag, der noch erhalten ist und dessen einzelne Bestimmungen Interesse erwecken. Piacenza verpflichtet sich hiernach mit 100 gewaffneten Rittern und 100 Bogenschützen den Kaiser während der ganzen Belagerung Mailands und außerdem mit 400 Bogenschützen auf einen Monat zu unterstützen, auch die Besoldung dieser Hülfsschaar selbst zu tragen. Acht Tage nach Pfingsten (15. Juni) wird sie den Bund mit den Mailändern aufkündigen, so daß nach diesem Tage nur diejenigen Mailänder noch das Gebiet von Piacenza betreten dürfen, welche dort unter dem Geleit der Stadt Waaren nach Genua oder nach anderen Orten schaffen wollen oder dort augenblicklich Waaren auf Lager haben. Sobald der Kaiser in der Lombardei erscheint, beginnt Piacenza den Krieg gegen Mailand und bemächtigt sich der Mailänder und ihrer Habe im Stadtgebiet; die Ersteren werden dem Kaiser auf sein Verlangen ausgeliefert, die Letztere als Beute vertheilt. So lange der Kaiser dann in Italien verweilt, schließt die Stadt ohne Einwilligung desselben weder Friede noch Bund mit den Mailändern. Diese Verpflichtungen treten nur dann außer Gültigkeit, wenn der Kaiser nicht bis zum 1. August in Italien erscheinen sollte. Die Consuln der Stadt werden überdies Anordnung treffen, daß Markt und Geldwechsel dem kaiserlichen Heere nach den mit Piacenza und den anderen Städten zu vereinbarenden Bestimmungen gewährt werden. Die Stadt hat dem Kaiser 600 Mark Silber und den Hofbeamten 60 Mark innerhalb vierzehn Tage nach Ankunft des Kaisers in der Lombardei zu zahlen.

Diesen Vertrag haben die Consuln selbst zu beschwören und durch den Rath und angesehene Männer der Bürgerschaft beschwören zu lassen. Dagegen versprachen die kaiserlichen Gesandten, daß die Ritter und Bogenschützen der Stadt, wie alle anderen Bürger, welche zum kaiserlichen Heere kommen sollten, an dem Kaiser einen gnädigen Herrn finden und sie selbst dahin wirken würden, daß der Kaiser seine volle Gunst und freundliche Gesinnung wieder den Bürgern zuwenden und alle früheren Beleidigungen verzeihen werde, wenn sie den Vertrag getreulich halten und für die Beleidigungen Genugthuung leisten würden. Schließlich wurde noch bestimmt, daß allen, die zum kaiserlichen Heere stoßen wollten, ob aus Cremona, Pavia oder anderen Orten, freier Durchzug durch das Gebiet von Piacenza zustehen solle.

Mit diesem Vertrage, welcher Mailand auf das Schwerste traf und die größten Vortheile für den Kaiser in sich schloß, beendeten die kaiserlichen Gesandten ihre Thätigkeit. Unfehlbar hatten sie ihre Aufträge in der glücklichsten Weise erfüllt. Als der Kaiser gegen die Alpen zog, waren in Italien schon zahlreiche Streitkräfte gegen Mailand gewonnen. Die feindliche Stadt war auf die Unterstützung nur weniger Bundesgenossen beschränkt; es erschien kaum fraglich, daß sie in kürzester Frist sich unterwerfen müsse, — und an Mailands Fall knüpften sich weitaussehende Pläne des Kaisers.

Friedrichs erster Krieg gegen Mailand.

Gegen Ende des Juni 1158 überstieg das Heer des Kaisers den Brennerpaß. Den Vortrab bildeten die Böhmen unter ihrem Könige. Sie litten beim Abstiege Mangel an Lebensmitteln, da die Einwohner der meisten Ortschaften flüchtig geworden waren und sich auch Kaufleute aus Furcht nicht einstellten; erst als den Letzteren Sicherheit gewährt war, schafften sie den erforderlichen Unterhalt aus Brixen und Trient herbei. Oberhalb Veronas schlugen die Böhmen eine Brücke über die Etsch, zogen an Verona vorbei und lagerten dann am Gardasee im Veronesergebiet. Die furchtbarsten Gerüchte waren über die unbekannten Völker, welche der Kaiser mit sich führe, verbreitet; sie sollten sich von Menschenfleisch nähren, Blut ihr Trank, jedes Mitleid ihnen fremd sein. Mit Schrecken sahen auch die Veronesen, wie die Böhmen

ihre Olivenhaine und Obstpflanzungen verwüsteten. Sie ließen es sich deshalb viel Geld kosten, um König Wladislaw zum Abzug nach Brescia zu bewegen.

Brescia hatte bisher fest an Mailand gehalten und war demnach als feindliche Stadt anzusehen. Als der Böhmenkönig anrückte, entspann sich ein Hader zwischen seinen Schildträgern und den Brescianern, bei dem einige der Ersteren erschlagen wurden. Hierdurch gereizt, umschloß der König die Stadt und ließ das Gebiet derselben von seinen Schaaren verwüsten. Die Böhmen bewährten ihre alte Meisterschaft im Sengen und Plündern, und nach vierzehn Tagen sahen sich die Brescianer genöthigt mit dem König zu unterhandeln. Unter Vermittelung des Bischofs Daniel von Prag fand eine Zusammmenkunft desselben mit den Consuln der Stadt statt; auch der Cardinal Oddo, der sich gerade in seiner Vaterstadt befand, nahm an den Verhandlungen Antheil. Gegen große Geldsummen versprach Wladislaw den Verheerungen Einhalt zu thun und der Stadt die Gnade des Kaisers wieder zu gewinnen. Denn schon war dieser selbst im Anmarsch, und die Spitze des kaiserlichen Heeres führte der kaum dem Knabenalter entwachsene Herzog von Schwaben; Wladislaw mit seinem ganzen Heere rückte den Deutschen zur Begrüßung entgegen.

Der Kaiser hatte am 6. Juli das Gebiet von Verona betreten, die Stadt besucht, war aber dann sogleich weiter gezogen und stand am 8. Juli am Gardasee. Zwei Tage später verweilte er am Mincio zwischen Volta und Valeggio. Wir wissen, daß sich der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Oesterreich, wie die Bischöfe von Treviso, Concordia, Vicenza, Verona und Mantua in seiner Umgebung befanden; es müssen hiernach die Hülfsschaaren, welche den Weg durch das Friaul genommen hatten, und die Contingente mehrerer lombardischer Städte, bereits im Veronesischen zu ihm gestoßen sein. Hier erschienen auch die Consuln von Cremona und erhoben die schwersten Anklagen gegen das feindselige Crema, welches ihr Gebiet überfallen, während sie nach dem Befehl des Kaisers Mailand bekriegt hatten. Auch der Böhmenkönig, sein Bruder Dietbold und Bischof Daniel waren damals im Lager des Kaisers, waren ihm also bis zum Mincio entgegengekommen. Vereint brachen sie dann gegen Brescia auf und bezogen im Gebiete der Stadt am Oglio ein Lager. Auf die Fürsprache des Böhmenkönigs nahm der Kaiser Brescia, dessen Gebiet inzwischen

auch von den Bergamasken furchtbar verheert war, wieder zu Gnaden an; die Bürgerschaft mußte ihm Treue schwören, sechszig Geiseln geben, eine Hülfsmannschaft gegen Mailand stellen und überdies große Geldsummen zahlen.

Etwa vierzehn Tage verweilte der Kaiser in dem Lager beim Oglio. Durch die aus den rheinischen Gegenden zugeführten Heerschaaren und die Mannschaften einzelner lombardischer Städte gewann das Heer neuen Zuwachs. Es war ein buntes Völkergemisch in dem Lager: Deutsche und Italiener, Böhmen, Ungarn und slawische Stämme aus den östlichen Alpen. Um so nöthiger war es, strenge Manneszucht zu halten. Wie auf seiner Romfahrt, erließ der Kaiser deshalb auch diesmal unter dem Beirath der Fürsten ein Kriegsgesetz. Dieses Gesetz, unfehlbar zunächst für die deutschen Theile des Heeres bestimmt, ist uns erhalten. Es enthält verschiedene Bestimmungen über das dem deutschen Heere so werthe Waidwerk, welches sie auch im Kriege zu üben pflegten, dann Anordnungen, die Streitigkeiten zwischen Deutschen und Italienern vorbeugen sollten. Es wurde den Deutschen bei Strafe verboten, Italiener in ihrem Zelte aufzunehmen, wenn diese der deutschen Sprache nicht mächtig seien. Harte Strafandrohungen sind gegen alle Schlägereien und besonders gegen den Aufenthalt von Weibern im Lager gerichtet. Wer ein Weib bei sich hat, verliert seine ganze Rüstung und wird vom Heere ausgeschlossen, dem Weibe aber die Nase abgeschnitten. Im Allgemeinen ist dieser Lagerfriede den in Deutschland damals üblichen Landfrieden ähnlich und wurde in derselben Weise beschworen. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte bekräftigten ihn durch Handschlag statt Eides und versprachen über die Uebertreter des Friedens auch geistliche Strafen zu verhängen.

Ehe der Kaiser das mailändische Gebiet mit den Waffen angriff, hielt er auf den Rath rechtskundiger Männer für nöthig, der Stadt noch einmal eine Frist zu ihrer Rechtfertigung zu gewähren. Zu der bestimmten Zeit stellte sich eine mailändische Gesandtschaft ein. Da sie aber weder den gegen Mailand erhobenen Klagen begegnen, noch die Fürsten für sich gewinnen und den Kaiser durch Geld beschwichtigen konnte, kehrte sie ohne einen Erfolg erlangt zu haben heim. Der Kaiser sprach darauf unter Zustimmung der deutschen Fürsten und der angesehensten Männer der ihm verbündeten Städte Italiens über die Mailänder aufs Neue feierlich den Bann aus, erklärte sie für Reichsfeinde und rüstete Alles zum Angriff.

Am 23. Juli rückte das kaiserliche Heer gegen die Adda vor, welche die Gebiete Brescias und Mailands schied. Der Fluß war hoch angeschwollen, alle Brücken auf Befehl der Consuln zerstört; nur die Brücke von Cassano stand noch im Wesentlichen unversehrt da. Hier lag am andern Ufer eine Schaar ländlichen Volks aus der Umgegend, um den Uebergang zu verhindern; mit Wurfgeschossen und Schmähreden reizte sie den vordringenden Feind. Da die Brücke gesperrt und das Durchwaten des reißenden Wassers unmöglich schien, schlug der Kaiser unweit der Brücke am Vormittage sein Lager auf. Nur etwa 1000 Schritte unterhalb am Flusse lagen die Böhmen, während weiter stromaufwärts Herzog Heinrich von Kärnthen eine kleine Feste, der von den Mailändern besetzten Burg Trezzo gegenüber, besetzt hatte.

Drei böhmische Ritter, über den Aufenthalt ungeduldig, unternahmen das Wagniß, sich mit ihren Rossen in die Fluthen der Adda zu stürzen, um das andere Ufer zu erreichen, und zwei gelangten glücklich hinüber. König Wladislaw erfuhr dies beim Mittagsmahle, sprang auf und ließ sogleich das Zeichen zum Aufbruch geben. Ein gefangener Lombarde soll ihm eine seichte Stelle etwas unterhalb am Flusse bei Corneliano verrathen haben. Er selbst sprengte auf seinem Roß zuerst in den Fluß; muthig folgten die Ritter. Einige von ihnen fanden den Tod in den Wellen, aber die Mehrzahl erreichte glücklich die andere Seite. Bald folgte auch Konrad von Dachau, Herzog von Dalmatien, dem kühnen Vorgang der Böhmen. Sobald die Ritter über den Fluß gekommen waren, griffen sie die feindlichen Schaaren am anderen Ufer an. Ohne einen Widerstand nur zu wagen, warfen sich diese in wilde Flucht; viele von ihnen wurden von den verfolgenden Böhmen gefangen genommen. Das ganze Gepäck der Flüchtigen fiel den Siegern zur Beute, und schon wurden auch die nächstliegenden Häuser in Schutthaufen verwandelt.

Als man im Heere des Kaisers am Klange der böhmischen Pauken den Uebergang der Freunde über den Fluß erkannt hatte, erhob sich ein helles Freudengeschrei, und unverzüglich begann man die Brücke gangbar zu machen. Auch hier zeigte sich Wladislaw hülfreich. Die Arbeit wurde bis zum Einbruch der Nacht fortgesetzt und beim Morgengrauen aufs Neue begonnen. Aber bald kam die Nachricht, daß eine mailändische Schaar anrücke. Man rüstet sich zum Kampfe und schickt eine auserlesene Schaar — Böhmen und Deutsche — dem Feinde ent-

gegen, um die Stärke desselben zu erkunden. Bei Gorgonzola stieß diese Schaar auf eine weitüberlegene Zahl von Mailändern, warf sich aber muthig gegen sie in den Kampf und jagte sie in die Flucht. Viele Mailänder fanden den Tod, siebzig angesehene Männer Mailands fielen in die Hände der Böhmen; aber auch die Sieger hatten namhafte Verluste. Nachdem der Feind das Feld geräumt hatte, kehrten sie an die Adda zurück. Die gefangenen Mailänder wurden von den Böhmen ihrem König und von diesem dem Kaiser übergeben. Eifrig arbeitete man darauf an dem Bau der Brücke weiter und bald war sie so weit hergestellt, daß der Kaiser mit den Angesehensten seines Gefolges über den Fluß gehen und sich mit Wladislaw vereinigen konnte. Sobald dies geschehen war, ließ er Vaprio, einen mailändischen Ort an der Adda, zerstören. Indessen hatten die Böhmen noch eine Nothbrücke herzustellen gesucht, um ihren Troß und ihr Gepäck schneller überzusetzen. Aber das schwache Werk brach unter der Wucht der vorwärtsstürmenden Masse, und viele Böhmen und Ungarn fanden den Tod in den Wogen. Schnell wurde die Brücke wieder hergestellt, brach aber noch einmal zusammen, und die Böhmen hatten neue Verluste zu beklagen. Erst am 25. Juli gelangten die letzten Reste des böhmischen Heeres auf der Brücke von Cassano über den Fluß.

Der Kaiser hatte sich sogleich nach dem Uebergange gegen Trezzo gewandt, um diesen Platz, wo die meisten Habseligkeiten der umwohnenden Bevölkerung geborgen waren, den Mailändern zu entreißen. Er selbst soll zuerst, nur von zehn Rittern begleitet, vor der Burg erschienen sein und hier sein Banner aufgepflanzt haben. Da die mailändische Besatzung sich nicht sofort ergab, mußte die Burg eingeschlossen werden. Aber schon nach wenigen Tagen sahen die Belagerten die Unmöglichkeit der Vertheidigung ein. Unter der Bedingung freien Abzugs mit ihren Waffen, wie es scheint, übergaben sie den Platz; die Weiber und Kinder ließ der Kaiser ungefährdet, die Beute vertheilte er unter seine Krieger. Eine starke Besatzung ließ er in der Burg zurück und stellte die benachbarte Brücke her; die Schaar Herzog Heinrichs von Kärnthen scheint in Trezzo zurückgeblieben zu sein.

Nach dem Fall von Trezzo führte der Kaiser die große Masse seines Heeres, dem nun auch die Pavesen und Cremonesen zuzogen, am rechten Ufer der Adda hinab in das Gebiet von Lodi und bezog hier am 31. Juli ein Lager am Lambro. Dichtgedrängt standen die Zelte auf beiden Seiten des Flusses von Castiraga bis Salarano hin; der

Kaiser selbst lagerte auf der Wiese von Castiraga. Man war nahe der Stelle, wo einst das alte Lodi gestanden hatte, wo die menschenleeren Straßen und die verödeten Kirchen noch von dem Unglück der Stadt und dem Uebermuth der Mailänder zeugten. Hier erschienen am 2. August vor dem Kaiser die unglücklichen Lodesanen unter Begleitung eines zahlreichen Klerus; jeder von ihnen trug ein Kreuz als Zeichen des hart auf ihnen lastenden Mißgeschicks. Sie warfen sich vor dem Kaiser zu Füßen und verlangten von ihm Genugthuung von Mailand, welches so unermeßliches Elend über sie gebracht hatte. Sie baten ihnen eine Stelle anzuweisen, wo sie nun zur Ehre und zum Dienste des Reiches eine neue Stadt bauen könnten. Der Kaiser versprach ihre Bitte zu gewähren und befragte sie, welchen Platz sie wünschten. Sie bezeichneten eine Anhöhe, etwas östlich vom alten Lodi, an der Adda, welche durch den Fluß und sumpfige Niederungen von allen Seiten gesichert schien; sie wurde damals Monteghezzone genannt. Der Kaiser erklärte selbst den Platz besehen und, wenn er ihm geeignet schiene, ihre Bitte erfüllen zu wollen.

Am anderen Tage zog er mit seinen Fürsten und den Bürgern von Lodi nach der bezeichneten Stelle. Als er die Höhe betrat, ergoß sich ein Regenstrom; man sah darin ein Vorzeichen, daß es dem Platze an himmlischem Segen nicht fehlen werde. Da derselbe überdies zur Anlage einer festen Stadt passend schien, gab Friedrich sogleich mit einer Fahne den im Amte stehenden Consuln Lodis das Land zu Lehen; er selbst bestimmte den Umkreis der neuen Stadt, den Zug der Wälle und Gräben. So entstand Neu-Lodi an der Adda, eine neue Heimat für die vertriebenen Bürger der alten Stadt, eine feste Burg des Kaisers gegen Mailand. Mit dem Bau der Wälle und Gräben wurde sogleich begonnen; der Kaiser selbst bezeigte für diese Arbeiten das lebhafteste Interesse.

Seit der Feind über die Adda gegangen war, sank den Mailändern der Muth. Schon hatten sie die Besatzungen aller ihrer Burgen in die Stadt zurückgerufen, die neue Brücke über den Ticino abgetragen, die Bevölkerung der Umgegend hinter ihren Wällen geborgen. Man machte sich auf eine Belagerung gefaßt, aber man schreckte vor ihren Leiden zurück. Am 4. August erschienen im Lager des Kaisers unter seinem Geleit Gesandte Mailands und versprachen, daß die Stadt jede Genugthuung ihm zu leisten bereit sei. Viele Fürsten, die bald nach der Heimat zurückzukehren wünschten, riethen auf die Anerbietungen der Mai-

länder einzugehen; der Kaiser möge die Unterwerfung der Stadt annehmen, ihr Bußen auferlegen und ihr dann wieder seine Gnade ertheilen. Aber auf das Heftigste widersprach Erzbischof Anselm von Ravenna, der gelehrte Schüler des heiligen Norbert. Alle Worte der Mailänder, erklärte er, seien Lug und Trug; sie hätten die Kirchen Gottes und die freien Städte des Kaisers zerstört; wie sie Andern gethan, solle nun auch ihnen geschehen; sie verdienten kein Erbarmen, wie sie selbst keines gekannt hätten. Die Worte Anselms machten einen tiefen Eindruck auf den Kaiser und die Fürsten; man wagte nicht dem Erzbischof zu widersprechen. Die Fürsten beschlossen, wenn auch widerstrebend, die Anerbietungen der Stadt zurückzuweisen und den Krieg fortzusetzen. Der Kaiser warf den Mailändern den Fehdehandschuh hin und sprach noch einmal über sie als offene Feinde des Reichs den Bann aus.

Schon am anderen Morgen (5. August) brach Friedrich mit dem gewaltigen Heere gegen Mailand auf. Man gelangte bis Mittag nach Melegnano*), einem Orte auf halbem Wege zwischen Lodi und Mailand, wo sich das Wasser der Vecchiabia in den Lambro ergießt. Hier schlug der Kaiser sein Lager auf; schon rückten seine Vorposten auf beiden Seiten der Heerstraße bis gegen Mailand vor. Am Nachmittag schickte der Kaiser seinen Marschall mit 50 Rittern gegen die Stadt, um passende Lagerstellen zu erspähen. Ohne Befehl des Kaisers schlossen sich dem Marschall freiwillig weitere 500 Ritter an; sie empfanden es übel, daß die Böhmen bisher das Beste geleistet, und dürsteten sich auch durch ruhmeswürdige Thaten auszuzeichnen. Unter ihnen ragte am meisten der Graf Ekbert III. von Pütten und Formbach hervor, ein Mann von königlichem Geschlecht, großem Reichthum, hervorragenden körperlichen und geistigen Gaben. Ohne irgend einem Widerstande zu begegnen, kam die Schaar bis an die Stadt; sie fand die Thore geschlossen, Alles drinnen war lautlos, nirgends eine Spur kriegerischer Bewegung.

Mit voller Muße betrachteten die deutschen Ritter die Wälle und Gräben, wie die Stellen, wo man das Lager aufschlagen könne. Ohne alle Besorgniß vor einem Ueberfalle traten sie dann den Rückweg an. Ihre Reihen lösten sich auf, Graf Ekbert und einige Andere blieben

---

*) Auch Marignano genannt. Der Kaiser lag damals auf demselben Felde, wo 1515 Franz I. seinen berühmten Sieg gewann.

eine weite Strecke hinter der Schaar zurück. Sobald dies in Mailand bemerkt wurde, brachen gegen 2000 Mann aus den Thoren hervor und griffen Ekbert und seine Genossen an. Als Ekbert sich unfern vom Kloster Chiaravalle von den Mailändern umringt sah, stieg er vom Pferde, um sich zur Wehre zu setzen; nur einige seiner Schildknappen und sein Marschall waren noch bei ihm. Im heißen Kampfe stürzte er zu Boden; den ersten Streich, der auf ihn geführt wurde, wehrte der Marschall glücklich ab, aber bald erlagen Beide den Schwertern der Feinde. Die Leichen der beiden tapferen Männer brachten Cistercienserbrüder nach Chiaravalle; die Eingeweide wurden dort beigesetzt, die Gerippe nach der Heimath geschafft. Noch einige andere Deutsche und Böhmen fanden in dem Kampfe gegen die Mailänder den Tod; mit ihnen ein angesehener Mann aus dem Ravennatischen, Johannes mit Namen. Andere geriethen in die Gefangenschaft der Feinde.

Der Tod seiner Tapfern und besonders das Ende Ekberts bewegten den Kaiser, der bei der Abendmahlszeit die Schreckenskunde erhielt, auf das Tiefste. Er beklagte die Gefallenen und tadelte die Tollkühnen, die sich ohne seinen Befehl so großer Gefahr ausgesetzt hatten. Vor Allem aber verlangte er an den Mailändern schnelle Rache zu nehmen; er ließ sogleich Alles zum Aufbruch am nächsten Morgen fertig machen.

In der Frühe des anderen Tages (6. August) stellte Friedrich sein Heer auf den weiten Gefilden in Schlachtordnung auf und rückte dann unverweilt gegen die Stadt an. Das Heer war in sieben Schaaren getheilt. Die erste führte der Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaisers; es waren Schwaben, denen nach dem Herkommen der Vorstreit gebührte, und neben ihnen die Pavesen und Cremonesen. Die zweite Schaar befehligte Friedrich von Schwaben, fast noch ein Knabe; sie war aus Franken und Schwaben gemischt und wurde verstärkt durch die Contingente von Verona, Brescia und Mantua; bei ihr war auch Markgraf Wilhelm von Montferrat, der mit Jutta von Oesterreich, einer Muhme des jungen Friedrich, vermählt war. Die dritte Stelle nahm der Böhmenkönig mit seinem Heere ein; er bedurfte keiner Verstärkung durch Lombarden. Der Führer der vierten Schaar war Herzog Heinrich von Oesterreich; ihm folgten die Fürsten, die mit ihm über die Alpen gekommen waren, auch die ungarschen Reiter. In fünfter

Stelle stand die kaiserliche Schaar, besonders stattlich und glänzend, aus erlesenen Rittern aus allen Theilen des Heeres gebildet. Der sechste Zug bestand aus den Baiern und ihren Nachbarn; ihn führte Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und dem jüngeren Otto. Der letzte Zug, welchen der Kanzler Rainald befehligt haben soll, wurde von den Mannschaften verschiedener deutscher und lombardischer Großen gebildet; ihm waren auch die Contingente der rheinischen und sächsischen Bischöfe angeschlossen. In solcher Ordnung rückte das Heer, in Waffen strahlend, gegen Mailand an; es kam, ohne einem Widerstand zu begegnen, bis nahe der Porta Romana, dem Hauptthore der Stadt.

Die Mailänder schienen einem so gewaltigen Heere nicht im offenen Kampfe entgegentreten zu wollen; sie verließen ihre Wälle nicht, als der Kaiser heranrückte. Unbehindert glaubte man das Lager aufschlagen zu können. Für die kaiserliche Schaar wurden die Zelte errichtet in dem weiten, sich damals zwischen der Porta Romana und Porta Tosa (jetzt Porta della Vittoria) ausbreitenden Parke (Brolo); am Eingange desselben neben einem Wohnhause und einer Kirche der Tempelherren, kaum auf Wurfesweite von den Stadtwällen, wurde dem Kaiser selbst ein prächtiges Zelt errichtet. Westlich von der Porta Romana um S. Celso lagerte Erzbischof Friedrich mit seiner Schaar. Die Hauptmasse der deutschen und italienischen Truppen vertheilte sich aber auf die Felder um das Kloster S. Dionisio zwischen der Porta Orientale (jetzt Porta di Venezia) und der Porta Nuova, wo jetzt die öffentlichen Gärten von Mailand liegen*). Hier schlugen auch der Pfalzgraf Konrad und Herzog von Schwaben ihr Lager auf, wurden aber unerwartet gegen Abend von den Mailändern überfallen. Der Pfalzgraf wehrte sich tapfer, sah sich jedoch genöthigt den Böhmenkönig, der vorläufig in der Nähe, da er den Befehl des Kaisers über seinen Lagerplatz noch erwartete, Zelte aufgeschlagen hatte, zur Hülfe zu rufen.

Wladislaw erschien sofort mit seinen tapferen Böhmen; er selbst drang muthig in die Reihen der Mailänder ein und streckte mit seiner Lanze den Tazo de Mandello, den Führer und Bannerträger der Feinde, zu Boden. Der heftigste Kampf entspann sich und wurde bis zum

*) Das Templerhaus, S. Celso und S. Dionisio lagen damals außerhalb der Stadtmauern, jetzt innerhalb ihres Kreises. Das Templerhaus stand unweit S. Barnaba nel Brolo; S. Dionisio am Nordostende der öffentlichen Gärten.

Einbruch der Nacht fortgesetzt. Da zogen sich die Mailänder nach der Stadt zurück; die Böhmen folgten ihnen auf den Fersen und würden in die Stadt eingedrungen sein, wenn nicht das Dunkel ein solches Wagestück verboten hätte. Triumphirend kehrte Wladislaw zu seinen Zelten zurück; dem Feinde hatte er schwere Verluste beigebracht, aber auch er hatte vornehme Männer seines Volks verloren, welche im Kloster Chiaravalle bestattet wurden. Auch die Böhmen bezogen darauf bei S. Dionisio ein Lager; in der Wohnung des Abts nahm der König Quartier. Aus Furcht vor den Böhmen wagten die Mailänder gegen S. Dionisio keinen Ausfall mehr; sie verrammelten vielmehr die nächsten Thore und begnügten sich mit einer Ausfallspforte.

Mailand war von der Porta Nuova bis zu der Pforte von S. Eufemia, d. h. nach der ganzen Ostseite und zum Theil auch nach Süden, eingeschlossen; ein Heer von etwa 100,000 Mann, darunter 15,000 Ritter lag vor den Thoren. Die Mailänder hatten geglaubt, daß sie bei der Stärke ihrer Bürgerschaft und ihrer Bundesgenossen nie mehr eine Belagerung zu erwarten hätten, aber in diesem Glauben sahen sie sich jetzt bitter getäuscht. Der Kaiser hatte gegen sie nicht allein ein großes Heer über die Alpen geführt, sondern auch zahlreiche Streitkräfte Italiens gegen sie aufgeboten. Nicht nur die meisten Städte der Lombardei hatten ihm Hülfe gesandt, auch aus den Städten der Romagna und den Marken, wie aus Tuscien*) und dem römischen Gebiet über Rom hinaus erhielt er Unterstützung; von Rom selbst stellte sich der Stadtpräfect Petrus mit mehreren Senatoren ein. Aber trotz der Menge ihrer Feinde glaubten die Mailänder Widerstand wagen zu können, zumal ihnen nach Westen und Norden noch Verbindungen offen standen.

Ein hitziger Kampf entspann sich in der nächsten Zeit um jenen alten römischen Triumphbogen, bei dem schon einst zu den Zeiten Kaiser Konrads II. deutsches Blut geflossen war**). Der Bau hatte drei Durchgänge, von vier Pfeilern gebildet; er war aus gewaltigen Marmorquadern aufgeführt, von festester Fügung und schien jedem Angriff

*) Von den Pisanern wissen wir, daß sie vier ihrer vornehmsten Männer mit 15 Rittern, 100 Bogenschützen, dann Bauleute und zwei Musikanten nach Mailand sandten; diese Hülfsschaar verließ Pisa erst am 18. August und kehrte am 26. September dorthin zurück.

**) Vergl. Bd. II. S. 323.

trotzen zu können. Die Mailänder hatten den Bogen, der nur einen Pfeilwurf weit von der Porta Romana bei dem Spital von S. Lazaro stand, in eine Festung umgewandelt, auf der Höhe desselben gedeckte Wohnräume mit 40 Betten eingerichtet, und die Besatzung, welche sie hier zurückließen, mit Waffen und Lebensmitteln auf das Beste versehen; die Hauptaufgabe der Besatzung war zu erspähen, was in dem Lager des Kaisers vorging. Friedrich unternahm sofort einen Angriff auf den Bogen, aber die Besatzung vertheidigte sich acht Tage lang mit rühmlicher Tapferkeit. Endlich gelang es den Kaiserlichen in die Durchgänge einzubrechen, und sie fingen nun an mit Hämmern und Beilen die Pfeiler, welche das Werk trugen, aus den Fugen zu treiben.

Die Besatzung sah den Einsturz des Bogens vor Augen und fürchtete unter den Trümmern desselben begraben zu werden; da sie überdies von der Stadt keine Hülfe erhielt, ergab sie sich um die Mitte des August dem Kaiser, der ihr freien Abzug gewährte. Er ließ darauf den Bogen von seinen eigenen Leuten besetzen und auf der Höhe eine Schleudermaschine errichten. Mit dieser wurden Steine geworfen bis zu einem hölzernen Castell, welches die Mailänder über dem Befestigungswall bei S. Nazaro angelegt hatten. Die Mailänder erbauten eine ähnliche gewaltige Wurfmaschine; diese trug die Steine bis zum Bogen und darüber hinaus, zertrümmerte den Baum der kaiserlichen Maschine und nöthigte endlich die Deutschen von dem Bogen herabzusteigen.

Auch an anderen Stellen kam es zu blutigen Kämpfen. Als eines Tages die mailändischen Wachen sorgloser zu sein schienen, versuchte Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern einen Angriff auf das ihnen zunächst gelegene Thor, wohl die Porta Nuova, zu machen. Sie rüsteten am Abend ihre Ritter zum Kampfe und ließen die Kriegsknechte Waffen und dürres Reisig bereit halten, um die Thorbrücke und die Befestigungen an derselben einzuäschern. Es gelang ihnen glücklich bis zur Brücke vorzudrängen und hier Feuer anzulegen. Die auflodernden Flammen aber sammelten die Mailänder. Alles lief herbei, um den nicht nur die Festungswerke, sondern auch die Stadt selbst bedrohenden Brand zu löschen. Es entspann sich an der Brücke ein erbittertes, wüstes Handgemenge. Die Wittelsbacher kämpften mit größter Tapferkeit, mußten aber bei einbrechender Nacht in ihr Lager zurückkehren.

Bei einem anderen Thore, wahrscheinlich der Porta Tosa, lagerte Herzog Heinrich Jasomirgott. Er hatte hier mancherlei Neckereien von den Mailändern auszustehen, welche jede Sorglosigkeit der Seinigen benutzten, um ihm Schaden zuzufügen. Hierüber erbittert, versuchte er eines Tages mit seiner Schaar, in welcher sich auch die Ungarn befanden, das Thor zu erstürmen. In der Frühe rückte er gegen dasselbe an, aber er traf auf beherzten Widerstand. Am Thore entwickelte sich ein äußerst hartnäckiger Kampf; erst am Abend kehrte der Herzog in sein Lager zurück.

Einen großen Namen machte sich in diesen Tagen der Graf Albert von Tirol. Auf einem geübten Kampfroß war ein mailändischer Ritter nahe an das kaiserliche Lager herangeritten und zeigte hier allerlei Reiterkünste, indem er zugleich Jeden, der sich mit ihm messen wollte, zum Zweikampf herausforderte. Da sich Niemand auf die losen Künste des Mannes einlassen wollte, schalt er die Deutschen als Feiglinge. Da ritt Graf Albert, ein Mann weniger Worte, aber tapferer Thaten, auf seinem gewöhnlichen Reitpferd, ohne Harnisch und nur mit Schild und Lanze bewaffnet, ihm entgegen und warf ihn alsbald zu Boden. Das Leben schenkte Albert dem Ueberwundenen; denn es war ihm genug, die Prahlsucht desselben gezüchtigt zu haben.

Auch an der Porta Romana fand noch einmal ein Zusammenstoß statt. Die Belagerten machten hier einen Ausfall, stießen aber auf mannhaften Widerstand. Der Kaiser, von den Lodesanen, vielleicht auch vom Böhmenkönig und Heinrich von Oesterreich unterstützt, schlug die Mailänder in die Stadt zurück. Auf beiden Seiten waren schwere Verluste zu beklagen.

Inzwischen war auch die Umgegend Mailands schonungslos vom Feinde verwüstet worden. Die Böhmen brannten eine Anzahl von Burgen und Dörfer nieder; die schönen Weiber, welche sie fanden, schleppten sie in ihr Lager, mußten sie aber bald wieder freilassen, da sich Bischof Daniel der Unglücklichen annahm und erwirkte, daß sie unter sicherem Geleit nach Mailand gebracht wurden. Noch schlimmere Feinde, als die Böhmen, waren die Pavesen und Cremonesen. Mit barbarischer Wuth zerstörten sie die Weinberge, Feigen- und Olivenpflanzungen um die Stadt, und wer von den Mailändern in ihre Hand fiel, war die Beute eines grausamen Todes; die Mailänder rächten sich, indem sie unter gleichen Qualen die Leute von Pavia und Cre-

mona, die in ihre Hände fielen, dem Tode preisgaben. „So pflegten," sagt ein Zeitgenosse, „die Italiener sich zu behandeln"; der alte Hader der Lombarden hatte die Gemüther ganz verwildert. Was von den Burgen Mailands oder seiner Bundesgenossen in die Hand der Pavesen und Cremonesen fiel, wurde durch Feuer zerstört; so auch Monza und das wieder aufgebaute Lomello. Zu derselben Zeit verwüsteten einige deutsche Fürsten und Vasallen des Kaisers die den Mailändern unterworfene Martesana und die Grafschaft Seprio, plünderten dort alle Burgen und Dörfer und steckten sie in Brand. Nur wenige Orte im mailändischen Gebiet blieben in dieser Unglückszeit unversehrt.

Besonders verderblich für die Mailänder waren die verheerenden Züge, welche der Kaiser, bald mit kleiner, bald mit größerer Macht, rund um die Stadt unternahm. Auf diesen Zügen wurden die Felder der Mailänder verwüstet, ihre Obstgärten zerstört, die Häuser und Mühlen bei der Stadt niedergebrannt. Während sie bisher das Schlachtvieh auf der westlichen, von dem Feinde nicht besetzten Seite der Stadt hatten weiden können, nöthigte der Kaiser sie jetzt das Vieh in die Stadt zu treiben. Auch der Verkehr nach außen war Mailand so gut wie ganz abgeschnitten.

Durch die in der Stadt zusammengedrängten Massen der Menschen und des Viehs entstanden verderbliche Seuchen, welche die Augusthitze nährte. Schon begann man auch den Hunger zu fürchten. Voll Besorgniß sah man im kaiserlichen Lager gewaltige Mauerbrecher bauen, während nirgends eine Hoffnung auf Unterstützung sich zeigte. Die Muthlosigkeit nahm überhand, und bald bildeten sich Parteiungen zwischen denen, welche an Unterwerfung dachten, und Anderen, die lieber untergehen als sich ergeben wollten. Die Friedenspartei soll besonders bei dem Grafen Guido von Biandrate Unterstützung gefunden haben. Ein Mann hohen Ansehens beim Kaiser, dem er auch gegen Mailand gefolgt war, genoß er doch in der Stadt, welcher er früher namhafte Dienste geleistet hatte, großes Ansehen. In öffentlicher Versammlung soll er den Bürgern zum Frieden gerathen und sie zu Unterhandlungen mit den Belagerern bestimmt haben.

Es ist keine Frage, daß man auch im kaiserlichen Lager zum Frieden geneigt war. Man litt hier nicht weniger, als in der Stadt, von der Sommerhitze, dem Staube, dem Leichengeruch; Seuchen herrschten unter den Belagerern, wie unter den Belagerten. Anselm von Ravenna, jener fromme Heißsporn, der so lebhaft die Zerstörung Mailands verlangt

hatte, war vor den Mauern der Stadt am 12. August gestorben, und man sah seinen Tod als Strafe für seine vermessenen Wünsche an. Die Sehnsucht nach der Heimath erwachte wieder bei vielen der Fürsten, und wohl alle wünschten ein Ende dieser Mühen. Hat Guido von Biandrate wirklich für den Frieden in Mailand gewirkt, so geschah es wohl nicht im Widerspruch, sondern vielmehr nach dem Willen der deutschen Fürsten. Auch der Kaiser selbst wird dem Frieden nicht abgeneigt gewesen sein; denn unzweifelhaft sind es einige ihm besonders nahestehende Bischöfe gewesen, welche die ersten Friedensvermittelungen übernahmen. Der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag hatten mit angesehenen Mailändern eine Zusammenkunft und besprachen sich mit ihnen über die Möglichkeit eines Vertrags. Die Mailänder, gutem Rathe folgend, stellten ihre Sache gerade dem Manne anheim, von dem sie am meisten gelitten hatten, dem Böhmenkönige; sie versprachen sich auf Bedingungen zu ergeben und baten ihn die Gunst des Kaisers ihnen wiederzugewinnen. Als der Kaiser das Verlangen der Mailänder vernommen hatte, berief er die Fürsten und befragte sie um ihre Meinung. Die Fürsten waren hocherfreut über die Friedensaussichten und stellten die Bedingungen fest, unter denen sich Mailand unterwerfen mußte. Unfraglich war auch hier die Meinung des Böhmenkönigs maßgebend; neben ihm sollen besonders Herzog Heinrich von Oesterreich, Erzbischof Friedrich von Köln, Bischof Eberhard von Bamberg, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Kanzler Rainald das Friedensgeschäft gefördert haben.

Die Bedingungen, unter welchen die Mailänder die Gunst des Kaisers wiedergewinnen und dauernd behalten sollten, waren folgende:

1. Die Mailänder werden die Herstellung der Städte Como und Lodi nicht weiter hindern, sie fortan weder angreifen noch zerstören, keine Abgaben von ihnen erheben und sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so daß diese Städte fortan der gleichen Freiheit wie Mailand genießen, abgesehen von dem kirchlichen Verhältniß zum Mailänder Erzbisthum.

2. Alle Mailänder vom 14. bis 70. Jahre werden dem Kaiser den Treueeid leisten und ihn gewissenhaft halten.

3. Sie werden eine kaiserliche Pfalz errichten nach der Bestimmung von Vertrauensmännern des Kaisers und sie gewissenhaft in gutem Stand erhalten.

4. Zur Sühne ihrer Vergehen zahlen sie dem Kaiser, der Kaiserin und dem kaiserlichen Hofe 9000 Mark Silber in drei Zielen; ein Drittheil innerhalb 30 Tagen nach Abschluß des Vertrags, das zweite bis zum 18. November, das dritte bis zum 13. Januar; die Zahlung kann in Silber, Gold oder vollwerthiger Münze erfolgen.

5. Um die getreue Erfüllung der vorstehenden Bedingungen zu sichern, stellen die Mailänder 300 Geiseln aus den Ständen der Capitane, Valvassoren und Popularen nach Auswahl des Erzbischofs von Mailand, des Grafen von Biandrate, des Markgrafen von Montferrat und dreier Consuln, die auf eine gewissenhafte Auswahl, wenn es der Kaiser verlangt, zu vereidigen sind. Die Geiseln bleiben in Italien; nur höchstens 50 können auf Wunsch des Böhmenkönigs oder anderer Fürsten, wenn es dem Kaiser genehm ist, über die Alpen gebracht werden. Diejenigen Personen, denen die in Italien verbleibenden Geiseln übergeben werden, schwören in Gegenwart der hierzu bestimmten Mailänder, daß sie, wenn die vorstehenden Bedingungen erfüllt sind, die Geiseln acht Tage nach der Zurückforderung frei geben werden. Drei deutsche Fürsten bekräftigen dasselbe mit Handschlag wegen der über die Alpen gebrachten Geiseln.

6. Die im Amte stehenden Consuln bleiben in demselben aus Vollmacht und mit Bewilligung des Kaisers bis zum 1. Februar nächsten Jahrs. In Zukunft werden die Consuln vom Volke erwählt und vom Kaiser bestätigt. Verweilt der Kaiser in der Lombardei, so begiebt sich die Hälfte der Erwählten, ist er außerhalb, zwei von ihnen an den Hof, um für sich und ihre Collegen dem Kaiser Treue zu schwören und das Consulamt von ihm zu empfangen; die Collegen haben dann den gleichen Eid vor der Bürgerschaft zu leisten. Wenn der Kaiser einen Gesandten nach Italien schickt, vertritt er auch hierin die Person des Kaisers.

7. Wenn kaiserliche Gesandte nach der Stadt kommen, residiren sie in der Pfalz und entscheiden alle an sie gebrachten Angelegenheiten im Namen des Reichs.

8. Ehe die Belagerung aufgehoben wird, müssen die Mailänder alle ihre Gefangenen dem Böhmenkönig ausliefern, der ihnen persönlich und durch angesehene Fürsten Sicherheit dafür bietet, daß er jene Gefangenen dem Kaiser erst dann übergeben wird, wenn dieser den Frieden zwischen Cremona, Pavia, Novara, Como, Lodi und Vercelli

einerseits und Mailand nebst seinen Verbündeten Tortona, Crema und Isola*) andererseits, unbeschadet der Ehre des Reichs und der aufrecht zu erhaltenen Freundschaftsbündnisse der Mailänder, hergestellt haben wird. Wenn ein solcher Friede nicht zu Stande kommen sollte, werden den Mailändern ihre früheren Gefangenen**) zurückgegeben werden und sie werden mit ihren Bundesfreunden deshalb die Gunst des Kaisers nicht verlieren.

9. Die Regalien als Münze, Markt, Straßen- und Hafenzoll, Grafschaften und Anderes der Art, giebt die mailändische Bürgerschaft auf und nimmt sie nicht weiter in Anspruch; wenn aber Jemand für seine Person sie behalten und dem Kaiser oder seinem Gesandten deshalb nicht zu Recht stehen will, werden die Mailänder dies an seiner Person und seinem Besitz nach Kräften rächen und die Regalien getreulich dem Kaiser zurückstellen.

10. Unter diesen Bedingungen wird der Kaiser die Mailänder wieder zu Gnaden annehmen, sie und ihre Freunde — die Cremasken gegen eine Buße von 120 Mark — öffentlich vor seinem ganzen Hofe von dem Banne lösen und ihnen alle Gefangenen, alte und neue, zurückgeben, sobald die Geiseln gestellt sind und sie ihre alten und neuen Gefangenen dem Böhmenkönig übergeben haben.

11. Am zweiten oder dritten Tage nach Stellung der Geiseln und der Gefangenen wird das Heer von der Stadt abziehen und der Kaiser dann die Mailänder und ihr Eigenthum gnädig behandeln.

12. Die Bürgerschaft Mailands wird die vorstehenden Bedingungen vollständig, ohne Arglist und Hintergedanken erfüllen, soweit es nicht durch ein gerechtfertigtes Hinderniß oder mit Zustimmung des Kaisers oder seines Gesandten oder seines Nachfolgers unterbleibt.

13. Zur Aufbringung der gedachten Geldsummen können die Mailänder nur diejenigen heranziehen, welche mit ihnen im Bundesverhältnisse gestanden haben, mit Ausnahme der Bürger von Como und Lodi und der Vasallen in der Grafschaft Seprio, die jüngst dem Kaiser Treue geschworen.

Am 7. September wurde der Vertrag geschlossen und gleich am folgen-

*) Isola war eine Stadt auf der Insel im Comersee.

**) Es sind die italienischen Gefangenen gemeint, welche die Mailänder in ihren Kämpfen mit den genannten Städten vor der Belagerung der Stadt gemacht hatten.

den Tage — man feierte Mariä Geburt — zur Ausführung geschritten. In die Hand des Böhmenkönigs gelangten zunächst die Geiseln und Gefangenen Mailands. Unter den Letzteren waren mehr als tausend Männer aus Pavia und anderen lombardischen Städten; Manche hatten bereits zehn Jahre im Kerker geschmachtet und boten den kläglichsten Anblick. Der König bewahrte sie im Kloster S. Dionisio, bis weiter über ihr Schicksal bestimmt war. Darauf folgte der feierliche Bußact der Mailänder vor dem Kaiser, der in seinem Lager vor der Porta Romana die Unterwerfung derselben annehmen wollte. Die Bischöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag begaben sich in die Stadt, um den Erzbischof Otbert einzuholen. Als sich unter Vortragung der Kreuze die Procession der Geistlichen aus der Stadt bewegte, füllte sie den weiten Raum vom Thore bis zu dem kaiserlichen Zelt, wo sie Friedrich auf dem Throne inmitten seines Hofes empfing; dem Klerus folgten die Consuln und angesehene Bürger der Stadt.

Von den genannten Bischöfen geleitet, erschien zuerst Erzbischof Otbert vor dem Kaiser, empfing den Friedenskuß und nahm, nachdem er die Milde des Siegers für die alte kaiserliche Stadt in Anspruch genommen hatte, seinen Platz unter den um den Kaiser sitzenden Erzbischöfen ein. Hierauf nahten sich die zwölf Consuln der Stadt, Schwerter am Halse tragend und barfuß, — diese Schmach war ihnen nicht erspart worden, obwohl sie mit großen Geldsummen sie hatten abkaufen wollen, — sie übergaben ihre nackten Schwerter dem Kaiser. Einer von ihnen, Obertus de Orto, nahm dann für Alle das Wort und sprach zum Kaiser: „Wir haben gefehlt, Unrecht gethan und bitten um Verzeihung; unsere Häupter, die wir eurer Macht und euren Schwertern darbieten, sind die aller Mailänder, und mit diesen unseren Schwertern werden alle Waffen Mailands in eurer Hand sein.“ Der Kaiser nahm den Einzelnen die Schwerter ab und übergab sie seinen Dienern. Hierauf ertheilte er den Consuln den Friedenskuß und sprach die Stadt und ihre Bundesgenossen vom Banne los. Kaum war so Mailand wieder zu Gnaden angenommen, so stellte der Kaiser auch den Frieden zwischen den lombardischen Städten her, so daß dann sogleich die gefangenen Lombarden freigegeben werden konnten. Ueberdies wurde den Städten, die sich so lange ingrimmig befehdet hatten, geboten fortan unverbrüchlich Frieden zu halten.

An die Herstellung des Friedens schloß sich die kirchliche Feier des

Tages. In dem kostbaren und weiten Zelte, welches der Kaiser von dem König von England zum Geschenk erhalten hatte, celebrirte Erzbischof Otbert die Messe nach dem Ambrosianischen Ritus. Friedrich, mit der kaiserlichen Krone geschmückt, setzte feierlich vor allen Fürsten auch dem Böhmenkönig ein kostbares Diadem auf, und Beide sah man dann in der Festprocession ihre Kronen tragen. Unendlicher Jubel des siegreichen Heeres umtönte die beiden mächtigen Herren, denen man die Demüthigung Mailands vor Allem zuschrieb. Nach der kirchlichen Feier kehrten die Mailänder in ihre Stadt zurück, die deutschen Fürsten und die italienischen Bundesgenossen des Kaisers zu ihren Zelten.

Mailand war wieder eine kaiserliche Stadt geworden, und von der Höhe des Doms, der alle Thürme der Lombardei überragte, wehte das kaiserliche Banner. Aber so sehr die Stadt den Schlag, der sie getroffen hatte, empfand, war doch große Freude, daß den unerträglichen Leiden der letzten Wochen ein Ziel gesetzt sei. Noch lebhaftere Freude war im kaiserlichen Lager; war die übermüthige Hauptstadt der Lombardei auch nicht vernichtet worden, wie man es beim Beginn der Belagerung beabsichtigt hatte, so konnte man sich doch des Sieges rühmen und an die Rückkehr in die Heimat denken. Einige der Seinen sandte der Kaiser in die Stadt, um den Treueschwur von der Mailänder Bürgerschaft zu empfangen; er selbst scheint die Stadt nicht betreten zu haben. Wohl schon am nächsten Tage zog das Heer von den Mauern ab, und die italienischen Hülfsvölker wurden großentheils sogleich entlassen. Mit dem übrigen Heere durchzog Friedrich das mailändische Gebiet, um hier die vergessenen Rechte des Reichs zur Geltung zu bringen.

Zunächst begab sich der Kaiser nach Bolgiano am Lambro, im Südosten von Mailand, wo er sich einige Tage aufhielt. Hier bestätigte er dem treuen Guido von Biandrate, der vom Bischof von Turin Ort, Burg und Hof Chieri zu Erblehen erhalten hatte, diese Besitzung und ertheilte zugleich ihm und seinen Nachkommen die dortigen Regalien zu Lehen. Von Bolgiano ging der Kaiser nach dem von den Pavesen eingeäscherten Monza. Dieser alten, mit einer Abtei verbundenen Reichspfalz, welche sich die Mailänder unterworfen hatten, gab er ihre Reichsunmittelbarkeit zurück und stellte sie auf eigene Kosten her. Abermals zeigte er sich hier in der Kaiserkrone und empfing die Huldigung von allen Rittern der Martesana und der Grafschaft Seprio, welche bis dahin in Abhängigkeit von Mailand gestanden, der Kaiser aber durch reiche

Geschenke gewonnen hatte; in diese Grafschaften setzte er den Grafen Gozwin von Heinsberg ein und ertheilte ihm die Investitur.

In Monza trennte sich der Kaiser auch von einem großen Theile des Heeres, welches ihm über die Alpen gefolgt war. Der Böhmenkönig war erkrankt und bat um Entlassung. Der Kaiser mußte sie ihm gewähren und belohnte den Fürsten, welcher im Kampf gegen Mailand das Beste geleistet, mit 1000 Mark aus dem mailändischen Bußgeld. Nur mit Mühe erwirkte er, daß Bischof Daniel — dieser war ebenfalls am Fieber erkrankt — zurückbleiben durfte; der Kaiser glaubte der Dienste des vielgewandten Prager Bischofs nicht entbehren zu können. Gleich in der Nacht nach seiner Entlassung brach Wladislaw mit seinem Heere auf; er schlug den Weg über Brescia ein und gelangte glücklich in die Heimath, wo man ihn, der die böhmischen Waffen in Italien zu solchen Ehren gebracht, jubelnd empfing. Um dieselbe Zeit brach auch Heinrich von Oesterreich und mit ihm die Ungarn zur Heimkehr auf, wie Erzbischof Arnold von Mainz, Herzog Berthold von Zähringen, viele Markgrafen, Grafen und Ritter. Manche fanden auf dem Heimwege den Tod; so starb Konrad II. von Dachau, Herzog von Croatien und Dalmatien, zu Bergamo, ein hochherziger und freigebiger Fürst, welcher das beste Andenken hinterließ. Die Gebeine Konrads wurden im Kloster Scheiern beigesetzt. Seine Güter, Lehen und Titel gingen auf seinen Sohn Konrad, einen Knaben von wenigen Jahren, über.

Nach längerem Aufenthalt zu Monza ging der Kaiser nach der Burg Trezzo. In diese für die Verbindungen zwischen Mailand und Bergamo wichtige Feste legte er eine starke deutsche Besatzung deutscher Ritter, deren Befehl er zwei tapferen Ministerialen Konrad Kolb und Rüdiger übergab*). Bald darauf verließ der Kaiser das mailändische Gebiet und ging nach Cremona, der Stadt, welche durch die Demüthigung Mailands am meisten gewonnen zu haben schien.

Hätte Friedrich bei seinem zweiten Zuge über die Alpen nur den Kampf gegen Mailand im Auge gehabt, so hätte auch er jetzt Italien ver-

*) Nach einer Nachricht waren es 100, nach einer anderen über 200 Ritter. Konrad Kolb erscheint als Reichsschenk urkundlich seit 1163, Rüdiger ist wahrscheinlich eine Person mit dem seit 1162 nachweisbaren Reichskämmerer dieses Namens.

lassen können. Aber seine Absichten reichten weit über dies Ziel hinaus. Nichts Geringeres beabsichtigte er, als den inneren Kriegen, welche seit Jahrzehnten Italien zerfleischten, dauernd ein Ende zu machen und die Königsmacht in dem Lande wieder zu voller Geltung zu bringen. Die Interessen des Reichs und der Italiener selbst würden sich hier, konnte er meinen, völlig decken, wenn auch die Freiheiten, welche die Städte nur zu ihrem Verderben erworben zu haben schienen, dabei gemindert werden müßten. Seine Absichten traten sofort klar genug zu Tage. Er ließ sich theils in Person, theils durch Abgesandte in den Städten den Treueeid erneuern und zur Bürgschaft für denselben nicht allein von den Bürgerschaften, die ihm feindlich begegnet, sondern auch von den ihm zugethanenen Städten Geiseln stellen; zugleich berief er einen großen Reichstag nach dem Roncalischen Felde auf das Fest des heiligen Martinus (11. November), wo er den allgemeinen Frieden sichern und die abgekommenen Reichsrechte nach Berathung mit rechtskundigen Männern herstellen wollte.

Wie wenig der Kaiser eine Beeinträchtigung des Reichs ruhig hinnahm, zeigte sich schon in den nächsten Tagen. Ein Veroneser, Turisindo mit Namen, hatte sich mit seinen Anhängern der Reichsburg Garda bemächtigt; der Aufforderung des Kaisers, sie auszuliefern, kamen sie nicht nach und wurden deshalb für Reichsfeinde erklärt. Da aber Turisindo in Verona viele Freunde hatte und der Kaiser der dortigen Bürgerschaft mißtraute, zog er um die Mitte des Oktober über Mantua mit dem ihm gebliebenen Heere in das Gebiet von Verona, setzte unterhalb der Stadt in einer Furt über die gerade wasserarme Etsch und ließ seine Ritter die Aecker verwüsten, die benachbarten Burgen plündern und einäschern. Die Furcht hielt Verona im Zaum; Niemand dachte dort mehr an Rebellion. Ob Turisindo Garda auslieferte, steht dahin*). Am 25. Oktober war der Kaiser noch im Gebiet von Verona; er stellte damals den Johannitern ein großes Privilegium aus, in welchem er ihre sämmtlichen Hospitäler in seinem Reiche in seinen besonderen Schutz nahm und allen Angehörigen des Ordens Freiheit von Steuern, Zöllen und Diensten, unbeschadet der

*) Im Jahre 1162 war Turisindo im Besitz Gardas, welches er erst 1163 dem Kaiser übergab. Der Kaiser belehnte dann mit der Burg und Grafschaft Otto von Wittelsbach, der aber 1167 beides dem Kaiser zurückgab. Der Bischof Albert von Trient wurde darauf mit Garda belehnt.

Rechte des Reichs, gewährte. Bei dem Kaiser waren der Erzbischof Friedrich von Köln, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Prag, Eichstädt, Verden, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Graf Berthold von Andechs, die Markgrafen Dietrich von der Lausitz, Berthold von Vohburg und Hermann von Verona, die Grafen Emicho von Leiningen, Berengar von Sulzbach, Dietrich von Werben, Albert von Tirol, Friedrich von Hohenburg, Widukind von Schwalenberg, Rudolf von Bregenz und andere angesehene Herren — ein stattliches Heer stand immer noch dem Kaiser zur Seite.

Inzwischen hatten die Städte der Lombardei und der Romagna theils bereits den Treueeid erneuert und Geiseln gestellt, theils thaten sie es in den nächsten Tagen. Nach Ferrara war Otto von Wittelsbach gekommen, um Eid und Geiseln zu fordern. Die Stadt galt in ihrer Lage zwischen zwei Armen des Po und tiefen Sümpfen für uneinnehmbar, sie sah stolz auf die Nachbarn herab und glaubte auch gegen einen Kaiser etwas wagen zu dürfen. Um so mehr war man erstaunt, als Otto bei dem niedrigen Wasserstand auch ohne Fahrzeuge über den Fluß ging und unerwartet in der Stadt erschien; es war als ob eine höhere Macht selbst den Deutschen die Wege zu ebnen schien. Ohne Schwierigkeiten vollführte der Pfalzgraf seinen Auftrag und kehrte mit 40 Geiseln Ferraras zum Kaiser zurück. In ähnlicher Weise, wie Otto in Ferrara, war Bischof Daniel in Brescia, Mantua, Verona, Cremona, Pavia, Parma, Piacenza, Reggio, Modena und Bologna, andere Gesandte in anderen Städten thätig; ernstliche Schwierigkeiten scheinen sie nirgends gefunden zu haben.

Der Kaiser hatte sich nach dem Zuge gegen Verona in die Gegenden am Po begeben und dann diesen Fluß überschritten. Ihn beschäftigten Anordnungen wegen des Mathildischen Hausguts, welches er Welf verliehen hatte; doch hatte sich dieser nur einmal flüchtig in diesen Gegenden gezeigt, und die Verwaltung des reichen Fürstenthums war verwahrlost. Um so mehr lag es im Interesse des Kaisers, hier seine Rechte gegenüber den Ansprüchen der römischen Kirche zu wahren. Während er mit diesen Anordnungen beschäftigt war, säuberte er auch sein Heer von verderblichen Elementen, die sich in dasselbe eingeschlichen hatten; er ließ einen großen Schwarm von liederlichem Gesindel und

Dirnen aus seinem Lager entfernen. Wenn er als der große Richter Italiens auftreten wollte, konnte er verworfenes Volk nicht in seiner Nähe dulden.

Am 11. November erschien der Kaiser in dem Gebiet von Piacenza und schlug sein Lager auf dem Roncalischen Felde auf. Der angekündigte Reichstag sollte eröffnet werden, und auf ihm hoffte er eine neue Friedensepoche für das zerrissene Italien herbeizuführen, zugleich aber der königlichen Macht in der Halbinsel die festesten Grundlagen zu geben. Mit der Vollgewalt über Italien glaubte er dann auch dem Kaiserthum leicht die alte Bedeutung wiedergewinnen zu können. Die Erfolge Friedrichs hielten seine Widersacher in Furcht und Schrecken, steigerten die Begeisterung seiner Anhänger. Die Saat schien reif, geschnitten zu werden, und eine reich gesegnete Ernte ließ sich erwarten.

6.

Die Roncalischen Beschlüsse und ihre Wirkungen.

Der Roncalische Reichstag.

Eine überaus stattliche Versammlung italienischer Großen fand der Kaiser auf dem Roncalischen Felde. Auf der linken Seite des Po unterhalb Piacenza lagerten die Nordlombarden. Auf der anderen Seite breitete sich weithin das Lager der Südlombarden und der Herren aus, die aus anderen Theilen Italiens erschienen waren; inmitten desselben wurde auch das prachtvolle kaiserliche Zelt aufgeschlagen, welches rings die Zelte der deutschen Fürsten umgaben. Eine eilig hergestellte Brücke über den Po verband die beiden Lager.

Von den geistlichen Fürsten Deutschlands hatten den Kaiser nach Roncalia begleitet der Erzbischof Friedrich von Köln, die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Gebhard von Würzburg, Konrad von Augsburg und Konrad von Eichstädt, zu ihnen kam der kluge Bischof Daniel von Prag. Die weltlichen deutschen Großen im Gefolge des Kaisers sind uns nicht sämmtlich bekannt, aber unzweifelhaft befanden sich der junge Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad,

Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern, Markgraf Dietrich von der Lausitz und Markgraf Hermann von Verona an seiner Seite. Sehr zahlreich war der italienische Episcopat vertreten. Außer dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbischof von Mailand werden ausdrücklich als anwesend erwähnt die Bischöfe von Turin, Alba, Ivrea, Asti, Novara, Vercelli, Tortona, Pavia, Como, Lodi, Cremona, Piacenza, Reggio, Modena, Mantua, Bologna, Verona, Brescia und Concordia; auch der Papst hatte in dem Cardinaldiakon Guido von Crema einen Gesandten geschickt. An die geistlichen Herren schlossen sich die Herzoge, Markgrafen und Grafen aus den Gegenden auf beiden Seiten des Po, dann Consuln, Richter und Gesandte aus allen Theilen des norditalischen Landes. Auch die vier großen Rechtslehrer Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, welche damals der Schule von Bologna einen Weltruf gaben, stellten sich auf besondere Einladung des Kaisers ein.

Sehr bezeichnend ist, daß Friedrich zunächst mit den Bischöfen über die Zukunft Italiens zu Rathe ging. Es konnte ihm weder unbekannt sein, daß die früheren Kaiser besonders durch die Bischöfe Italien regiert hatten, noch auch, daß die Bischöfe vielfach über die Hoheitsrechte mit den Communen in Streit lagen. Drei Tage berieth der Kaiser mit den Bischöfen unter Zuziehung nur weniger vertrauter weltlicher Fürsten, wie die Verhältnisse des Landes so geordnet werden könnten, daß die Kirche sich der Ruhe erfreuen und die Macht des Reiches gesichert würde. Der Kaiser scheint die Bischöfe ganz für seine Ansichten gewonnen zu haben.

Am Tage nach dem Schluß dieser Berathungen hielt Friedrich die erste allgemeine Sitzung des Reichstags. Durch einen Dolmetscher eröffnete er den Italienern: nach seinem Siege werde er nicht dulden, daß Jemand ferner die Macht des Reichs an sich reiße und die Autorität desselben antaste; aber nicht eine Gewaltherrschaft wolle er führen, sondern nach Gesetzen regieren; nachdem er den inneren Kriegen Italiens ein Ende gemacht, sei sein Bestreben, überall das Gesetz in Wirksamkeit zu setzen; das bürgerliche Recht sei durch seine Fürsorge bereits wieder zur Geltung gebracht, nun aber hätten die Anwesenden dazu mitzuwirken, daß auch die in Vergessenheit gerathenen Reichsrechte wieder an das Licht gezogen würden. Die Worte des Kaisers wurden mit dem größten Jubel aufgenommen. Alle wetteiferten ihm

ihre Ergebenheit an den Tag zu legen; in längerer Rede pries namentlich der Erzbischof von Mailand das Glück Italiens und erklärte dem Kaiser, daß ihm allein die gesetzgebende Gewalt zustehe; schon war es nicht ungewöhnlich, eine solche Folgerung aus Sätzen des Justinianischen Rechts zu ziehen.*) Bis zum Abend wurde man nicht müde den Kaiser zu verherrlichen; die Dichter stimmten ihre Leier und sangen das Lob des großen Friedefürsten.

Der Kaiser verschob die Berathung neuer Gesetze auf den Schluß des Reichstags und widmete sich zunächst nach der Sitte den richterlichen Geschäften. Nach der in Italien herrschenden Sitte erschienen die Kläger, Kreuze auf dem Rücken schleppend, vor den kaiserlichen Thron, und endlos war die Schaar solcher Kreuzträger. Spöttelnd sprach der Kaiser seine Verwunderung aus, daß gerade die Italiener, die sich doch der Rechtswissenschaft besonders berühmten, so viele Gesetzübertretungen sich erlaubten; wie eifrige Freunde des Rechtes sie seien, zeige sich an diesen Massen, die nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. Aber dieser Durst sollte gestillt werden. Ragewin, der selbst auf dem Reichstage zugegen war, kann nicht genug rühmen, wie der Kaiser trotz der Unzahl von Klagen, die von vornehmen und niederen Leuten an ihn gebracht wurden, sie doch durch eine kluge Vertheilung der Geschäfte sämmtlich zu erledigen wußte; er bediente sich dabei des Raths der vier großen Doctoren Bolognas und anderer rechtskundiger Männer. Vornehmlich erwies sich zur schnelleren Erledigung der Klagen förderlich, daß er für alle Klagen, die aus demselben Stadtsprengel kamen, dieselben Richter bestellte, aber solche, die einem anderen Sprengel angehörten, damit sie um so unparteiischer das Urtheil fällten. Wir kennen nur wenige der Streitsachen, aber gerade solche, welche auch ein politisches Interesse darboten.

Ueber die geistliche und weltliche Jurisdiction in Burg und Ort Gambara**) war schon seit längerer Zeit zwischen dem Bischof von Brescia und dem Kloster Leno Streit. Die Sache war bereits vor den Papst gebracht worden, welcher die geistliche Jurisdiction dem

*) Besonders bezog man sich auf Instit. I. 2, 6: Quod principi placuit, legis habet vigorem, cum populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem concesserit.

**) Gambara war, wie das Kloster Leno, kurz zuvor von den Böhmen zerstört worden, also damals wohl nur ein Trümmerhaufen.

Bischof zugesprochen, über die weltliche aber Nichts entschieden hatte. Da der Bischof trotzdem in Gambara Nachtquartier gehalten hatte, wurde er von dem Kaiser verklagt, und dieser übertrug die Entscheidung der Sache dem Bischof Eberhard von Bamberg und dem Kanzler Rainald. Das Hoheitsrecht des Bischofs über Gambara wurde anerkannt, aber er entsagte desselben zu Gunsten des Kaisers.

Mit den schwersten Anklagen traten die Cremonesen gegen die Stadt Piacenza hervor. Alte Feindschaft bestand zwischen den beiden Bürgerschaften, und als angesehene Männer von Cremona mit dem Kaiser nach dem Roncalischen Felde zogen, war ihnen die Ritterschaft von Piacenza entgegengetreten und hatte sie zum Kampfe herausgefordert. Es war zu einem blutigen Strauße gekommen; auf beiden Seiten hatte es Todte, Verwundete, Gefangene gegeben. Cremona drang wegen dieses Friedensbruchs, welcher nicht nur die Stadt, sondern auch die Majestät des Kaisers verletzt habe, auf strenge Strafe. Piacenza stellte jede Beleidigung des Kaisers in Abrede; die Stadt habe nur gegen ihre erbittertsten Feinde, welche oft in ihrem Gebiete geplündert und gebrannt hätten, nach Gebühr die Waffen gebraucht. Wie sehr der Kaiser auch im Herzen auf Seite Cremonas stand, er hielt doch eine weitere Untersuchung für nothwendig und vertagte die Entscheidung. Aehnlich erging es mit den Klagen, welche Cremona über das benachbarte Crema erhob. Einst von ihm abhängig, hatte diese kleine Stadt, jetzt im Bunde mit Mailand, Cremona den lästigsten Widerstand bereitet. In den Befestigungen und den Wasserableitungen Cremas sahen die Cremonesen eine starke Schädigung ihrer Rechte und verlangten von dem Kaiser durchgreifende Maßregeln, ohne jedoch sogleich einen Spruch zu erwirken.

Gegen Mailand trat der Kaiser selbst als Kläger auf; er forderte Monza, welches die Mailänder an sich gerissen hatten, als Reichsgut zurück, und die bestellten Richter entschieden zu seinen Gunsten.

Am 23. November hielt der Kaiser eine Sitzung des Reichstages bei der Kirche des heiligen Petrus zu Cotrebbia*). Hier trat man zuerst über die Gesetze in Berathung, welche der Kaiser in Aussicht genommen hatte. Vor Allem kam es ihm darauf an, die alten königlichen Rechte in Italien wieder nach ihrem ganzen Umfange zur Geltung

*) An der Mündung der Trebbia in den Po, unweit von Piacenza.

zu bringen. Hierzu schien eine genaue Zusammenstellung aller der Rechte nöthig, welche in Italien als Regalien zu betrachten waren. Eine solche Zusammenstellung verlangte der Kaiser von den Doctoren Bolognas, aber sie erklärten, dieselbe ohne Berathung mit Richtern aus allen lombardischen Städten, die auf dem Reichstage vertreten, nicht herstellen zu können. Der Kaiser wählte darauf aus jeder Stadt zwei Richter und befahl ihnen mit den Doctoren Alles, was zu den Regalien gehöre, zu ermitteln und dann bei dem ihm geschworenen Eide wahrheitsgemäß nach bestem Wissen die Regalien aufzuzeichnen und öffentlich bekannt zu geben. Es waren 28 Richter, die dann sogleich mit den Doctoren in Berathung traten und ein schriftliches Verzeichniß der Regalien zu Stande brachten. Mit demselben kehrten sie zum Kaiser zurück und verkündeten vor ihm, allen Fürsten und den Consuln der lombardischen Städte alle die Rechte, die nach ihren Ermittelungen zu den Regalien gehörten.

Das Verzeichniß ist uns erhalten und in demselben werden als Regalien bezeichnet: die Arimanien*), die öffentlichen Straßen, die schiffbaren Ströme und ihre Zuflüsse, die Häfen, die Ufer- und Marktzölle, die Münzen, die Strafgelder, die herrenlosen Güter, die straffälligen abgesprochenen Güter, wenn sie nicht ausdrücklich ihnen wieder bewilligt waren, die Güter derer, die verbotene Ehen geschlossen hatten, wie der Verbrecher und Proscribirten**), die Stellung von Pferden, Wagen und Schiffen und die außerordentliche Steuer bei Kriegsfahrten des Königs, das Recht die Magistrate für die Rechtspflege einzusetzen, die Silberbergwerke und die in den Städten bestehenden Pfalzen, die Einkünfte der Fischerei und der Salinen, die Güter der Majestätsverbrecher, die Hälfte eines jeden Schatzes, der zufällig auf königlichem oder geistlichem Grunde gefunden, und des ganzen Schatzes, wenn geflissentlich nach ihm gegraben war.

Mit Unrecht hat man behauptet, daß die Doctoren Bolognas die Regalien aus den Bestimmungen des römischen Rechts abgeleitet hätten, wenn sich auch in der Formulirung ein gewisser Einfluß des Justinianischen Gesetzbuchs nicht verkennen läßt. Es unterliegt vielmehr

---

*) Leistungen an die öffentliche Gewalt von Gütern, die ursprünglich Arimanen (freien Langobarden) gehört hatten.

**) Man berief sich hierbei ausdrücklich auf die Novellen des Justinian (12. c. 2).

keinem Zweifel, daß die bezeichneten Rechte sämmtlich von den langobardischen Königen, später von den Karolingern Italiens und den deutschen Herrschern als Regalien angesehen waren. Aber nicht minder gewiß ist, daß diese Regalien zum großen Theil nicht mehr als solche in Betracht kamen. Viele dieser Gerechtsame waren von den Ottonen und ihren Nachfolgern durch Privilegien den Bischöfen überlassen und dann bald mit Güte, bald mit Gewalt von den Communen oder Anderen gewonnen worden. Wenige konnten sich durch kaiserliche Privilegien über die erworbenen Rechte ausweisen; häufig waren auch dieselben ohne Einwilligung der Kaiser in die zweite oder dritte Hand gekommen.

Ausdrücklich erkannten jetzt die Italiener an, daß die bezeichneten Rechte dem Kaiser zuständen. Unter Vortritt des Erzbischofs von Mailand und der mailändischen Consuln — Mailand hatte schon bei seiner Unterwerfung im Allgemeinen auf die Regalien verzichtet — entsagten feierlichst alle anwesenden Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Grafen, die übrigen Herren Italiens, wie die Consuln aller lombardischen Städte den Regalien und gelobten nach dem Willen des Kaisers, daß sie die königlichen Rechte nicht ferner in Anspruch nehmen würden. Nachdem so die Regalien sämmtlich dem Kaiser zurückgegeben waren, erklärte er sich bereit, sie Allen, die urkundlich nachweisen könnten, daß sie durch königliche Vergabung in den Besitz gelangt seien, für immer überlassen zu wollen. Diese Erklärung mußte besonders den Bischöfen zu Gute kommen, da viele von ihnen durch königliche Privilegien erweisen konnten, daß sie rechtlich den Besitz von Regalien erworben hatten. Aber dennoch blieben dem Kaiser noch so viele nutzbare Rechte, daß dem Fiscus aus ihnen in der nächsten Zeit eine regelmäßige Mehreinnahme von jährlich etwa 30,000 Pfunden erwuchs.

Nachdem die wichtige Regalienfrage nach den Wünschen des Kaisers entschieden war, richtete er auch für Italien einen allgemeinen Landfrieden auf, wie er es früher für die deutschen Länder gethan hatte. Die wichtige, auf diesen Frieden sich beziehende Constitution ist erhalten und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern jener Zeit.

Die Einleitung verkündet den Willen des Kaisers, daß fortan ein wahrer und dauernder Friede in seinem ganzen Reiche herrschen und unverbrüchlich gehalten werden solle. Es wird deshalb befohlen, daß die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane, die Valvassoren, die Obrig-

keiten aller Orte, wie auch die angesehenen Männer und die niederen Standes überall vom 18. bis 70. Jahre eidlich geloben den Frieden zu halten und die Ortsobrigkeit bei Aufrechthaltung desselben zu unterstützen; dieser Eid soll alle fünf Jahre erneuert werden. Wenn Jemand gegen einen Anderen einen Rechtsanspruch zu haben meint, so soll er ihn vor seiner richterlichen Behörde geltend machen, aber nicht zur Selbsthülfe schreiten. Wenn aber der Friede durch solche verletzt wird, so soll eine Stadt den Bruch mit 100 Pfund Gold der kaiserlichen Kammer büßen, eine Burg mit 20 Pfund, Herzoge, Markgrafen und Grafen mit 50 Pfund, die Capitane und die größeren Valvassoren mit 20 Pfund, kleinere Valvassoren und andere Personen mit 3 Pfund; überdies hat Jeder die gesetzliche Entschädigung den Beschädigten zu leisten. Beleidigungen und Diebstahl, ebenso Todtschlag, Verstümmelung und andere Vergehen werden nach den bestehenden Gesetzen gestraft.

Die Richter, die Ortsvorsteher und alle Obrigkeiten, die vom Kaiser selbst oder nach seiner Bestimmung eingesetzt oder bestätigt sind, sollen, wenn sie die Rechtspflege vernachlässigen und den Friedensbruch gesetzlich zu strafen verabsäumen, den Schaden oder die Unbill den Beschädigten ersetzen und überdies dem kaiserlichen Fiscus eine Strafe zahlen; der höhere Richter 10 Pfund Gold, der niedere 3 Pfund. Wer diese Strafe nicht zahlen kann, hat körperliche Haft und Ruthenschläge zu leiden und fünf Jahre lang fünfzig italienische Meilen fern von seinem Heimatsorte zu leben. Eidgenossenschaften dürfen weder in den Städten noch außerhalb derselben zwischen verschiedenen Städten oder einzelnen Personen oder zwischen Städten und einzelnen Personen geschlossen werden und die bereits geschlossenen werden aufgelöst, jeder Verschworene ist zu einer Strafe von einem Pfund Gold zu verurtheilen.

Die Bischöfe haben alle Uebertreter der Constitution mit kirchlichen Strafen anzuhalten, daß sie Genugthuung leisten. Alle, welche Friedbrecher aufnehmen und die von ihnen Beute kaufen, sind in derselben Weise, wie die Friedbrecher selbst, zu bestrafen. Die Güter aller derer, welche den Frieden nicht beschwören oder halten wollen und die Bestimmungen des Friedens nicht beobachten, sollen eingezogen und ihre Häuser zerstört werden.

Diesen Straffatzungen fügt die Constitution noch einige allgemeinere Bestimmungen hinzu, durch welche theils herrschende Mißbräuche beseitigt, theils unter den Juristen Bolognas streitige Rechts-

säße entschieden werden sollten. Der Kaiser verordnete, daß die ungesetzlichen Abgaben, wie sie seit längerer Zeit besonders vom Kirchengut erhoben wurden, fortan in den Städten und Burgen nicht mehr eingetrieben und, wenn es geschähe, dies mit dem Doppelten der erhobenen Summen gestraft werden sollte, daß ferner freiwillig geleistete Eide von Unmündigen, die über ihr Vermögen getroffenen Bestimmungen nicht anfechten zu wollen, vollgültig, dagegen mit Gewalt oder durch Furcht erpreßte Eide, selbst von Großjährigen, um sie an der rechtlichen Verfolgung begangener Frevel zu hindern, ohne Geltung seien, endlich daß bei Verkauf eines Allods Niemand Bann und Gericht des Kaisers mit veräußern dürfe und, wenn es geschähe, dies keine Gültigkeit besitze*).

Die Bestimmungen dieser Constitution erregten in Italien großes Befremden, da Geldbußen an den Fiscus für Friedensbruch nicht gebräuchlich waren und überhaupt ähnliche Satzungen dort nie, wie in Deutschland, Geltung gewonnen hatten. Es war vorauszusehen, wie es denn auch bald geschah, daß sich mit den Buchstaben des Gesetzes allein die Ruhe Italiens nicht sichern ließe. Deshalb ließ der Kaiser die anwesenden Italiener nicht allein sogleich den Frieden beschwören, sondern auch von ihnen zahlreiche Geiseln stellen, und zwar ohne Unterschied, ob sie früher gegen oder für den Kaiser gefochten hatten. Der Kaiser verlangte Geiseln ebenso von Cremona und Pavia, wie von Mailand und Piacenza.

Schließlich erneuerte der Kaiser das im Jahre 1154 erlassene Lehnsgesetz**) und erweiterte es durch einige neue Bestimmungen, um der Unsicherheit in den lehnsrechtlichen Verhältnissen Italiens zu steuern. Er verordnete deshalb im Wesentlichen Folgendes: 1) Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften dürfen nicht getheilt werden, doch kann jedes andere Lehen bei Einverständniß der Betheiligten zur Theilung kommen; alle, welche Theile eines Lehens so erhalten, haben

*) Die Bestimmung des Kaisers über die Eide der Minderjährigen ist in den Justinianischen Codex übergegangen (Authentica Sacramenta puberum). Da nach einer alten Ueberlieferung der Bologneser Juristen diese Bestimmung auf der Insel des Reno bei Bologna erlassen sein soll, ist dies wahrscheinlich schon Pfingsten 1155 geschehen, und das damals erlassene Gesetz nur wieder in die Roncalische Constitution aufgenommen worden.

**) Vergl. oben S. 42. 43.

entweder vor oder nach der Theilung den Lehnseid zu leisten; aber so, daß der Vasall für ein Lehen nicht mehreren Herren verpflichtet werden kann, auch darf der Herr nicht ohne Einwilligung der Vasallen das Lehen einem anderen übertragen. 2) Wenn der Sohn eines Vasallen dessen Lehnsherrn beleidigt hat, so soll der Vater entweder seinen Sohn dem Herrn, um ihm Genugthuung zu leisten, vorführen oder ihn von sich entfernen, im Unterlassungsfalle aber sein Lehen verlieren; will der Vater den Sohn zur Genugthuung stellen und dieser weigert sich, so wird er nach dem Tode des Vaters nicht eher in dem Lehen folgen, als bis er dem Herrn die gebührende Genugthuung geleistet hat; diese Bestimmungen gelten zugleich für alle anderen Familienglieder eines Vasallen. 3) Wenn ein Aftervasall den Lehnsherrn seines Lehnsherrn beleidigt, so soll er, wenn er es nicht im Dienste eines anderen Lehnsherrn, dem er schon früher verpflichtet war, gethan hat, sein Lehen verlieren und dieses an den zurückfallen, von dem er es erhalten hat, es sei denn, daß er dem Beleidigten Genugthuung leistet; hält der Herr des Aftervasallen nicht denselben zur Genugthuung an, so geht auch er des Lehens verlustig. 4) Wenn über ein Lehen zwischen zwei Vasallen ein Streit entsteht, so hat der Lehnsherr derselben die Entscheidung; entspinnt sich ein Streit zwischen einem Lehnsherrn und seinem Vasallen, so wird er durch einen Lehnshof ihm standesgleicher Vasallen entschieden. 5) In jedem Lehnseid muß die Treue gegen den Kaiser ausdrücklich vorbehalten werden.

Diese Edicte befahl der Kaiser den Gesetzen seiner Vorgänger hinzuzufügen, wie er auch das Privilegium, welches er damals den fremden Scholaren von Bologna*) gab, unter die kaiserlichen Constitutionen des Justinianischen Codex aufzunehmen gebot. Indem der Kaiser ein rühmliches Zeugniß den Scholaren ausstellt, welche aus Liebe zu den Wissenschaften ihre Heimat verließen und sich den Gefahren des Wanderlebens unterzögen, verbürgt er ihnen und ihren Boten sichere Reise, wie sicheren Aufenthalt an dem Studienort. Er verbietet sie

*) Unter den Scholaren sind auch die Professoren einbegriffen, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Bologna ist in dem Privilegium nicht besonders genannt, aber aus dem ganzen Inhalt geht hervor, daß nur die dortige Rechtsschule gemeint sein kann. Das Privilegium erneuerte zum Theil wohl nur schon früher ertheilte Vergünstigungen (vergl. oben S. 52), fügte aber die Bestimmungen über den Schadenersatz und die Jurisdiction hinzu.

für Schulden ihrer Landsleute haftbar zu machen. Jeder ihnen zugefügte Schaden soll von den Thätern und den Ortsoberen, die ihre Pflichten versäumen, vierfach ersetzt werden und die Letzteren überdies ihre Stellung verlieren. Alle Klagen gegen Scholaren müssen fortan entweder vor dem Lehrer derselben oder dem Bischof, denen die Jurisdiction über die Studirenden übertragen ist, angebracht werden, und sind sonst, so gerecht sie an sich sein mögen, völlig hinfällig. Dieses Privilegium, der älteste kaiserliche Schutzbrief für eine Universität, ist immer in Bologna als das Palladium der akademischen Freiheit in hohen Ehren gehalten worden.

Die Roncalischen Gesetze sind schon deshalb von Bedeutung, weil sich in ihnen unverkennbar das Streben des Kaisers zeigt, dem geschriebenen Rechte wieder die Geltung zu gewinnen, welche es seit langer Zeit eingebüßt hatte: wie kein Anderer war er der Mann, Italiens Hunger nach neuen Gesetzen zu stillen. Aber indem er als der große Gesetzgeber des Landes hervortrat, legte er zugleich an den Tag, daß er die königlichen Rechte im weitesten Umfange in Anspruch nähme. Die Roncalischen Gesetze schlossen eine vollständige Umgestaltung aller Verhältnisse Italiens in sich, und es schien nur einer energischen Durchführung derselben zu bedürfen, um der Herrschaft des Kaisers hier die festesten Grundlagen zu geben. Wie ernstlich er die Rechte, welche ihm der Reichstag verliehen hatte, zu voller Geltung zu bringen gedachte, zeigte schon die nächste Folge, und fast zwei Jahrzehnte hat er in diesem Bestreben nicht nachgelassen.

Noch zu Roncalia befragte Friedrich die Mailänder, in welcher Weise er die Städte Italiens am besten in der Treue erhalten könne. Sie gaben ihm den Rath, in denselben getreue Männer entweder als Consuln oder Podestàs durch Gesandte einsetzen zu lassen. Solche Podestàs, auch Rectoren genannt, waren in der letzten Zeit mehrfach in den Städten der Romagna und den angrenzenden Gebieten aufgestellt worden — wir begegnen ihnen zu Bologna, Imola, Faenza, Reggio, Modena — um den inneren Streitigkeiten der Bürgerschaften ein Ziel zu setzen. Der Podestà war meist ein fremder Herr, der mit einer dictatorischen Gewalt zur Unterdrückung der verderblichen Parteiungen bekleidet wurde; seine Stellung wurde übrigens nur als eine durch ungewöhnliche Zustände bedingte, deshalb vorübergehende angesehen. Die Einsetzung der Magistrate, ob ordentliche oder außer-

ordentliche, war bereits durch die Beschlüsse des Reichstags Friedrich eingeräumt worden; der Rath der Mailänder, dabei besonders getreue Männer in das Auge zu fassen, war nicht sehr tiefsinnig und wird auch dem Kaiser nicht neu gewesen sein. Aber es war ihm von Werth, daß gerade die Mailänder diesen Rath ertheilten, und er unterließ deshalb nicht ihre Erklärung ausdrücklich zu billigen und in treuem Gedächtniß zu behalten.

Noch am 25. November stellte der Kaiser eine Urkunde auf dem Roncalischen Felde aus. Am 29. November war er bereits zu Gragnano, westlich von Piacenza, und einige Tage später zu Voghera, wo er den Lodesanen ein Privilegium ausstellte; an dem Aufbau ihrer Stadt und der Herstellung ihrer Befestigungen nahm er unausgesetzt den lebhaftesten Antheil. Von Voghera begab er sich nach Busco, dem Hauptort der gleichnamigen, sich auf beiden Seiten des Tanaro ausbreitenden Markgrafschaft.

In der nächsten Zeit traf ihn ein schwerer Verlust. Am 15. December starb zu Pavia der Erzbischof Friedrich von Köln in Folge eines Sturzes mit dem Pferde; die Eingeweide wurden in Pavia beigesetzt, die Gebeine nach Köln geschafft. Der Verstorbene, ein vornehmer und gebildeter Mann, hatte dem Kaiser wichtige Dienste geleistet und hinterließ auch in seinem Erzstift wegen seiner Güte und Milde ein gutes Andenken. Zu seinem Nachfolger wünschte der Kaiser den Kanzler Rainald gewählt zu sehen; Niemand schien ihm würdiger unter die ersten Fürsten des Reichs erhoben zu werden, als dieser Mann, dessen Umsicht, Geschicklichkeit und Treue er so vielfach erprobt hatte. Friedrich verwandte sich für die Wahl des Kanzlers selbst bei den Kölner Domherren, und seine Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt.

Widerstand gegen die Roncalischen Beschlüsse.

Mit allem Eifer betrieb der Kaiser die Ausführung der Roncalischen Beschlüsse, aber er stieß dabei, wie kaum anders zu erwarten war, auf mannigfachen Widerstand.

Zunächst gerieth Friedrich mit Genua in Streitigkeiten. Gleich nach dem Roncalischen Tage hatte er den Bischof Konrad von Eichstädt und den Grafen Emicho von Leiningen abgesendet, um auf den Inseln Corsica und Sardinien, von denen Welf den leeren Fürstentitel trug,

dem Reiche huldigen zu lassen; Pisa und Genua sollten den kaiserlichen Gesandten das Geleit nach den Inseln geben. Aber beide Städte, für ihre eigene Machtstellung und ihre Einkünfte dort besorgt, verweigerten das Geleit, und die Gesandten konnten ihre Aufträge nicht ausführen. Der Kaiser zürnte deshalb den mächtigen Seestädten, und besonders Genua, welches auch sonst sein Mißtrauen erregt hatte.

Wiederholt hatte Friedrich die Genuesen aufgefordert ihm Gesandte zu schicken, aber lange ohne Erfolg. Als solche endlich vor ihm erschienen, verlangte er von ihnen, daß ihre Mitbürger ihm Treue schwören, Geiseln stellen und die Regalien überlassen sollten, gleich wie die anderen Städte Italiens. Die Gesandten billigten das Verfahren des Kaisers gegen die anderen Städte, behaupteten aber, daß Genua nicht zu gleichen Leistungen verbunden sei. Die Stadt, erklärten sie, sei dem Kaiser nur zur Treue und zur Vertheidigung des Reichs gegen die Ungläubigen verpflichtet; diese Verpflichtungen hätte sie vollständig erfüllt, indem sie die Christenheit von Barcelona bis Rom, was das Reich nur mit einem Aufwande von jährlich 10,000 Mark Silber hätte leisten können, geschützt und gesichert habe. Um so weniger, meinten sie, könnten von den Bürgern Genuas anderweitige Dienste oder Abgaben verlangt werden, als sie vom Boden des Reichs nicht so viel besäßen, um davon leben zu können; außerhalb desselben müßten sie sich gewinnen, was sie zu ihrem Unterhalte und dem Dienste des Reichs bedürften; auch nöthige sie ihr auswärtiger Handel zu Steuern an fremde Mächte. So begründet diese Erklärungen erscheinen konnten, der Kaiser legte auf sie kein Gewicht und bestand auf seinen Forderungen.

Was die zurückkehrenden Gesandten in Genua berichteten, war wenig tröstlich, und die Besorgnisse in der Stadt wuchsen, als der Kaiser mit seinem Heere ihr näher rückte. Man beschloß die Stadt durch Mauern gegen einen Angriff von der Landseite zu schützen und griff die Arbeit sogleich mit dem lebhaftesten Eifer an. Mann und Weib legten Hand an, und in acht Tagen war das Werk so weit gefördert, wie es nach einem gleichzeitigen Geschichtsschreiber Genuas in keiner andern Stadt Italiens möglich gewesen wäre. Wo die Mauern nicht hoch genug schienen oder auf dem ungleichen Terrain nicht herzustellen waren, wurden dann in drei Tagen hölzerne Thürme und Castelle aufgeführt und zur Vertheidigung derselben so viele Schleuderer

und Bogenschützen geworben, daß die Verpflegung derselben der Stadt täglich 100 Mark kostete.

Als der Kaiser zu Busco von diesen Vertheidigungsarbeiten vernahm, mochte ihm ein Angriff auf die Stadt doch bedenklich erscheinen. Er beschloß sich in weitere Verhandlungen einzulassen und verlangte, daß man neue Gesandte schickte. Angesehene Männer der Stadt empfing er bald darauf in seinem Lager, und aus den Verhandlungen mit ihnen ging ein Vertrag hervor, der zunächst bis zu Johannis Geltung haben sollte. Der Kaiser versprach in denselben den gegenwärtigen Besitz der Stadt in keiner Weise anzutasten, sie gegen ihre Gegner zu schützen und keiner Klage gegen Genua Gehör zu schenken, wofern es sich nicht um offenen Straßenraub handle. Dagegen verpflichtete sich Genua dem Kaiser durch vierzig Bürger Treue schwören zu lassen unter der Bedingung, daß die Stadt zu keinen neuen Heeresdiensten und Abgaben herangezogen würde und der Kaiser die gegebenen Zusagen halte; alle Regalien sollten ihm verbleiben, von denen erwiesen würde, daß sie ihm nach dem Rechte zuständen. Die Genuesen zahlten überdies dem Kaiser und den Hofbeamten 1200 Mark Silber.

Der geschlossene Vertrag wurde jedoch nur zu bald wieder in Frage gestellt. Als der Kaiser in der nächsten Zeit Gesandte nach der Grafschaft Savona schickte und diese nach Ventimiglia kamen, welches die Genuesen unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten und durch eine neuangelegte Burg in Zaum hielten, erhob sich die Einwohnerschaft und zerstörte auf Anrathen der kaiserlichen Gesandten die Burg. Die Genuesen beschwerten sich über den Bruch des Vertrags und thaten dar, daß sie auf besonderen Wunsch Konrads III. sich Ventimiglia unterworfen hatten. Der Kaiser scheint das Recht Genuas anerkannt zu haben; wie wenig man aber trotzdem in der Stadt dem Frieden traute, zeigte die Hast, mit welcher man den Bau der Mauern fortsetzte. Unter Betheiligung der ganzen Einwohnerschaft wurden die Befestigungen in 53 Tagen vollendet, und Genua konnte nun ruhiger einem Angriff entgegensehen.

Der Kaiser feierte das Weihnachtsfest zu Alba am Tanaro, begab sich aber bald darauf nach Turin, wo wir ihn vom 12. bis 15. Januar 1159 finden; am 18. Januar war er in Rivoli westlich von Turin. Einem Widerstand soll er in diesen Gegenden nur noch in Asti begegnet sein, doch leicht die Stadt und die anliegende Burg bewältigt haben.

Kurz nach der Mitte des Januar kehrte er dann in das Land am Tanaro zurück, wo er zu Occimiano, unweit von Casale, einen längeren Aufenthalt nahm. Unausgesetzt war er mit der Durchführung der Roncalischen Beschlüsse beschäftigt. Gesandte gingen nach Tuscien, um dort das Fodrum einzutreiben. Mehrere seiner Fürsten sandte er in die lombardischen Städte, um dort Consuln oder Podestàs einzusetzen; mit ihnen zogen Notare, um überall die Einkünfte zu ermitteln und aufzuzeichnen, welche nach den Roncalischen Satzungen dem Fiscus zufallen mußten. Auch die Einkünfte aus dem Mathildischen Hausgut, welche durch Welfs Beamte verschleudert waren, ließ er beitreiben, gab aber den Ertrag später an Welf zurück.

Der Kanzler Rainald, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Graf Guido von Biandrate, die Bischöfe Daniel von Prag und Hermann von Verden waren besonders damit beauftragt, dem Kaiser ergebene Männer in den lombardischen Städten als Consuln oder Podestàs einzusetzen. Die Letzteren wurden mit einer umfassenderen Gewalt als die Consuln bekleidet, doch pflegte man gegen die bisherige Sitte zwei Podestàs neben einander zu bestellen und traf die Wahl meist aus den Bürgern der Stadt selbst. Zuerst zu Pavia, dann zu Piacenza und Cremona setzten die kaiserlichen Gesandten solche Podestàs ein, ohne einem bemerkenswerthen Widerstand zu begegnen. Selbst Piacenza machte keine Schwierigkeiten, obwohl der Kaiser zugleich den Befehl ergehen ließ, daß alle Thürme der Stadt, höher als zwanzig Ellen, niedergerissen und die Gräben, welche zur Vertheidigung der Stadt angelegt waren, zugeschüttet werden sollten. Man fügte sich in Piacenza dem harten Gebot, weil man so allein dem Zorne des Kaisers entgehen konnte, und machte sich an das Werk der Zerstörung; aber nur langsam ging es von Statten, und offenbar absichtlich zog man die Vollendung hin.

Energischeren Widerstand leistete das kleine Crema. Von Occimiano aus kam ein Befehl des Kaisers, daß die Einwohner der Stadt die Mauern und Gräben völlig zerstören sollten; für diesen Befehl hatte Cremona dem Kaiser 15,000 Mark Silber versprochen*). Aber die Cremasken waren über das kaiserliche Gebot, welches sie ganz in die Hände ihrer Todfeinde gab, so entrüstet, daß sie an den Boten des

*) Diese Summe hat Cremona auch wirklich dem Kaiser später gezahlt.

Kaisers sich vergriffen und sie erschlagen wollten. Nur mit genauer Noth entkamen die Boten aus der Stadt und kehrten nach Occimiano zurück. Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn, aber es war bei ihm beschlossene Sache, daß Crema schwer seinen Uebermuth büßen solle.

Die Vorgänge in Crema machten in Mailand um so größeres Aufsehen, als die Bürgerschaft trotz des geschlossenen Friedens sich vom Kaiser feindlich behandelt glaubte. Von Trezzo aus griffen Konrad Kolbe und Rüdiger Besitzungen Mailands an der Adda an, verwüsteten die Aecker, erhoben das Fodrum und andere Abgaben von den Bürgern und Bauern bis gegen den Lambro nach Segrate hin. Als Rainald, Pfalzgraf Otto und die anderen kaiserlichen Gesandten nach Neu-Lodi kamen, wo sie bei den Bürgern, damals mit dem Bau ihrer neuen Stadt vollauf beschäftigt, wie zu erwarten, die größte Willigkeit fanden, hörten sie bereits, daß die Mailänder sich der Einsetzung von Podestàs widersetzen würden. Trotzdem begaben sie sich nach ihren Weisungen nach Mailand; es war gegen Ende des Januar. Nur Rainald und Otto scheinen in der inneren Stadt selbst, die anderen Gesandten in den Vorstädten Herberge genommen zu haben.

Rainald und Otto beriefen sogleich die Consuln der Stadt und eröffneten ihnen den Willen des Kaisers. Die Consuln erbaten sich Bedenkzeit, um mit dem Adel und Volk zu berathen; am nächsten Sonntag wollten sie Antwort geben. Der Tag kam, und sie erklärten nun, daß die Bürgerschaft die Einsetzung von Podestàs sich nicht gefallen lassen werde, sondern auf der freien Wahl von Consuln bestehe, doch sollten die Gewählten dem Kaiser oder seinem Stellvertreter den Treueeid leisten, wie es in dem Vertrag bei Uebergabe der Stadt bestimmt sei. Die Gesandten erwiderten, daß die Mailänder ja selbst dem Kaiser zu Roncalia die Einsetzung von Podestàs durch seine Gesandte angerathen hätten und ihm jetzt mit Unrecht widerstrebten, wenn er ihren eigenen Rath befolge; übrigens sollten sie selbst die Podestàs wählen können, auch werde der Kaiser ihnen die Wahl von Consuln gestatten, wofern nur die Podestàs oder Consuln durch seine Gesandten eingesetzt würden.

Die Wahlen sollten schon am 1. Februar erfolgen. Die Zeit drängte, und in einer großen Versammlung der Bürger in der Kathedrale der heiligen Maria erklärten die Consuln die Forderungen des Kaisers. Da entstand plötzlich ein gewaltiger Tumult; man hörte den

Schreckensruf: „Heraus mit den Gesandten! sie müssen sterben!" Die Masse stürmte nach dem nahen Stadthaus, wo sich die kaiserlichen Gesandten befanden. Erschreckt schloß man hier die Pforten, aber es wurden Steine in die Fenster geworfen, und man schien das Stadthaus erbrechen zu wollen. Da eilten die Consuln herbei, und es gelang ihnen den Tumult zu stillen. Sie betheuerten den Gesandten ihre Unschuld an diesen ärgerlichen Auftritten des trunkenen Pöbels und baten sie dem Kaiser zu verschweigen, den Gesandten versprachen sie als Buße für die erlittenen Kränkungen eine große Geldsumme zu zahlen. Die Gesandten antworteten ihnen in erwünschter Weise und begaben sich dann ohne thätliche Mißhandlungen zu erfahren in ihre Herbergen zurück. Sie schienen die gewaltsamen Auftritte vergessen zu wollen, aber sie fühlten doch, daß sie auf diesem Boden keinen Augenblick ihres Lebens sicher seien. Um Mitternacht verließen sie mit Ausnahme Rainalds gleich wie Flüchtlinge die Stadt. Rainald, der bei der Kirche des h. Ambrosius wohnte, blieb bis zum anderen Tage. Noch am Morgen hatten ihn mailändische Ritter aufgesucht, ihn zu beschwichtigen gesucht und ihm versprochen, daß die Stadt dem Willen des Kaisers sich fügen werde; er hatte ihnen eine versöhnliche Antwort gegeben, aber er ging, tödtlichen Haß gegen die Mailänder im Herzen.

Die Gesandten begaben sich nach Occimiano zum Kaiser und berichteten ihm über die Vorgänge in Mailand. Mochte er auch hierüber seinen Unmuth zurückdrängen, die Auflehnung Mailands mußte ihn mit viel schwereren Besorgnissen erfüllen, als der Widerstand Cremas. Mailand mußte abermals gedemüthigt werden, wenn nicht alle seine bisherigen Erfolge verloren gehen sollten, aber zu einer neuen Belagerung war er nicht vorbereitet, standen ihm die erforderlichen Streitkräfte zur Zeit nicht zu Gebote. Er hielt sich des Sieges über seine Feinde in Italien für sicher, aber es bedurfte Zeit und Geduld, um die letzten vernichtenden Streiche gegen sie zu führen.

Mit großer Pracht feierte der Kaiser zu Occimiano das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar). Bei ihm waren die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Albert von Freising, Konrad von Eichstädt, Hermann von Verden, Daniel von Prag, wie die Bischöfe von Pavia, Vercelli, Asti, Tortona, Piacenza, Cremona und Novara; überdies eine bedeutende Zahl deutscher und italienischer weltlicher Herren.

Gerade damals erschienen Gesandte von Constantinopel vor dem Kaiser, nachdem er ihnen Bürgschaft für ihre Sicherheit gegeben hatte, denn sie befürchteten, daß man den Griechen eine Schuld am Tode Wibalds von Stablo beimesse; über den Inhalt ihrer Botschaft ist leider Nichts bekannt. Zugleich hatten sich Gesandte der Könige Ludwig von Frankreich und Heinrich von England eingestellt. Heinrich rüstete sich zu jener Zeit, um die Stadt Toulouse, auf welche seine Gemahlin Erbansprüche besaß, dem Grafen Raimund V. von S. Giles zu entreißen, während Ludwig für Raimund in entschiedener Weise Partei nahm; beide Könige suchten bei ihren Streitigkeiten sich der Gunst des Kaisers zu versichern. Auch der König von Ungarn hatte zwei gelehrte Männer, die Magister Matthäus und Primogenitus, an den Kaiser geschickt und erbot sich ihn, wenn es gewünscht würde, mit noch größeren Streitkräften als früher zu unterstützen. Alle diese Gesandten hörte der Kaiser gnädig an, gab ihnen den Umständen entsprechende Bescheide und entließ sie reich beschenkt.

Oeffentlich erhob damals der Kaiser vor den Fürsten die schwersten Anklagen gegen die Treulosigkeit der Mailänder, ihren Eidbruch und die Bedrohung der Gesandten gegen das selbst von den Barbaren heilig gehaltene Völkerrecht. Er rief zum neuen Kampfe gegen Mailand auf, bei dem er sich selbst an die Spitze stellen wolle; mit Gottes Hülfe werde die Widersetzlichkeit Mailands gegen Kaiser und Reich die gebührende Strafe finden, damit nicht die Hoffnungen aller Schlechten und Aufrührer genährt würden. Ihm antwortete der Bischof von Piacenza. Auch er verurtheilte scharf die Mailänder Vorgänge, empfahl aber erst in gesetzlicher Weise eine Untersuchung gegen die aufrührerische Stadt einzuleiten, ehe man aufs Neue die Waffen gegen sie gebrauche. Diese Meinung fand allgemeine Zustimmung, und der Kaiser selbst pflichtete ihr bei. So wurde den Mailändern eine Frist zu ihrer Verantwortung bestimmt.

Nach wenigen Tagen begab sich der Kaiser nach dem Königshof Marengo, wo er sich mehrere Wochen aufhielt*). Hier erschienen vor ihm Gesandte der Mailänder. Es waren Männer, wie Ragewin sagt, von großer Beredsamkeit, aber geringer Weisheit; mit ihnen war der Erzbischof gekommen, der sie aber alsbald wegen einer wirklichen oder

*) Vom 7.—22. Februar 1159 urkundete Friedrich zu Marengo.

vorgeschützten Krankheit wieder verließ. Da den mailändischen Gesandten vorgehalten wurde, daß sie eidlich die Regalien dem Kaiser zu gewähren gelobt hätten, sollen sie die gotteslästerliche Antwort gegeben haben: „Wir haben wohl geschworen, aber nicht den Eid zu halten versprochen.“ Sie bedurften solcher Blasphemien nicht, um die freie Wahl ihrer Stadtobrigkeit zu rechtfertigen, doch sicher war, daß die Stadt die Gnade des Kaisers nur dann sich erhalten konnte, wenn sie auf ihr wichtigstes Freiheitsrecht verzichtete. Da die Gesandten dazu keine Bereitwilligkeit zeigten, führten die Verhandlungen nicht zum Ziele, doch versprachen die Mailänder, daß sie nach dem beschworenen Landfrieden die kaiserlichen Städte nicht angreifen würden. Zu weiteren Verhandlungen wurde ihnen eine neue Frist auf die Woche nach Ostern gestellt; zu dieser Zeit sollten Gesandte der Stadt in Bologna sich einfinden.

Trotz der Verhandlungen war ein neuer Krieg gegen Mailand schon beschlossene Sache, und der Kaiser traf bereits zu demselben die umfassendsten Maßregeln. Er beschloß sein Heer durch ein neues Aufgebot aus den deutschen Ländern zu verstärken und beschied die Kaiserin, Heinrich den Löwen und andere geistliche und weltliche Fürsten nach Italien; er erinnerte sie an die ihm geschworene Treue, ermahnte sie den Trotz der Rebellen zu züchtigen und ihm zu zeigen, daß er für die Erhaltung des Reichs und im Kampf gegen seine Feinde auf ihre Hülfe rechnen könne. Die Botschaft des Kaisers fand bei den deutschen Fürsten die günstigste Aufnahme; mit regem Eifer rüsteten sie, um im Frühjahr über die Alpen zu ziehen.

Die Reste seines Heeres verlegte der Kaiser in die Gegend von Bologna: seine Absicht dabei war die Romagna in der Treue zu erhalten. Er selbst blieb mit geringer Begleitung in den westlichen Theilen der Lombardei, unablässig bemüht, hier zu den alten Freunden neue zu gewinnen und damit zugleich sich neue Streitkräfte gegen Mailand zu verschaffen, wie auch alle die Castelle zur Gegenwehr zu rüsten, welche Angriffen der Mailänder ausgesetzt schienen. Vor Allem suchte er in Neu-Lodi und in Como jetzt sichere Stützpunkte für seine Unternehmungen zu schaffen. Er begab sich alsbald selbst nach Lodi, ordnete die Befestigungen und die Anlage eines breiten Grabens an und traf alle Bestimmungen, daß in der neuen, nur etwa vier Meilen von Mailand entfernten Feste ein größeres Heer geborgen werden konnte; für sich selbst begann er den Bau eines stattlichen Palastes an der Adda. Nach

wenigen Tagen begab er sich dann nach Como, wo man ihm den festlichsten Empfang bereitete.

Die Comasken, alte Verbündete des Kaisers, sahen ihn jetzt zum ersten Male in ihrer Mitte und erfuhren seinen wirksamen Beistand. Erst jetzt kam Como wieder zum vollen Genuß seiner von Mailand unterdrückten Freiheit. Die vertriebenen Bürger kehrten furchtlos zurück; die zerstörten Häuser der Stadt wurden wieder aufgebaut*). Die alte verfallene Burg Baradello unweit von Como ließ der Kaiser herstellen, sicherte sie durch starke Mauern und Thürme und legte eine Besatzung von deutschen Rittern hinein; so wurde Baradello ein Schutz Comos gegen Mailand. Nicht geringere Verdienste um die Stadt erwarb er sich, indem er sie mit einer alten Feindin ausglich. Auf der einzigen Insel des anliegenden Sees, nur durch eine schmale Wasserstraße vom Lande getrennt, bestand damals ein stark befestigter Ort, Isola Comacina genannt. Die Einwohner waren kriegslustig, räuberisch und bereiteten den Comasken, da sie leicht den Eingang zum See sperren konnten, vielen Schaden. Bei den Streitigkeiten zwischen Mailand und Como nahmen die Inselbewohner stets für Mailand Partei, und es entspann sich so zwischen ihnen und den Comasken die bitterste Feindschaft. Dieser ein Ziel zu setzen, war jetzt der Kaiser entschlossen, aber es schien fast unmöglich ohne einen blutigen Kampf die trotzigen Insulaner zu beugen. Unerwartet gab jedoch ein rasches Wagniß sie in seine Hand. Nur mit geringer Begleitung setzte er nach der Insel über, wo sein Erscheinen allgemeine Bestürzung hervorrief. Die Insulaner zogen ihm entgegen, baten um seine Gunst, geleiteten ihn ehrenvoll in ihre Stadt, schwuren ihm Treue und gaben ihm Geschenke; ihre Streitigkeiten mit den Comasken wurden beigelegt und ihr Bund mit Mailand gelöst**).

Um die Mitte des März begab sich der Kaiser zu seinem bei Bologna weilenden Heere. Als er sich nach kurzem Aufenthalt daselbst auf den Weg nach Cremona machte, und sich am 21. März in der Burg Luzzara im Gebiet von Reggio befand, erhielt er die Nachricht, daß die Mailänder einen Angriff auf Lodi beabsichtigten, um die im

*) Durch eine Urkunde vom 23. März 1159 nahm Friedrich die getreue, von ihm hergestellte Stadt Como in seinen besonderen Schutz.

**) Nach einer am 6. März 1159 von Friedrich zu Menaggio am Comersee ausgestellten Urkunde sind diese Vorgänge in den Anfang des März zu setzen.

Bau befindlichen Befestigungen zu zerstören. Schleunigst eilte er deshalb nach Lodi — schon am 23. März war er daselbst — und ließ nun die Befestigungsarbeiten mit verdoppelten Kräften fortsetzen; Cremona, Pavia und Novara mußten die Lodesanen dabei unterstützen. Der Kaiser selbst ging alsbald von Lodi nach Piacenza. Diese Stadt von stets schwankender Treue hatte aufs Neue seinen Zorn gereizt. Raubgierige Einwohner derselben hatten Gesandte des Kaisers, welche ihm die von Genua gezahlte Geldsumme überbringen sollten, überfallen und ihnen das Geld genommen. So wenig der Kaiser der Gesinnung der wetterwendischen Piacentiner traute, zog er doch mit nur geringer Begleitung furchtlos in ihre Stadt, wo er den Palmsonntag (5. April) feierte. Auch hier wirkte das muthige Auftreten Friedrichs Wunder. Niemand wagte seinem Gebote zu widerstreben. Das geraubte Geld mußte zurückgegeben werden, und nur mit Mühe entzog sich die Bürgerschaft einer harten Buße.

Das Osterfest (12. April) feierte der Kaiser, wie es schon vorher bestimmt war, zu Modena; hier kamen zu ihm viele Herren des deutschen Heeres, welches zwischen Modena und Bologna lagerte. Als am Dienstage nach dem Feste die jüngeren Ritter ein Kampfspiel anstellten, welchem der Kaiser von der Pfalz zusah, kam ein Bote zu ihm und meldete, daß die Mailänder vor Trezzo gerückt seien und die Burg belagerten. Sogleich wurde das Spiel unterbrochen; Alle dachten nur daran, den Friedensbruch der Mailänder mit den Waffen zu züchtigen. Der Kaiser begab sich sogleich selbst zum Heere, von dem er freudig empfangen wurde; er begegnete hier Bischof Eberhard von Bamberg, den er als seinen Stellvertreter, besonders für die richterlichen Geschäfte, beim Heere zurückgelassen hatte, und eilte dann nach Bologna, um über Mailand hier unverzüglich Gericht zu halten. Umgeben von den Richtern und Rechtsgelehrten Bolognas sprach er am Donnerstag nach Ostern (16. April) aufs Neue über die Mailänder, die keine Gesandte geschickt hatten, als Rechtsflüchtige, Rebellen und Hochverräther den Bann aus, ihre Habe wurde der Plünderung preisgegeben, ihre Personen sollten der Sklaverei verfallen. Ueberdies wurden damals in Gegenwart des Kaisers von den Rechtsgelehrten die Strafen, welche Rebellen und Hochverräther zu treffen hätten, sorgsam erörtert und genau festgestellt.

Der Kaiser mochte mit solchen Strafbestimmungen, vor weiterem Abfall die Italiener abzuschrecken hoffen, aber vor Allem mußte er doch

dem Trotz der Mailänder mit den Waffen entgegenzutreten und, wenn es möglich war, Trezzo noch gegen sie zu schützen suchen. Er begab sich deshalb persönlich von Bologna nach Lodi; in drei Tagen legte er den Weg zurück. Aber zu Lodi erfuhr er, daß Trezzo bereits gefallen sei. Die Besatzung hatte sich nur bis zum dritten Tage nach dem Angriff (13. April) halten können. Die Burg war, als sie in die Hände der Mailänder fiel, geplündert, kaiserliches Geld, welches hier aufbewahrt war, in Beschlag genommen, alle deutschen Ritter in der Burg — es waren ihrer achtzig — gebunden worden, um in die Kerker Mailands zu wandern. Schlimmer noch war es den Italienern, welche man in der Burg vorfand, ergangen; man hatte sie sämmtlich ohne Erbarmen niedergemetzelt. So aufgebracht der Kaiser über diese Vorgänge war, konnte er doch nicht sogleich an den Mailändern Rache nehmen; er mußte erst die Reste seines deutschen Heeres heranziehen und seine Freunde in Italien aufbieten. Deshalb kehrte er sofort nach dem Lager von Bologna zurück und verlangte zugleich Hülfsleistungen von den lombardischen Städten.

Zum Sammelplatz des Heers war die Roncalische Ebene bestimmt. Waren auch die deutschen Schaaren nur gering, so stellten doch die Lombarden eine zahlreiche Hülfsmannschaft. Mit einem ziemlich stattlichen Heere fiel der Kaiser um die Mitte des Mai in das mailändische Gebiet ein. Am 17. Mai stand er bei Melegnano an der Vecchiabbia, am folgenden Tage in unmittelbarer Nähe Mailands, am 24. Mai auf dem Felde von Bollate nördlich der Stadt. Wenn er vielleicht erwartet hatte, daß die Mailänder sich beim ersten Angriff ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben würden, so hatte er sich getäuscht. Mailand war offenbar zum Widerstand entschlossen; auch hatte es bereits in Brescia, Piacenza und Crema offene oder geheime Bundesgenossen gewonnen. Ein italienischer Dichter jener Zeit läßt die Furie Alecto aus der Unterwelt aufsteigen, um den verhängnißvollen Bund dieser Städte gegen den Kaiser zu schürzen.

Es lag nicht in Friedrichs Absicht, sogleich eine regelmäßige Belagerung Mailands vorzunehmen. Sein Heer war dazu kaum ausreichend, und die Ereignisse des vorigen Jahres hatten ihm die Gefahren einer solchen Belagerung der weitausgedehnten Stadt gezeigt. Erst wenn die Bürger von einer neuen Hungersnoth bedrängt seien, wollte er die Einschließung beginnen. Deshalb begnügte er sich jetzt die Umgegend mit Feuer und

Schwert zu verwüsten; die Weinberge wurden zerstört, die Obstbäume umgehauen oder entrindet, und so ein unermeßlicher Schaden der Stadt zugefügt. Zugleich erließ er ein strenges Verbot ihr Lebensmittel zuzuführen und befahl alle Straßen zu bewachen, um den Kaufleuten den Mailänder Markt zu sperren. Schwere Strafen wurden auf den Verkauf von Lebensmitteln an die Mailänder gesetzt und große Belohnungen denen verheißen, welche die das Verbot übertretenden Kaufleute anzeigten. Obwohl die Mailänder noch hinreichende Vorräthe hatten, begann sie doch bald die Furcht vor einer neuen Hungersnoth zu beschleichen; die Preise der Lebensmittel erreichten eine beängstigende Höhe. Zuweilen rückte der Kaiser sogar bis in die Nähe der Mauern vor, um die Bürger zu einem Ausfall zu reizen. In der That traten sie ihm einmal vor den Thoren entgegen, und es kam zu einem Handgemenge, bei welchem mehrere Mailänder getödtet und gefangen wurden. Aber solche Verluste brachen den Muth der trotzigen Bürgerschaft nicht.

Ein übles Pfingstfest gedachten die Mailänder damals den Lodesanen zu bereiten. Am Festtage selbst (31. Mai) zogen sie mit 500 Rittern gegen die neue Stadt, trieben ihre Viehheerden davon und verheerten die Umgegend. Aber die Lodesanen brachen aus den Befestigungen hervor; es begleiteten sie der Bischof Garsidonius von Mantua, der Markgraf Werner II. von Ancona und einige deutsche Ritter, welche in der Stadt zurückgelassen waren. Muthig stürzten sie sich auf den Feind, und als dieser das Feldgeschrei der Deutschen vernahm, ergriff er eiligst die Flucht, auf der zwei mailändische Ritter getödtet wurden und vierzehn in Gefangenschaft geriethen. Man war in Lodi über diesen Erfolg hocherfreut und schickte sogleich Siegesnachrichten dem Kaiser, der damals nördlich von Mailand lag. Der Kaiser pries die Tapferkeit der Lodesanen, erschien bald selbst in ihrer Mitte und belobte den wackeren Widerstand, den sie den Mailändern geleistet. Die gefangenen Ritter wurden ihm übergeben und nach Pavia in Gewahrsam gebracht.

Indessen hatten sich auch die Brescianer für Mailand erhoben und einen Einfall in das Gebiet von Cremona gemacht. Aber die Cremonesen, von ihrem Anrücken vorher unterrichtet, hatten dem Feinde einen Hinterhalt gelegt. Im rechten Moment brachen sie aus demselben hervor; mit Macht stürzten sie sich auf den Feind, der nur kurze Zeit Widerstand leistete. Bald warf er sich in wilde Flucht und gab die gemachte Beute preis. Siebenundsechszig Ritter und dreihundert

vom Fußvolk Brescias fielen in die Hände der Cremonesen, welche die Gefangenen theils tödteten, theils mit sich fortführten.

Wenig später (11. Juni) hatte Lodi einen neuen Angriff von Mailand zu bestehen; auch Crema, welches sich ebenfalls schon offen auf Mailands Seite gestellt hatte, wirkte zu diesem Angriffe mit. Der Plan war: die Cremasken sollten die Addabrücke, mit deren Bau man damals in Lodi beschäftigt war, angreifen, und während die Lodesanen hier im Kampfe beschäftigt seien, sollten die Mailänder die neue Stadt überfallen und in ihre Gewalt bringen. In der Frühe des Tages griffen die Cremasken nach der Verabredung die Brücke an. Es entspann sich bei derselben am linken Ufer der Adda ein heftiger Kampf. Inzwischen rückten die Mailänder am anderen Ufer bis Silva greca, bis hart an die Mauern Lodis, vor. Aber auch sie stießen hier auf herzhaften Widerstand. Auf beiden Seiten wurde nicht ohne Verluste gekämpft, bis um Mittag die Mailänder und Cremasken abzogen. Auch diesmal hatten die Lodesanen ihren neuen Wohnsitz mannhaft vertheidigt.

Während dieser Ereignisse verheerte der Kaiser das Gebiet Mailands am Ticino in derselben schonungslosen Weise, wie früher die andren Theile des mailändischen Territoriums. Vierzig Tage war er bereits bei diesem Zerstörungswerke, ohne daß er dadurch anderes erreicht hatte, als daß sich die alten Freunde Mailands nur entschlossener der Empörung anschlossen. Allerdings hatte er eine Anzahl von mailändischen Burgen, wie das für uneinnehmbar geltende Monte S. Giovanni*), genommen, aber damit war weder Mailand noch seine Bundesgenossen bezwungen. Der Kaiser legte in diese Burgen deutsche Ritter, er selbst beschloß mit seinem Heere gegen Ende des Juni das Mailändische zu verlassen. Die weitere Verpflegung des Heeres in dem verwüsteten Lande mochte Schwierigkeiten bieten; überdies war er selbst leidend — gichtische Schmerzen in Armen und Beinen quälten ihn — und er bedurfte der Ruhe. Deshalb kehrte er nach Lodi zurück und entließ seine italienischen Bundesgenossen; er glaubte ihrer Unterstützung zunächst um so mehr entbehren zu können, als er binnen Kurzem Verstärkungen aus Deutschland zu erwarten hatte.

Während der Kaiser bei Lodi verweilte, wurden wiederholt An-

*) Die Lage der Burg scheint nicht mehr nachzuweisen.

schläge auf sein Leben gemacht. In dem Lager desselben, welches hart an dem steilabfallenden Ufer der Adda lag, fand sich ein Mann ein, der eben so sehr durch seinen riesigen Körperbau, wie durch sein närrisches Benehmen Aufsehen erregte. Man duldete ihn im Lager, und die Kriegsleute trieben mit ihm mancherlei Kurzweil. Als aber eines Morgens der Kaiser sein Zelt verlassen wollte, um in einem nahen Bethaus nach seiner Gewohnheit sein Gebet zu halten, lief dieser Mensch herbei, suchte ihn mit seinen starken Armen zu umklammern, an den Abgrund zu zerren und dort hinabzuschleudern. Der Kaiser setzte sich zur Wehr und beim heißen Ringen stürzten Beide über die ausgespannten Stricke des kaiserlichen Zeltes zur Erde. Inzwischen eilten auf den Ruf des Kaisers seine Kämmerer herbei, ergriffen den Menschen und warfen ihn in die Tiefe, wo er dem Kaiser hatte das Grab bereiten wollen.

Nicht lange darauf erhielt der Kaiser ein Schreiben, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ein arabischer Magier aus Spanien oder aus dem Morgenlande nach Italien gekommen sei und ihm nach dem Leben trachte; es sei ein alter, unansehnlicher, einäugiger Mann, aber als Giftmischer überaus erfahren und von der größten Verwegenheit. Zwanzig jüngere Leute, hieß es, ständen mit dem Alten im Bunde, und sie alle wollten sich durch den Mord des Kaisers unsterblichen Ruhm gewinnen; der Alte werde ihm Salben, Ringe, Edelsteine, Zaumzeug und Sporen zum Geschenk anbieten, doch seien alle diese Dinge so stark vergiftet, daß der Kaiser unrettbar verloren sei, wenn er sie nur mit der bloßen Hand berühre; der Alte trage überdies einen Dolch bei sich, um ihn zu gebrauchen, wenn das Gift nicht wirken sollte. Friedrich sprach nur mit wenigen Vertrauten über die ihm zugegangene Warnung, gab aber Befehl, wenn ein Araber sich im Lager einfinden sollte, ihn streng zu beobachten. In der That kam bald ein solcher, auf welchen die Beschreibung paßte. Der Kaiser ließ ihn festnehmen, vorführen und befragte ihn, auf wessen Veranlassung er gekommen sei, indem er ihm Straflosigkeit zusicherte, wenn er die Wahrheit bekenne, beim Läugnen aber die Folter androhte. Der Alte läugnete, und auch die Folter erpreßte ihm kein Geständniß über seine Mitverschworenen und die Urheber des Anschlags, doch drohte er, daß sein Tod den des Kaisers unmittelbar zur Folge haben würde. Der Kaiser verachtete diese Drohung, und als weiteres Foltern zwecklos schien, ließ er den alten Magier an

das Kreuz schlagen. Von den angeblichen Gefährten desselben wurde Nichts weiter gehört.

Es ist erklärlich, daß man die Mailänder für die Urheber dieser Anschläge auf Friedrichs Leben hielt, aber der Verdacht wurde durch Nichts erwiesen und scheint völlig unbegründet gewesen zu sein*). Glaublicher ist, daß sie bei einigen Brandstiftungen, die damals in Lodi stattfanden, betheiligt waren. Man erzählte, daß sie acht Leute in ihrer Stadt gedungen und nach Lodi geschickt hätten, um es anzuzünden. Ein Brandstifter, der bei Nacht von den Wächtern ergriffen wurde, soll gestanden haben, daß er von Mailand entsendet sei; er wurde sogleich an einem nach jener Stadt gerichteten Galgen aufgehängt. Die gleiche Strafe traf einen Andern, der sich für einen Mönch ausgab, aber als Spion und Brandstifter enthüllt wurde.

Wie großen oder geringen Antheil an diesen Vorgängen auch Mailand haben mochte, der Kaiser konnte sich nicht verhehlen, daß ihm die Stadt noch immer eine sehr gefährliche Feindin war und ihn in einen neuen Kampf verwickelt hatte, der mit der heißesten Leidenschaft geführt wurde. Aber er faßte die Gefahren desselben scharf und fest in das Auge, entschlossen um keinen Preis von seiner Autorität in Italien etwas aufzugeben, von den ihm zugesprochenen Regalien etwas zu opfern. Sobald sich seine Gesundheit gestärkt hatte, nahm er mit den Resten seines alten Heeres und Verstärkungen, die er aus Deutschland und Italien an sich gezogen hatte, den Kampf wieder auf. Verwüstend durchzog er im Anfange des Juli aufs Neue das mailändische Gebiet, und zugleich begann er ein anderes Unternehmen, scheinbar von untergeordneter Bedeutung, welches aber bald alle seine Kräfte in Anspruch nahm.

---

*) Schon damals bestand die Meinung, daß das erste Attentat von einem wirklich wahnsinnigen Menschen ausging. Das andere ist mit schwer zu erklärenden Nebenumständen verbunden, die vielfach an das räthselhafte Ende Herzog Ludwigs I. von Baiern, des Kelheimers, erinnern. Es liegt nahe an den Alten vom Berge und die Assassinen des Libanon zu denken. Friedrich war so wenig, wie Ludwig der Kelheimer, eine dem Orient fremde Persönlichkeit.

Die Belagerung Cremas.

Keine Stadt hatte den Zorn des Kaisers mehr gereizt als Crema. Eine der kleineren Städte der Lombardei, war sie doch allen in der Widersetzlichkeit gegen seine Befehle, in der gewaltsamen Behandlung seiner Gesandten vorausgegangen; sie hatte die Empörung Mailands gleichsam ermuthigt und dann auch sogleich den aufständigen Mailändern, ihren alten Bundesfreunden, die Hand gereicht. Mit wichtigeren Dingen beschäftigt, hatte der Kaiser bisher die Rache an Crema verschoben; er mochte den Widerstand des geringen Ortes mit einer wenig zahlreichen Bürgerschaft ohne Gefahr übersehen zu können meinen.

Crema lag inmitten des sumpfigen Landes, welches sich von der Adda aus auf beiden Seiten des Serio bis gegen den Oglio hin ausbreitet und zu jener Zeit mit dem Namen der Insula Fulcheria bezeichnet wurde. Dieses Land hatte einst zu den Besitzungen der großen Gräfin Mathilde gehört, war aber von dieser dem Bischof und der Stadt Cremona in den letzten Tagen des Jahrs 1097 zu Lehen gegeben worden. Crema wollte sich in die Abhängigkeit von der Nachbarstadt nicht fügen und griff schon nach wenigen Monaten gegen Cremona zu den Waffen, die es nicht ohne Glück führte. Zugleich schloß es sich eng an Mailand an, die mächtige Gegnerin Cremonas, und wußte so seine Unabhängigkeit zu behaupten. Die bisher wenig bedeutende Burg wurde nun ein Sammelplatz für alle Feinde Cremonas, erweiterte sich und wurde sammt den Vorstädten mit starken Mauern und breiten Gräben umgeben. Hinter den Mauern, die nur etwa den Umfang einer Viertelmeile hatten, sammelte sich eine Bevölkerung von über zehntausend Menschen, ein kriegerisches Geschlecht, welches in unaufhörlichem Kampfe gegen Cremona stand, und nicht nur seine Freiheit zu behaupten, sondern sich in dem größeren Theil der Insula Fulcheria ein eigenes Gebiet zu gewinnen wußte, freilich nur von geringer Ausdehnung und eingekeilt zwischen den Territorien der feindlichen Städte Cremona und Lodi. Einen mehr als fünfzigjährigen Kampf gegen Cremona hatte Crema glücklich bestanden, und nicht wenig hatte es sein Selbstbewußtsein gehoben, daß selbst die von Cremona veranlaßte Belagerung König Lothars im Jahre 1132 erfolglos geblieben war*).

*) Vergl. Bd. IV. S. 79.

Seitdem Friedrich in die Angelegenheiten Italiens eingegriffen hatte, war ihm Crema, die treue Bundesgenossin Mailands, verhaßt, und unablässig stachelte ihn Cremona zu durchgreifenden Maßregeln gegen eine Stadt, deren Vernichtung sie auf jede Weise erstrebte und deren Gebiet sie als ihren rechtmäßigen Besitz ansah. Besonders war dies seit dem Roncalischen Tage geschehen, und wir wissen, wie die Cremonesen endlich mit schwerem Gelde einen Spruch des Kaisers erwirkten, wonach die Mauern Cremas niedergerissen, die Gräben ausgefüllt werden sollten. Aber diesem Spruche hatten die Cremasken getrotzt, und noch saßen sie unangefochten hinter ihren Mauern und Gräben und glaubten in ihrer Stadt, die vom Serio im Osten umflossen, durch Canäle des Flusses reichlich bewässert und durch Sümpfe geschützt war, einer neuen Belagerung ruhig entgegensehen zu können. Daher erhob Cremona, als sich der Kaiser im Juni 1159 zu Lodi befand, aufs Neue die schwersten Klagen über den Uebermuth und Ungehorsam der Cremasken; dringend verlangte es den Bann für die Nichtachtung des früheren kaiserlichen Spruchs. In der That sprach Friedrich jetzt über Crema den Reichsbann aus und ordnete die unverzügliche Vollstreckung des Urtheils an.

Der Kaiser, damals mit einem neuen Zug in das Mailändische beschäftigt, übertrug die Vollstreckung des Banns den Cremonesen; er überließ ihnen 400 Ritter, welche sie zu jenem Unternehmen stellen sollten, und befahl seinem Bruder Pfalzgraf Konrad, wie dem erst kurz zuvor nach Italien zurückgekehrten Herzog Berthold von Zähringen und dem Grafen Robert von Bassavilla, der aus Apulien hatte weichen müssen und sich wieder dem deutschen Heere angeschlossen hatte, Cremona zu unterstützen. So brachen die Cremonesen am 2. Juli gegen Crema auf, aber sie begegneten schon vor der Stadt einem herzhaften Widerstand. Von einigen Mailändern und Brescianern unterstützt, zogen die Cremasken den Andringenden entgegen. Es kam zu einem hitzigen Kampfe, in dem unter Anderen der Markgraf Werner von Ancona, in den letzten Kämpfen ein tapferer Waffengenosse des Kaisers, das Leben verlor. Aber bald mußten die Cremasken zurückweichen, und die Feinde rückten bis vor die Mauern der Stadt. Vor dem einen der vier Thore lagerten die Cremonesen, vor einem anderen die deutschen Fürsten mit ihren Schaaren.

Sobald man zu Mailand die Belagerung Cremas erfuhr, beschloß man die alte Bundesgenossin zu unterstützen. Ein Consul Mailands

wurde mit einer Anzahl Ritter und 400 Fußgängern nach Crema gesendet, und es gelang diesen, da die Stadt noch nicht völlig umschlossen war, in dieselbe einzuziehen. Aber wenig später kam auch der Kaiser selbst den Belagerern zur Hülfe. Er brach den verwüstenden Zug, welchen er in das Mailändische unternommen hatte, schnell ab und führte sein ganzes Heer um den 10. Juli gegen Crema, welches man nun von allen Seiten einzuschließen begann.

Indessen sorgte der Kaiser dafür, daß Mailand, wenn auch das feindliche Heer nach Crema abgezogen war, sich nicht in Sicherheit einwiegte. Schon am 13. Juli erschien er gegen Sonnenuntergang unerwartet wieder zu Lodi; mit ihm waren Herzog Berthold von Zähringen und 300 deutsche Ritter; er hieß sogleich die Ritterschaft Lodis ihm folgen und ritt dann in der Nacht mit seinem Gefolge bis Landriano am Lambrello; zugleich entbot er die ganze Kriegsmacht Pavias. Hundert Ritter der Pavesen sollten auf kürzestem Wege gegen Mailand so nahe wie möglich rücken, die anderen Ritter aber mit dem Fußvolk zu Cavagnara, etwas westlich von Landriano, zu ihm stoßen, wo eine waldige Stelle Gelegenheit zu einem Hinterhalt bot. Sollten die gegen Mailand anrückenden Reiter Pavias, wie zu erwarten stand, angegriffen werden, so sollten sie sich dann gegen Landriano zurückziehen und dadurch den Feind in die Nähe des Hinterhalts verlocken.

Die Pavesen kamen pünktlich den Befehlen des Kaisers nach. Die größere Masse ihres Heeres stieß am 15. Juli zu seinen Rittern und wurde bei den Cavagnara benachbarten Orten Siziano, Gagiano und Vicomaggiore aufgestellt. Zugleich rückten hundert Ritter verheerend und plündernd gegen Mailand bis zu dem nahen Gratafolia vor. Sobald diese in der Stadt bemerkt wurden, bestiegen die mailändischen Ritter ihre Pferde, stürmten auf die Pavesen los und zwangen sie zur Flucht. Aber die Flüchtigen konnten die ihnen bezeichnete Richtung nicht einhalten; sie wurden auseinander getrieben, manche erschlagen, andere verwundet, viele geriethen in Gefangenschaft.

Da sich die hundert Ritter Pavias nicht bei Landriano zeigten, errieth Friedrich ihr Mißgeschick und beschloß nun die anderen Pavesen auf der Straße von Cavagnara gegen Mailand vorzuschicken, während er selbst mit seinen deutschen Rittern und den Lodesanen im Hinterhalt bei Siziano blieb. Die Pavesen rückten in Eile vor und stießen bald auf ein ihnen weit überlegenes mailändisches Heer. Die Mai-

länder jagten die Pavesen gleich beim ersten Ansturm in die Flucht, verfolgten sie weithin bis Pontelungo an der Olona und machten dabei abermals viele Gefangene. Triumphirend traten sie darauf den Rückzug an. Als sie aber auf demselben in die Nähe von Siziano kamen, brach der Kaiser plötzlich mit seinen Schaaren hervor und stürmte mit unwiderstehlicher Macht auf den Feind ein. Da dieser den deutschen Kriegsruf hörte und merkte, daß der Kaiser selbst zur Stelle sei, leistete er kaum einen Widerstand, sondern wandte sich eiligst zur Flucht. Gegen 150 Mailänder sollen auf den Feldern bei Siziano erschlagen sein; ihre Leichen blieben mehrere Tage, eine Aetzung der Thiere, unbehütet liegen, bis man die Reste nach Mailand schaffte und dort unter großen Wehklagen beisetzte. Mehr als 300 Mailänder waren in die Hände der Deutschen und der Lodesanen gefallen; als man sie in Lodi dem Kaiser vorführen wollte, sagte er zu seiner Umgebung: „Laßt uns sehen, ob die Beute die Mühen der Jagd lohnt.“ Nicht ohne Befriedigung sah er die lange Reihe von gebundenen Männern und Jünglingen wie eine Schaafheerde an sich vorübertreiben. Er ließ die Gefangenen zuerst in die Kerker von Lodi werfen, dann aber nach Pavia bringen. Die glückliche Waffenthat des Kaisers[1], an welcher Berthold von Zähringen einen rühmlichen Antheil hatte, hielt Mailand lange in Furcht und hinderte es Crema in wirksamer Weise zu unterstützen.

Gleich nach seinem Siege kehrte der Kaiser über Lodi nach Crema zurück, wo die Belagerung während seiner Abwesenheit ununterbrochen fortgesetzt war. Es hatten sich zu den Belagerern eine Menge armen und zerlumpten Volkes gesammelt, welches man spöttisch die Arnoldssöhne nannte, und gerade diese bereiteten der Stadt den größten Schaden. Sobald sich nämlich die Cremasken auf ihren Mauern zeigten, trafen sie Wurfspeere und Steine der Arnoldssöhne, und diese Wunden waren fast immer tödtlich.

Indessen hatten die Cremonesen einen gewaltigen Holzthurm, ein förmliches Castell, gebaut; die Höhe desselben betrug mehr als 70, die Länge und Breite mehr als 30 Fuß. Der Baumeister war früher im gelobten Lande gewesen und hatte dort durch ähnliche Werke viele Burgen der Sarazenen zerstört; man versprach sich jetzt von diesem Thurm, den man als ein wahres Wunderwerk der Zeit ansah, die außerordentlichsten Wirkungen. Das Ganze ruhte auf zwei schweren Eichenbalken, in weitem Abstand parallel neben einander gelegt; beim

Aufbau, wo die Längenbalken durch Querbalken verbunden und durch Eisenbleche und starke Nägel Alles verfestigt war, minderte sich mehr und mehr der Abstand, so daß sich der Thurm nach oben zuspitzte. Er enthielt sechs Gemächer über einander, von denen das erste in der Höhe der Mauern lag; in demselben waren Vorkehrungen getroffen, um eine Brücke auf die Mauer werfen und so in die Stadt eindringen zu können. Das oberste Gemach faßte nur etwa zehn Krieger, während in den unteren wohl deren tausend zu bergen waren. Vorn und auf den beiden Seiten war der Bau mit Faschinen bedeckt und konnte mit Stricken, die um die Balken gewunden waren, vor- oder zurückgeschoben werden; 500 Leute waren erforderlich, um ihn in Bewegung zu setzen. Auch andere, kleinere Belagerungsmaschinen hatten die Cremonesen und Deutschen aufgestellt.

Fast ringsum schloß schon der Feind die kleine Stadt ein. Bei dem Ostthore, welches zum Serio führt und deshalb das Seriothor genannt wird, lagerte der Kaiser selbst; sein Zelt lag jenseits des Flusses auf einer steilen Stelle des Ufers. Seine Schaaren dehnten sich bis gegen das Südthor, das Thor von Rivolta, aus. Hier schloß sich das Lager Cremonas an. Vor dem westlichen Thore der Stadt, dem Thore von Ombriano, standen Pfalzgraf Konrad, Pfalzgraf Otto und andere deutsche Fürsten. Herzog Friedrich von Schwaben und die Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, lagerten zwischen dem Thor von Ombriano und dem Nordthor, dem Thor von Pianengo.

Bald nachdem der Kaiser vor Crema wieder erschienen war, zogen ihm bedeutende, längst erwartete Verstärkungen aus Deutschland zu. Es waren mehr als 1200 Ritter, geführt von Heinrich dem Löwen; mit ihnen kam auch die Kaiserin Beatrix. Als diese Schaar bei der Burg Garda ein Lager bezogen hatte, waren die Burgmannen in dem nahen Peschiera über sie hergefallen und hatten ihr schwere Verluste beigebracht. Zur Rache dafür hatten die deutschen Ritter Peschiera erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; auch die letzten Reste der Burg wurden später vom Heere des Kaisers vernichtet.

Am 20. Juli trafen die Kaiserin und Heinrich der Löwe vor Crema ein. Schon am anderen Tage begab sich die Kaiserin nach Lodi, wo ihr ein feierlicher Einzug bereitet wurde. Sie verweilte einige Zeit in der festen Stadt, ging aber dann nach einem Orte, Namens

Veruga*), und später nach S. Bassano im Gebiet von Cremona, unweit von Crema. Der Kaiser begleitete mit seinen Verwandten wahrscheinlich seine Gemahlin nach Lodi oder folgte ihr doch wenig später. Denn am 1. August stellte er dort auf Verwendung der Kaiserin dem Bischof Konrad von Eichstädt eine Schenkungsurkunde aus. Er begann um diese Zeit einen neuen Verheerungszug in das Mailändische Gebiet, gab aber denselben, da er auf den verwüsteten Feldern nirgends Futter für die Pferde fand, nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte mit seinem ganzen Heere nach Crema zurück. Hier war indessen Heinrich der Löwe zurückgeblieben und hatte auf der Nordseite der Stadt vor dem Thore von Pianengo ein Lager aufgeschlagen. Die Pavesen, die um diese Zeit auch vor Crema zogen, nahmen zwischen dem Thore von Pianengo und dem Seriothor Stellung; eine Hülfsschaar, die Bergamo dem Kaiser gesandt hatte, scheint den Cremonesen sich angeschlossen zu haben. Der Ring um die Stadt war geschlossen.

Der Kaiser mochte hoffen, daß das stätige Anwachsen seines Heeres die Cremasken entmuthige, so daß er einer weiteren Fortsetzung der ihm schon lästigen Belagerung überhoben sein würde. Deshalb forderte er die Stadt noch einmal zur Unterwerfung auf. Aber die Bürger gaben eine trotzige Antwort; auf die Festigkeit ihres Platzes und den Beistand Mailands und Brescias bauend, beschlossen sie im Widerstand zu verharren. Die Uebermacht des Feindes spottete man in Crema; die Weiber zogen tanzend in den Straßen umher und sangen Trutzlieder auf den Kaiser: wie einst Lothar, werde auch er schimpflich von der Stadt abziehen müssen.

Dem Trotze der Bürger antwortete der Kaiser mit der Erneuerung des Banns. In einer Fürstenversammlung, die am 18. September im Zelte Heinrichs des Löwen gehalten wurde, erklärte er noch einmal die Cremasken für Reichsfeinde und verfügte über die Personen und die Habe aller Bürger der Stadt, wie der Mailänder, Brescianer und anderer Lombarden, welche sich in Crema befänden. Die Lehen der Gebannten sollten an die Lehnsherren zurückfallen, die Lehen und Allodien von Kirchenleuten an die Kirchen, die anderen Allodien aber

*) Der Ort ist vielleicht identisch mit Verrucola im Gebiet von Pavia, etwas nördlich von der Stadt. S. Bassano war im J. 1136 vom Kaiser Lothar zerstört worden (vgl. Bd. IV. S. 125), scheint aber bald von Cremona hergestellt zu sein.

an den Kaiser selbst; die Personen und die bewegliche Habe der Aufständigen wurden dem Fiscus zugesprochen. Mit den eingezogenen Gütern der Cremasken und Mailänder zeigte sich Friedrich in der Folge freigebig gegen seine Anhänger. Dem Bischof Otbert von Cremona und seiner Kirche stellte er am 26. November eine Urkunde darüber aus, daß alle Allodien der gebannten Cremasken zu Gabiano und die Lehen, welche die Erben des Guido und Albert von Melegnano von der Kirche von Cremona zu Maleo im Mailändischen hätten, an die Kirche zu freier Verfügung gelangen sollten. Am 30. December belehnte er dann den Tinto Mussa de Gatta, einen berühmten Baumeister von Cremona*), dem er schon früher die gräflichen Rechte auf seinen eigenen Besitzungen zugestanden hatte, mit der Grafschaft der Insula Fulcheria, d. h. fast in dem ganzen Gebiete Cremas, wie mit der mailändischen Burg Prada und ihrem Bezirk.

Vor Allem kam es jedoch darauf an, die Stadt selbst zur Unterwerfung zu nöthigen, und doch zeigte sich, daß der Muth ihrer Bürger noch keineswegs gebrochen war. Auch neue Verstärkungen, welche das kaiserliche Heer erhielt, machten auf die Cremasken geringen Eindruck. Etwa im Anfange des Oktober erschien Herzog Welf mit ungefähr 300 Rittern vor Crema. Er hatte bisher sich wenig um die großen italienischen Lehen gekümmert, welche er vom Kaiser erhalten hatte. Nur einmal hatte er sich flüchtig in den Ländern des Mathildischen Hausguts gezeigt und dort auch die Huldigungen der Städte Tusciens und des Herzogthums Spoleto entgegengenommen; das damals gegebene Versprechen, jene Städte alsbald zu besuchen, hatte er bisher nicht erfüllt. Die schlimme Weise, wie durch Welf und seine Beamten die Reichseinkünfte in seinen lombardischen Lehen veräußert

*) In der für Tinto Mussa de Gatta ausgestellten Urkunde werden die getreuen Dienste desselben hervorgehoben. Man wird annehmen müssen, daß Tinto besonders als Baumeister den Kaiser bei der Belagerung von Crema unterstützte; vielleicht war der Cremoneser Thurm sein Werk. Dann ist Tinto bei dem Aufbau der Mauern Lodis besonders thätig gewesen. Wir wissen, daß er am 3. August 1160 mit diesem Bau begann. Ein Ort Gatta, dicht vor Lodi, soll von Tinto den Namen haben, vielleicht ist auch der große Addakanal bei der Stadt, La Muzza, nach ihm genannt worden. Die große Bedeutung, welche Architekten, wie Guintelmus, Tinto und Marchisius, damals in der Lombardei hatten, ist sehr bemerkenswerth und scheint bisher wenig gewürdigt.

waren, hatte den Kaiser veranlaßt auch hier die Regalien beizutreiben*), und dieses Eingreifen des Kaisers scheint Welf zumeist veranlaßt zu haben jetzt mit einer Vasallenschaar über die Alpen zu gehen, wohl mehr um seine eigene Autorität, als die des Kaisers zu wahren. Dennoch war die Hülfe der angesehenen Fürsten Friedrich sehr erwünscht, und er begegnete ihm in der ehrenvollsten Weise. Er räumte ihm das Lager am Serio ein, welches er bisher innegehabt hatte, und nahm selbst eine Stellung zwischen den Thoren von Ripalta und Ombriano in der Nähe der Cremonesen und des großen von ihnen erbauten Thurms. Etwa um dieselbe Zeit, wie Welf, kam auch Rainald, der nach Köln gegangen war, um sein Erzbisthum anzutreten, zum Kaiser zurück und führte dem Heere desselben ebenfalls 300 Ritter zu.

Schon war Crema so eng eingeschlossen, daß die Einwohner kaum einen Pfeilwurf weit aus der Stadt gehen, Niemand von außerhalb in die Stadt gelangen konnte; jeder Markt war der Stadt genommen, ihre Mühlen zerstört, das fließende Wasser ihnen abgeschnitten. Die Cremasken versuchten den eisernen Ring, der sie umschloß, zu sprengen. Wiederholt machten sie Ausfälle, bei denen sie bald mit den Deutschen, bald mit den Cremonesen oder Pavesen in Kampf geriethen. Oefters waren auch sie die Angegriffenen. So ergriffen eines Tages die Bergamasken, um ihre Tapferkeit zu zeigen, die Gelegenheit zum Kampfe und hielten in demselben vom Morgen bis zum Dunkel aus; vier vornehme Cremasken führten sie triumphirend als Gefangene heim.

Der hitzigste Ausfall wurde aus Crema gemacht, als sich der Kaiser auf kurze Zeit entfernte, um seine Gemahlin in S. Bassano zu besuchen. In der ersten Frühe stürmten die Belagerten aus dem Thor von Ombriano heraus und zogen mit Feuerbränden auf eine Wurfmaschine los, welche bei dem Zelte des Pfalzgrafen Konrad lag. Es gelang ihnen dieselbe in Brand zu stecken. Kaum aber war dies geschehen, so sammelten sich die Ritter Konrads, Ottos von Wittelsbach, Roberts von Bassavilla und anderer Fürsten, die nach jener Seite lagerten. Es entbrannte ein blutiger Kampf, bei dem vier Cremasken in die Hände der Kaiserlichen fielen. Die Deutschen nahmen sogleich die grausamste Rache an den Gefangenen; einem wurde der Kopf, einem anderen die beiden Beine, dem dritten beide Arme abgehauen, der vierte wurde unter vielen Qualen hingemartert. Der Kampf dauerte bis zum Abend

*) Vergl. oben S. 186.

und endete mit dem Rückzug der Belagerten nach der Stadt. Da aber an dem engen Thore die verfolgten Cremasken sich stopften, stürzten viele in den Stadtgraben und fanden dort ihren Tod, andere geriethen in die Gefangenschaft der Deutschen. Inzwischen war der Brand an der Wurfmaschine längst gelöscht worden und hatte keinen erheblichen Schaden angerichtet.

Der Kaiser war über diese Vorgänge, als er zurückkehrte, überaus erbittert und ließ sieben von den gefangenen Cremasken aufhängen; in Crema antwortete man ihm damit, daß man vier Gefangene auf den Wällen an den Galgen knüpfte. Um weitere Schreckmittel gegen den Feind in der Hand zu haben, ließ der Kaiser jetzt die in Pavia zurückgelassenen mailändischen Gefangenen in sein Lager bringen, wie auch die Geiseln von Mailand und Crema, die bisher zu Cremona aufbewahrt waren. Zu derselben Zeit wurden sechs vornehme Mailänder gefangen, die man betroffen hatte, als sie mit den Bürgern von Piacenza Verhandlungen pflogen; denn schon sann auch Piacenza auf offenen Abfall. Unter diesen Gefangenen war auch ein Neffe des Erzbischofs von Mailand, ein reicher und angesehener Mann.

Der Zorn des Kaisers war auf das Höchste gereizt. Die Belagerung des kleinen Crema raubte ihm schon viel mehr Zeit, als die des großen Mailand im Jahre zuvor, und mit jedem Tage wuchs die Gefahr weiteren Abfalls in Italien, wurde der Widerstand Mailands und seiner Anhänger nur noch mehr ermuthigt. Die Auflehnung Cremas war in seinen Augen der frevelhafteste Hochverrath. Um jeden Preis mußte er die Stadt zu Fall bringen, und kein Mittel schien ihm verwerflich, wenn es den Trotz des Feindes beugte. Sein unbeugsamer Sinn steigerte sich zur äußersten Starrheit, und der Kampf um Crema nahm so eine Gestalt an, die ihn für alle Zeiten ebenso denkwürdig als entsetzlich gemacht hat.

Der Kaiser machte kein Geheimniß daraus, daß er fortan keine Rücksichten der Menschlichkeit mehr gegen die Belagerten kennen würde. Er ließ ihnen verkündigen, daß er fortan den Krieg in seiner ganzen blutigen Strenge führen würde; Niemand solle sich mehr an seine Gnade wenden und seinen Schutz in Anspruch nehmen; denn Niemandem werde er mehr Schonung gewähren. Daß es ihm damit Ernst sei, zeigte er, indem er vierzig von den Geiseln und überdies jene sechs vornehmen mailändischen Gefangenen hinrichten ließ.

Inzwischen machte der Kaiser alle Vorbereitungen zu einem großen Sturm auf die Stadt. Er ließ an der Seite, wo er lagerte, ein Schutzdach von ganz ungewöhnlicher Größe nebst einem kleineren gegen den Stadtgraben führen, um die Zuschüttung desselben zu bewerkstelligen. Da die Arbeit langsam vorrückte, begab er sich selbst nach Lodi und verlangte, daß alle leeren Tonnen von dort nach Crema geschafft würden. Am anderen Tage brachte man von Lodi über 200 Tonnen herbei, die sofort mit Erde gefüllt und in den Graben geworfen wurden; außerdem schüttete man in denselben mehr als 2000 Wagenfuhren an Erde und Holz, welches die Lodesanen herbeischafften. So konnte man das Schutzdach bald bis in die Mitte des Grabens bringen, und schon ließ der Kaiser auch den großen Thurm der Cremonesen gegen den Graben vorschieben.

Als die Cremasken die Gefahr wahrnahmen, welche ihnen von diesem Thurme drohte, warfen sie auf denselben bei Tag und bei Nacht aus zahlreichen Wurfmaschinen die schwersten Steine. Zum Schutz des Thurmes griff der Kaiser dagegen zu dem verzweifeltsten und grausamsten Mittel. Er ließ alle Geiseln und Gefangenen von Crema und Mailand, die noch in seiner Hand waren, auf den gefährdeten Thurm bringen und von ihnen etwa zwanzig vornehme Greise und Jünglinge in mit Seilen befestigten Körben an den Seiten des Thurmes aufhängen; bei Nacht gab man ihnen Kerzen zu tragen, damit sie von den Ihrigen gesehen werden konnten. Die Städter, meinte der Kaiser, würden ihre Väter und Kinder nicht tödten wollen. Aber bei den Belagerten war der Patriotismus mächtiger, als jede Rücksicht auf ihre Angehörigen. Sie gewannen es über sich bei Tag und bei Nacht neue schwere Geschosse gegen den Thurm zu werfen, und mehrere der Geiseln fanden so durch ihre eigenen Landsleute ein entsetzliches Ende. Erst nach einigen Tagen ließ der Kaiser den Thurm, der bereits Schaden erlitten hatte, zurückziehen und die noch lebenden Gefangenen und Geiseln aus demselben bringen*). Sobald die Belagerten sich von der drängendsten Gefahr befreit sahen, nahmen sie für ihre getödteten

*) Nach dem Dichter von Bergamo, welcher den Kampf Friedrichs gegen Mailand besungen, soll der Kaiser Reue über seine Grausamkeiten empfunden und deshalb den Thurm zurückgezogen haben; auch soll er den Belagerten die Todten zur Bestattung ausgeliefert und ihnen auf einige Tage Waffenruhe gewährt haben. Die anderen Quellen berichten hierüber Nichts.

Eltern, Söhne und Freunde Rache: mehrere gefangene Deutsche, Cremonesen und Lodesanen wurden auf den Wällen und Brustwehren der Stadt vor den Augen des Kaisers hingerichtet.

Seitdem entspann sich ein scheußlicher Wetteifer in blutigen Rachewerken. Als der Kaiser in der nächsten Zeit in einer Versammlung der Fürsten vor dem Seriothore über zwei gefangene Cremasken Kriegsgericht halten und sie zum Tode verurtheilen ließ, drohten die Belagerten, wenn er das Urtheil vollstrecken sollte, zwei ihrer Gefangenen aufzuknüpfen. Der Kaiser spottete dieser Drohung und ließ die Hinrichtung vollziehen; aber sogleich übte man auf den Wällen von Crema vor den Augen des Kaisers die angedrohte Rache. Außer sich vor Zorn ließ er alle Geiseln und Gefangenen Cremas und Mailands, die noch am Leben waren, herbeibringen und eine lange Reihe von Galgen errichten. Seine Absicht war, sie alle den Frevel Cremas büßen zu lassen. Aber die Bischöfe und Geistlichen widersetzten sich einem solchen Blutvergießen; sie brachten es mindestens dahin, daß nur neun die Todesstrafe am Galgen erlitten und den Anderen das Leben geschenkt wurde. Um dieselbe Zeit machte Heinrich der Löwe von Crema aus einen Streifzug in das Mailändische, bei welchem zehn mailändische Ritter in seine Gefangenschaft geriethen. Unter ihnen war ein Mann von auffallender Schönheit und, wie seine prächtige Rüstung verrieth, von großem Reichthum. Er bot ein Lösegeld von 2000 Mark, und die Deutschen, durch seine gewinnende Erscheinung gerührt, baten den Kaiser um sein Leben. Aber weder das Lösegeld noch die Bitten seiner Krieger brachten es dahin, daß der Kaiser ihm oder einem anderen dieser Mailänder die Todesstrafe erließ.

Da man in Mailand glaubte, daß der Kaiser, ganz mit der Belagerung Cremas beschäftigt, den von seinen Leuten besetzten Burgen in ihrem Gebiet nicht werde Hülfe leisten können, faßte man den Plan, diese Besatzungen zu verjagen. So sandten die Mailänder gegen eine nach dem Comersee gelegene Burg, welche Manerbe*) genannt wird, ein Heer, angeblich von 20,000 Mann, welches die Burg umschloß. Gozwin von Heinsberg, welchem der Kaiser die Grafschaft Seprio und die Martesana übertragen hatte, schickte sogleich nach Crema, meldete

*) Wohl Erba in der Martesana, nahe dem Comersee; an Manerbio zwischen Brescia und Cremona kann nach der Bezeichnung der Lage nicht gedacht werden.

das Unterfangen der Mailänder und verlangte Unterstützung. Der Kaiser beschloß 500 Ritter abzuschicken. Aber Gozwin ging, ehe diese noch eintrafen, den Mailändern vor der Burg entgegen. Da zogen die Mailänder in der Furcht, daß auch der Kaiser anrücken werde, eiligst von der Burg ab und kehrten in ihre Stadt zurück. Gozwin verfolgte sie, machte reiche Beute und viele Gefangene. Indessen hatten die Mailänder Piacenza zu offenem Abfall bewogen; als der Kaiser hiervon Kunde erhielt und erfuhr, daß Piacenza nicht nur Mailand mit Lebensmitteln unterstützte, sondern auch nach Crema Hülfe zu senden beabsichtigte, hielt er es für gerathen, entschieden gegen die treulose Bürgerschaft aufzutreten und sprach auch gegen sie den Bann aus.

Schon war vor Crema der große Thurm der Cremonesen hergestellt und, um ihn besser zu schützen, mit doppelten Faschinen, Fellen und Leinwand umkleidet worden. So wurde er wieder vorgeschoben, und die Geschosse der Belagerten, die bei Tag und Nacht auf das Werk fielen, richteten jetzt geringeren Schaden an. Es gelang endlich, den Thurm bis in die Mitte des Grabens zu bringen. Inzwischen war das große Schutzdach, nachdem der Graben fast völlig zugeschüttet, bis nahe an die Mauer vorgerückt worden; unter demselben trieb man einen Sturmbock, einen gewaltigen eisenbeschlagenen Balken, gegen die Mauer. Es glückte eine erhebliche Breche in dieselbe zu machen, doch stellten die Belagerten hinter der Maueröffnung sogleich einen Wall von Erde und Holz her und errichteten auf demselben Brustwehren und Wurfmaschinen. Schwierig war es deshalb durch den Mauerspalt in die Stadt einzudringen. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, legten die Cremasken überdies eine Mine unter der Mauer an; sie hofften so zu dem Schutzdach gelangen und es in Brand stecken zu können. In der That kamen sie, nachdem die Mine geöffnet, bis an das Schutzdach; aber sie fanden an der Besatzung desselben, die von dem Thurm herab kräftig unterstützt wurde, eine so tapfere Gegenwehr, daß sie alsbald den Rückzug antreten mußten. Sie geriethen sogar in die Besorgniß, der Feind könne durch die geöffnete Mine in die Stadt eindringen, und beschlossen deshalb dieselbe wieder zu schließen. Der Kaiser ließ dagegen zur Vertheidigung seines Schutzdachs den Thurm bis hart an dasselbe vorschieben; aus den zahlreichen Schießlöchern des Thurms fiel ein so dichter Hagel von Steinen und Geschossen nach der Stadt, daß man dort die Brustwehren und die Wurfmaschinen verlassen mußte und

nicht einmal mehr zu den Mauern nach dieser Seite zu gehen wagte.

So ging das Jahr zu Ende. Schon sechs Monate war die Stadt vom Kaiser belagert; immer größer wurde ihre Bedrängniß, aber noch immer leistete sie den muthigsten Widerstand. Am 6. Januar (1160) zeigten sich die Belagerten wieder auf dem kürzlich aufgeführten Walle; ihre Absicht war durch das Werfen feuriger Stoffe das Schutzdach des Kaisers zu zerstören. Sie führten deshalb viele Fässer, mit dürrem Holz, Pech, Schwefel und anderen brennbaren Gegenständen gefüllt, auf den Wall; zugleich bauten sie hier ein Gerüst mit einer weit vorgeschobenen Brücke, von welcher durch eine Maschine Geschosse in eine Entfernung von zehn Ellen geschleudert werden konnten. Die Fässer wurden auf das Gerüst gebracht, in Brand gesteckt und auf das gefürchtete Werk geschleudert. Ein brennendes Faß nach dem andern fiel auf das Schutzdach des Kaisers herab, der selbst sich unter demselben befand und die Arbeiten leitete. Nur durch angestrengte Löschungsarbeiten von Morgen bis zum Abend gelang es, das Werk zu erhalten. Inzwischen hatten Pfalzgraf Konrad, Robert von Bassavilla, Otto von Wittelsbach und die anderen Fürsten, die vor dem Thore von Ombriano lagen, ähnliche Arbeiten, wie der Kaiser, unternommen. Sie hatten zahlreiche Schutzdächer gebaut und unter denselben den Graben an vielen Stellen mit Holz und Erde ausgefüllt; zugleich hatten sie mit Bogen und Wurfgeschossen den Cremasken auf den Mauern und innerhalb der Stadt große Verluste beigebracht.

Um diese Zeit stellte sich bei dem Kaiser ein sehr erfahrener Baumeister ein, Marchisius mit Namen. Er hatte bisher den Belagerten ausgezeichnete Dienste geleistet und ein außerordentliches Ansehen bei ihnen gewonnen, war aber durch Geld vom Kaiser und den Cremonesen Partei zu wechseln bewogen worden; unter großen Gefahren hatte er bei Nacht die Stadt verlassen. Der Kaiser schenkte dem Ueberläufer sogleich kostbare Gewande und ein Roß, welches er erst kürzlich für 12 Pfund Silber gekauft hatte; er verlangte zunächst von ihm den Bau eines hohen Gerüstes, welches zum Ersteigen der Mauern verwandt werden könne. Denn schon war er zu einem großen Sturme auf die Stadt entschlossen, deren Widerstand auf keine andere Weise mehr zu überwinden schien.

Marchisius machte sich sogleich an die Arbeit und baute ein mächtiges

hölzernes Gerüst, von welchem eine Brücke vorgeschoben werden konnte, die mehr als 40 Ellen Länge und 6 Ellen Breite hatte. Nachdem das Gerüst mit Faschinen gedeckt war, ließ der Kaiser es bis unmittelbar an den Thurm Cremonas heranbringen, der dicht hinter dem großen Schutzdach stand, welches fast die Mauer berührte. Dieses Schutzdach, eingeklemmt zwischen der Mauer der Stadt und dem großen Thurm, brachte jetzt mehr Hemmniß als Förderung; der Kaiser befahl deshalb es nun selbst in Brand zu stecken. Er hoffte, daß die Flammen auch die vorspringende Brücke der Cremasken ergreifen würden, fand sich aber hierin getäuscht. Dagegen erreichte er, was er besonders beabsichtigt hatte, daß der Thurm jetzt an die Stelle des Schutzdachs vorgeschoben und so bis auf wenige Schritte der Mauer genähert werden konnte. Als dies geschehen war, wurde das neue Werk des Marchisius unmittelbar an die Seite des Thurms gebracht.

Nach diesen Vorkehrungen wurde der 21. Januar zum Sturme auf die Stadt bestimmt. An diesem Tage ließ der Kaiser den Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach mit ihren Rittern den Thurm Cremonas besteigen, der gleichfalls mit einer Fallbrücke versehen war; andere deutsche Fürsten und Lombarden besetzten das Gerüst des Marchisius. Sobald von diesem die Brücke auf die Mauer Cremas niedergelassen war, sollte auch die Brücke des Thurms fallen und alle Ritter auf die Mauer stürmen und zugleich den Kampf beginnen. Die Brücken wurden gleichzeitig geworfen, und Pfalzgraf Konrad gelangte mit Otto von Wittelsbach und einigen Rittern glücklich auf die Mauer der Stadt. Sie warfen sich muthig den Cremasken entgegen; aber diese hatten den Sturm vorausgesehen und waren zum Widerstand gerüstet. Mit noch größerem Glück begegneten sie dem Angriff, der von dem Gerüst des Marchisius gemacht wurde, so daß die Italiener und Deutschen, welche hier über die Brücke vordrangen, bald zurückwichen und den Kampf aufgaben. Das Mißlingen dieses Angriffs vereitelte das ganze Unternehmen.

Auch dem Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach bereiteten die Cremasken den heißesten Kampf. Wiederholt wurde Otto durch feindliche Geschosse von der Mauer zurückgewiesen, drang aber immer wieder von Neuem vor. Den größten Gefahren setzte sich der junge Konrad aus, der durchaus nicht von der Mauer weichen wollte. Sein Fahnenträger Berthold stürzte sich mit einigen Rittern von der

Mauer mitten unter die Feinde, und hoffte, daß alle seine Waffenbrüder ihm folgen würden. Aber er blieb ohne Beistand und war bald rings von den Feinden umzingelt; er kämpfte wie ein Held, brachte Mehreren, die ihn angriffen, Wunden bei, wurde aber endlich gefangen und fand unter entsetzlichen Qualen sein Ende. Auch drei andere von Konrads Rittern fielen in die Hand der Feinde; die Cremasken hatten sie mit Haken von der Mauer zur Erde gerissen. Nach kurzer Zeit gelang es den Belagerten auch die Brücke des Thurms zu beschädigen; Steine und Wurfgeschosse, die unablässig aus sieben Maschinen auf die Brücke geschleudert wurden, zerstörten einen Theil der Bretter und Balken, so daß Niemand mehr dieselbe zu betreten wagte. Noch hielt sich Konrad mit mehreren Rittern auf der Mauer, aber die Belagerten setzten ihnen mit Steinen, Schwertern, Lanzen und Stangen so zu, daß sie endlich an den Rückzug denken mußten. Sie wurden verfolgt, und noch auf der schadhaften Brücke dauerte der Kampf fort. Konrad selbst kam glücklich nach dem Thurm hinüber; eine Verwundung, die er im Kampfe davon getragen, heilte nach kurzer Zeit. Einige seiner Ritter, welche nicht mehr über die Brücke gelangen konnten, stürzten sich in den ausgefüllten Graben.

Crema, welches schon durch den Verrath des Marchisius sehr entmuthigt war, hatte noch einmal den Angriffen der Belagerer einen heldenmüthigen und siegreichen Widerstand entgegengestellt, aber man konnte in der Stadt des Sieges nicht froh werden. Die Feindseligkeiten der Kaiserlichen gönnten den Bürgern keinen Augenblick mehr Ruhe. Der Thurm wurde zwar zur Herstellung der Brücke zurückgezogen, aber diese erfolgte schnell und bald sahen sich die Cremasken von einem neuen Sturme bedroht. Unablässig wurden bei Tages- und Nachtzeit Steine, Pfeile und andere Geschosse in die Stadt geworfen, und so gut wußten jetzt die Leute des Kaisers zu treffen, daß Niemand von den Belagerten sich mehr an die Maschinen wagte. Der Kaiser selbst, ein trefflicher Schütze, soll mehrere Cremasken getödtet haben.

Die Widerstandskraft Cremas war endlich gebrochen. Die steten Nachtwachen waren nicht mehr zu leisten; ein namhafter Theil der Bürgerschaft war in dem langen Kampfe untergegangen, der Rest schien neuen Anstrengungen nicht mehr gewachsen, und jede Aussicht auf einen Ersatz oder Entsatz durch die befreundeten Städte schwand. Schon verließen Viele die Stadt und gingen in das Lager des Kaisers, um

seine Gnade anzurufen. Auch die Zurückgebliebenen mußten an Unterwerfung denken. Vor Allem fürchteten sie die Erbitterung des Pfalzgrafen Konrad, der mehrere seiner tapfersten Ritter verloren hatte, und den eingefleischten Haß der Cremonesen, wenn die Stadt mit Gewalt genommen werden sollte. Sie beschlossen deshalb sich der Gnade des Kaisers anzuvertrauen und nahmen zunächst die Vermittelung des Patriarchen Peregrin von Aquileja und Herzog Heinrichs des Löwen in Anspruch; sie erklärten diesen Fürsten, nicht gegen den Kaiser, sondern gegen ihre erbittertsten Feinde, die Cremonesen, hätten sie die Waffen ergriffen; dem Kaiser sich zu unterwerfen seien sie bereit, aber der rachedürstenden Wuth Cremonas wollten sie sich nicht überliefern. Als der Kaiser die Absichten der Belagerten erfuhr, stellte er mit seinen Fürsten und Bundesgenossen die Bedingungen der Unterwerfung fest.

Die Sieger verlangten, wie nicht anders zu erwarten war, die Vernichtung der Stadt und sicherten den Belagerten Nichts als das nackte Leben. Die Mailänder und Brescianer in der Stadt sollten frei abziehen können, doch zuvor ihre Waffen und Pferde ausliefern. Die Cremasken sollten die Heimat verlassen und nur soviel von ihrer Habe mitnehmen dürfen, als sie auf dem Rücken fortschleppen könnten; obwohl sie alle das Leben verwirkt hätten, solle ihnen der Abzug aus Gnade gewährt werden, doch hätten sie nicht weiter auf Schonung zu rechnen, wenn sie diese Bedingungen zurückwiesen. Als die Forderungen des Kaisers in Crema bekannt wurden, gingen die Consuln mit den Mailändern und Brescianern, die ihnen so tapferen Beistand geleistet hatten, und mit ihren eigenen Mitbürgern zu Rathe. Man wußte, daß die Drohungen des Kaisers ernst waren, man dachte an die Zerstörung Tortonas und die Unterwerfung Mailands, man sah, daß das Schicksal Cremas bereits entschieden sei und es sich nur darum noch handeln könne, ob man das Leben sichern oder auch dies dem Feinde preisgeben wolle. Man wählte das Erstere, und so hart der Entschluß war, man entschloß sich die Bedingungen des Kaisers anzunehmen. Es wurde dies sogleich dem Kaiser erklärt, und durch Gesandte, die er in die Stadt schickte, wurden am Dienstag dem 26. Januar die Bedingungen der Unterwerfung in aller Form festgestellt.

Am folgenden Tage verließen die Mailänder und Brescianer waffenlos die Stadt. Gleichzeitig wandten die ebenso tapferen, als unglücklichen Cremasken ihrer Heimat den Rücken; keuchend unter dem

letzten Reste ihrer Habe, traten sie den schweren Gang in die Fremde an. Man erzählt, daß eine Frau alles das Ihrige zurückgelassen habe, um nur ihren kranken Mann, den die eigenen Füße nicht trugen, aus der Stadt zu bringen. Einen anderen Kranken trug der Kaiser selbst mit einigen seiner Ritter hinaus; auch brach er, als der traurige Zug der abziehenden Cremasken an einer engen Stelle sich stopfte, selbst ihm Bahn. Man hat dies aufzuzeichnen nicht vergessen, um darzuthun, daß er gegen den bewältigten Feind wieder Rücksichten der Menschlichkeit kannte. Für die Sicherheit des Abzugs war Herzog Heinrich von Oesterreich zu sorgen beauftragt. Der Abziehenden sollen mehr als 20,000 gewesen sein, doch scheint dabei die Bevölkerung des alten Crema zu hoch angeschlagen zu sein. Die Mailänder und Brescianer kehrten in ihre Heimat zurück; die Cremasken, die keine Heimath mehr hatten, zerstreuten sich in die umliegenden Ortschaften. Von den ihm ausgelieferten Waffen schenkte der Kaiser 300 Brustharnische, außerdem Beinschienen, Schilde und Helme den Lodesanen.

Als die Stadt von ihren Bürgern geräumt war, zogen die feindlichen Heere ein. Die Führer nahmen sogleich ganze Stadttheile in Besitz, um sich die zurückgelassene Beute zu sichern. Dies empfanden die niederen, beutelustigen Krieger übel und legten aus Neid und Wuth an verschiedenen Stellen Feuer an*). So wütheten die plündernden Krieger und das Feuer zugleich in der Stadt, und ehe noch die Raublust gesättigt war, hatte sich das Feuer über alle Theile Cremas verbreitet. Was von den Häusern die Flammen verschonten, zerstörten die Cremonesen und Lodesanen, trugen die Stadtmauern ab und schütteten die Gräben zu. Die Cremonesen, die sich besonders eifrig bei dem Zerstörungswerk zeigten, rissen auch mehrere Kirchen nieder.

Fünf Tage, bis zum 31. Januar, verweilte der Kaiser auf den Trümmern der Stadt. Ehe er dieselben verließ, befahl er den großen Thurm der Cremonesen und alle die anderen Belagerungsmaschinen, die man mit einem Kostenaufwande von mehr als 2000 Mark Silber erbaut hatte, zu zerstören. Er ging zuerst nach Lodi, aber schon am 3. Februar nach Pavia. An demselben Tage kehrten auch die Cremo-

*) Nach dem Dichter von Bergamo sollen besonders die Cremonesen den Brand angelegt haben.

nesen triumphirend in ihre Heimat zurück; ihre alte Feindin war endlich erlegen.

Die Stelle am Serio, wo Crema gestanden hatte, lag jetzt wüst und öde. Eine Stadt war vernichtet, die nicht durch ihre Größe und ihren Reichthum, aber durch ihre Rührigkeit und Tapferkeit eine Zeit lang eine hervorragende Stelle unter den lombardischen Communen eingenommen hatte. Nichts zeugte mehr für die Tüchtigkeit ihrer Bürger, als der siebenmonatliche Widerstand gegen den Kaiser und dessen weit überlegene Streitkräfte. Crema war besiegt, aber gerade in seinem Falle hatte es einen immerdar ruhmreichen Namen gewonnen. Wohl ist die Stadt alsbald wiederhergestellt worden, aber die frühere Bedeutung hat es nie wieder erlangt; in ihren Annalen sind die Blätter, welche von der Belagerung des Jahres 1159 handeln, die schönsten geblieben.

Der Kaiser war seines Sieges froh und verbreitete die Nachricht desselben sogleich nach allen Seiten. Er betonte, wie ihm der vollständigste Triumph zugefallen sei und er Nichts als das nackte Leben dem armen Volke der Stadt gelassen habe. Und damit nicht dies noch zu viel schiene, suchte er diesen Akt der Milde mit seinen königlichen Pflichten gewissermaßen zu rechtfertigen; denn die göttlichen und menschlichen Gesetze, fügte er hinzu, verlangen, daß dem Fürsten immerdar die Gnade zur Seite stehen müsse. Mit dem Kaiser frohlockten die ihm in Italien verbündeten Städte. Pavia bereitete ihm einen glänzenden Empfang und beging dann zur Verherrlichung des Sieges große Feste. An wahrem Ruhm hatte Friedrich vor Crema eher verloren, als gewonnen. Dennoch begreift sich seine Siegesfreude. Während mit jedem Tage, wo sich Crema hielt, seine Widersacher in Italien ermuthigt, die Roncalischen Beschlüsse mehr in Frage gestellt wurden, gab der Fall der Stadt seiner Autorität hier neues Gewicht, und er konnte hoffen nun bald jeden anderen Widerstand niederzuwerfen. Das Schicksal Cremas mußte auf alle seine Feinde in der Halbinsel entmuthigend wirken, und zu seinen Feinden gehörten nicht allein Mailand und der König von Sicilien, sondern auch die Mehrzahl der römischen Cardinäle.

Schon war ein neues Schisma in der römischen Kirche ausgebrochen, bei dem es sich wesentlich darum handelte, ob man mit dem neu sich erhebenden Kaiserthum den Frieden erhalten oder zum offenen

Angriffe gegen dasselbe, wie einst in den Tagen Gregors VII. übergehen solle. Alle die Fragen, welche ein halbes Jahrhundert lang zu blutigen Kämpfen geführt hatten und dann mehr durch einen Waffenstillstand beigelegt, als endgültig entschieden waren, welche seitdem alle dem Zusammenhang der Weltereignisse nachsinnenden Geister unablässig beschäftigten, alle diese Fragen drängten sich wieder in den Vordergrund der Geschichte. Der Kaiser, den sie persönlich auf das Unmittelbarste berührten, war entschlossen, sein kaiserliches Recht auch gegen das Papstthum zu wahren, jedem unbegründeten Anspruche desselben mit voller Entschiedenheit zu begegnen. Als kein geringes Glück mußte es ihm da erscheinen, daß er, mit Siegeslorbeeren geschmückt, in den Kampf gegen das Gregorianische System, wie es von Neuem von Rom aus verkündet wurde, einzutreten vermochte.

7.

Ausbruch des Schisma.

Die letzten Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Hadrian IV.

Die neue Erhebung des Kaiserthums hatte Hadrian IV. immer mit mißgünstigen Augen angesehen; ein so hochstrebender und selbstbewußter Geist, wie der des neuen Kaisers, erweckte ihm Argwohn und Mißtrauen. Mochte er auch eine Zeit lang Friedrichs Bundesgenossenschaft gesucht, mochte er nach Lösung des Bundes, um die unabsehbaren Folgen eines jähen Bruchs zu vermeiden, im letzten Augenblick wieder versöhnliche Schritte gethan haben, nie gewann er doch Vertrauen zu einem Manne, dem es ganz an jener Devotion fehlte, welche die römische Curie längst von den Fürsten beanspruchte und bei den meisten zu finden gewohnt war.

Mit Besorgniß sah es Hadrian, daß Friedrich zum zweiten Male über die Alpen kam, so versöhnliche Gesinnungen seine Legaten auch beim Kaiser gefunden hatten. Mit Furcht erfüllte ihn die Unterwerfung Mailands, der reichsfeindlichen Stadt, mit welcher er in freundlicher Verbindung stand. Nichts aber erbitterte ihn mehr als die Roncalischen

Beschlüsse, zumal der Kaiser diesen alsbald auch im römischen Tuscien und in der Campagna, wie in dem Mathildischen Hausgut, auf welches die römische Curie ihre Ansprüche nie aufgegeben hatte, Geltung gab und auch dort Reichssteuern beitrieb.

Je mehr sich der Papst aber dem Kaiser entfremdet fühlte, desto näher trat er König Wilhelm von Sicilien, mit dem ihn gemeinsame Interessen gegen Friedrich verbanden. Denn die wachsende Macht des Letzteren, der seit seiner Erhebung von der feindlichen Politik seiner Vorfahren gegen Sicilien nicht abgewichen war, bedrohte die Normannenherrschaft in Italien mit dem Untergange, und es lag in der Natur der Dinge selbst, daß Wilhelm Nichts unversucht lassen mußte, um in der Halbinsel den Widerstand gegen Friedrich zu unterhalten. Die Verhältnisse seines Reichs hatten sich gerade damals günstiger gestaltet. Seine Schiffe hatten einen glücklichen Zug nach den griechischen Küsten unternommen und der Flotte Kaiser Manuels eine schwere Niederlage beigebracht; er hatte dann auch sofort den glücklichen Moment benutzt, um nach so langen, bedenklichen Kämpfen einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit den Griechen zu schließen. Zugleich war es ihm gelungen den Aufstand in Campanien und Apulien völlig zu bewältigen; Andreas von Rupecanina und Robert von Bassavilla hatten sich schließlich wieder zu Friedrich begeben, auf dem ihre letzten Hoffnungen ruhten. Wilhelm konnte jetzt daran denken, den Kampf gegen den Staufer aufzunehmen, und in demselben mußte ihm die Unterstützung des Papstes von unberechenbarem Werthe sein.

Allerdings zögerte Hadrian mit dem glückreichen Kaiser, hinter dem die ganze Kirche Deutschlands und der größte Theil des lombardischen Episcopats stand, offen zu brechen. Er hatte den Cardinal Guido von Crema zu dem Roncalischen Tage gesendet, und noch später war der Cardinal Heinrich im Lager des Kaisers erschienen, um Verhandlungen zu pflegen, die auf die Herstellung eines neuen Bundesverhältnisses abzuzielen schienen. Aber bei jeder Gelegenheit zeigte sich doch die dem Kaiser abgeneigte Gesinnung des Papstes. Zuerst war sie bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls von Ravenna deutlich hervorgetreten. Dem Kaiser lag viel daran, daß der Nachfolger Anselms eine ihm durchaus ergebene Persönlichkeit sei. Er hatte deshalb die Wahl des jungen Guido, eines Sohns des Grafen von Biandrate, betrieben und durchzusetzen gewußt. Die Wahl war in Gegenwart

eines kaiserlichen und päpstlichen Gesandten, des Bischofs Hermann von Verden und des Cardinals Hyacinth, einstimmig erfolgt. Der Erwählte war aber früher auf Ansuchen des Kaisers selbst vom Papste unter den römischen Klerus aufgenommen worden und bekleidete damals die Stelle eines Subdiakonen in der Stadt. Der Kaiser sandte deshalb den Bischof Uguccio von Vercelli mit einem Schreiben an den Papst, um die Entlassung Guidos aus dem Verbande des römisches Klerus und die Weihe desselben zu erwirken. Hadrian wies jedoch die Bitte des Kaisers entschieden zurück, und auch Bischof Hermann von Verden, der dann im kaiserlichen Auftrag nach Rom ging, vermochte nicht den Sinn des Papstes zu ändern. Trotzdem erhielt Friedrich die Wahl Guidos aufrecht und erkannte ihn als Erzbischof von Ravenna an.

Ernstlichere Folgen hatte wenig später ein anderer Vorgang. Schon seit mehreren Jahren war zwischen Bergamo und Brescia Streit wegen der Burgen Volpino, Ceredello und Caolino, Lehen des Bischofs von Brescia in der Valle Camonica, in deren Besitz Brusato, ein angesehener Bergamaske, gewesen war, sie dann aber ohne Einwilligung des Bischofs an die Stadt Bergamo verkauft hatte. Diesen Kauf hatten die Brescianer nicht anerkannt und das Lehnsgesetz Friedrichs von 1154 schien ihnen ein Recht darauf zu geben. Aber sie suchten ihr Recht mit Gewalt zu gewinnen, verwüsteten das Gebiet von Bergamo und verachteten die Aufforderung des Kaisers den Rechtsweg zu betreten. Im März 1156 war es dann zu einer blutigen Schlacht bei Palosco*) zwischen den Brescianern und Bergamasken gekommen, in welchen die Letzteren eine schwere Niederlage erlitten und am 21. März die erkauften Burgen der Kirche von Brescia abtreten mußten. Die gefangenen Bergamasken wurden darauf entlassen, mußten aber zuvor schwören, keine Klage gegen Brescia vor den Kaiser zu bringen. Trotzdem ergriff Friedrich für Bergamo Partei und erklärte den zwischen den beiden Städten geschlossenen Friedensvertrag für ungültig. Sobald sein Heer wieder in der Lombardei erschienen war, mußte Brescia den Friedensbruch schwer büßen, doch wurde der Rechtsstreit nicht ausgetragen, und Brescia war noch im Besitz Volpinos und der anderen

*) Palosco im Gebiete Bergamos, westlich vom Lago d'Iseo, welcher die Grenze zwischen den Territorien von Brescia und Bergamo hier bildet; Volpino und die dazu gehörigen Orte liegen etwas nördlich vom See.

Burgen. Je weniger es zweifelhaft schien, daß der Kaiser gegen Brescia, welches aufs Neue seinen Zorn gereizt hatte, ein mißgünstiger Richter sein werde, um so mehr glaubte sich der Papst der Kirche dieser Stadt annehmen und einen richterlichen Spruch gegen ihr Interesse verhüten zu müssen.

Deshalb erließ Hadrian ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er ziemlich unverhohlen ihm untersagte den Rechtsstreit zwischen Brescia und Bergamo zur Entscheidung zu bringen. Noch verletzender, als der Inhalt des Schreibens, war die Art, wie es an den Kaiser gelangte. Ein ärmlicher Bote nöthigte es gleichsam mit Gewalt ihm auf und verschwand spurlos, ehe es noch verlesen war. Der Kaiser fühlte sich schwer beleidigt; er beschloß dem Papst eine Antwort durch eine vornehme Persönlichkeit zugehen zu lassen, gab aber der Kanzlei den Befehl, daß nicht nur in der Aufschrift des Antwortschreibens sein Name dem des Papstes vorangestellt, sondern auch im Context der Papst mit „Du“ statt „Ihr“ angeredet werde. Es entsprach dies dem früheren Gebrauche der kaiserlichen Kanzlei, der erst in der Zeit Konrads III. verlassen war. Der Kaiser wußte recht wohl, daß diese Rückkehr zu der alten Sitte in Rom großen Anstoß erregen würde, aber er erklärte: entweder solle der Papst an den ehrerbietigen Formen festhalten, welche dessen Vorgänger gegen die Kaiser beobachtet hätten, oder er müsse sich gefallen lassen, daß der Kaiser fortan dieselben Formen brauche, welche seine Vorgänger gegen die Päpste eingehalten. In der That steigerte dieser Streit um Formalitäten die Gereiztheit des Papstes auf das Höchste. Man erzählte sich, daß er schriftlich Mailand und andere Städte zum Abfall aufgemuntert habe. So wenig wahrscheinlich das ist, wird doch kaum zu bezweifeln sein, daß ihm der Aufstand Mailands erwünscht kam.

Man stand vor einem neuen offenen Bruche zwischen Kaiser und Papst. Aber es fehlte in der Curie nicht an Männern, die ihn aufzuhalten suchten. Dazu gehörte nicht allein der dem Kaiser schon lange nahe stehende Cardinal Octavian mit seinem ganzen Anhange, sondern auch jener Cardinal Heinrich, der noch jüngst als Friedensbote zum Kaiser gegangen war. Der Letztere wandte sich an Bischof Eberhard von Bamberg, bei dem er wiederholt in seinen Bestrebungen Unterstützung gefunden hatte, jetzt schriftlich mit der Bitte, sich des Friedens anzunehmen, für den sie Beide gearbeitet hätten und der jetzt wieder ernstlich bedroht sei.

In dem uns erhaltenen Schreiben bezeichnet Heinrich die stilistischen Neuerungen in dem letzten Schreiben des Kaisers als Beweise veränderter Gesinnung gegen den Papst und spricht die Besorgniß aus, daß alle ihre bisherigen Bemühungen vergeblich gewesen seien; er fordert Eberhard dringend auf, für die Ehre und Freiheit der Kirche einzutreten und dafür zu sorgen, daß die früheren ehrerbietigen Formen gegen den Papst gewahrt blieben. So lange, meint er, die Verhandlungen durch Männer geführt würden, welche die kanonischen Bestimmungen und die kirchlichen Dinge nicht kennten, würden die Friedensverhandlungen nicht zum Abschluß gelangen; wenn aber Eberhard und der Magdeburger Propst die Last dieser Verhandlungen auf sich nähmen und selbst nach Rom kommen wollten, würden alle Schwierigkeiten leicht gehoben werden. Wenn übrigens, schließt der Brief, sich Niemand findet, der die erzürnten Gemüther zu besänftigen und das Aergerniß zu heben vermag, können die Verhältnisse zu einer Entscheidung drängen, und was jetzt noch besteht, kann die Macht der Umstände niederwerfen. Man wird diese Andeutungen dahin verstehen müssen, daß die Gefahr einer Verständigung des Papstes mit den Feinden des Kaisers drohe, wofern nicht alsbald ein Friedensvertrag mit diesem zu Stande kommen sollte. Auch an den Kaiser selbst richtete der Cardinal ein Schreiben, welches uns jedoch nicht aufbewahrt ist.

Merkwürdig ist die Antwort Eberhards an den Cardinal. Er betheuert, daß er an der Sache, die ein solches Aergerniß gegeben habe, völlig unschuldig sei; nur mit Mühe habe er entdeckt, was zu so großen Schmerzen den Anstoß gegeben und er nicht genug bedauern könne. Der Feind, bemerkt er mit Anspielung auf das evangelische Gleichniß vom Sämann*), habe Unkraut zwischen den Weizen gesäet, nämlich zwischen die Friedensverhandlungen, die nicht sowohl von ihm selbst, als vom Cardinal ausgegangen seien. Uebrigens ließen sich alle üblen Dinge auf gute Anfänge zurückführen**). Die kaiserlichen Briefe früherer Zeit seien in einer Form abgefaßt, welche der Schlichtheit und

*) Matth. 13, 25.

**) „Omnia mala a bonis principiis orta sunt" schreibt Eberhard mit Beziehung auf die Worte des Sallust (Cat. c. 51): Omnia mala exempla ex bonis orta sunt.

Geradheit der Vorfahren entsprochen, wo man sich noch nicht um „Du" und „Ihr", wie um die Voranstellung der Namen gekümmert habe, jetzt sei das Alles freilich anders geworden. Auf dem älteren Herkommen beruhe die Abweichung von der modernen Sitte, doch sei sie zunächst dadurch veranlaßt worden, daß die schon erstickte Flamme durch das Schreiben des Papstes über den Streit zwischen Brescia und Bergamo wegen der Burgen und die verächtliche Weise, wie dieses Schreiben dem Kaiser mitgetheilt, aufs Neue angefacht sei. Nichts solle damit beschönigt, sondern nur der Grund des Uebels angedeutet werden, damit der Cardinal und andere kluge Leute leichter es beseitigen könnten.

„Wir sagen und schreiben," fährt Eberhard fort, „täglich von hüben und drüben: „Kommt her! Kommt her!" und wieder: „Wir kommen, wir kommen." Aber in Wahrheit sitzen wir still; wir sitzen mit Eurem Verlaub und gähnen. Wir sitzen, meine ich, wie einer in der römischen Republik sagte, bei Nacht den Tag und bei Tag die Nacht erwartend, und gehen mit aller unserer Weisheit zu Grunde*). Was mich betrifft, sage ich Euch im Vertrauen: Ich will nicht der Träger einer schlechten Botschaft sein und werde nicht zu Euch kommen, um bittere Dinge zu hören oder zu sagen. Worte treffen auf Worte, wie „dräuende Speere auf Speere" **). Wo ist Weisheit, wo Verstand in Reich und Kirche? Gott bewahre uns vor denen, von denen es heißt: „Sie wußten keinen Rath mehr" ***). Saget aber nicht mehr zu uns: „Kommt her!", sondern kommt vielmehr Ihr selbst, die Ihr die Schlüssel der Weisheit habt, kommt ohne Einladung und belehret uns, Eure Söhne, nicht in Bitterkeit des Herzens, sondern in Güte und vieler Milde. Gnade Gott denen, die, Oel in das Feuer gießend, zwischen Vater und Sohn, Reich und Kirche Zwietracht säen. Ich bin ein Narr geworden, dazu habt Ihr mich gezwungen †). Um Gotteswillen

*) „Sedemus, inquam, ut ait quidam in Romana republica, nocte diem, die noctem expectantes, et iam prudentes et scientes perimus." Ich kann die Stelle, wie sie angegeben ist, in der klassischen Literatur nicht nachweisen; der Schluß erinnert an die Worte des Terenz (Eun. I. 1. 27): „Prudens, sciens, vivus vidensque pereo."

**) Quasi „pila minantia pilis." Entlehnung aus Luc. Phars. I. 7.

***) Psalm 107, 27.

†) 2 Cor. 12, 11.

mögen gute Boten zu uns kommen, welche den Frieden bringen, als die Weisen, die uns lehren wohl oder übel auf ihn zu bringen, und mit Gottes Hülfe soll dann in gewohnter Weise geschrieben werden. „Thränenreichem Beginn wird glückliches Ende dann folgen“ *) und „die Traurigkeit in Freude verkehrt werden“ **). — Der Kaiser verließ, als Euer Bote kam, wegen gewisser geheimer Geschäfte plötzlich das Lager. Deshalb habe ich weder auf meine Vorstellungen eine bestimmte Antwort von ihm herauslocken können, noch werdet Ihr in nächster Zeit ein Schreiben von ihm erhalten. Aber Ihr kennt ihn: er liebt, die ihn lieben, Anderen entfremdet er sich, da er noch nicht ganz gelernt hat auch seine Feinde zu lieben.“

Bischof Eberhard schrieb auch an den Papst selbst. Er entschuldigte seine Kühnheit als des heiligen Vaters Rathgeber aufzutreten mit der großen Gefahr, welcher der Kirche drohe. Aus jenem Krater, welchen der Prophet***) heißsiedend nach Mitternacht gesehen habe, beginne das Feuer schon in schwachen Funken hervorzubrechen; noch stehe er im Rauch und noch schlügen die hellen Flammen nicht auf, doch es sei zu befürchten, daß ein Wortstreit das Feuer zum Ausbruche bringen werde und dieses dann Kirche und Reich ergreife. Er habe weder dem Kaiser noch dem Papste Worte und Thaten vorzuschreiben, aber er hege den Wunsch, daß der Friede erhalten bleibe; mehr komme darauf an, das Feuer sofort zu ersticken, als darüber zu streiten, von welcher Seite es veranlaßt sei, und er wage deshalb dem Papste den Rath zu geben, dem Kaiser, seinem Sohne, freundlich und versöhnlich zu schreiben, um mit väterlicher Liebe ihn zu sich zurückzurufen, da er ja ihm alle Ehre zu erweisen bereit sei. „Samuel,“ schließt der Brief, „umarme seinen David und lasse sich nicht mehr von ihm trennen, damit das Kleid keinen Riß erleide, Gott geehrt und die katholische Kirche sich in Ruhe des Gehorsams erfreue.“

Der Rath Eberhards, daß von Rom aus versöhnliche Schritte gethan werden sollten, schien gute Aufnahme gefunden zu haben. Denn in der Mitte des April 1159 erschienen vor dem Kaiser die Cardinäle

---

*) „Flebile principium melior fortuna sequetur,“ ein von Schriftstellern des Mittelalters öfters angeführter Vers, dessen Ursprung mir unbekannt ist.

**) Ev. Johann. 16, 20.

***) Jeremias 1, 13.

Heinrich und Guido von Crema, friedliche Männer, mit freundlichen Worten. Sie erklärten dem Kaiser, daß der Papst bereit sei, den im Jahre 1153 zwischen seinen Vorgängern und Friedrich geschlossenen Friedensvertrag zu erneuern. Die Antwort des Kaisers ging dahin, daß er den Vertrag bisher getreu gehalten habe, aber fortan nicht mehr an ihn gebunden sein wolle, da derselbe vom Papst verletzt sei, indem er sich auf eigne Hand mit dem Sicilier verständigt habe*); er fügte hinzu, daß er bereit sei über die zwischen ihm und dem Papste streitigen Punkte — es waren offenbar dieselben, die er schon zu Augsburg dem Cardinal Heinrich bezeichnet hatte, — sich einer richterlichen Entscheidung nach weltlichem oder kanonischem Rechte, oder im Falle eine solche Entscheidung Bedenken erregen sollte, einem Schiedsspruch von Fürsten und Klerikern zu unterwerfen, wenn das Gleiche auch vom Papste geschähe. Die Cardinäle hörten dies gern, wagten aber ohne die Ansicht des Papstes zu kennen, nicht auf das Anerbieten des Kaisers einzugehen. Es wurden deshalb Boten nach Rom gesandt. Die Antwort des Papstes überbrachten die Cardinäle Octavian und Wilhelm; der eine längst dem Kaiser nahe stehend, der andere, früher Archidiakon zu Pavia, eine ihm kaum minder genehme Persönlichkeit. Aber die Aufträge, welche sie hatten, waren wenig geeignet den Frieden zu fördern.

Der Papst erklärte abermals, daß er keinen anderen Vertrag eingehen wolle, als den vom Jahre 1153; zugleich aber erhob er gegenüber den Beschwerden des Kaisers mehrere Forderungen der bedenklichsten Art. 1) Der Kaiser solle fortan ohne Mitwissen des Papstes keine Gesandten nach Rom schicken, da alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dort dem heiligen Petrus gehörten. 2) Von den Besitzungen des Papstes solle das Fodrum nur bei der Fahrt zur Kaiserkrönung erhoben werden. 3) Die Bischöfe Italiens sollten dem Kaiser nur den Treueeid, nicht den Eid der Mannschaft leisten, und die kaiserlichen Gesandten nicht Herberge in den bischöflichen Palästen verlangen dürfen. 4) Der römischen Kirche sollten ihre Besitzungen und die Tribute von Ferrara, Massa und Ficcarolo, von dem ganzen Mathildischen Hausgut, allem Lande zwischen Aquapendente und Rom, dem Herzogthum Spoleto, wie den Inseln Sardinien und Corsica zurück-

*) Vergl. oben S. 100. 101.

gegeben werden. Augenscheinlich waren diese Forderungen besonders darauf gerichtet, in einem großen Theile Italiens die Beschlüsse des Roncalischen Tages wieder außer Kraft zu setzen und hier dem Papste die oberherrlichen Rechte zu sichern.

Der Kaiser, welchen die Gesandten gegen Ende des Mai im Mailändischen angetroffen haben werden, antwortete auf die päpstlichen Forderungen, daß er ohne Zustimmung der Fürsten keine Entschließung fassen könne, doch wolle er nicht unterlassen, ohne Präjudiz für die Folge seine Ansichten zu äußern. Den Eid der Mannschaft verlange er von den Bischöfen Italiens nicht, wenn sie auf die Regalien verzichten wollten; die Einkehr der kaiserlichen Gesandten in die bischöflichen Wohnungen sei ungerechtfertigt, wenn die Bischöfe auf ihrem eignen Grund und Boden wohnten; die Paläste der Bischöfe aber auf königlichem Boden gehörten dem Könige und müßten deshalb den Gesandten desselben offen stehen. Wenn der Papst verlange, daß keine kaiserlichen Gesandten ohne sein Einverständniß nach Rom geschickt werden sollten, weil dort alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dem Papste gehörten, so handle es sich um einen wichtigen und der gründlichsten Erwägung bedürftigen Punkt; denn nach göttlicher Anordnung werde der Kaiser „römischer Kaiser“ genannt und sei ein solcher, er trage aber nur einen leeren und wesenlosen Namen, wenn die Stadt Rom ganz seiner Gewalt entzogen werde. Was der Kaiser in Bezug auf den zweiten und vierten Punkt erwidert hat, wissen wir nicht.

Den Forderungen des Papstes gegenüber betonte der Kaiser abermals die schon öfters erhobenen Beschwerden, daß der Vertrag, wonach der Papst mit den Griechen, den Siciliern und den Römern kein besonderes Abkommen habe treffen können, gebrochen sei, daß die Cardinäle ohne kaiserliche Erlaubniß frei das Reich durchzögen, daß sie in den königlichen Palästen der Bischöfe Wohnung nähmen und die Kirchen aussögen, daß ungerechtfertigte Appellationen vom Papste angenommen würden u. s. w. Eine Erneuerung des früheren Vertrags wies er auch jetzt entschieden zurück. Zugleich aber erklärte er sich aufs Neue in Gegenwart aller deutschen und italienischen Bischöfe, Laienfürsten, Barone und Vasallen bereit, alle zwischen ihm und dem Papste streitigen Punkte einer richterlichen Entscheidung oder einem Schiedsspruch zu unterwerfen, wenn der Papst das Gleiche zu thun entschlossen sei.

Obwohl die Legaten erwiederten, daß man dem Papst nicht wohl einem Proceß unterwerfen und vor ein Gericht stellen könne, traten sie endlich doch einem Vorschlag nicht entgegen, wonach zur Untersuchung der gegenseitigen Streitpunkte ein Schiedsgericht von sechs Cardinälen von Seiten des Papstes und sechs Bischöfen von Seiten des Kaisers eingesetzt werden sollte. Sie meldeten dem Papst im Einverständniß mit dem Kaiser den Verlauf der in Lodi und vor Crema fortgesetzten Verhandlungen und baten ihn andere Cardinäle für das Schiedsgericht zu senden. Aber der Papst weigerte sich auf den Vorschlag einzugehen und Cardinäle zu schicken. Damit kamen die bis etwa Mitte des Juli fortgesponnenen Verhandlungen zum Abbruch; jede Hoffnung, ein Abkommen zwischen Kaiser und Papst zu treffen, schien aufgegeben werden zu müssen. Dennoch entschloß sich der Kaiser noch einmal auf Zureden der Cardinäle eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, sie sollte mit dem Papste, wenn er dazu geneigt wäre, einen Friedensvertrag vereinbaren, weigere er sich, mit dem römischen Senat ein Abkommen treffen.

Denn schon während der letzten Verhandlungen waren Gesandte des römischen Senats im Lager des Kaisers erschienen. Sie sollten den Zorn des Kaisers über die Vorgänge bei seiner Krönung zu beschwichtigen und einen Friedensvertrag mit ihm zu schließen suchen. Als sie die Forderungen des Papstes, welche auch sie so nahe angingen, in Erfahrung brachten, waren sie darüber erstaunt und voll Unwillen. Um so geneigter zeigte sich der Kaiser auf ihr Anliegen einzugehen, den ihm dargebotenen Gehorsam der Römer entgegenzunehmen; er schien die früheren Unbilden derselben völlig vergessen zu wollen. Die Gesandten fanden die freundlichste Aufnahme und wurden nach einigen Tagen ehrenvoll entlassen. Bald gingen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Propst Heribert von Aachen, begleitet von Guido von Biandrate, nach Rom, um mit den Römern wegen Aufrechthaltung ihres Senats und der Einsetzung des Präfecten Vereinbarungen zu treffen, wenn es ihnen nicht noch gelingen sollte mit dem Papste die Verhandlungen über die streitigen Punkte zum Abschluß zu bringen und einen Vertrag mit ihm zu schließen.

Die kaiserlichen Gesandten werden etwa im Anfang August nach Rom gekommen sein. Sie wurden von dem Senate und dem Volke ehrenvoll empfangen, vergaßen aber gegenüber dem römischen Stolze

so wenig von ihrer Würde, daß sie sich mehr suchen ließen, als sie die Führer des Volks suchten. Mit dem Papste, der schon gegen Ende des Mai die Stadt verlassen hatte und damals in Anagni verweilte, traten sie durch Boten in Verbindung, doch waren ihre Bemühungen nach dieser Seite, wie vorauszusehen war, ohne allen Erfolg.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die letzten Verhandlungen mit dem Kaiser, wenn auch von den dabei thätigen Cardinälen in aufrichtiger Absicht, doch von dem Papste nur zum Schein geführt waren. Denn zu derselben Zeit stand er bereits zu den Gegnern des Kaisers in den engsten Beziehungen. Nur deshalb wird er sich nach Anagni begeben haben, um den Grenzen des Siciliers näher zu sein, und die sogenannte sicilische Partei in dem Cardinalcollegium war es, die ihm hierhin das Geleit gab. Es ist gewiß richtig, was schon damals behauptet wurde, daß er mit König Wilhelm bereits einen Bund gegen den Kaiser geschlossen hatte. Zugleich aber verhandelte er auch mit den Mailändern und ihren Bundesgenossen, obwohl sie gegen den Kaiser in den Waffen standen. Als er Rom verließ, soll er gesagt haben: „Octavian, den ich nach der Lombardei gesandt habe, will die Mailänder bannen, aber ich habe die Mailänder wissen lassen, daß sie sich um ihn nicht kümmern, sondern mit Brescia tapfer im Kampfe gegen den Kaiser aushalten; ich habe mit ihnen solche Abmachungen getroffen, daß der Kaiser, durch sie aufgehalten, nicht nach Rom kommen kann.“ Schwerlich hat der Papst solche Aeußerungen gethan, aber gut bezeugt ist, daß gegen Ende des Juli oder im Anfange des August Gesandte von Mailand, Brescia und Piacenza in Anagni beim Papste erschienen und mit ihm eine Vereinbarung zu Stande brachten, nach welcher sie ohne Einwilligung des Papstes oder seines katholischen Nachfolgers mit dem Kaiser keinen Frieden schließen, kein Abkommen treffen durften; das Gleiche versprach der Papst den Städten und verhieß überdies, daß er innerhalb vierzig Tage den Bann über den Kaiser aussprechen werde. Diese Vereinbarung wurde im Namen der genannten Städte, zugleich auch Cremas beschworen; von Seiten des Papstes wurde dagegen ein Eid nicht geleistet.

Es ist klar, daß der Bruch zwischen Kaiser und Papst bereits erfolgt war, daß sich Hadrian ganz auf die Seite der Reichsfeinde gestellt und der heilige Vater selbst den hartnäckigen Widerstand Cremas ermuthigt hatte. Er war entschlossen jetzt den Bannstrahl gegen Friedrich

zu schleudern, worauf schon längst die Cardinäle der sicilischen Partei gedrungen haben sollen. Aber ein plötzlicher Tod raffte ihn hin, ehe er den Kampf gegen den gehaßten Staufer eröffnet hatte. Hadrian starb in der Nacht auf den 1. September zu Anagni; nach glaubwürdigen Nachrichten war ein Bräuneanfall die Ursache seines Todes, doch verbreitete sich bald das Gerücht, daß der Stich einer bösen Fliege, die bei einem Trunk Wasser ihm in den Mund gekommen, sein Ende herbeigeführt habe.

Die fünf Jahre, die dieser Engländer auf dem Stuhl Petri gesessen hatte, waren eine Zeit unablässiger Kämpfe gewesen. Diese Kämpfe waren großentheils von ihm selbst hervorgerufen worden, und muthlos hat er sich nie in ihnen gezeigt. Sein Ziel war die Herrschaft der römischen Kirche, wie sie Gregor VII. geplant hatte, nach allen Seiten aufzurichten, und nicht unerhebliche Erfolge hatte er in dieser Richtung gewonnen. Aber er hinterließ doch die Kirche in sehr gefahrvoller Lage, und es muß als ein fragliches Verdienst erscheinen, daß er den Frieden mit dem Kaiserreich, welchen seine Vorgänger über ein Menschenalter erhalten hatten, hinfällig machte. Seine letzten Tage hatten nur dazu gedient, einen neuen Bruch zwischen Kirche und Reich herbeizuführen, und das Reich hatte damals einen so mannhaften Vertreter, wie man ihn seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Die Wahl Alexanders III. und Victors IV.

Obwohl der Tod Hadrians unerwartet eintrat, hatte man doch schon längere Zeit an die Wahl seines Nachfolgers gedacht. Die kaiserliche Partei der Cardinäle konnte da Niemand anders in das Auge fassen, als den Cardinal Octavian, der seit längerer Zeit Friedrich nahe stand und weitverzweigte Verbindungen in der Stadt und der Campagna besaß. Aber Hadrian soll bereits, als er Rom verließ, gesagt haben, er habe Veranstaltungen getroffen, daß ihm Octavian nicht folgen werde. Auch wird berichtet, daß der Papst die in Anagni ihn umgebenden Cardinäle eidlich verpflichtet habe, im Falle seines Todes den Bann über den Kaiser auszusprechen und dessen Macht bis zum letzten Athemzuge zu bekämpfen, ferner Niemanden zum Papst zu wählen, der nicht diesen Eid geleistet; ebenso sollen die suburbicarischen Bischöfe zu einem

Schwure bestimmt worden sein, daß sie nur einem durch jenen Eid Gebundenen die Weihe ertheilen würden.

Sehr begründet sind die Zweifel, ob eine solche die kanonischen Bestimmungen verletzende Verschwörung bestanden habe, aber mehr als wahrscheinlich bleibt doch, daß die Cardinäle der sicilischen Partei, an deren Spitze der Kanzler Roland stand, schon vor dem Tode des Papstes Verabredungen getroffen hatten, um Octavians Wahl zu vereiteln und einen aus ihrer Mitte auf den Stuhl Petri zu erheben, und daß solche Verabredungen jetzt ihr Verhalten bestimmten. Die nächsten Vorgänge werden ohne solche Verabredungen schwer erklärlich.

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt geworden war, begaben sich die dort verweilenden Cardinäle, unter ihnen auch Octavian, eilends nach Anagni; mit ihnen kamen angesehene Senatoren und eine große Menge Volks. Nach ihrer Ankunft entspann sich sogleich ein lebhafter Streit über das Begräbniß des Papstes. Ein Theil der Cardinäle — unfraglich war es die sicilische Partei — wollte den Papst in Anagni selbst begraben, um dort unvorzüglich auch die Wahl vornehmen zu können; die anderen verlangten Begräbniß und Wahl in Rom. Die Entscheidung gaben die Senatoren, welche die Beisetzung in Anagni nicht zuließen, sondern verlangten, daß die Cardinäle nach Rom zurückkehrten, dort die Exsequien für den verstorbenen Papst in herkömmlicher Weise hielten und dann die Wahl nach den kanonischen Bestimmungen vornähmen.

Nachdem so die Wahl in Rom gesichert war, wurde sogleich noch in Anagni ein Abkommen zwischen den Wählern getroffen, wonach einige Cardinäle bestimmt werden sollten, um die Meinungen der einzelnen Wähler zu vernehmen und niederzuschreiben. Könnte man sich so über einen der Cardinäle einigen, so solle dieser Papst werden. Wäre eine Einigung nicht zu erzielen, so sollte über eine Person außerhalb des Cardinalats verhandelt und sie erhoben werden, wenn eine Einigung möglich sei. Wäre das nicht der Fall, so solle bis zu neuer gemeinsamer Verständigung Niemand Weiteres unternehmen. Als dieses Abkommen getroffen, brachen unverzüglich die Cardinäle mit der Leiche des Papstes nach Rom auf. Octavian und einige Andere, unter ihnen auch wohl der Kanzler Roland, blieben bei dem Leichenconduct. Die eifrigsten Anhänger der sicilischen Partei suchten sich inzwischen eine sichere Stelle in Rom zu gewinnen; sie schickten den Cardinal

Boso, den Landsmann und Vertrauten des verstorbenen Papstes, eilends voraus, um sich des Castells bei S. Peter*) zu versichern, dessen Besatzung Boso schon bei Lebzeiten Hadrians Treue geschworen hatte. Als sie nach Rom kamen, nahmen sie dann in dem Castell Wohnung. Der Prior der Cardinalbischöfe, Imarus von Tusculum, bezog den Palast bei S. Peter. Der Kanzler Roland, Octavian und einige andere Cardinäle fanden bei den Canonikern von S. Peter Unterkunft.

Zwischen den beiden Parteien des Cardinalcollegiums zeigte sich sogleich der größte Argwohn. Als die Cardinäle im Castell Octavian und seine Anhänger zu einer Besprechung über den Wahlort einluden, wagte dieser nicht zu kommen, weil er im Castell Nachstellungen fürchtete. Darauf begab sich der Kanzler Roland in das Castell, um seine Freunde aufzufordern, dasselbe zu einer gemeinsamen Besprechung zu verlassen; aber er erreichte seine Absicht nicht und blieb sogar selbst bei seinen Freunden zurück. So vergingen zwei Tage, ohne daß nur über den Wahlort eine Verständigung zu ermöglichen war.

Am 4. September fand die Bestattung des verstorbenen Papstes in S. Peter unter Theilnahme des gesammten römischen Klerus, des Senats und des Volks statt. Erst bei den Leichenfeierlichkeiten scheinen sich die Cardinäle darüber geeinigt zu haben, daß sie die Wahlverhandlungen in der Peterskirche selbst halten wollten. In dem Raum hinter dem Altar traten sie am folgenden Tage zusammen, während die Ordnung in der Kirche und die Ruhe der Berathungen von Senatoren gesichert wurden. Man begann damit, nach dem Vertrag diejenigen zu bestimmen, welche das Scrutinium vornehmen sollten, und diese machten sich dann sogleich an das Werk. Sterbend hatte der Papst den Cardinal Bernhard, der einst mit dem Kanzler zu Besançon dem Kaiser entgegengetreten war und den er erst vor Kurzem zum Bischof von Porto erhoben hatte, als seinen Nachfolger bezeichnet, aber sofort zeigte sich, daß die sicilische Partei nicht sowohl ihm, als dem Kanzler Roland geneigt war, während die kaiserlich gesinnte Minorität keinen anderen Candidaten, als Cardinal Octavian, in das Auge gefaßt hatte. Die Cardinäle, welche für Bernhard zuerst gestimmt hatten, schlossen sich

*) Nicht an die Engelsburg ist zu denken, sondern an die Befestigung in der Nähe der Peterskirche.

bald meist dem Kanzler, einige mit mehr oder weniger Entschiedenheit dem Cardinal Octavian an.

Das Wahlgeschäft ging langsam von Statten, da man auf beiden Seiten mit Zähigkeit an den Candidaten festhielt. Ueber das Stimmenverhältniß sind wir nicht genau unterrichtet, doch scheinen der Wähler fünfundzwanzig oder nach Aussonderung der beiden Candidaten dreiundzwanzig gewesen zu sein, und von diesen waren am dritten Tage der Wahl (7. September) dem Kanzler mindestens 14 Stimmen gesichert; die Octavianer rechneten sich 9 Stimmen zu, doch haben sie in Wahrheit höchstens über 7 Stimmen verfügt; jedenfalls hatten sich zwei Drittheile der Wähler für Roland erklärt, und eine große Majorität war ihm damit gesichert.

Mit Recht fürchteten Octavian und seine Freunde, daß die Majorität sich jetzt über den Wahlvertrag fortsetzen und gegen denselben zur Proclamation und Immantation des Kanzlers schreiten würde. Deshalb machten sie ihren Gegnern den vermittelnden Vorschlag, es solle eine der beiden Parteien aus der Mitte der anderen die geeignete Persönlichkeit wählen; es hieß dies nichts anderes, als Roland und Octavian für einen mehr vermittelnden Anhänger der einen oder der anderen Partei aufgeben. Als dieser Vorschlag abgewiesen wurde, entschloß sich Octavian um jeden Preis die Erhebung des Kanzlers zu vereiteln. So folgten unmittelbar der Wahlverhandlung die wüstesten Scenen in S. Peter, wie sie leider schon öfters, seitdem die Cardinäle ihr Wahlrecht übten, eingetreten waren.

In tumultuarischer Weise trieben einige Cardinäle von Rolands Partei, ehe noch die formelle Zustimmung von Klerus und Volk stattgefunden hatte, zur Immantation. Der Cardinal Otto, der Prior der Diakonen, welchem nach der Sitte das Anlegen des Mantels zustand, eilte mit demselben herbei und wollte ihn, unterstützt von den Cardinälen Hildebrand und Johann von Neapel, dem Erwählten umlegen. Aber Octavian trat ihnen entgegen und hinderte ihr Vorhaben, gegen welches auch Roland selbst sich gesträubt zu haben scheint. Auch ein zweiter Versuch, den Erwählten mit dem Mantel zu umkleiden, schlug fehl. Man balgte sich förmlich um den Purpur, der zuletzt zerrissen sein soll.

Bei dem Getümmel durchbrach der von der Wahlberathung ausgeschlossene römische Klerus, der in den Räumen vor dem Altar von

S. Peter versammelt war, die Schranken, umringte Octavian und die Cardinäle seines Anhangs, die am Altar standen, und forderte sie auf die Wahl Octavians, welcher allein der Kirche den Frieden erhalten könne, zu proclamiren. Auch bewaffnete Volksmassen waren inzwischen in die Kirche eingedrungen und verlangten das Gleiche. Octavian und seine Anhänger waren auf diesen Fall vorbereitet; ein Kaplan Octavians hatte einen Purpurmantel zur Hand. Eilends erfolgte nun die Proclamation des neuen Papstes unter dem Namen Victor IV. Die Anlegung des Mantels geschah dann durch den Kaplan mit Unterstützung eines anderen Klerikers mit solcher Hast, daß er verkehrt, das Kopfende nach unten, umgelegt wurde und sich der Erwählte in den Falten verwickelte. Unmittelbar daran schloß sich die Inthronisation auf dem Stuhle des h. Petrus. Das Te Deum wurde angestimmt, und die Cardinäle von Octavians Anhang, wie der anwesende Theil des römischen Klerus und des römischen Volks drängten heran, um die Füße des neuen Papstes zu küssen.

Die Minorität der Cardinäle, so gering sie war, hatte durch ihre Keckheit die Majorität aus dem Felde geschlagen. Vor den tumultuarischen Auftritten eingeschüchtert, verließen Roland und seine Anhänger die Kirche und zogen sich still wieder in das Castell zurück. Die Anhänger Octavians, geleitet von einem zahlreichen Klerus, den Richtern und Notaren der römischen Kirche, Senatoren und einem großen Theil des Volks, führten in feierlicher Procession unter Vortragung der Fahnen und Standarten und unter dem Zuruf: „Papst Victor hat der heilige Petrus erwählt!“ den neuen Papst nach dem Palast von S. Peter.

So schienen der römische Klerus und das römische Volk die Wahl der Minorität, so unregelmäßig sie war, anerkannt und die Wahl der Majorität, bei der es nicht einmal bis zur Proclamation und Immantation gekommen war, verworfen zu haben. Als sich einige Kleriker am Tage nach der Wahl in das Castell zu Roland begaben, ihm die Hand küßten und ihn und seine Freunde baten für den Frieden der Kirche zu sorgen, soll ihnen einer der Cardinaldiakonen vorgeworfen haben: „Gestern habt ihr die Füße Octavians geküßt, welcher seinem Bruder den Mantel abriß und sich selbst immantirte“, Roland aber den Cardinal mit den Worten zurecht gewiesen haben: „Sage nicht Unrichtiges, Octavian hat mir den Mantel nicht abgerissen, da ich nie mit

ihm bekleidet war.“ Es ist möglich, daß der Kanzler unmittelbar nach jener unerwarteten Wendung der Dinge auf das Tiefste niedergeschlagen war, sicher aber haben er und seine Anhänger nie ernstlich daran gedacht, Octavian das Feld zu räumen.

Freilich waren sie in den nächsten Tagen zur Unthätigkeit gezwungen. Acht Tage lang verweilten sie, wie Gefangene, von Senatoren aus dem Anhange Octavians bewacht in dem Castell; dann brachte man sie nach Trastevere an einen sichern Platz, weil man einen Volksaufstand befürchtete. In der That trat alsbald ein vollständiger Umschwung in der Volksstimmung ein, auch angesehene Senatoren erklärten sich jetzt für den Kanzler*). So wurden Roland und die ihn umgebenden Cardinäle befreit. Unter Glockenklang und einem zahlreichen Geleit von Senatoren, Adel und Volk verließ er dann sogleich die Stadt. Wenig später wandte heimlich auch Octavian Rom den Rücken; auch er fühlte sich dort nicht mehr sicher, die Unbeständigkeit seiner Landsleute hatte ihn tief entmuthigt.

Sobald der Kanzler frei war, trat er mit aller Entschiedenheit für seine Wahl ein. Am 18. September, am zwölften Tage nach dem ersten vergeblichen Versuch, ließ er zu Cisterna, unweit Aricia, sich immantiren und das Te Deum singen; er nahm den Namen Alexander III. an und mochte damit an Alexander II. erinnern wollen, welcher dem deutschen Hofe zum Trotz eingesetzt war. Am folgenden Sonntag (20. September) wurde er zu Nimfa durch den rechtmäßigen Consecrator, den Cardinalbischof Hubald von Ostia, unter Assistenz mehrerer anderer Cardinalbischöfe geweiht und gekrönt. Am Tage der Weihe stellte er Octavian und seinen Anhängern unter Androhung des Bannes eine wöchentliche Frist, um zur Einheit der Kirche zurück zu kehren. Als diese Frist abgelaufen war, verkündete er feierlich am 27. September zu Terracina den Bann gegen den Gegenpapst und seine Wähler. Schon vorher hatte er an alle Bischöfe im römischen Gebiet Warnungen erlassen den Eindringling anzuerkennen und sich an der Weihe desselben zu betheiligen. Es blieb dies nicht ohne Wirkung. Nur ein Bischof, Ubald von Ferentino, wagte sich Victor anzuschließen und lud dadurch den Bann Alexanders auf sich. Erst am 4. October konnte sich Victor zu Farsa die Weihe ertheilen lassen; der Consecrator war

*) Besonders scheinen die Frangipani für Roland thätig gewesen zu sein.

der Bischof Imarus von Tusculum, einer seiner Wähler, dem der vertriebene Richard von Melfi und Ubald von Ferentino assistirten. Noch im October begab sich dann Victor nach Segni, wenig später Alexander nach Anagni. Nahe bei einander saßen die beiden sich befehdenden Päpste, Beide gleichsam Flüchtlinge aus Rom, welches zwei Bischöfe und doch keinen in seiner Mitte hatte.

Keine Frage ist, daß die kaiserlichen Gesandten, die sich zur Zeit der Wahlwirren in Rom und nach der Doppelwahl in der Campagna befanden, wenn sie auch nicht unmittelbar in die Berathungen der Cardinäle eingegriffen haben, bald Alexander und seinem Anhange feindlich entgegentraten, sahen sie doch in ihnen die offenkundigen Verbündeten der Reichsfeinde. Noch zu Terracina soll Alexander einen Versuch gemacht haben, den Pfalzgrafen Otto und Guido von Biandrate für sich zu gewinnen, der freilich von vornherein aussichtslos sein mußte. Ueberall im päpstlichen Gebiet traf Alexander nun den Pfalzgrafen Otto als seinen rührigsten Gegner. Dagegen begegnete der Pfalzgraf Victor, der ihm als ein entschiedener Anhänger des Kaisers längst bekannt war, in freundlicher Weise; auch bei der Weihe desselben in Farfa scheint er persönlich zugegen gewesen zu sein. Aber dies Alles berechtigt nicht zu der Annahme, daß der Kaiser das Schisma veranlaßt und Victors Erhebung von vornherein mit allen Mitteln unterstützt habe. Allerdings ist später von Alexander behauptet worden, daß schon bei Lebzeiten Hadrians IV. der Kaiser Octavian habe auf den päpstlichen Stuhl erheben wollen und dann dessen Wahl auf jede Weise betrieben habe; ingleichen haben die Alexandriner versichert, daß der Kaiser brieflich seine Gesandten zur Unterstützung Victors aufgefordert habe. Aber für diese Behauptungen fehlt es an allen Beweisen, und schon das eigne Interesse mußte den Kaiser abhalten, in einer so bedenklichen Sache die Macht des Reiches für eine einzelne Persönlichkeit, wie nahe sie ihm immer stehen mochte, in Einsatz zu bringen.

So einflußreich beim Kaiser Männer wie Pfalzgraf Otto und Rainald von Köln waren, welche in der Freiheit und Herrschaft der römischen Curie nur Gefahren für Reich und Kirche sahen, kaum minder nahe standen ihm damals Kirchenfürsten, wie Eberhard von Salzburg und Eberhard von Bamberg, denen die freie Papstwahl ein wesentliches Stück ihrer kirchlichen und politischen Ueberzeugungen war.

Auch konnte sich Friedrich selbst nicht verhehlen, daß ein neues Schisma die ganze abendländische Welt und im Besonderen seine eigenen Reiche in unabsehbare Verwirrungen zu stürzen drohte; bisher hatte der deutsche und lombardische Episcopat ihm die wesentlichsten Dienste geleistet, und er hatte alle Ursache in demselben nicht kirchliche Bedenken hervorzurufen. Sein nächstes Augenmerk war daher das Schisma im Keime zu ersticken, die Einheit der Kirche, wenn möglich, zu erhalten.

Sobald er die ersten Nachrichten von dem Streit der Cardinäle erhalten, schrieb er am 16. September an Eberhard von Salzburg: nothwendig sei die Einsetzung eines Papstes, der zum Heil der gesammten Christenheit und zum Wohle der Kirchen den Frieden sicher stelle und mit dem Reiche verträglich lebe; er bedaure deshalb tief die Parteiungen in der römischen Kirche und bitte den Erzbischof dringend nicht voreilig seine Zustimmung zu irgend einer Wahl zu erklären, auch bei seinen Suffraganen eine solche Erklärung zu verhüten. Zugleich theilte er dem Erzbischof mit, daß er auf Ansuchen des Königs Ludwig den Bischof Petrus von Pavia nach Frankreich geschickt habe, um den Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen;*) er gedenke jetzt eine so enge Verbindung zwischen den beiden Reichen und dem Kaiserthum zu schließen, wie sie noch nie bestanden habe. Auch bei der Besetzung des päpstlichen Stuhls werde er mit jenen Königen in vollster Eintracht verfahren, und schon habe er Schreiben nach Deutschland, Burgund und Aquitanien erlassen, um seine Getreuen zu unterrichten, daß er nur den als Papst ansehen werde, den sie einmüthig zur Erhaltung der Ehre des Reichs, wie der Ruhe und Einheit der Kirche anerkennen würden. Von der Entscheidung der abendländischen Kirche und der Fürsten wollte also Friedrich die Besetzung des römischen Stuhls abhängig machen, und nur eines stand damals fest, daß er Niemand, der nicht Sicherheit für den Frieden zwischen Reich und Kirche bot, als den rechtmäßigen Papst gelten lassen wollte.

Auch als Friedrich die Kunde kam, daß Alexander und Victor

*) Der Krieg war zwischen den Königen von Frankreich und England im Frühjahr 1159 ausgebrochen. Im November kam es zu einem Waffenstillstand, dem im Mai 1160 ein Friedensschluß folgte.

gewählt, Beide von ihren Anhängern geweiht seien und sich einander bekämpften, blieb er dem Vorsatz getreu, die allgemeine Kirche über ihren Streit entscheiden zu lassen; nur dadurch hoffte er dem ausgebrochenen Schisma ein schnelles Ziel setzen zu können. Ueber die einzuschlagenden Schritte zog er eine Versammlung von 22 deutschen und italienischen Bischöfen, verstärkt durch angesehene Laien und Geistliche, zu Rathe. Gerade damals waren der Erzbischof Peter von Tarantaise, der aus dem Cistercienser Orden hervorgegangen als großer Wunderthäter im Abendlande gefeiert wurde, die Aebte von Citeaux, Clairvaux, Morimond und zehn andere Aebte beim Kaiser erschienen, um Frieden für Mailand zu erbitten. Man versuchte eine große Intervention des mächtigen Cistercienserordens für die Stadt, zu welcher der heilige Bernhard in so nahen Beziehungen gestanden hatte. Der Kaiser erklärte sich bereit Mailand Frieden zu gewähren, wenn die Stadt zu demselben die Hand bieten wolle; aber die Cistercienser mußten sich selbst überzeugen, daß Mailand, durch einen Vertrag mit der römischen Curie gebunden, keinen Frieden schließen wollte und konnte. In der Anwesenheit dieser Cistercienser sah der Kaiser indessen den Finger Gottes; denn sie mußte die Autorität der von ihm berufenen Versammlung in den Augen der Strenggläubigen erhöhen.

Die versammelten Bischöfe und Aebte erklärten, daß nach den Decreten der Päpste und den kirchlichen Bestimmungen bei einem in der römischen Kirche durch Doppelwahl ausgebrochenen Schisma der Kaiser die beiden Gewählten vorladen und nach dem Richterspruch rechtgläubiger Männer den Streit beilegen müsse. Auf welche kanonische Satzungen man sich dabei auch bezogen haben mag, klar ist, daß zahlreiche Vorgänge aus alter und neuer Zeit für die Meinung der Versammlung sprachen, und mit der eignen Ansicht des Kaisers stand sie im vollsten Einklang. Es wurde dann weiter beschlossen, daß zum 13. Januar 1160 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia an des Kaisers Hof berufen und zu dieser die beiden Gewählten beschieden werden sollten.

Alsbald ergingen die Vorladungsschreiben an Alexander und Victor. Mit der Ueberbringung derselben wurden die Bischöfe Herrmann von Verden und Daniel von Prag, wie die noch im römischen Gebiete verweilenden kaiserlichen Gesandten Otto von Wittelsbach und Propst Heribert beauftragt. Das Schreiben an Alexander und seine

Wähler ist uns erhalten; es ist folgerichtig an den Kanzler Roland gerichtet, da ja jede andere Bezeichnung dem Urtheile der beabsichtigten Kirchenversammlung vorgegriffen haben würde. Friedrich erklärt in dem Schreiben, daß er als römischer Kaiser von Gottes Gnaden das göttliche Gesetz in allen Dingen zu wahren berufen sei; indem er so alle Kirchen in seinem Reiche zu schützen habe, müsse er jedoch für die römische Kirche vornehmlich sorgen, da sie von Gott seinem besondern Schutz anvertraut sei. Deshalb sei er über das Schisma in dieser Kirche tief bekümmert und befürchte, daß sie durch dasselbe im Inneren zerrissen und nach außen geschwächt werde. Um solchem Unheil zu steuern, habe er auf den Rath geistlicher Männer einen allgemeinen Reichstag und Convent*) auf den 13. Januar nach Pavia berufen und zu demselben die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere fromme Männer eingeladen, damit ohne Einmischung von Weltlichen diese so wichtige kirchliche Sache allein nach dem Urtheile geistlicher Personen entschieden werde und so Gott die gebührende Ehre ertheilt, die römische Kirche in ihrer Reinheit und in ihrem Rechte von Niemandem beeinträchtigt, die Ruhe Roms, der Hauptstadt des Reichs, gesichert werde. „Wir entbieten daher Euch im Namen Gottes und der gesammten katholischen Kirche, daß Ihr zu dieser Versammlung erscheint, um das Urtheil der geistlichen Personen zu hören und anzuerkennen. Denn Gott ist unser Zeuge, daß wir in dieser Sache, ohne Vorliebe oder Abneigung gegen eine Person, nur seine Ehre und die Einheit seiner Kirche im Auge haben." Der Kaiser schließt damit, daß er Roland und seinen Anhängern, wenn sie erscheinen würden, sicheres Geleit verbürge; er warnt sie die Folgen zu bedenken, wenn sie dem Urtheil Gottes und der Kirche in einer so feierlichen Versammlung sich entziehen wollten. „Wir werden die Gerechtigkeit Gottes, wie es sich vor Allem dem römischen Kaiser ziemt, vollstrecken." — Das Schreiben an Octavian ist nicht erhalten, wird aber im Wesentlichen gleichen Inhaltes gewesen sein. Die Anhänger Alexanders haben freilich später behauptet, daß der Kaiser in demselben Octavian bereits als Papst angeredet habe; die Behauptung ist nicht erwiesen worden und schon deshalb unglaublich, weil sie der

*) Der Name „Concil" oder „Synode" scheint geflissentlich vermieden, weil dem Kaiser bereits von der kirchlichen Seite das Recht Concilien oder Synoden zu berufen bestritten wurde.

Kaiser mit der Haltung, die er damals öffentlich annahm, im vollsten Widerspruch gesetzt haben würde.

Gleichzeitig und in den nächsten Tagen (23.—28. October) erfolgten die Einladungen zu der Versammlung an den Klerus von Deutschland, Italien und Burgund, wie Aufforderungen an die Könige von Frankreich, England, Spanien, Ungarn und Dänemark aus ihren Reichen Bischöfe, Aebte und andere Geistliche in möglichst großer Zahl nach Pavia zu senden. Der Zusammentritt einer stattlichen kirchlichen Versammlung schien sicher, vor Allem aber kam es darauf an, ob die Gegenpäpste der Vorladung des Kaisers entsprechen würden.

Wohl kaum hat Friedrich selbst erwartet, daß sich Alexander einem von ihm berufenen Gerichte willig stellen werde. Abgesehen davon, daß dieser einer Lehre huldigte, welche der Papst über jeden Richterspruch und jede weltliche Macht erhob, konnte der Bundesgenosse Siciliens und Mailands vor einer im Angesichte des Kaisers tagenden Versammlung nicht ohne Besorgnisse erscheinen. Ueberdies hatte Alexander bereits eine Stellung eingenommen, die es ihm unmöglich machte, den päpstlichen Ornat, welchen er so mühsam gewonnen, wieder abzulegen. In weiten Kreisen hatte er um Anerkennung geworben, und nicht ohne Erfolg. In Sicilien, in Mailand, Brescia und Piacenza war sie ihm von selbst gesichert. Am 26. September erließ er ein ausführliches Schreiben an den Erzbischof Syrus von Genua und seine Suffragane, in welchem er, die Wahlvorgänge so darstellend, wie er sie betrachtet wissen wollte, den Erzbischof auffordert treu zur Kirche zu halten und allen Versuchungen Octavians zu widerstehen. In der That zeigte sich Syrus bald als ein eifriger Anhänger Alexanders. Dasselbe Schreiben, mit einigen Aenderungen und Hinzufügung der Nachricht von der inzwischen erfolgten Excommunication Octavians, erließ der Papst am 5. October an den Bischof Gerhard von Bologna und die Rechtsgelehrten dieser Stadt, unter denen er früher selbst thätig gewesen war*). Noch an demselben Tage richtete er ein gleiches Schreiben auch an den Erzbischof Eberhard von Salzburg, einen Kirchenfürsten Deutschlands von dem größten Ansehen, der zu dem Kaiser selbst in vertrauten Beziehungen stand. Wie wenig auch Eberhard aus Rücksicht

*) Am 13. December sandte Alexander ein ähnliches Schreiben auch an die Bischöfe Liguriens, der Aemilia, Istriens und Venetiens.

auf den Kaiser seine Gesinnungen offen zeigte, er ist doch unleugbar vom ersten Augenblick an ein entschiedener Anhänger Alexanders gewesen und sogleich mit ihm in brieflichen Verkehr getreten.

Aber Alexander hatte seine Blicke auch schon über Italien und Deutschland hinaus gerichtet, vor Allem auf den französischen Klerus, der bisher in allen Kämpfen des emancipirten Papstthums von so großem Gewicht gewesen war. Wir kennen das Schreiben nicht, mit welchem er sich alsbald an die Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten Frankreichs wandte, aber es wird wesentlich gleichen Inhalts mit den oben erwähnten gewesen sein. Der Ruf des freien Papstthums verhallte in Frankreich auch jetzt nicht wirkungslos, und bald konnte Alexander daran denken, Legaten nach Frankreich zu senden; besonders zählte er hier auf den Beistand des Bischofs Heinrich von Beauvais, eines Bruders König Ludwigs, mit dem er in vertraulichem Briefwechsel stand. Aehnliche Schreiben des Papstes ergingen auch an die beiden Erzbischöfe Englands Theobald von Canterbury und Roger von York, und auch sie verfehlten ihre Wirkung nicht.

Alexander soll auch an den Kaiser selbst sich brieflich gewendet und die Ueberbringer des Schreibens Friedrich im Lager vor Crema getroffen haben. Der Kaiser, wird weiter erzählt, habe das Schreiben nicht annehmen wollen und im Zorn den Befehl ertheilt, die Boten Alexanders aufzuknüpfen; nur auf die Einsprache Heinrichs des Löwen und Herzog Welfs habe er den Befehl zurückgenommen, dann das päpstliche Schreiben zwar empfangen und verlesen lassen, aber keiner Antwort gewürdigt. Von einem solchen päpstlichen Schreiben fehlt jede zuverlässige Kunde, wohl aber wissen wir, daß 23 Cardinäle vom Anhange Alexanders etwa im Anfange des October ein Schreiben an den Kaiser erließen; sie werden es nach dem Willen ihres Herrn abgefaßt haben, und so mag es diesem selbst beigemessen sein. Wir besitzen Bruchstücke dieses Schreibens, welche zeigen, daß in ihnen die Wahlvorgänge wesentlich in derselben Weise, wie in den erwähnten Schreiben des Papstes, dargestellt waren. Zugleich aber erhoben die Cardinäle die schwersten Klagen gegen Otto von Wittelsbach, welcher sie auf alle Weise verfolge, die Einheit der Kirche zerreiße und sich dem Eindringlinge den Kirchenstaat zu unterwerfen bemühe. Sie beschwören den Kaiser bei seinem Seelenheil und der Ehre des Reichs solchem Gebahren entgegenzutreten, denn nach seiner kaiserlichen Pflicht habe er die Kirche gegen

Schismatiker und Ketzer zu schützen. „Wir sind bereit," schließen sie, „Euch als den besonderen Vogt und Schutzherrn der römischen Kirche auf jegliche Weise zu ehren und zum Wachsthum Eures Ruhms nach allen unseren Kräften beizutragen; dringend bitten wir Euch dagegen, daß auch Ihr Eure Mutter, die heilige römische Kirche, liebet und ehret, daß Ihr nach dem Frieden und der Ruhe derselben auf jede Eurer kaiserlichen Herrlichkeit geziemende Weise strebt und nimmermehr die Bosheit des Eindringlings und Schismatikers unterstützt."

Nirgends wird berichtet, welche Aufnahme dieses Schreiben der Cardinäle beim Kaiser gefunden hat. Jedenfalls wird der Nothschrei der Cardinäle, in welchen der Kaiser Reichsfeinde sah, keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, und es ist nicht unmöglich, daß er den Ueberbringern in ähnlicher Weise begegnet ist, wie angeblich den Boten des Papstes. Auch aus diesem Schreiben der Cardinäle geht übrigens hervor, daß Alexander sich schon im vollen Besitz des Pontificats fühlte, um keinen Schritt zu weichen gedachte und in dem Kaiser nichts anderes sah, als den Vogt der römischen Kirche, der ihm zu Diensten verpflichtet sei. So war auch kaum anderes zu erwarten, als daß die Vorladung des Kaisers dem entschiedensten Widerspruche bei ihm begegnen würde.

Etwa in der Mitte des November erschienen Hermann von Verden und Daniel von Prag in Begleitung des Pfalzgrafen Otto und des Propstes Heribert in Anagni, um die Vorladung des Kaisers Alexander zu überreichen. Aus ihrem eignen Zeugniß wissen wir nur, daß der Papst und die Cardinäle, dreimal von ihnen in gesetzlicher Weise nach Pavia vorgeladen, ihnen mündlich ausdrücklich erklärten, sie würden kein Urtheil und keine Untersuchung der Kirche anerkennen. Nach einer späteren Aeußerung des Kaisers sagte Alexander: ihm gebühre das Gericht über Alle, er selbst habe sich aber Niemandes Gericht zu unterwerfen. Es war die Antwort, die dem von ihm eingenommenen Standpunkte entsprach.

Nach Erklärungen alexandrinischer Cardinäle, durch welche sie in der Folge ihr damaliges Verhalten zu rechtfertigen suchten, wollen sie allerdings nicht eine so schroffe Stellung gegen die Vorladung eingenommen haben. Sie wollen sich vielmehr bereit erklärt haben, einige aus ihrer Mitte an den Kaiser zu senden, um ihn über die Wahlvorgänge zu unterrichten und, wenn dann noch Zweifel bestehen sollten, Geistliche aus verschiedenen Ländern nach Rom zu berufen, um nach dem

Rath derselben zu bessern, was zu bessern sein möchte. Hierauf, behaupteten sie, seien die kaiserlichen Gesandten nicht eingegangen, hätten vielmehr zur Sicherstellung des Urtheilspruchs der Synode Geiseln und Bürgen verlangt und, als man diese verweigert, sich entfernt, ohne nur dem Papst die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen. Dennoch hätten sie, erklärten die Cardinäle, noch drei aus ihrer Mitte nach Genua gesendet, um in Pavia, wenn man ihnen Sicherheit gewähre, Aufklärungen zu geben, aber die Sicherheit sei ihnen verweigert worden*); schließlich sei einer von jenen dreien, der Cardinal Wilhelm, zu diesem Zwecke auf eigne Gefahr nach Pavia gegangen.

Diese späteren Erklärungen der Cardinäle sind schwer zu vereinbaren mit den Aussagen der kaiserlichen Gesandten einerseits und andererseits der Darstellung, welche der Cardinal Boso, der gut unterrichtete, aber äußerst parteiische Biograph Alexanders, von den Vorgängen in Anagni gegeben hat. Nach ihm empfing der Papst in Gegenwart seines ganzen Hofes feierlich die Gesandten und nahm das kaiserliche Schreiben entgegen. Der Inhalt desselben erfüllte die Cardinäle mit großer Besorgniß. Sie traten darauf in lange Berathung, die sie endlich zu dem Entschluß führte, im Gehorsam gegen den von ihnen Erwählten unter allen Umständen zu verharren und für die Erhaltung der kirchlichen Freiheit, wenn es nothwendig sein sollte, sich selbst den größten Gefahren auszusetzen. Da die Gesandten auf eine Antwort drängten, übergab ihnen endlich der Papst in feierlicher Versammlung seines Hofs ein Schreiben, in welchem er die Vorladung des Kaisers ablehnte. Er erklärte, daß er den Kaiser vor allen Fürsten ehren wolle, wenn dieser nicht selbst es hindere und so weit Gottes Ehre dadurch nicht verletzt werde, aber er verwundere sich, daß der Kaiser dem heiligen Petrus und der römischen Kirche die ihnen gebührende Ehre verweigere; denn er fordere ihn, den Papst, auf, sich vor einer kirchlichen Versammlung zu stellen und sich deren Beschlüssen zu unterwerfen. Es sei gegen Herkommen und Recht, daß der Kaiser ohne Einwilligung des Papstes ein Concil berufe und ihn wie einen Unterthanen vor seinen Thron bescheide. Christus habe dem heiligen Petrus und durch ihn der römischen Kirche das Privi-

*) Nach einer Nachricht des Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen die drei Cardinäle erklärt haben, nur dann erscheinen zu wollen, wenn ihnen der Vorsitz in der Synode eingeräumt würde; dieser Anspruch soll aber von der Synode abgelehnt sein, weil sie nicht Richter, sondern Partei seien.

legium gegeben, welches sie bisher, wenn es nothwendig, selbst mit Blut vertheidigt, daß sie die Streitigkeiten aller Kirchen zu entscheiden habe, selbst aber Niemandes Urtheil unterworfen sei. Daß der Kaiser dieses Privilegium, welches er vertheidigen sollte, antaste und der römischen Kirche, seiner Mutter, wie einer Magd begegne, dürfe er, der Papst, nicht ohne Verwunderung hinnehmen. An des Kaisers Hof zu kommen und dessen Entscheidung sich zu unterwerfen, verbiete ihm die kanonische Ueberlieferung. „Denn da auch in geringeren Kirchen die Vögte derselben und weltlichen Fürsten bei kirchlichen Streitsachen Vorladungen, Untersuchungen und Entscheidungen nicht sich und ihren Beamten anmaßen, sondern die Entschließungen der Metropoliten und des apostolischen Stuhls abwarten, würden wir die göttliche Rache auf uns herab beschwören und von der gesammten Kirche um so schwerer getadelt werden, je größere Gefahren daraus für sie erwachsen müßten, wenn aus unsrer Unkenntniß oder Kleinmüthigkeit vom Haupte aus ein so verderbliches Verfahren ausginge und wir duldeten, daß die mit dem kostbaren Blute Christi erlösete Kirche wieder geknechtet werde. Für ihre Freiheit haben unsere Väter ihr Blut vergossen, und wir selbst müssen nach ihrem Vorgange, wenn die Noth es erheischt, auch den äußersten Gefahren uns unterziehen.“

Sehr fraglich ist, ob der Papst wirklich so schriftlich oder mündlich seine Weigerung nach Pavia zu kommen begründet hat, aber sicherlich sind hier Anschauungen wiedergegeben, die ihn und seine Umgebung beherrschten. Sie mußten ihn in immer schärferen Gegensatz gegen den Kaiser drängen, so daß kein Spruch des Concils mehr eine Ausgleichung herbeiführen konnte.

Wie anders war Victors Stellung. Von vornherein war es sein Bestreben gewesen, den Frieden zwischen Reich und Kirche zu erhalten; in der Bedrängniß, in die er bald gerieth, sah er seine einzige Rettung in der Macht des Kaisers und bemühte sich auf alle Weise die Gunst desselben zu gewinnen. Zwar unmittelbar an Friedrich hat er sich nicht gewendet, wohl aber hat er bald nach seiner Wahl die Verwendung des mächtigen Rainald von Köln beim Kaiser erbeten; auch die Fürsprache des Abts Heinrich von Lorsch nahm er in Anspruch. Dann erließ er am 28. October von Segni aus an die geistlichen und weltlichen Fürsten, wie den ganzen Hof Friedrichs ein Schreiben, worin er seine bisherigen Bemühungen für den Glanz des geistlichen Standes,

für die Macht des Reichs und die Ehre aller Gutgesinnten hervorhob und nach seiner Erhebung noch größere Dienste dem Reiche und dessen Großen verhieß. Er ersucht in dem Schreiben die Fürsten dem Kaiser anzuliegen, daß er für das ihm „durch göttliche Gnade" übertragene Reich und die Kirche Christi, als deren Vogt und Vertheidiger er von Gott bestellt sei, alle Fürsorge treffe, damit nicht zu seiner Zeit der Nachen Petri furchtbaren Stürmen ausgesetzt und der Glanz des Reichs verdunkelt werde. Er berichtet dann kurz über seine Wahl und Weihe, die er als die nach allen Seiten rechtmäßige darstellt, damit die Fürsten mit ihren Bitten um so dringender ihn bei dem unterstützten, „von dem alle Macht, Ehre und Würde ausgeht." Zugleich warnt er vor den Verlockungen Rolands, des Eindringlings, der sich mit Wilhelm von Sicilien gegen Kirche und Reich verschworen habe.

Gewissermaßen eine Ergänzung dieses Schriftstücks Victors bildet ein offener Brief von fünf Cardinälen, welche an Victors Wahl betheiligt waren, an die Fürsten und alle kirchlichen Würdenträger. Ausführlich werden hier die Wahlvorgänge dargelegt, im Factischen wohl im Ganzen richtig, wenn auch natürlich in sehr parteiischer Beleuchtung. Besonders hervorgehoben wird, wie die Erhebung Alexanders lediglich durch die Verschwörung seines Anhangs mit Wilhelm von Sicilien herbeigeführt sei, der Widerstand Octavians und seiner Partei dagegen auf dem Wunsche beruht habe, den Frieden zwischen dem Kaiserreiche und der Kirche zu erhalten. Die Absicht auch dieses Schreibens, an welchem Victor selbst unzweifelhaft betheiligt war, ging dahin, den Kaiser für ihn zu gewinnen. Die eifrigen Bestrebungen Victors in dieser Richtung zeigen deutlich, daß er sich des kaiserlichen Beistandes noch keineswegs für ganz sicher hielt; sie zeigen nicht minder, daß an Octavians Erhebung der Kaiser keineswegs einen so unmittelbaren Antheil hatte, wie von den Alexandrinern zu jener Zeit zuversichtlich behauptet und vielfach bis in die neueste Zeit geglaubt ist.

Kurze Zeit nach dem Erlaß dieser Schreiben erschienen die kaiserlichen Gesandten in Segni, um die Vorladung des Kaisers Octavian zu überbringen. Sie waren der günstigsten Aufnahme sicher. Nach Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens sollen Hermann von Verden, Daniel von Prag, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und die anderen Deutschen bei der Gesandtschaft, wie die Alexandriner später verbreiteten, Octavian die Füße geküßt und Adoration erwiesen haben. Es

ist dies an sich unglaublich, da es mit der Mission der Bischöfe im offenen Widerspruch stand; es bedurfte dessen auch nicht, um Octavian zu gewinnen, der ohnehin dem Gebote des Kaisers nicht widerstreben konnte. Sofort erklärte er sich bereit persönlich vor der Versammlung zu Pavia zu erscheinen, ja er erbot sich sogar mehrere seiner Burgen und Verwandten als Unterpfand für die Sicherheit seiner Gegner zu stellen, wenn sie sich gleichfalls dem Urtheil der Kirche unterwerfen wollten.

Victor machte sich alsbald auf den Weg nach dem kaiserlichen Hofe. Am 5. December war er zu Vetralla bei Viterbo; dort erließ er ein Schreiben an den Abt Heinrich von Lorsch, in welchem er ihm für seine Verwendung beim Kaiser dankte. Er war wieder voll guter Hoffnungen; durch die Weigerung seines Gegners, den Urtheilsspruch der Kirche über sich anzuerkennen, hatten die Dinge für ihn eine günstigere Wendung genommen, als er sie irgend erwarten konnte.

Etwa im Anfange December kehrten auch die kaiserlichen Gesandten zu Friedrich zurück, den sie im Lager vor Crema fanden; bei den letzten Angriffen auf die Stadt hat Otto von Wittelsbach noch mitgefochten. Die nach Pavia auf den 13. Januar berufene Versammlung konnte an diesem Tage nicht eröffnet werden, da Crema damals noch nicht bezwungen war. Aber schon um die Mitte des Januar traf eine erhebliche Zahl von deutschen und italienischen Bischöfen in Pavia ein; auch Octavian kam und nahm seine Wohnung bei der Kirche S. Salvator außerhalb der Stadt. Erst am 3. Februar erschien der Kaiser selbst mit seinem Gefolge und wandte sich nach den Siegesfesten, welche ihm die Pavesen bereitet, unmittelbar zu den Geschäften der Synode. Er ordnete Fasten und Gebete an, um für den glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten den himmlischen Beistand zu erwirken. Darauf berief er die Väter und erklärte ihnen, daß er nach dem Beispiele Constantins, Theodosius, Justinians, Karls und Ottos des Großen das Recht habe Concile zu versammeln, aber die Entscheidung des um den päpstlichen Stuhl ausgebrochenen Streits ihnen ganz überlasse; sie sollten dabei bedenken, daß sie so ihr Urtheil zu fällen hätten, wie sie es vor Gottes Richterstuhl verantworten könnten. An den Verhandlungen der Synode selbst über die Wahl hat dann der Kaiser so wenig, wie Octavian, unmittelbaren Antheil genommen.

Die Synode von Pavia.

Am 5. Februar wurden die Verhandlungen in dem Dome von Pavia eröffnet. Persönlich erschienen waren der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Hamburg und Magdeburg, eine größere Anzahl italienischer und deutscher Bischöfe, aber nur ganz vereinzelte aus Burgund, Dänemark und Frankreich: im Ganzen zählte man gegen 50 Bischöfe in der Synode. Der Erzbischof von Trier war auf der Reise erkrankt, hatte aber brieflich sein Ausbleiben entschuldigt. Auch Erzbischof Eberhard von Salzburg hatte sich auf den Weg gemacht und war bis Vicenza gelangt; hier aber entschloß er sich zur Rückreise und schickte den Propst Heinrich von Berchtesgaden als seinen Bevollmächtigten nach Pavia; er ließ sein Ausbleiben mit körperlichen Leiden entschuldigen, doch werden bei seiner alexandrinischen Gesinnung andere Gründe bestimmender gewesen sein. Die Erzbischöfe von Arles, Lyon, Vienne und Besançon, wie Guido, der Erwählte von Ravenna, waren nicht persönlich anwesend, hatten aber Gesandte und Briefe geschickt und ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Concils ausgesprochen. Der König von England hatte brieflich und durch Gesandte erklärt, daß er in Allem in Eintracht mit dem Kaiser handeln werde. Ein Bote des französischen Königs versprach, daß dieser nicht eher einen der beiden Päpste anerkennen werde, als bis er weitere Nachrichten vom Kaiser erhalten. Auch die Könige von Dänemark, Ungarn und Böhmen hatten Gesandte geschickt, wie der Herzog und der Erzbischof von Polen. Außer diesen Gesandten, wohl ausschließlich Klerikern, hatte sich eine große Zahl von Aebten, Archidiakonen, Pröpsten aus verschiedenen Ländern eingestellt. Auch viele Laienfürsten, wie Heinrich der Löwe, Herzog Welf, Herzog Berthold von Zähringen, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf von Sachsen wohnten den Verhandlungen bei, deren Leitung die anwesenden Erzbischöfe übernahmen.

Die Versammlung mochte als eine ziemlich vollständige Repräsentation der deutschen und norditalischen Kirche gelten, aber als eine Vertretung der gesammten abendländischen Kirche ließ sie sich keineswegs betrachten. Die versammelten Väter fühlten dies selbst, und zwar um so mehr, als die Verhältnisse seit ihrer Berufung sich wesentlich geän-

dert hatten. Damals schien es möglich, die Entscheidung für den einen oder den anderen Papst zu treffen, je nachdem sich seine Wahl als kanonisch erwiese, oder, wofern dies bei Beiden nicht der Fall, eine neue Wahl der Cardinäle zu veranlassen. Seit der Weigerung Alexanders, sich dem Urtheile der Synode zu unterwerfen, und seitdem die große Majorität der Cardinäle sich fest an Alexander angeschlossen, schien dagegen kaum eine andere Möglichkeit gegeben, als sich entweder für Victor zu erklären oder die Entscheidung von sich abzulehnen und einer Versammlung zu überlassen, welche mehr der Vorstellung von einem allgemeinen Concil entspräche und sich genügende Auskunft auch von den Alexandrinern verschaffen könne. In der That war anfangs die fast allgemeine Meinung in der Versammlung, daß man die Entscheidung vertagen müsse, aber bald brach sich doch die Ansicht Bahn, daß man einer Untersuchung der Wahlvorgänge nicht ausweichen könne; unzweifelhaft wird auch der Kaiser darauf gedrungen haben, dem vor Allem die Beseitigung des Schisma am Herzen lag. Sobald man aber an die Untersuchung ging, zeigten sich sogleich die größten Schwierigkeiten. Die Sache Victors war auf das Beste vertreten. In der Versammlung gegenwärtig waren die drei Cardinäle, die von seinen Wählern noch auf seiner Seite standen, die Bischöfe, die ihn geweiht hatten, Gesandte des Domstifts von St. Peter und mehrere andere angesehene Vertreter des römischen Klerus, wie des römischen Adels, sämmtlich unbedingte Anhänger Victors und zu jedem Zeugniß zu seinen Gunsten bereit. Dagegen gab es Niemanden, der sich Alexanders und seiner Sache annahm, der den Erklärungen der Victoriner begegnen wollte oder konnte. Zur Zeit, wo die Synode zusammentrat, verweilten die Cardinäle Heinrich und Oddo zu Genua, zwei andere Geschäftsträger Alexanders, der Cardinal-Legat Johannes von Anagni und der römische Subdiakon Johannes Pizutus, in Piacenza: diese forderten die Väter, da ihre Vernehmung für sie das größte Interesse hatte, brieflich und durch Boten auf sich einzufinden, aber die Cardinäle ließen sich vergeblich erwarten. Nur Einer von den Anhängern Alexanders war zu Pavia und spielte dort inmitten der Väter die eigenthümlichste Rolle. Es war der Cardinal Wilhelm, vom Titel des heiligen Petrus ad vincula, von Geburt ein Pavese. Er hatte anfangs auf Victors Seite gestanden *),

*) Nach einer vereinzelten Nachricht wäre Wilhelm zur Zeit der Wahl nicht selbst in Rom gewesen, sondern krank zu Anagni zurückgeblieben; er soll aber seine

aber bald die Farbe gewechselt; Manchem mochte es noch zweifelhaft sein, zu welcher Partei man ihn zu zählen habe, obwohl er im Herzen bereits einer der heftigsten Gegner Victors und des Kaisers war. Sicher ist, daß er nicht als Bevollmächtigter Alexanders auftrat, aber es ist schwer zu glauben, daß ein Mann, welchen Alexander unmittelbar nachher mit den wichtigsten Geschäften in seiner Sache betraute, ohne Wissen desselben nach Pavia gegangen sei. Mehrfach ist später behauptet worden, Wilhelm habe die Absicht gehabt, den Kaiser und die Synode von einem entscheidenden Vorgehen abzuhalten, doch hat er in Wahrheit sich bei allen Verhandlungen durchaus passiv verhalten. Dagegen steht fest, daß die Alexandriner besonders durch ihn über die Vorgänge in Pavia unterrichtet wurden, und so liegt die Annahme nahe, daß er als Späher zur Synode gesandt worden sei.

Da sich keine Stimme für Alexander erhob, schien Victors Partei den Sieg ohne Kampf nur zu leicht gewinnen zu müssen. Sie überfluthete die Versammlung mit Schriftstücken, Zeugnissen, Reden zur Vertheidigung ihres Papsts, die eben so viele Anklagen gegen Alexander und seine Anhänger waren, aber ohne alle Beantwortung blieben.

Das wichtigste Schriftstück, welches der Synode vorgelegt wurde, ist uns erhalten, ein Schreiben der Domherren von St. Peter. Sie legten darin die Umstände dar, unter denen der Wahlkampf vor ihren Augen stattgefunden habe, die vorzeitige Immantation Rolands verhindert, die Octavians aber vollständig durchgeführt sei. Sie erklärten, daß auch die Zustimmung des römischen Klerus und Volks Victor nicht gefehlt habe, daß Roland gegen die Immantation seines Gegners nicht nur keinen Einspruch erhoben, sondern ihn sogar ausdrücklich als rechtmäßigen Papst anerkannt habe, bis er selbst endlich Rom verlassen und sich erst am zwölften Tage nach Victors Erhebung zu Cisterna habe immantiren lassen. Ueber das spätere Verhalten der beiden Päpste beriefen sie sich auf die Berichte der kaiserlichen Gesandten, welche auch über die Stimmung der römischen Kirche Auskunft geben könnten. Um ihre eigenen Aussagen zu erhärten, hatten die Domherren ihren Dekan Petrus Christianus und einen ihrer Brüder Petrus Guidonis, Kämmerer der römischen Kirche, nach Pavia geschickt.

Zustimmung zur Wahl Octavians durch Guido von Crema und den Cardinal Johann vom Titel des heiligen Martin haben erklären lassen.

Dieses Schriftstück wurde zunächst den Verhandlungen zu Grunde gelegt und über die Angaben desselben, namentlich über die vollständige und auch von Roland selbst anfangs anerkannte Immantation, Zeugen vernommen. Außer dem Dekan des Kapitels von St. Peter bestätigten diese Angaben zwei Rectoren des römischen Klerus, Blasius und Magnerius, sieben Erzpriester der römischen Kirche und einige andere Kleriker, theils Diakonen, theils Subdiakonen. Daran schlossen sich eine Reihe von Zeugenaussagen, welche darthun sollten, daß Victor gleich nach seiner Erhebung fast allgemeine Obedienz bei dem römischen Klerus gefunden, Roland dagegen sich, so lange er in der Stadt gewesen sei, gar nicht als Papst betrachtet habe; einige vornehme Römer machten überdies darüber Aussagen, daß eine Verschwörung bestanden habe, um die Wahl Octavians zu verhindern. Für die zuletzt genannten Punkte traten als Zeugen nicht nur die erwähnten Rectoren und Erzpriester mit anderen römischen Klerikern ein, sondern auch vornehme Laien: der Stadtpräfect Petrus*), Stephanus de Tebaldo, Stephanus Normannus, Johannes von S. Stefano, Johannes Gaetanus, Wolfram von der Giudecca, Gimund aus dem Geschlecht der Pierleoni und Andere.

Hierauf berichteten die kaiserlichen Gesandten, welche Roland und Octavian die Vorladungsschreiben überbracht hatten, wie sie den Kanzler und seine Partei dreimal förmlich vorgeladen, ihnen freies Geleit zugesagt, ihnen überdies Octavian Sicherheiten geboten, sie aber dies alles hochfahrend zurückgewiesen hätten. Zu langen Erörterungen gab dann die Verbindung Anlaß, in welche sich bereits Papst Hadrian IV. gegen das Reich mit den Mailändern und dem König von Sicilien eingelassen und welche die Cardinäle der sicilischen Partei eidlich verpflichtet haben sollte, nur einen aus ihrer Mitte zum Nachfolger Hadrians zu wählen. Wir besitzen noch ein längeres Fragment einer Rede, welche im Zusammenhang die sogenannte sicilische Verschwörung darzulegen sucht; sie ist ohne Zweifel für die Synode abgefaßt und vielleicht auch auf derselben gehalten worden. Großen Eindruck machte, daß den Vätern mehrere aufgefangene**) Schreiben Alexanders und seiner Car-

*) Der Stadtpräfect, ein Schwestersohn Octavians, soll nach Johann von Salisbury (Ep. 59) zur Zeit der Wahl aus Rom verbannt gewesen sein und deshalb kein vollgültiges Zeugniß haben ablegen können.

**) Ein Bote des Erzbischofs von Mailand war von dem Pfalzgrafen Otto gefangen und diese Briefe bei ihm gefunden worden.

dinäle an Mailand und andere lombardische Städte, wie die Bischöfe derselben, vorgelegt wurden, welche klar die Machinationen gegen das Reich erwiesen.

Da Alexander in seinem ersten Rundschreiben unter Anrufung des göttlichen Namens versichert hatte, daß Octavian nur mit zwei Cardinälen, Johann vom Titel des h. Martin und Guido von Crema, seiner Wahl sich widersetzt hätten, alle anderen Wähler aber mit derselben einverstanden gewesen wären, wurde auch das Stimmenverhältniß bei der Wahl näher untersucht. Unfraglich war der anwesende Cardinalbischof Imarus von Tusculum auf Seiten Victors gewesen. Dasselbe wurde von dem Cardinal Wilhelm in seiner Gegenwart behauptet, ohne daß er Einsprache erhob. Auch der Cardinaldiakon Raimund, erklärte man, habe für Octavian gestimmt und ihm Obedienz geleistet und sei eben deshalb, als er zur Synode sich begeben wollte, auf Anstiften des Cardinals Heinrich zu Pisa überfallen, verhaftet und mißhandelt worden. Der Cardinal Cencius von St. Hadrian, der durch Krankheit am Erscheinen gehindert war, sollte schriftlich erklärt haben, daß er Octavian erwählt habe und auch in Zukunft zu ihm halten wolle*). Endlich hätten, erklärte man, auch der Bischof Gregorius von der Sabina und der Cardinaldiakon Ardicius mit vielen anderen Octavian Obedienz geleistet, seien aber, durch Geld bestochen, später abgefallen. Dies schien

*) Alexander erkannte bald an, daß Octavian doch nicht zwei, sondern drei Anhänger unter den Cardinälen gehabt habe; er wird dann den Bischof Imarus von Tusculum hinzugezählt haben. Dennoch suchten die Alexandriner immer noch die Theilnahme desselben an der Wahl in Abrede zu stellen. Die alexandrinischen Cardinäle behaupteten, daß er für Alexander gestimmt und erst später Partei gewechselt habe; Arnulf von Lisieux dagegen, daß Imarus vor Abschluß der Wahl fortgegangen sei, weil ihm sein Mahl gelockt habe. Auch der Cardinal Raimund gehörte unzweifelhaft zu den Wählern Octavians und hielt noch später bei ihm aus, aber bald nach der Synode finden wir ihn auf der Seite Alexanders. Der Cardinal Cencius, wenn er überhaupt für Octavian gestimmt, hatte doch bereits früher ihn verlassen; ob er später noch einmal schwankend geworden war, steht dahin. Von Seiten Alexanders ist wohl hauptsächlich deshalb alle Mühe angewandt worden, den Anhang Octavians auf zwei oder drei Personen herabzudrücken, weil es eine alte kanonische Bestimmung gab, nach welcher bei einer sonst einmüthigen Wahl der Widerspruch zweier oder dreier feindlich gestimmter Wähler nicht in Betracht gezogen werden sollte (Decret. Grat. c. 30. Dist. LXIII). Diese auf die Bischofswahlen im Allgemeinen bezügliche Bestimmung war schon besonders auf die Papstwahl früher bezogen worden. Mühlbacher, Die streitige Papstwahl des Jahres 1130. S. 152.

zu genügen, um Roland nicht nur der Lüge, sondern auch des Meineides zu zeihen. Uebrigens blieb man bei der Behauptung der Victoriner stehen, daß sich neun Stimmen bei der Wahl für Octavian erklärt hätten, und gab damit zu, daß weitaus die Mehrheit der Cardinäle auf Rolands Seite gewesen sei.

Schließlich ging man auf der Synode die Aufzeichnungen über frühere Wahlen in den alten Lebensbeschreibungen der Päpste durch und fand darin, daß in ähnlichen Spaltungen die Kirche sich immer für den erklärt habe, der „auf Verlangen des Volks, auf Wunsch und unter Zustimmung des Klerus“ zuerst auf den Stuhl Petri von den Cardinälen erhoben sei. Man erinnerte sich auch, daß Innocenz II. von der Kirche als rechtmäßiger Papst anerkannt sei, weil er um einige Stunden früher, als Anaklet, immantirt worden sei, und doch habe dieser noch an demselben Tage die Immantation erhalten; unerhört sei dagegen bisher eine Immantation, nachdem schon ein Anderer Tags zuvor den Mantel erhalten, Roland habe aber nicht einen, sondern elf Tage nachher sich immantiren lassen.

Nachdem die Synode volle fünf Tage mit diesen Verhandlungen zugebracht und über die wichtigsten Zeugenaussagen ein Protokoll aufgenommen, wurde dies am sechsten Tage vorgelegt und von den Hauptzeugen der römischen Geistlichkeit beschworen; auch die anwesenden römischen Adligen erklärten sich bereit ihre Aussagen zu beschwören, aber man hielt dies für überflüssig. Inzwischen schwand jede Hoffnung, daß die Geschäftsträger Alexanders zu Genua und Piacenza, die man zur Synode eingeladen hatte, erscheinen würden*); es lag vielmehr ein Brief des Cardinals Heinrich an den Kaiser vor, worin er ausdrücklich erklärte, daß seine Gesinnungsgenossen sich in keine kirchliche Gerichtsverhandlung oder Untersuchung einlassen würden. Man meinte deshalb für jetzt keine weiteren Aufschlüsse erwarten zu dürfen und zum Beschluß schreiten zu können. Uebrigens waren noch immer manche Bischöfe, namentlich lombardische, der Ansicht, daß man sich eines förmlichen Urtheils enthalte und die Entscheidung bis auf bessere Information und eine größere Synode verschieben solle. Aber die Mehrzahl der Bischöfe drang auf Entscheidung, und auch der Kaiser selbst wird Nichts unterlassen haben dieselbe herbeizuführen.

*) Vergl. oben S. 240 Anmerkung und S. 245.



Am siebenten Tage kam es zur Beschlußfassung. Noch einmal machte die Mehrzahl der lombardischen Bischöfe geltend, daß man gegen Roland in seiner Abwesenheit nicht verfahren könne und ihn deshalb noch dreimal nach der Sitte vorladen solle, dagegen erklärte die Majorität der deutschen Bischöfe, daß eine Entscheidung sogleich getroffen werden müsse. Den Lombarden, meinten sie, kosteten alle solche Vorladungen und Synoden nur wenige Schillinge, sie aber seien von Osten und Westen, manche von entlegenen Gebirgen unter großen Kosten gekommen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen; die geschehenen Vorladungen seien peremptorische gewesen und der Ausbleibende habe die Folgen zu tragen. Diese Meinung drang um so leichter durch, als ein längeres Hinziehen der Entscheidung große Gefahren für Reich und Kirche in sich zu schließen schien. Nachdem die Vertagung abgewiesen, konnte das Urtheil der Synode nicht mehr zweifelhaft sein. Von besonderem Einfluß auf dasselbe war die angebliche Verschwörung der Cardinäle, welche der Wahl Rolands vorausgegangen sein sollte, die frühere Immantation Octavians, die man auch bei Innocenzs Erhebung als das entscheidende Moment annahm, obwohl auch er nur von einer Minderheit der Cardinäle gewählt war, ferner die offenkundige Verbindung Rolands und seiner Anhänger mit dem Sicilier, Mailand, Brescia und Piacenza, da diese nicht nur eine Gefahr für das Reich in sich schloß, sondern auch unheilbare Zerwürfnisse zwischen Reich und Kirche befürchten ließ, endlich die Weigerung der Gegenpartei trotz der Zusicherung sicheren Geleits sich selbst oder Anwalte zu der Synode zu stellen.

So erklärten denn zuerst die vorsitzenden Erzbischöfe, dann die einzelnen Bischöfe, daß die Wahl Victors anzuerkennen, die Rolands zu verwerfen sei. Die Mehrzahl stimmte dem unbedingt zu; der Patriarch von Aquileja und mehrere Bischöfe Italiens nur vorbehaltlich einer Revision des Urtheils durch die allgemeine Kirche und nur wegen der Bedrängnisse des Reichs; diesem Vorbehalt schlossen sich von den Deutschen auch die Bischöfe von Bamberg, Passau und Regensburg an*). Darauf erschien der Kaiser selbst in der Mitte der Väter und

*) Nach einer glaubhaft erscheinenden Nachricht bei Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen nur drei Bischöfe überhaupt gegen den Beschluß gewesen sein; sie scheinen sich schon vor der Abstimmung entfernt zu haben, und zu ihnen gehörte wohl auch der Bischof von Pavia selbst, der schon früher sich Octavian anzuerkennen geweigert hatte, aber doch auf der Synode nach dem Zeugniß des

erkannte ihr Urtheil an, nach ihm alle Fürsten und eine große versammelte Menschenmenge unter dreifachem Zuruf. Das war der denkwürdige Beschluß des 11. Februar, der nicht, wie man gewähnt hatte, der Kirche den Frieden gab, sondern dieselbe in einen achtzehnjährigen Kampf verwickelte.

Nach seiner Anerkennung wurden dann sogleich Victor alle Ehren, welche die Päpste in Anspruch nehmen, geflissentlich erwiesen*). In feierlicher Procession wurde er am folgenden Tage von S. Salvator nach der Domkirche geführt. Vor der Thür des Doms empfing ihn der Kaiser selbst, hielt ihm beim Absteigen den Steigbügel und geleitete ihn zum Altare. Hier empfing der Papst zuerst vom Kaiser den Fußkuß, dann von dem Patriarchen, den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, wie von den Laienfürsten und der ganzen anwesenden Menge.

Am 13. Februar wurde die Synode, in welcher der Papst nun selbst den Vorsitz führte, geschlossen. Es geschah dies nach der Sitte mit einer Reihe von Strafurtheilen. Bei brennenden Kerzen wurde der Bann über Roland als Schismatiker, über die Bischöfe von Ostia und Porto, die ihn geweiht hatten, und über mehrere seiner vornehmsten Anhänger ausgesprochen. Es waren dies die Cardinäle Johann von Neapel und Hyacinth, der Cardinal Heinrich, welcher gegen den Cardinal Raimund Gewalt geübt haben sollte, und der Propst von Piacenza, den man anschuldigte, den Bischof von Tusculum beraubt und beschimpft zu haben. Nachdem die Kerzen gelöscht waren, wurden der

---

Cardinals Wilhelm zugegen war. Unter den Zustimmenden wird er in dem Synodalschreiben nicht erwähnt, dagegen die Bischöfe von Verona und Padua, die gleichfalls früher Octavian nicht hatten anerkennen wollen; von dem Ersteren ist auch anderweitig urkundlich bezeugt, daß er damals zu Pavia war. Offenbare Uebertreibungen sind es, wenn später der Cardinal Wilhelm behauptete, daß von den 44 Bischöfen, deren Zustimmung zu den Synodalbeschlüssen berichtet wird, 24 sich der Anerkennung Victors entzogen und unter diesen nur sechs oder sieben Italien angehört hätten. Die 44 Zustimmenden waren nach dem Synodalschreiben außer den 5 Erzbischöfen 23 Bischöfe Italiens, 11 des deutschen, 2 des burgundischen Reichs, ein böhmischer, ein dänischer und ein französischer. Vergl. unten S. 264.

*) Victor scheint aus Achtung vor dem Richterspruch der Synode bis dahin sich der päpstlichen Insignien zu Pavia enthalten zu haben. Alexander verbreitete aber alsbald in einem Rundschreiben (vergl. unten S. 255. 256), daß jener sie vom Kaiser sich habe zurückgeben und dem Gerüchte nach mit einem Ringe sich als Papst habe investiren lassen — es ist dies an sich mehr als unwahrscheinlich und durch keine andere Nachricht bestätigt.

König von Sicilien und die Mailänder wegen ihrer Angriffe auf Kirche und Reich zur kanonischen Verantwortung gezogen: dies schien der beste Beweis, daß der von der Synode anerkannte Papst in innigster Verbindung mit dem Kaiser sein Amt führen, die Feinde des Reichs auch mit geistlichen Waffen bekämpfen wolle, wie es einst im Vertrage mit Eugen III. festgestellt war.

Die Verhandlungen der Synode wurden sogleich in Form eines Schreibens der vorsitzenden Erzbischöfe und der anderen Synodalen an die Könige, geistlichen und weltlichen Fürsten und alle anderen Getreuen Christi veröffentlicht und daran die Ermahnung geknüpft, unbedenklich anzuerkennen, was die Synode zur Ehre Gottes, für die Ruhe der römischen Kirche und das Heil aller Christen beschlossen habe. Um diesen Beschlüssen größeres Ansehen zu verschaffen, fügte man die Zustimmung nicht nur der anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe hinzu, sondern auch solcher, die nur vorweg brieflich oder durch Gesandte ihr Einverständniß mit den Beschlüssen der Synode erklärt hatten; die meisten Erzbischöfe gaben überdies beipflichtende Erklärungen zugleich für ihre Suffragane ab, und in einzelnen Fällen hat man als zustimmend auch Bischöfe erwähnt, von welchen gar keine Erklärungen vorlagen, deren Meinung man aber mit Sicherheit zu gewinnen hoffte. So geschah es mit Hillin von Trier, so auch mit Eberhard von Salzburg, obwohl der Kaiser, um des Letzteren Meinung zu bestimmen, erst am 15. Februar an ihn von Pavia aus ein Schreiben erließ. Indem man so den Kreis der angeblich Zustimmenden in bedenklichster Weise erweiterte, berechnete man die Zahl der Erzbischöfe und Bischöfe, welche die Beschlüsse der Synode anerkannt haben sollten, auf 153, von denen aber nur 44 zu derselben wirklich mitgewirkt hatten. Ferner wurde die Zustimmung der Könige von Ungarn, Dänemark und Böhmen, wie des Herzogs von Polen, erwähnt, auch zahlreicher Aebte, Archidiakonen und Pröpste aus verschiedenen Ländern, wie die Anwesenheit vieler deutscher Fürsten.

Man begnügte sich nicht mit dem Synodalschreiben, sondern beschloß auch Gesandtschaften an die Könige von Spanien, England, Frankreich, Dänemark, Böhmen und Ungarn zu senden, um sie für die Anerkennung und Durchführung der Paveser Beschlüsse zu gewinnen. Nach Frankreich ging Rainald von Köln, den sein Verwandter Graf Adolf von Holstein begleitete[1], nach England der Bischof Garsidonius von

Mantua, nach Spanien Hermann von Verden, nach Ungarn und Böhmen Daniel von Prag, nach Dänemark der vielgewandte Merseburger Propst Christian.

Indem der Kaiser so Alexander mit kirchlichen Maßregeln bekämpfen ließ, faßte er aber zugleich den Krieg gegen die weltlichen Bundesgenossen desselben, die zugleich die Feinde des Reichs waren, in das Auge. Von Pavia aus sandte er den Herzog Heinrich von Kärnthen, den kaiserlichen Protonotar Heinrich und Reiner, einen Sohn des ehemaligen venetianischen Dogen Petrus Polanus, der früher in die Gefangenschaft Friedrichs gefallen, dessen Ketten aber bereits gelöst waren, nach Constantinopel; man sagte, daß sie die Antwort auf ein Gesuch Kaiser Manuels, ihm fünf Seestädte in Apulien abzutreten, und auf Anerbietungen desselben zu gemeinsamem Vorgehen gegen den König von Sicilien überbringen sollten. Offenbar war Manuel des Waffenstillstands mit dem Sicilier bereits müde; gemeinsames Interesse konnte wieder zu einer Annäherung zwischen den Kaisern des Ostens und Westens führen.

Den unmittelbaren Kampf gegen Mailand beabsichtigte Friedrich erst im Frühling des nächsten Jahres wieder aufzunehmen, da das Land zu verwüstet war, um demnächst ein Heer zu ernähren; er beschloß deshalb seine Getreuen jetzt zu entlassen. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste reichlich mit Gold und Silber, mit kostbaren Gewanden, mit Lehen und Privilegien. Froh kehrten die meisten deutschen Fürsten in die Heimath zurück; wir wissen, wie glücklich Eberhard von Bamberg war, endlich des Hofdienstes entbunden zu sein. Nur mit geringer Begleitung blieb der Kaiser in Italien. Von deutschen Herren finden wir in der nächsten Zeit nur wenige an seiner Seite, wie Otto von Wittelsbach, den jungen Herzog Friedrich von Schwaben und des Kaisers Halbbruder Pfalzgraf Konrad; auch die beiden Letzteren suchten später ihre deutschen Länder auf.

Die Welfen, welche dem Kaiser namhafte Dienste vor Crema geleistet, trennten sich jetzt von ihm und nutzten die Zeitumstände, ihre eigene Macht zu vergrößern. Herzog Welf, dem der Kaiser die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes vollständig wieder ausgeliefert hatte, begab sich mit seinen Mannen nach Tuscien, wo er sich bisher in seiner herzoglichen Macht noch nicht gezeigt hatte. Am 20. März kam er nach S. Ginesio, wo er von dem Erzbischof und den Consuln von Pisa feierlich empfangen wurde. Auch die Consuln der meisten

anderen tuscischen Städte und eine große Zahl großer und kleiner Vasallen hatten sich hier eingestellt; sie alle leisteten ihm als dem Landesherren Huldigung und Treueeid. Von S. Ginesio begab sich der Herzog nach Pisa, wo er am 26. März einzog und bis zum 31. März verweilte. Lucca wurde gleichfalls von ihm aufgesucht, und er überließ der Stadt gegen einen hohen Jahreszins alle Rechte, welche einst die Gräfin Mathilde in ihrem Gebiete ausgeübt hatte. Schon machte Welf Miene auch im Spoletanischen, wo die herzoglichen Rechte fast vergessen waren, in gleicher Weise aufzutreten. Das selbstherrische Vorgehen seines Oheims erregte den Argwohn des Kaisers, und um so mehr, als sich derselbe alsbald gegen die Paveser Beschlüsse in Verbindungen mit Alexander einließ, der in den tuscischen Städten einen weitverbreiteten Anhang hatte; besonders war es der Propst Otto von Raitenbuch, welcher die kirchliche Gesinnung des Herzogs bestimmte.

Dagegen hielt es Heinrich der Löwe für sein Interesse, als ein eifriger Anhänger Victors aufzutreten. Schon längst lebte er mit dem Bischof Udalrich von Halberstadt wegen mehrerer ihm von diesem verweigerter Kirchenlehen in Feindschaft; unter Beihülfe eines Legaten Victors wurde demnächst Udalrich entfernt und ein gewisser Gero eingesetzt, der sich zu Victor bekannte und vor Allem als ein höchst gefügiges Werkzeug des Herzogs erwies. In den wendischen Gegenden ordnete Papst Victor die Kirchenverhältnisse so, daß der Herzog und Erzbischof Hartwich sich befriedigt fühlen konnten: dem Erzbischofe wurden die Metropolitanrechte über Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg gewahrt, dem Herzog aber die Investitur mit den Regalien vorbehalten.

Erstarkung des Schisma.

So anfechtbar die Paveser Beschlüsse waren, machten sie doch auf die abendländische Welt einen tiefen Eindruck. Allerdings ließ man die Synode nicht als eine allgemeine gelten, aber man sah in ihr doch eine Versammlung, deren Entscheidung schwer in das Gewicht fiel. Indem Victor sich auf diese Entscheidung berief, hatte Alexander ihm keine gleich gewichtige entgegen zu stellen. Ueberdies trat für die Paveser Beschlüsse die Autorität des ersten und mächtigsten Fürsten des Abendlandes ein und sicherte damit Victor die Anerkennung eines großen Theils Italiens, wie fast des ganzen deutschen Reichs und der von

demselben abhängigen Länder. Mochte es in dem Machtgebiet des Kaisers auch hier und da Alexandriner geben, wie z. B. in der Salzburger Kirchenprovinz, offen wagten sie ihre Gesinnung kaum zu zeigen. Auch erschienen die Bemühungen des Kaisers, Spanien, Frankreich, England und Ungarn für Victor zu gewinnen, noch keineswegs aussichtslos. Wie gering waren dagegen die Hoffnungen Alexanders und seiner Cardinäle, die bisher keine anderen sicheren Bundesgenossen als den Sicilier und einige rebellische Städte der Lombardei besaßen.

Alexander verkannte keinen Augenblick, wie bedrohlich für ihn jene Synodalbeschlüsse waren. Doch sie schreckten ihn nicht, trieben ihn vielmehr mit aller Energie seinen Widersachern entgegenzutreten. Schon am 28. Februar sprach sein Legat in Mailand, der Cardinal Johann von Anagni, in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Otbert feierlich im Dome den Bann nicht allein über Octavian, sondern auch über den Kaiser aus, am 12. März weiter auch über die Bischöfe von Mantua, Cremona und Lodi, den Markgrafen von Montferrat, den Grafen Guido von Biandrate, die Rectoren und Consuln von Cremona, Pavia, Novara, Vercelli und Lodi, wie in den Grafschaften Seprio und Martesana, endlich am 28. März noch über Ludwig, den Befehlshaber des Kaisers in Baradello. Alle Gegner Mailands wurden unterschiedslos als Schismatiker behandelt, und der Legat erklärte zugleich, daß Alles, was Friedrich bisher gethan oder noch thun würde, aller Gültigkeit entbehre, bis er seinen Frieden mit der Kirche schließe. Auch der Papst selbst blieb nicht zurück. Am grünen Donnerstag (24. März 1160) schleuderte er im Dome zu Anagni gegen Friedrich den Bannfluch, weil er nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein Tyrann das Reich regiere; die gleiche Strafe erkannte er gegen Otto von Wittelsbach und die anderen Beförderer des Schisma und erneuerte zugleich den bereits über Octavian verhängten Bann. Alle, welche dem Kaiser durch Eide verpflichtet, entband er im Namen Gottes und des heiligen Petrus der Treue und der Verpflichtungen gegen ihn, so daß sie fortan ihm nicht mehr zu gehorchen, sondern jeden Beistand seinem tyrannischen Regiment zu verweigern hätten.

In den nächsten Tagen erließ Alexander Schreiben an seine Anhänger, in welchen er sie von der Excommunication des Kaisers benachrichtigte und diese eingehender zu begründen suchte. Er behauptete: Friedrich habe, in die Fußstapfen seiner Vorgänger tretend, sich von

Anfang an als ein tyrannischer Unterdrücker der römischen Kirche gezeigt, Erzbischöfe und Bischöfe, die von Rom kamen, einkerkern lassen, die Legaten des apostolischen Stuhls zu Besançon unwürdig behandelt, gewaltsam das Patrimonium Petri überfallen, nach der allgemeinen Ueberzeugung noch bei Lebzeiten Hadrians dessen Widersacher Octavian auf den Stuhl Petri zu erheben gesucht und nach dem Tode des Papstes den Widerstand des Eindringlings gegen den von den Cardinälen Erwählten auf alle Weise unterstützt; er habe gegen die kanonischen Bestimmungen die Kirchenfürsten zu einer Synode nach Pavia berufen, Octavian hier zur vollständigen Unterdrückung der Kirche mit einem Ringe das Papstthum verliehen und die versammelten Väter mit tyrannischer Gewalt gezwungen sich dem Eindringling zu unterwerfen. Wenn er seine Absichten erreiche, so werde er in gleicher Weise auch die Könige und Fürsten der verschiedenen Länder mit den geistlichen und weltlichen Waffen zu unterwerfen suchen. Dieses Schreiben, strotzend von Uebertreibungen und unerwiesenen Behauptungen, sollte in allen kirchlich Gesinnten den heftigsten Haß gegen den schismatischen Kaiser, bei allen weltlichen Fürsten die schwersten Besorgnisse vor der überwuchernden kaiserlichen Macht erregen und war für diese Zwecke geschickt genug abgefaßt.

Gleichzeitig wurde in Form eines Schreibens von 25 alexandrinischen Cardinäle an die gesammte Christenheit ein weitläufiger Tractat verbreitet, welche den Paveser Beschlüssen entgegentrat, um die Wirkungen derselben zu vereiteln und die kaiserliche Autorität zu untergraben. Die Erhebung Octavians wird hier vor Allem als ein Werk des Kaisers dargestellt, die Weigerung Alexanders und der Cardinäle in Pavia zu erscheinen möglichst gerechtfertigt und die auf der Synode erfolgte Anerkennung Octavians auf den äußersten Zwang zurückgeführt. Bei den Verhandlungen, heißt es, hätten sich die Bischöfe einer nach dem anderen heimlich aus der Kirche entfernt, bis der Kaiser die Pforten habe schließen lassen, dann habe er die Zurückgebliebenen — es sollen nur sechs oder sieben Italiener darunter gewesen sein — unter Androhung der äußersten Gefahren und der Verwüstung ihrer Kirchen zur Anerkennung Octavians genöthigt*).

*) Eigenthümlich ist die Erklärung der Cardinäle, daß sie, wenn Alexander sterben sollte, sogleich einen anderen Papst wählen könnten, während mit dem Tode Octavians der ganze Bau seiner Secte zusammenbrechen müßte.

Zugleich sandte Alexander in derselben Weise, wie sein Gegner und der Kaiser, Legaten aus, um für seine Sache zu wirken. Die Cardinäle Heinrich und Oddo erhielten Befehl sich alsbald nach Frankreich zu begeben; eben dorthin wurde auch jener Cardinal Wilhelm geschickt, welcher über die Vorgänge zu Pavia die beste Auskunft zu geben vermochte. Nach Ungarn gingen der Bischof Julius von Palestrina und der Cardinaldiakon Petrus von S. Eustachius. Nach dem Orient sandte Alexander den Cardinalpriester Johann von dem Titel der Heiligen Johannes und Paulus; denn besonderen Werth legte er darauf, die Anerkennung der Kirchen von Jerusalem und Antiochia zu gewinnen. Wenn er auch an den Kaiser Manuel eine Legation in dem Bischof von Tivoli und dem Cardinaldiakon Ardicius vom heiligen Theodorus absandte, so war dabei wohl hauptsächlich der Grund bestimmend, eine Verbindung Manuels mit Friedrich gegen den Sicilier zu verhindern.

Den Legaten Alexanders waren die Gesandten des Kaisers und Victors an den Höfen meist schon zuvorgekommen. Wir können die Schritte auf beiden Seiten nicht genau verfolgen, aber im Ganzen lassen sich die Resultate dieser Botschaften doch erkennen. In einem im August 1160 erlassenen Schreiben an den Patriarchen von Aquileja rühmt der Kaiser: Spanien, Ungarn, Dänemark, Böhmen, der Graf von Barcelona und der Graf von S. Giles mit der ganzen Provence und Burgund hätten Victor anerkannt und täglich mehrten sich dessen Anhänger. Der Kaiser überschätzte, wie sich bald zeigte, weit die Erfolge seiner kirchlichen Politik; Manche, die er für Freunde hielt, waren im Herzen alexandrinisch und warteten nur die günstige Stunde ab, um ihre wahre Gesinnung zu enthüllen.

Am wenigsten konnte zweifelhaft sein, daß Bischof Daniel von Prag in Böhmen willige Anerkennung der Paveser Beschlüsse finden würde. Aber Daniel wurde auch in Ungarn ehrenvoll aufgenommen, und König Geisa schien dem kaiserlichen Papste Obedienz zu leisten bereit, nur machte er geltend, daß er ohne die Großen und den Klerus seines Reichs eine bindende Entscheidung nicht treffen könne. Wie der König damals auch denken mochte, nach nicht langer Zeit trat er, theils durch den Einfluß Erzbischof Eberhards von Salzburg, theils der Legaten Alexanders bewogen, mit der ganzen Kirche Ungarns auf die Seite des antikaiserlichen Papstes. Nach Geisas baldigem Tode (31. Mai

1161) wurde freilich Alles wieder in Frage gestellt. Ungarn sagte sich nun von Alexander los, und man schwebte in der Besorgniß, das Land könne der abendländischen Kirche ganz verloren gehen und sich unter dem Einfluß Constantinopels dem griechischen Bekenntniß zuwenden.

Was Friedrichs Gesandte in Constantinopel ausgerichtet haben, wissen wir nicht, nur soviel ist sicher, daß eine Verständigung zwischen Constantinopel und dem abendländischen Reiche sich nicht erreichen ließ. Manuel war nicht ohne Besorgniß, daß der Kaiser seine Gewalt über Ungarn, wohin er selbst seine Blicke gerichtet hätte, ausdehnen könne; überdies befürchtete er von der wachsenden Macht des Kaisers einen neuen Kreuzzug und die Vereitelung seiner eigenen Absicht, die lateinischen Herrschaften im Orient in Abhängigkeit von sich zu bringen. So mochte es den Legaten Alexanders leicht werden, die Mißstimmung Manuels gegen Friedrich zu steigern, aber positive Erklärungen zu Gunsten ihres Papstes erwirkten sie nicht; erst im Jahre 1162 hat sich Manuel zu solchen verstanden.

Der nach dem Orient gesandte Cardinal Johann landete erst im November 1160 auf einem genuesischen Schiff zu Byblos. Er fand die Stimmung im heiligen Lande schwankend und namentlich schien König Balduin seiner Mission wenig günstig. Auf einer Synode zu Nazareth sprach sich der Erzbischof von Tyrus entschieden für die Anerkennung Alexanders aus, aber der König trat ihm entgegen und rieth zur Neutralität. Dennoch siegte die Partei Alexanders und schon im Januar 1161 konnte sich dieser rühmen, daß sich die Kirchen des Orients ihm unterworfen hätten.

Auch der Obedienz Spaniens glaubte er damals bereits sicher zu sein. Ueber die Erfolge der kaiserlichen Gesandtschaft daselbst sind wir ohne alle Nachrichten; nicht einmal darüber sind wir unterrichtet, ob Hermann von Verden nach Spanien gekommen ist. König Ferdinand II., der im Jahre 1157 seinem Vater Alfons VII. gefolgt war, stand in sehr schwierigen Verhältnissen, da er nur Leon mit eigener Gewalt, Castilien nur als Vormund seines Neffen Alfons unter vielfachen Anfechtungen regierte. Wie sein Vater, hatte er selbst mit Hadrian IV. in Streitigkeiten gelebt, und es ist deshalb begreiflich, daß er anfangs wenig dem Papste geneigt war, welcher das Werk Hadrians fortführen wollte. Aber es gelang, ihn noch im Jahre 1160 für Alexander zu gewinnen; besonders geschah es durch den Bischof von Lago, wie

Ferdinand selbst in dem Schreiben erklärte, durch welches er dem Papste die Unterwerfung der spanischen Kirche ankündigte. Der angesehenste Fürst der pyrenäischen Halbinsel war zu dieser Zeit der Graf Raimund Berengar von Barcelona, der in Aragon die höchste Gewalt in Händen hatte. Sein Verhalten zum Kaiser war im Wesentlichen durch seine Stellung in der Provence bestimmt, die er für sich und seinen Neffen gegen die Grafen von Baux zu behaupten hatte*). Fortwährend von diesen Grafen bedrängt, scheint Raimund beim Ausbruch des Schisma, um nicht den Kaiser zu reizen, sich für Victor erklärt zu haben; erst als der Kaiser gegen Ende des Jahres 1160 entschieden auf die Seite der Grafen von Baux trat, ergriff Raimund für Alexander Partei, trug aber kein Bedenken, sich wieder für Victor zu erklären, als sich ihm die Aussicht eröffnete, die Hand der Richildis, der Wittwe König Alfons VII., der Base des Kaisers, für seinen Neffen zu gewinnen.

Während sich die Fürsten, welche dem Kaiser selbstständiger gegenüber standen, mehr dem freien Papst zuneigten, war die Stellung des Dänenkönigs durch seine Abhängigkeit vom deutschen Reiche bestimmt. Es fehlte freilich auch in Dänemark nicht an entschiedenen Alexandrinern. Der Erzbischof Eskil von Lund, der noch seiner Gefangenschaft in Deutschland gedachte, war ein erbitterter Gegner des Kaisers und seines Papstes; und auch Bischof Absalon von Roeskilde, der Milchbruder und Vertraute König Waldemars, fühlte kein Interesse für einen kaiserlichen Papst. Aber König Waldemar mußte es doch für bedenklich halten, seine kaum gegründete Herrschaft durch Feindseligkeiten gegen den Kaiser zu gefährden, und so wird Propst Christian, der Gesandte Friedrichs, ihn unschwer für Victor gewonnen haben. Später schickte Victor einen gewissen Bernhard als Legaten nach Dänemark. Er fand wenig Widerstand, aber auch wenig Willigkeit. Eine Synode, welche er berief, war nur schwach besucht.

Vor Allem wichtig war, wie sich Frankreich erklären würde. Denn in allen kirchlichen Dingen gab es damals recht eigentlich den Ton an; wir wissen, wie auch Innocenz II. seinen Sieg wesentlich der gallicanischen Kirche zu danken hatte. Ueberdies war der französische Klerus so nahe mit dem englischen verbunden, daß der eine ohne den anderen kaum eine Entscheidung abgeben zu können schien. Viel kam

*) Vergl. Bd. III. S. 219 und oben S. 15 und S. 23.

dabei auf die Könige Ludwig und Heinrich an, welche Beide zu dem Paveser Concil zwar nicht ihre Bischöfe, aber doch Boten geschickt hatten. Ludwig hatte bis auf Weiteres Neutralität versprochen, Heinrich die unbestimmte Zusicherung gegeben, daß er in Eintracht mit dem Kaiser handeln wolle. Beide besorgten den Kaiser zu erzürnen, den sie in ihren Streitigkeiten sich zu gewinnen ein unverkennbares Interesse hatten. Denn trotz des im November 1159 geschlossenen Waffenstillstandes war der Friede damals noch keineswegs gesichert; erst nach dem Concil, im Mai 1160, kam er zum Abschluß.

Ohne Frage waren die beiden Könige im Herzen mehr für Alexander gestimmt. Viel zu groß war der Einfluß des Papstthums bereits auf die gallicanische und englische Kirche, als daß ein Papst, der ganz in der Hand des Kaisers war, ihnen nicht schwere Befürchtungen hätte erwirken sollen. Ueberdies huldigten ihre Bischöfe in der Mehrzahl Gregorianischen Grundsätzen, und gerade die einflußreichsten unter ihnen traten sogleich für Alexander ein. Besonders thätig waren in dieser Beziehung der alte Erzbischof Theobald von Canterbury, der Bischof Arnulf von Lisieux und der Abt Philipp von Aumône. Dagegen ist bemerkenswerth, daß die Mönchsorden, welche einst die Vorkämpfer Innocenzs II. gewesen waren, für Alexander sich nicht in gleicher Weise erwärmten. Wenn auch der Erzbischof Petrus von Tarantaise, ein angesehener Cistercienser, bald für die alexandrinische Sache mit seinem heiligen Eifer wirkte, und in ähnlicher Weise Anthelmus, der Prior der großen Karthause, hervortrat, ihre Orden selbst nahmen nicht sofort Partei, und die noch immer sehr einflußreiche Congregation Clunys stand sogar auf Seiten Victors. Der Bischof Imarus von Tusculum, der sich bald nach der Paveser Synode nach Frankreich begeben hatte, fand bei dem Abte Hugo von Cluny die freundlichste Aufnahme.

Die Alexandriner fürchteten die Gesandtschaft Rainalds nach Frankreich; namentlich besorgten sie, daß König Heinrich leicht auf Victors Seite gezogen werden könnte. Dennoch scheint Rainald nicht mehr erlangt zu haben, als daß die beiden Könige vorläufig die Neutralität zu wahren versprachen. Die Reise des Garsidonius nach England mußte ganz erfolglos sein, da die englische Kirche ohne den Willen des Königs keinen Beschluß fassen konnte und dieser sich damals auf dem Festlande befand.

Fruchtbarer war die Legation, welche Alexander nach Frankreich abgeordnet hatte. Die Cardinäle Heinrich, Wilhelm und Oddo hatten allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber schließlich gewannen sie doch ihrem Meister die Obedienz der gallicanischen und anglicanischen Kirche. Ihr erster Empfang war nicht der beste. Cluny schloß ihnen geradezu die Thore; die Benedictiner zu Vezelay waren die Ersten, welche ihnen gastliche Aufnahme gewährten. Eben damals gingen die Könige Ludwig und Heinrich damit um, den zwischen ihnen geschlossenen Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln. Sie wollten alle Zerwürfnisse beseitigen, in voller Eintracht ihre Länder regieren. Vor allem beschloß man in der heikelen kirchlichen Frage in gleicher Weise zu verfahren, und Ludwig versprach dabei seine Entschließung von der Heinrichs abhängig zu machen.

Die Werbungen der Legaten Alexanders richteten sich bei dieser Lage der Dinge vornehmlich an den englischen König; aber auch kaiserliche Gesandte erschienen bald wieder bei Heinrich. Die Haltung des Königs war lange eine schwankende und flößte den Alexandrinern die lebhaftesten Besorgnisse ein. Er hatte eine Synode des englischen Klerus nach London berufen lassen, um den Streit der beiden Päpste zu untersuchen; die Entscheidung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, zu Gunsten Alexanders aus. Aber der König sorgte dafür, daß die Beschlüsse geheim gehalten wurden; jeder Folge, die man ihnen gab, trat er rücksichtslos entgegen. Ende Juli versammelte er dann die Bischöfe der Normandie in Neuf Marché, gleichzeitig Ludwig die Bischöfe seines Reichs in dem nahen Beauvais, kaiserliche Gesandte waren zugegen, und es fehlte auch nicht an Stimmen, welche sich für Victor erklärten. Aber die Mehrzahl der Bischöfe war doch für Alexander, und die öffentliche Stimmung sah die Anerkennung desselben bereits als entschieden an. Dennoch hielt Heinrich noch immer mit einer Erklärung zurück; bald sah man sogar die Cardinäle Johann und Guido als Legaten Victors an seiner Seite.

Im Anfange des October hatten die Könige eine Zusammenkunft, um den geschlossenen Bund zu erneuern und sich zugleich auch über die kirchliche Frage zu verständigen. Sie hatten zu derselben angesehene Männer ihrer Reiche berufen, unter ihnen auch kirchliche Würdenträger. Die Legaten Alexanders und Victors fehlten nicht, da es sich um die für sie wichtigste Entscheidung hier handelte. Die Rathgeber der

Fürsten waren für einen längeren Aufschub einer bestimmten Erklärung: die römische Kirche sei immer den Königen beschwerlich gewesen, die Gelegenheit sei endlich zu freierer Bewegung günstig, vorläufig sei die Autorität der Bischöfe für die Regierung der Kirche ausreichend und man könne ruhig die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Trotz solcher Erklärungen und trotz der Anliegen Victors entschloß sich doch jetzt König Heinrich endlich eine definitive Entscheidung zu treffen; es waren nichts weniger, wie kirchliche Motive, welche ihn dazu vermochten.

Schon im Jahre 1158 hatte König Ludwig seine Tochter Margaretha, ein Kind in der Wiege, dem dreijährigen Sohne König Heinrichs, welcher den Namen des Vaters führte, verlobt. Das Mädchen war sogleich dem Könige von England übergeben worden, um in der Normandie erzogen zu werden; am Hochzeitstage sollte Heinrich mehrere Burgen erhalten, welche früher zur Normandie gehört hatten und deren Verlust er nicht verschmerzte. Nichts verlangte er deshalb mehr, als die Hochzeit der Kinder zu beschleunigen; und er drang jetzt in die Legaten Alexanders den erforderlichen Dispens des apostolischen Stuhls zur Vermählung der Kinder zu ertheilen. So wichtig schien es den Bevollmächtigten Alexanders, auf solche Weise eine öffentliche Erklärung König Heinrichs für ihren Herren zu gewinnen, daß sie den verlangten Dispens ohne Wissen des Königs von Frankreich bewilligten. So glaubten sie in einem Moment die Anerkennung nicht nur Englands und Frankreichs, sondern auch Spaniens, Irlands und Norwegens, des ganzen westlichen Europas gewonnen zu haben, und mindestens soviel erreichten sie, daß Heinrich unzweideutig sein Reich und seine Kirche Alexander unterwarf.

So groß die Einigkeit zwischen Heinrich und Ludwig bei dieser Zusammenkunft schien, war doch bereits der Same der Zwietracht aufs Neue gelegt, und überschnell ging er auf. Am 4. October starb im Kindbett Ludwigs zweite Gemahlin Constantia, die Schwester des spanischen König Ferdinands II., und Ludwig, der immer, wie ein Zeitgenosse sagt, den Spruch des Apostels vor Augen hatte: „Es ist besser freien, als Brunst leiden*)", entschloß sich schon in vierzehn Tagen zu einer dritten Ehe. Er vermählte sich mit Adela, einer Schwester der

*) Kor. 7, 9.

Grafen von Blois, die sich schon früher als hitzige Gegner des Königs von England gezeigt hatten. Ueber diese Ehe gerieth König Heinrich in den höchsten Zorn und säumte keinen Augenblick, von dem erlangten Dispens Gebrauch zu machen. Am 2. November ließ er die Scheinehe der beiden Kinder einsegnen und nahm sogleich die ersehnten Burgen in Besitz.

Jetzt kam der böse Handel der Legaten an den Tag, und es konnte nicht fehlen, daß König Ludwig in die bitterste Stimmung gegen Männer gerieth, deren Zwecke er bis dahin auf alle Weise gefördert hatte. Er befahl sogleich den Legaten sein Reich zu verlassen und erhob gegen sie Beschwerden in Rom. Aber die Legaten müssen doch bald Mittel gefunden haben, um den König milder zu stimmen; sie blieben in Frankreich, wenn sie auch die Gunst Ludwigs nicht so leicht wiedergewannen. Zugleich war der offene Kampf zwischen ihm und König Heinrich wieder ausgebrochen, an dem sich besonders die Grafen von Blois, die Schwäger König Ludwigs, betheiligten. Der Kampf drehte sich besonders um die Feste Chaumont, in welcher sich Theobald von Blois festgesetzt hatte. Aber König Heinrich nöthigte die Burg zur Uebergabe und wußte dann seine Länder durch die Herstellung alter und den Bau neuer Burgen zu sichern. Zwischen Weihnachten und Ostern ruhten die Waffen, aber Niemand wagte noch von Frieden zu sprechen.

So schien Alles wieder in Frage gestellt, was in Frankreich für Alexander gewonnen war. Mochte König Heinrich seiner Entschließung jetzt die gebührende Autorität sichern, von König Ludwig war dies nicht zu erwarten, und manche französischen Bischöfe befanden sich in diesen unklaren Verhältnissen sehr wohl; sie hatten die Appellationen an den Papst, die Strafen Roms nicht zu fürchten. Sie sahen, warf man ihnen vor, den Krieg der Könige gern, weil durch denselben der Krieg in der römischen Kirche neue Nahrung gewänne. Unter solchen Umständen konnte Victor Hoffnung schöpfen, Frankreich noch auf seine Seite ziehen zu können, zumal er mit den Grafen von Blois in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Es werden besonders die französischen Verhältnisse gewesen sein, die ihn schon am 16. Januar 1161 veranlaßten eine neue allgemeine Synode zur Beseitigung des Schisma auf den 21. Mai nach Cremona zu berufen.

Inzwischen suchte Alexander auf alle Weise König Ludwig in der

Treue zu erhalten und wurde dabei kräftigst von dessen Bruder, dem Bischof Heinrich von Beauvais, unterstützt. Durch dieses Bischofs Vermittelung gelang es endlich Ludwig und Heinrich dazu zu bestimmen, gemeinsam eine Synode zu berufen, auf welcher in ihrer Gegenwart die kirchliche Frage entschieden und den Anhängern Victors noch einmal Gelegenheit ihre Sache zu vertreten geboten werden sollte. Die Synode wurde nach Toulouse, gleichsam auf neutralen Boden, berufen, und Victor entschloß sich hierhin Legaten zu schicken. Um die Mitte des März 1161, wie es scheint, kamen die Könige in Toulouse zusammen, die Bischöfe Frankreichs und Englands stellten sich ein, die Legaten Alexanders erschienen. Mit großem Pomp, geleitet von kaiserlichen Gesandten, ritten die Legaten Victors Johann von S. Martin und Guido von Crema ein. Auch Gesandte des spanischen Königs Ferdinand waren bei der Synode anwesend, in welcher man etwa hundert kirchliche Würdenträger, Bischöfe, Aebte, Pröpste u. s. w. zählte. Wer in derselben den Vorsitz führte, ist nicht überliefert.

Im Beginn der Verhandlungen traten die Legaten Victors, gestützt auf die Paveser Beschlüsse, als Ankläger Alexanders auf. Besonders legte Guido von Crema die Gründe dar, weshalb zu Pavia die Wahl Alexanders verworfen sei. Ihm traten die Legaten Alexanders entgegen und bekräftigten ihre Aussagen durch Augenzeugen der Wahlereignisse, welche sie zur Stelle geschafft hatten. Sie erklärten, daß eine Wahl Octavians eigentlich gar nicht erfolgt sei, er selbst sich immantirt und mit Unterstützung von Laien den Stuhl Petri bestiegen habe, daß er erst acht Tage nach seiner Bannung consecrirt sei und die Consecratoren selbst unter dem Banne gestanden hätten; dagegen sei, behaupteten sie, Alexander rechtmäßig gewählt und seine Immantation nur durch das gewaltsame Einschreiten seiner Widersacher momentan gehindert, aber später vollständig durchgeführt worden, auch sei seine Weihe durch die ordentlichen Consecratoren erfolgt. Sie suchten ferner darzuthun, daß der Kaiser schon vor dem Paveser Concil in seinem Schreiben und durch Gesandtschaften Octavian als den rechtmäßigen Papst anerkannt habe. Endlich trat der Cardinal Wilhelm als Zeuge dafür ein, daß nicht 153 Bischöfe zu Pavia berathen*), sondern nur 44, und diese hätten sich für Neutralität und Vertagung der Ver-

---

*) Es war dies auch nie behauptet worden. Vergl. oben S. 252.

handlungen erklärt; einzig und allein durch Bitten und Drohungen habe der Kaiser mehrere dahin gebracht, Octavian anzuerkennen, während sich 24 Bischöfe seiner Gewalt durch die Flucht entzogen hätten.

Die sogenannte sicilische Verschwörung, die Verbindungen Alexanders mit den rebellischen Lombarden kamen gar nicht zur Sprache; auch scheinen jene sehr anfechtbaren Behauptungen der Alexandriner einer weiteren Discussion nicht mehr unterworfen zu sein. Die Ansicht der Könige war wohl von vornherein entschieden, und jeder Widerspruch der Bischöfe wäre fruchtlos gewesen; ohnehin waren sie, wenn eine Entscheidung getroffen werden mußte, fast sämmtlich für Alexander. So fiel die Entscheidung, wie sie fallen sollte. Man erklärte sich für Alexander und erwies seinen Legaten die höchsten Ehren. Victor wurde verworfen, der Bann über ihn und mehrere seiner Anhänger ausgesprochen, seine Legaten verließen als Besiegte Toulouse.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Beschlüsse der Toulouser Synode die Sache Alexanders ungemein gefördert haben. War sie auch noch weniger, als die von Pavia, als eine allgemeine anzusehen, so war doch ein sehr angesehener Theil der abendländischen Kirche auf ihr repräsentirt gewesen, und auch das war von Gewicht, daß beide Parteien der Kirche in ihr zu Worte gekommen waren, während nur die eine in Pavia verhandelt hatte. Mochte es einzelne Anhänger Victors noch in Frankreich geben, sie mußten es doch bald aufgeben sich öffentlich zu verrathen. Auch die so einflußreichen Mönchscongregationen Frankreichs nahmen nun entschieden für Alexander Partei; an der Spitze die Cistercienser. Diejenigen Karthäuser, die bisher zu Victor gehalten, traten schon zu Toulouse auf die Seite der Alexandriner. Hugo von Cluny, mit dem Bann Alexanders bedroht, mußte alsbald sein Kloster verlassen und sich unter den Schutz des Kaisers begeben. Ob auch der Hader zwischen den Königen nicht geschlichtet war, kirchlich blieben Frankreich und England doch geeinigt, und auch die spanische Kirche gewann eine festere Stellung zu Alexanders Sache. Wie die Paveser Synode die Partei Victors consolidirt hatte, so schaarten sich jetzt um die Toulouser Synode bald alle diejenigen, welche ihr Ideal in einem freien Papstthum sahen, und die Zahl solcher war im Abendlande eine sehr beträchtliche.

Selbst in Deutschland machten die Toulouser Beschlüsse Eindruck. Wir erkennen es besonders in den weitläuftigen Erörterungen, welche

der gelehrte Gerhoh damals seinem Buche über den Antichrist einfügte. Er verfolgte mit großer Spannung den Gang des Schisma, in welchem er eine unermeßliche Gefahr für die Kirche sah. Von allen Seiten hatte er sich Nachrichten über die Doppelwahl verschafft und suchte in jenen Erörterungen die Wahlvorgänge möglichst unbefangen darzulegen. Obwohl er seine Meinung nicht verhehlt, daß er die Sache Alexanders für die relativ bessere halte, betont er doch stark die Vorwürfe, welche den Alexandrinern wegen der sogenannten sicilischen Verschwörung gemacht wurden, und tadelt es entschieden, daß sich Alexander nicht der Paveser Synode gestellt und gegen jene Vorwürfe gerechtfertigt habe; durch sein Erscheinen wäre das Schisma im Keime erstickt und die Anerkennung Victors zu Pavia vereitelt worden.

Während Gerhoh dies schrieb und sich schon der Meinung zuneigte, daß man sich trotz aller Bedenken an die Paveser Beschlüsse zu halten habe, erhielt er unerwartet Nachricht von der zu Toulouse gehaltenen Synode. Die Beschlüsse derselben erfüllten ihn mit Freude, aber er vermißte schmerzlich in derselben jede Erklärung über die sicilische Verschwörung, nachdem diese in der früheren Synode so bestimmt den Alexandrinern entgegengehalten war. Deshalb, meint er, würden doch Viele die Wahl Alexanders und die Beschlüsse der letzten Synode nicht anerkennen, sondern ein allgemeines Concil abwarten, welches von den Königen gemeinsam zu berufen sei; Gott sei mächtig, Eintracht zwischen den Königen zu stiften, ohne deren einträchtiges Zusammenwirken zu dieser Zeit ein allgemeines Concil nicht zu Stande kommen könne, aber ohne ein solches sei auch jener Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege zu räumen. Wenn die Verschwörung, äußert er, nur von den Gegnern Alexanders behauptet und seinen Anhängern einfach geleugnet würde, so könnte man den Vorwurf auf sich beruhen lassen; nun aber habe sich Alexander mit denselben Bundesgenossen vereinigt, mit denen Hadrian sich verschworen haben sollte, und über den Kaiser den Bann verhängt, welchen sein Vorgänger versprochen zu haben beschuldigt würde, indem nur darin ein neuer Grund hinzugekommen, daß der Kaiser die Sache Victors aufrecht erhalten habe; dieser Bann sei aber nur dann gerechtfertigt, wenn die Sache Alexanders selbst die gerechte sei, und darüber könne man nicht anders Klarheit gewinnen, als wenn die Beschuldigungen wegen jener Verschwörung widerlegt würden; Niemand vermöge jetzt in das Dunkel derselben einzudringen, da die

Römer Niemand Rechenschaft geben, sondern nur dem Himmel verantwortlich sein wollten. Gerhoh führt aus, daß auch die Päpste unter Umständen verantwortlich seien und ergießt sich in Klagen über den Stolz und die Habgier Roms, welcher er auch den kläglichen Ausgang des zweiten Kreuzzugs beimißt.

Schließlich setzt Gerhoh auseinander, daß es drei Parteien in der abendländischen Kirche gebe; außer den Parteien der beiden Päpste eine dritte, welche eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Schisma wolle, wie sie nur durch ein allgemeines, von den Königen gemeinsam berufenes Concil bewerkstelligt werden könne. Zu dieser dritten Partei bekennt sich Gerhoh selbst. Von den beiden Päpsten urtheilt er, daß sich Victor nur durch die Macht des Kaisers aufrecht erhalte, Alexander allein durch die Macht des sicilischen Tyrannen, mit dessen Rittern er die Burgen und Länder des heiligen Petrus in Unterwürfigkeit halte*).

Allerdings mochten Viele die Berufung eines solchen allgemeinen Concils, wie es Gerhoh sich dachte, wünschen; man kam damit ja im gewissen Sinne auf die ersten Absichten des Kaisers zurück, die sich aber als unausführbar erwiesen hatten. Am wenigsten würde sich freilich Alexander einem von den Fürsten berufenen Concil unterworfen haben, doch auch Victor war dazu nicht geneigt. Bereits am 16. Januar, wie wir wissen, hatte er die Einladung zu einer allgemeinen Synode erlassen, und mit dem Kaiser forderte er nach allen Seiten zur Beschickung derselben auf. Am 21. Mai sollte zu Cremona die Synode eröffnet werden**), welche nun nach den Verhältnissen eine feindliche Stellung zu den Toulouser Beschlüssen nehmen mußte.

Zu der bestimmten Zeit stellten sich die Bischöfe zum großen Theil in Cremona ein, aber zur Eröffnung der Synode kam es dort nicht. Der Kaiser sammelte damals ein Heer, mit dem er schon in den

*) Gerhoh schrieb diese Partien seines Werks in der ersten Hälfte des Jahres 1161. Später hat er eine Vorrede zugefügt, in welcher er sich als ein entschiedener Alexandriner erklärt, weil sich die Cardinäle auf Seite Alexanders bereit erklärt hätten, sich wegen der ihnen vorgeworfenen Conspiration gegen das Reich zu rechtfertigen. Dies geschah im Jahre 1163, doch ist die Rechtfertigung nie erfolgt.

**) Man hatte eine Zeit lang die Absicht gehabt, die Synode wieder in Pavia zu halten, war aber später bei Cremona stehen geblieben.

nächsten Tagen einen Angriff auf Mailand beabsichtigte. Da er selbst und mehrere Fürsten an seiner Seite während der Verhandlungen anwesend sein wollten, wurde auf seinen Wunsch die Synode auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagt. Rechtzeitig stellte sich dann der Kaiser, von vielen Bischöfen und Fürsten begleitet, ein. Am 17. Juni kam der Papst in Lodi an, und am 19., dem Tage der Heiligen Protasius und Gervasius, wurde die Synode eröffnet, die dann bis zum 22. tagte. Anwesend waren außer dem Papste, welcher den Vorsitz führte, der Kaiser und die ihn begleitenden Großen, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Erzbischöfe Hillin von Trier, Rainald von Köln, Stephan von Vienne und Guido von Ravenna, viele Bischöfe Deutschlands, Italiens und Burgunds — aus der Mainzer Kirchenprovinz waren allein zehn Suffragane zur Stelle — wie eine große Zahl von Aebten, Pröpsten, Prioren und anderen Klerikern. Eingestellt hatten sich außerdem fünf römische Senatoren und Abgesandte der Stadt Pisa. Der König von Böhmen hatte sein Ausbleiben entschuldigt, aber seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Synode erklärt; sein Bruder Herzog Dietbold war gegenwärtig und, wie es scheint, auch der beim Kaiser so angesehene Bischof Daniel von Prag. Die Könige von Dänemark, Norwegen und Ungarn, sechs Erzbischöfe, zwanzig Bischöfe, viele Aebte und Pröpste, sowohl der Cistercienser wie anderer Congregationen, hatten Schreiben geschickt, in denen sie ihr Ausbleiben entschuldigten und ihre Zustimmung zu den Synodalbeschlüssen versprochen haben sollen. Auch die Könige von Frankreich und England, wie der Herzog von Polen hatten Boten gesendet, doch waren daraus über ihre Stellung zu den Beschlüssen der Synode keine Folgerungen zu ziehen.

Es war eine sehr stattliche Versammlung, wie übertrieben es auch ist, wenn der Kaiser in einer damals ausgestellten Urkunde sagt, daß fast alle Bischöfe Deutschlands, Italiens, Burgunds und der Provence ihr beigewohnt hätten. Von den Verhandlungen der Synode wissen wir wenig. Wie nicht anders zu erwarten stand, wurden die Beschlüsse der Paveser Synode genehmigt und die Wahl Alexanders für nichtig erklärt. Einer der thätigsten Mitarbeiter zu Pavia, der Erzbischof Arnold von Mainz, hatte inzwischen ein entsetzliches Ende gefunden, und auch die dadurch in der Mainzer Kirche entstandenen Wirren kamen zur Sprache. Die Hauptsache waren die Strafurtheile, welche

am Schluß der Synode veröffentlicht wurden. Die Excommunication traf den Erzbischof Otbert von Mailand, den Bischof Hugo von Piacenza, den Bischof Raimund von Brescia, wie die Consuln der genannten Städte und ihre Räthe, ingleichen den Bischof Gerhard von Bologna und einen anderen uns unbekannten Bischof; der Bischof Johann von Padua und ein anderer Bischof, dessen Name nicht genannt ist, wurden bis zum 1. August suspendirt. Ueber Alle, welche an dem Morde Erzbischof Arnolds betheiligt gewesen waren oder ihn gebilligt hatten, wurde der Bann verhängt. Nicht ohne ihr Zuthun war in Mainz die Wahl Rudolfs, eines Bruders Bertholds von Zähringen, durchgesetzt worden, und Rudolf hatte sich selbst nach Lodi begeben, um die Bestätigung derselben zu erwirken, aber der Kaiser verwarf sie, und der Papst verhängte auch gegen Rudolf eine Kirchenstrafe.

Die Getreuen, die zu den Beschlüssen der Synode mitgewirkt hatten, erhielten vom Papste reiche Belohnungen, vor Allem Hillin von Trier, welcher die Bestätigung nicht nur aller seiner Privilegien, der von ihm für sein Erzstift gemachten Erwerbungen, sondern auch seiner Stellung als päpstlicher Legat erhielt. Nicht gering war die Erbitterung gegen Eberhard von Salzburg, der sich nicht nur dem Kriegsdienst gegen Mailand, sondern auch der Theilnahme an der Synode entzogen hatte, doch glaubte der Kaiser von weiteren Maßregeln gegen den hochgeachteten Kirchenfürsten Abstand nehmen zu müssen, als daß er ihm den gemessenen Befehl gab, sich bis zum 8. September am Hofe einzustellen; es war das der Termin, welchen der Erzbischof selbst sich erbeten hatte.

Die Erfolge der Synode sind nicht hoch anzuschlagen; sie haben weder die Partei Victors wesentlich gestärkt, noch dem Anhang Alexanders großen Abbruch gethan. Aber nicht zu verkennen ist doch, daß sie dazu beitrug, die persönliche Sicherheit Alexanders in Italien zu gefährden.

Alexander lebte, seitdem er Rom hatte verlassen müssen, zu Anagni in den dürftigsten Verhältnissen; nur ein kleiner Theil des Kirchenstaats war in seinen Händen, und auch diesen hielten nur die Waffen, welche ihm der König von Sicilien bot, im Gehorsam. Wohl hatte er zahlreiche Anhänger, aber sie wollten oder konnten ihn nicht ausgiebig unterstützen. Um für sich und die Cardinäle den Lebensunterhalt zu beschaffen, mußte der Papst die französischen Geistlichen

um Almosen bitten und bei dem pisanischen Klerus eine Anleihe aufnehmen; seine Verbindungen mit hülfreichen Freunden waren überdies sehr erschwert, überall stießen seine Boten auf Hindernisse.

Gerade damals, als sich die Synode Victors zu sammeln anfing, schien Alexanders Geschick endlich eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Es gelang ihm, wahrscheinlich unter Beihülfe der Frangipani, die Rückkehr nach Rom zu gewinnen. Am 6. Juni zog er in die Stadt ein. Bei der Kirche S. Maria nuova*) am Colosseum, welche er damals weihte, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet; am folgenden Sonntage konnte er mit seinen Cardinälen die Messe im Lateran halten. Er freute sich eines großen gewonnenen Sieges und schrieb am 14. Juni an den Patriarchen Heinrich von Grado und dessen Suffragane: „Wir vertrauen in dem Herrn, daß die Anstifter des Schisma und seine Anhänger so machtlos geworden sind, daß sie sich nie mehr erholen werden.“

Nur allzusehr täuschte er sich in diesem Vertrauen. Auch Victor hatte noch einen starken Anhang in der Stadt — wohnten doch fünf Senatoren sogar der Synode in Lodi bei — und dieser Anhang zögerte nicht sich zu regen. Unruhen erfüllten die Stadt, und seine eigenen Anhänger riethen dem Papst sie abermals zu verlassen. Schon am 27. Juni war er wieder in Palestrina und lebte in der nächsten Zeit bald hier, bald in Ferentino. Nach kurzer Zeit war er nirgends in seinem Lande mehr sicher. Das ganze Patrimonium Petri von Acquapendente bis Ceperano wurde von den Kaiserlichen und den Anhängern Victors besetzt. Nur wenige Städte, wie Orvieto, Anagni, Terracina und die Burg Castro hielten sich noch. Gegen Ende September ging Alexander nach Terracina. Schon hatte er beschlossen Italien zu verlassen und sich nach Frankreich zu wenden, wo schon so viele seiner Vorgänger Hülfe in ihren Bedrängnissen und die Mittel zu siegreicher Rückkehr gewonnen hatten, wohin ihn überdies Einladungen seiner Anhänger riefen. Er hatte sich entschieden den Bischof Julius von Palestrina als seinen Vicar im Römischen zurückzulassen und Alles für die Zeit seiner Abwesenheit geordnet.

So traurig die Lage Alexanders schien, war er doch nichts weniger als entmuthigt. Er stand fest in dem Bewußtsein, daß er der recht-

*) Jetzt S. Francesca Romana.

mäßige Papst sei, daß ihm Gott die höchste Gewalt auf Erden übertragen habe und ihm schließlich der Sieg nicht fehlen könne. Er wußte, daß die Ideen Gregors VII., von denen er ganz erfüllt war, in der Welt nicht ausgestorben seien, wenn sie auch in den Gemüthern zu schlummern schienen, daß in den Zeitgenossen das Papstthum nur, wenn es frei, noch nachhaltige Sympathien wecken könne. Auf Octavian, in dem er lediglich eine Creatur des Kaisers sah, blickte er nicht mit Unrecht herab, aber er glaubte sich auch dem mächtigen Kaiser selbst gewachsen.

Alexander konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bann nicht mehr jene furchtbare Waffe war, welche seine Vorgänger mit so großem Erfolge gegen frühere Kaiser gebraucht hatten. Friedrich war von ergebenen Freunden umdrängt, und selbst die Anhänger des Papstes wagten ihm nicht anders als mit größter Ehrfurcht zu nahen. Des Kaisers Autorität leuchtete hell und schien die Alexanders ganz in den Schatten zu drängen. Aber der Papst wußte, daß die imponirende Macht, welche in der Hand des Kaisers ruhte, doch auch nicht auf einem ganz sicheren Fundament stand, daß das deutsche Reich in seinem Aufschwunge zahlreiche und mächtige Gegner hatte, die sich schon die Hände zu reichen begannen. Man wagte nicht offen Friedrich entgegenzutreten, aber man conspirirte hier und dort gegen ihn, und das kirchliche Schisma mußte diesen Conspirationen zum Vorwand dienen.

Es lag in der Stellung des Königs von Frankreich, daß sich die Feinde Friedrichs besonders ihm anzuschließen suchten. Geisa von Ungarn hatte sich bereits Ludwig zum Bundesgenossen gegen den Kaiser erboten: sollte der Kaiser, versprach er, Frankreich angreifen, so werde er sofort in Deutschland einfallen, unter der Voraussetzung, daß er als Angegriffener gleichen Beistand von Frankreich finden werde. Dieses Anerbieten blieb ohne Folgen; denn nach dem Tode Geisas konnte sein noch im Knabenalter stehender Sohn Stephan III. sich nicht in der Herrschaft behaupten. Unverzüglich trat Kaiser Manuel mit seinen alten Plänen, Ungarn von Constantinopel abhängig zu machen, hervor. Er hatte den im Exil lebenden Bruder Geisas Stephan mit jener Maria vermählt, welche früher Friedrich bestimmt gewesen war, und ihm wollte er jetzt auch die Krone Ungarns zuwenden. Eiligst begab sich Manuel selbst nach Belgrad und schickte den Gemahl seiner Nichte mit einem griechischen Heere über die Donau.

Die Ungarn fürchteten von dem Mann der Griechin für ihre Religion und Freiheit, aber sie erboten sich statt des jungen Königs einen anderen Bruder Geisas, Ladislaw, der auch einige Zeit in Constantinopel gelebt hatte, den Thron einzuräumen. So gab Manuel nach und versprach fünf Jahre die Waffen ruhen zu lassen; er verstand sich dazu um so leichter, als auch Stephan wieder in Ungarn Aufnahme fand. Ladislaw, der eine Unterstützung seines verdrängten Neffen von deutscher Seite zu befürchten hatte, nahm die Verbindungen Ungarns mit Friedrich wieder auf, aber es zeigte sich bald, wie wenig Verlaß auf ihn sei. Wie einst Geisa, waren inzwischen auch andere Könige des Abendlandes mit Ludwig in Verhandlungen getreten, und dieser selbst that alsbald, seinen alten Griechenhaß vergessend, Schritte, um Constantinopel gegen Friedrich und Victor zu gewinnen.

Selbst deutsche Reichsfürsten boten dem Könige von Frankreich die Hand. Ohne Frage stand Herzog Welf, der sich damals schon entschieden für die Sache Alexanders erklärt hatte und auch sonst mit dem Kaiser in manchen Streitigkeiten lebte, bereits mit Ludwig in Verbindungen. Nicht viel später erbot sich auch Herzog Berthold von Zähringen, durch das seinem Bruder verweigerte Erzbisthum Mainz höchlich erbittert, König Ludwig zu jedem Dienst gegen den Kaiser. Vor Allem aber unterhielt Erzbischof Eberhard, der unermüdlichste Vertheidiger der Sache Alexanders in Deutschland, mit dem französischen Hofe lebhaften Verkehr.

Wahrlich, es fehlte dem Kaiser nicht an offenen und geheimen Widersachern, und wunderbarer Weise gab er selbst einem der Letzteren gerade zu dieser Zeit eine der wichtigsten Stellungen im Reiche. Am 8. August 1161 war der Patriarch Peregrin von Aquileja gestorben, welcher dem Kaiser viele treffliche Dienste geleistet hatte. Das ausgedehnte Machtgebiet des Patriachats war nicht nur für die Communicationen zwischen Deutschland und Italien, sondern auch für den Verkehr zwischen Ungarn, Venedig und den Ländern des morgenländischen Reichs von ausnehmender Bedeutung, zumal jetzt, wo Venedig alexandrinisch war und fortwährend Cardinäle Alexanders bei sich beherbergte. So war es eine der wichtigsten Fragen für die beiden Päpste, wer Peregrin nachfolgen würde.

Die Wahl in Aquileja fiel auf einen jungen Kleriker, Udalrich mit Namen, den Sohn des Grafen Wolfrad von Treffen. Die Ver-

wandtschaft mit einem in Kärnthen und Krain reichbegüterten und angesehenen Geschlecht war es wohl, welche die Wahl bestimmte. Aber der Erwählte war ein Gesinnungsgenosse, gleichsam ein Schüler Eberhards; er stand überdies in verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Propst Otto von Raitenbuch, dem Gewissensrath und Unterhändler Herzog Welfs, und Ottos Bruder, dem eifrigen Abt Rupert von Tegernsee. Die Wahl Udalrichs wurde in Salzburg, in Venedig und am Hofe Alexanders mit Jubel aufgenommen; nur bat Eberhard den Papst, daß er die junge Pflanze schonend behandeln, d. h. Udalrich nicht ein offenes Bekenntniß zumuthen möge.

Der Erwählte begab sich im September nach Italien, um vom Kaiser die Regalien zu erhalten. In der That investirte ihn Friedrich nicht nur mit dem Patriarchat, sondern auch den Regalien des Bisthums Belluno, welche er für treue Dienste dem Patriarchen Peregrin übertragen hatte;*) er verlangt von dem Erwählten nicht mehr, als daß er Victor Gehorsam gelobe und ihm persönlich zu Reggio, wo er damals sich aufhielt, Huldigung leiste. Der kaiserliche Kaplan und Notar Burchard von Köln erhielt den Auftrag, Udalrich in seine Reichswürden einzuführen und sich zugleich zu Erzbischof Eberhard, der sich auch am 8. September nicht am Hofe eingestellt hatte, zu begeben, um ihn nachdrücklich an seine Pflichten gegen das Reich zu erinnern. Burchard führte ein Schreiben mit sich, in dem der Kaiser verlangte, daß sich Eberhard unweigerlich vierzehn Tage nach nächstem Ostern zu Verona einstelle, widrigenfalls er seine Absetzung zu gewärtigen habe, wie andere Schreiben an den Bischof Romanus von Gurk und die Salzburger Vasallen, worin sie angehalten wurden den Erzbischof seine Pflichten klar zu machen.

Burchard trat seine Reise in Gesellschaft des neuen Patriarchen und des Herzogs Heinrich von Kärnthen an, der vor einiger Zeit von seiner Mission nach Constantinopel an den kaiserlichen Hof zurückgekehrt war. Wir besitzen von Burchard selbst einen Bericht über diese Reise, den er für den ihm nahe stehenden Abt Nicolaus von Siegburg schrieb und der ein helles Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft; es ist deshalb von Interesse, den wesentlichen Inhalt dieses Berichts kennen zu lernen.

*) Der Kaiser hatte kurz vorher (1. September 1161) die Reichsunmittelbarkeit dem Bischof Otto von Belluno zurückgegeben; es ist auffällig, daß er schon nach wenigen Tagen das Bisthum wieder in dieselbe Abhängigkeit von Aquileja brachte, wie sie in Peregrins letzten Zeiten bestanden hatte.

Die Reisenden fuhren von Cremona den Po hinab, aber eine Krankheit vorschützend, unterließ Udalrich den Papst in Reggio aufzusuchen. Alle Vorstellungen des Herzogs und Burchards waren vergeblich, und dem Letzteren wurde es bereits zweifelhaft, ob er den Patriarchen weiter begleiten solle; er that es nur deshalb, um dem Kaiser die Beihülfe zum Kriege zu sichern, welche ihm Udalrich versprochen hatte, und zugleich die Machinationen desselben zu überwachen. Am vierten Tage nach der Abfahrt von Cremona kam man nach Venedig. Die dort anwesenden Cardinäle Alexanders jubelten laut über Udalrichs Erhebung, und Burchard fürchtete, daß dieser Jubel auch auf die Stimmung der Stadt nachtheilig wirken könne; er verbreitete deshalb, der Kaiser habe bei der Udalrich zugewandten Gunst seine besonderen, geheimen Absichten gehabt. Mit den Cardinälen kam der Patriarch persönlich nicht zusammen, verhandelte aber mit ihnen durch Zwischenträger über die Beseitigung des Schisma. Der Patriarch und seine Begleiter bestiegen dann Schiffe, um nach Aquileja überzusetzen; er und Burchard änderten jedoch plötzlich ihren Entschluß, landeten wieder und nahmen den Weg durch die Sümpfe von Treviso. Sie hatten sich von Herzog Heinrich getrennt, welcher die Seefahrt nach Aquileja fortsetzte; er selbst auf einer leichten Gondel, sein Gefolge auf einem größeren und festeren Fahrzeug. Als man an die gerade damals besonders wildschäumende Mündung des Tagliamento kam, schlug Heinrichs Gondel um und der Herzog fand in den Fluthen ein beklagenswerthes Ende (12. Oktober 1161). Erst am zehnten Tage wurde die Leiche von Venetianern aufgefischt und in Caorle begraben, wenig später aber nach der Erbgruft der Sponheimer im Lavanterthale übertragen.

Inzwischen war der Patriarch mit Burchard nach Aquileja gelangt. Bei der Einsetzung durch den kaiserlichen Gesandten zeigte sich Udalrich in Bezug auf die Anerkennung Victors schwierig, aber Burchard nöthigte ihn so bindende Versprechungen zu geben, daß er doch bald ein Obedienzschreiben an den Papst richten mußte. Nachdem Burchard noch die Vasallen und Ministerialen des Patriarchen hatte schwören lassen, daß sie sich rechtzeitig zum Heere des Kaisers stellen würden, nahm er seinen Weg durch Kärnthen, Krain, Friaul und die Marken, bis an die ungarischen Grenzen, überall Mannschaften für den Kaiser in Pflicht nehmend und Geldbeiträge für ihn erhebend; zugleich traf er Veranstaltung, daß die alexandrinischen Cardinäle nicht mehr freien Durchzug durch

die Marken nach Ungarn hatten. Darauf begab er sich zu Erzbischof Eberhard, um ihm das kaiserliche Schreiben zu übergeben. Sein Empfang war nicht der freundlichste, und er erhielt eine zweideutige Antwort. Als er vernahm, daß der Erzbischof und der Patriarch demnächst eine Zusammenkunft in Villach halten wollten, ging er selbst dorthin; denn er mißtraute Beiden und fürchtete verderbliche Anschläge.

Burchard hatte indessen Anweisung vom Hofe erhalten, Hermann, den Bruder des verstorbenen Herzogs Heinrich, da Letzterer keine Nachkommenschaft hinterlassen, in das Herzogthum Kärnthen einzusetzen. Er vollführte den Auftrag in Gegenwart des Patriarchen, des Erzbischofs und vieler angesehener Herren und benutzte die Gelegenheit zugleich das kaiserliche Schreiben an die Salzburger Vasallen und Ministerialen zu veröffentlichen. Eberhard gerieth darüber in eine grenzenlose Aufregung, sprang auf einen Stein, bezeichnete sich mit dem Kreuz und perorirte heftig über das Schisma. Burchard trat ihm entgegen und hielt dem Erzbischof seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vor. Der Erzbischof erwiederte: er wolle gern dem Reiche dienen, aber zum Heere des Kaisers würde er sich nicht stellen, sondern seine Dienstpflicht mit Geld ablösen.

Als Burchard an den kaiserlichen Hof zurückkehrte, fand er dort die Boten Eberhards, welche das Lösegeld überbrachten. Der Kaiser, dem schon vorher von den Aeußerungen des Erzbischofs Kunde zugekommen war, befragte Burchard über dieselben, und dieser gab darüber in Gegenwart der erzbischöflichen Boten genaue Auskunft. Voll Unwillen über die erneute Weigerung Eberhards sich am Hofe einzufinden, verweigerte Friedrich nach Berathung mit den Fürsten die Annahme des Geldes und befahl dem Erzbischofe zu schreiben: es sei nicht seine Gewohnheit, von Jemandem Geld zu nehmen und dennoch Zorn gegen ihn im Herzen zu behalten; er fügte hinzu: der Erzbischof habe das Reich beleidigt, wenn er wolle, solle er kommen und sich rechtfertigen, dann wolle er, der Kaiser, wenn es die Ehre des Reichs erlaube, auch das Geld annehmen.

Soweit berichtet Burchard über seine eigene Gesandtschaft, er theilt seinem Freunde zugleich auch kurze Nachrichten mit über eine Legation, welche gleichzeitig den Propst Siegfried von Paderborn an den ungarschen Hof geführt hatte. Der Propst war dort weder gut aufgenommen, noch gnädig entlassen worden. Er sollte wegen des Schisma, wegen

der Vermählung einer Tochter des Königs*) mit einem Sohne des Landgrafen von Thüringen und der Absendung einer Hülfsschaar von Bogenschützen an den Kaiser Abmachungen treffen, brach aber, da er die Unzuverlässigkeit des Königs erkannte, bald die Verhandlungen ab. Als er über seine mißglückte Reise nach seiner Rückkehr dem Kaiser Bericht erstattetete, antworte ihm dieser kurz: „Gott sei Dank, daß ich auf gute Weise einen nichtsnutzigen Freund los geworden bin!"

So belehrend die Einzelnheiten sind, die wir über die Gesandtschaften Burchards und Siegfrieds erfahren, bei weitem wichtiger sind doch die Aufschlüsse, welche sich am Schlusse des Berichts über die allgemeine Lage der Dinge um Weihnachten 1161 finden.

„Aus Furcht vor dem Kaiser", schreibt Burchard, „zittern fast alle Könige der Erde. Sie, die sich sonst stets zu befehden pflegen, schließen jetzt Friedensverträge und verbinden sich gegen den Kaiser, nicht offen mit den Waffen, sondern mit heimlichen Schlichen. Schon sind die Boten von fünf Königen in diesem Jahre an einem Ort zusammengekommen, um ein geheimes Bündniß zu schließen. Der Grieche hat mit den Ungarn auf fünf Jahre Waffenstillstand geschlossen; er hat überdies den Sultanen der Türken in Bagdad, Persien und Kairo geschrieben, daß der Kaiser das Morgenland angreifen werde, sobald er Mailand überwunden habe. Einen Angriff fürchten auch die Könige von Spanien, Barcelona, Frankreich und Dänemark. Denn solche Befürchtungen sind von Roland und seinen Cardinälen verbreitet worden, um den Haß gegen den Kaiser zu schüren. Deshalb wollen auch alle jene kleinen Könige ihn als Papst anerkennen, nicht wegen seiner gerechten Sache, sondern aus Furcht und Haß gegen den Kaiser. Roland selbst liegt gleichsam schon in den letzten Zügen und sucht überall nur noch nach lächerlichen Stützen seiner Ohnmacht: er schrieb dem Kaiser von Constantinopel und versprach ihm die eitelsten Dinge; dem Ungarn gab er das Privilegium, seinen Erzbischöfen selbst das Pallium zu ertheilen, und gestand ihm zu, daß nur mit seiner Einwilligung die Kleriker im Lande mit Rom unterhandeln dürfen. Aber unser Trost im Herrn ist:

---

*) Der König von Ungarn war Ladislaw; die Tochter desselben ist wahrscheinlich jene Maria, die Stephan III. an Nicolaus, den Sohn des Dogen Michael Vitale von Venedig, im Jahre 1167 vermählte. Venetianische Chronik im Neuen Archiv I; S. 405 und Chronicon Altinate im Archivio storico VIII. p. 159.

alle Kräfte Mailands sind bereits erschöpft, und die Stadt geht schleunigst dem Falle entgegen. Mit dem Siege über Mailand haben wir dann Alles gewonnen. Sogleich wird ein Concil nach Rom berufen werden; stellen sich die Widersacher nicht, so wird Papst Victor dort wieder eingesetzt und wir erreichen unsern Zweck; erscheinen sie, so werden sich der Klerus und das Volk von Rom, selbst wenn jene um der Freiheit der Synode willen den Kaiser fern halten, doch sich Victor nicht nehmen lassen, sondern sie werden nachweisen, daß die zur Verschwörung gehörigen Cardinäle und Roland verworfen und gebannt werden müssen. So wird ohne Mühe Alles zur Ehre des Reiches geordnet werden, doch darf man vorläufig noch nicht davon sprechen. Der König von England wird mit dem Kaiser einen engen Bund schließen, so daß sie in allen Dingen vereint handeln werden. Seine Boten sind bereits am Hofe, und der Kaiser wird demnächst einige Große an ihn schicken. Der Patriarch von Aquileja hat sich bereits zu Papst Victor bekehrt und wird sich noch anders bekehren. Den Erzbischof von Salzburg wird der Kaiser, sobald er will, absetzen und vertreiben können. So wird Gott in Allem mit uns sein, und dies wolle er uns in Gnaden gewähren."

Wir sind außer Stande nachzuweisen, wie weit alle einzelnen Angaben in diesem Bericht begründet sind, aber wir erkennen daraus deutlich, wie man in der unmittelbaren Umgebung Friedrichs die Weltlage ansah. Mit der Macht des Reichs war nicht nur der Einfluß und die Achtung desselben gewachsen, sondern zugleich die Furcht; eine hier mehr geheime, dort offen auftretende Opposition griff immer weiter um sich. Die Stellung, welche der Kaiser im Schisma gewonnen hatte, gab dieser Opposition reichliche Nahrung, und dadurch gewann diese kirchliche Frage eine universelle Bedeutung, wie sie selbst der Investiturstreit nicht gehabt hatte. Der Streit über die Investituren hatte Deutschland und Italien in die gewaltigste Aufregung versetzt, aber die anderen Staaten des Abendlandes wenig bewegt, das Morgenland fast gar nicht berührt. Die Frage, ob Alexander oder Victor der rechtmäßige Papst sei, beschäftigte die ganze Welt. Denn sie schien zugleich die andere in sich zu schließen, ob das deutsche Kaiserthum, welches wieder so selbstbewußt die Entscheidung der Weltangelegenheiten in die Hand genommen hatte, sich auf seiner Höhe halten, ob das deutsche Volk den Vorrang vor allen anderen behaupten werde. „Wer hat denn," schrieb damals bei Gelegen-

heit des Schisma der Engländer Johann von Salisbury, „die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen? Sehr oft hat ihr Hochmuth dies schon versucht, aber immer ist er unter Gottes Beistand gedemüthigt worden.“ Solche Worte fanden gewiß an vielen Orten kräftigen Wiederhall.

Man kannte an Friedrichs Hof, wie aus Burchards Bericht hervorgeht, die Gefahren, welche das Kaiserthum umgaben, aber man war deshalb nichts weniger als kleinmüthig. Man baute auf den Beistand Gottes, welchen man in den bisherigen Siegen des Kaisers zu erkennen meinte, und man stand vor einem neuen Siege, größer als alle früheren. „Mailand liegt in den letzten Zügen, und mit Mailands Untergang ist Alles gewonnen.“

8.

Mailands Zerstörung.

So sehr den Kaiser in der letzten Zeit die große kirchliche Frage beschäftigte, sein nächstes und unmittelbarstes Interesse hatte er doch immer dem Mailänder Kriege zugewandt. Wir müssen uns vergegenwärtigen, welchen Gang dieser Krieg seit dem Anfange des Jahres 1160 genommen hatte.

Nachdem der Kaiser damals sein Heer zu Pavia entlassen*), hatte er sich mit seiner Gemahlin und den wenigen Deutschen, die bei ihm geblieben waren, in die Gegenden am Tanaro begeben und verlebte zu Gamundio, Marengo und Tortona die Fastenzeit. Hier erfuhr er, daß am letzten Dienstag der Fasten (22. März) die Mailänder einen neuen Angriff auf Lodi gemacht, die Bewohner der Stadt aber ihn abgeschlagen hatten. Wenige Tage darauf brach er selbst nach Lodi auf; die dreiste Herausforderung zum Kampfe konnte er nicht unbeantwortet lassen. Mit den Streitkräften Lodis zog er an die Addabrücke bei der

*) Vergl. oben S. 253.

Burg Pontirolo, welche die Mailänder mit großen Kosten hatten herstellen lassen, nahm die Burg, zerstörte dieselbe und trug die Brücke ab, deren Trümmer in den Fluß geworfen wurden. Kaum nach Lodi zurückgekehrt, zog er, durch eine Schaar Cremonesen verstärkt, aufs Neue in den Kampf. Er verfolgte dieselbe Richtung. Eine Kirche bei Pontirolo, die tapfer vertheidigt war, hatte sich bis dahin noch gehalten; die Besatzung mußte sich jetzt ergeben, wurde ausgeplündert und nach Lodi gebracht. Der Kaiser selbst zog darauf gegen Fara, eine Burg unterhalb Pontirolo an der Adda. Nach längerem Kampfe ergab sich auch Fara und die Besatzung gerieth in Gefangenschaft. Bei der Rückkehr des Kaisers zeigten sich auf der anderen Seite der Adda mailändische Ritter; sie suchten Friedrichs Heer zum Uebergange über den hochgehenden, reißend angeschwollenen Fluß zu verleiten. Der Kaiser untersagte den Seinigen sich der Gefahr auszusetzen; aber trotz des Verbots warfen sich einige Kampflustige in das Wasser. Sie thaten es zu ihrem Verderben und fanden in den Fluthen den Tod; namhafte Männer von Cremona wurden unter ihnen betrauert.

Inzwischen hatte sich ein größeres Ritterheer aus den kaisertreuen Städten der Lombardei um Lodi gesammelt. Unverzüglich brach der Kaiser wieder mit demselben in das Mailändische ein. Verwüstend durchzog er die Grafschaften Martesana und Seprio, zuerst die Gegenden am Lambro, dann an der Vedra und rückte endlich vom Norden her gegen Mailand selbst an; Ende Mai stand er bei Venzago. Da zog am 1. Juni das Mailänder Heer, verstärkt durch 200 Ritter von Piacenza, dem Kaiser entgegen. Es war mit dem Carroccio ausgerückt, wie mit 100 Streitwagen, welche Meister Guintelmus in Form von Schilden gebaut und rings mit Sicheln besetzt hatte. Die Mailänder hatten ihr Heer so aufgestellt, daß im vordersten Treffen die Sichelwagen standen, im zweiten das Carroccio und das Fußvolk, im dritten die Ritter mit ihren Fahnen und Zeichen, im vierten die Hülfsschaar von Piacenza. So rückten sie bis S. Romano bei Quarto vor, wo sie der kaiserlichen Schaaren ansichtig wurden. Der Kaiser wich aber einer offenen Feldschlacht aus, zog bei Nacht ab und nahm seinen Weg auf Bareggio. Er verwüstete darauf noch die Wohnhäuser und Saaten des nahe dem Ticino gelegenen Klosters Morimondo und eilte dann nach Pavia; hier entließ er die lombardischen Ritter, welche ihn auf seinem Zuge begleitet hatten.

Unermeßlichen Schaden hatten die Mailänder erlitten: ihre Ernte war vernichtet, ihre Weingärten und Obstpflanzungen verwüstet; man dürstete danach, sich an dem Kaiser und den ihm verbündeten Städten zu rächen. Schon am 9. Juni zog abermals eine Schaar mailändischer Reiter gegen Lodi, aber sie fand dort Alles zum Widerstand vorbereitet und mußte schleunigst das Weite suchen. Keinen besseren Erfolg hatte ein zweiter Versuch am folgenden Tage. Erst am 18. Juli wurde ein neuer und ernsterer Angriff gemacht. In der Frühe dieses Tages erschien ein zahlreiches mailändisches Heer, Fußvolk und Reiterei, vor Lodi; man führte Belagerungsmaschinen verschiedener Art und selbst das Carroccio mit sich; nicht weit von der Stadt schlug das Heer ein Lager auf und griff sie sogleich an mehreren Thoren an. Aber die Mailänder begegneten überall herzhaftem Widerstand und sahen bald ein, daß Lodi, geschützt durch seine Sümpfe und breiten Gräben und vertheidigt durch eine tapfere, wohl bewaffnete Einwohnerschaft, nicht im Fluge genommen werden könne. Sie kehrten Abends in ihr Lager zurück, wo sich nun auch noch eine Hülfsschaar von Piacenza einfand.

Angesichts der Gefahr hatte man in Lodi sogleich Hülfsgesuche nach Cremona und Pavia gesendet. Als die Mailänder am anderen Morgen den Angriff erneuern wollten, sahen sie bereits am anderen Ufer der Adda die Cremonesen heranziehen, die unverzüglich gegen Lodi aufgebrochen waren. Die Mailänder gaben jetzt die Sache verloren, hoben das Lager auf und kehrten nach Hause zurück; am eiligsten machte sich die Schaar von Piacenza auf den Heimweg, denn sie befürchtete, der Kaiser könnte mit den Pavesen ihr die Straße sperren. Sobald Lodi befreit war, schickte es eilende Boten nach Pavia, um dem Aufbruch des Kaisers zuvorzukommen. Das verfehlte Unternehmen Mailands hatte zunächst keinen anderen Erfolg, als daß man in Lodi die Nothwendigkeit einer festen Umgebungsmauer, an der es noch fehlte, zu erkennen anfing. Den Bau übernahm der vom Kaiser so ausgezeichnete Baumeister Tinto Mussa von Cremona; am 3. August, gerade zwei Jahre nach der Begründung Neu-Lodis, wurde feierlich vom Bischof Alberich der Grundstein gelegt und sogleich das Werk begonnen.

Der Kaiser, der Sorge um Lodi entledigt, wandte seine Waffen sofort nach einer anderen Seite. Mit Zurücklassung alles schweren Gepäcks brach er mit einem kleinen ritterlichen Gefolge, Tag und Nacht

sich nicht Ruhe gönnend, in das Gebiet von Brescia ein, „mit der Kraft des Blitzes“, wie ein Zeitgenosse sagte, „alle Hemmnisse niederwerfend“. Hier lag an dem See von Iseo jene Feste, welche dem See den Namen gegeben hat, in fast uneinnehmbarer Lage, auf der einen Seite hoch über dem Wasserspiegel, auf der anderen durch schroff aufsteigende, nur durch einen schmalen Pfad gespaltene Felsen geschützt. Die ziemlich zahlreiche Einwohnerschaft von Iseo war ein keckes, übermüthiges Volk, welches sich im Vertrauen auf die Sicherheit des Platzes gegen die Umwohner allerlei Unbill erlaubte. Jetzt hatten sie den Brescianern, die sich und ihre Habe vor dem Kaiser bergen wollten, eine Zufluchtsstätte gewährt, und als der Kaiser nun gegen die Burg selbst anrückte, waren sie dreist genug, aus derselben herabzusteigen und sich ihm auf offenem Felde zum Kampfe zu stellen. Sie erlitten ganz wider ihr Erwarten eine vollständige Niederlage, und inzwischen war auch der Rückweg zur Burg ihnen versperrt worden. So kam Iseo, welches keines weiteren Widerstandes fähig war, in einem Moment in Friedrichs Hand; die Burg wurde geplündert und durch Feuer zerstört, das Volk in derselben stürzte sich theils in den See, theils flüchtete es in die Berge oder gerieth in Gefangenschaft.

Der 28. Juli 1160 war der Schreckenstag für Iseo. An demselben Tage erlitt Brescia einen zweiten empfindlichen Schlag. Die Bergamasken nützten die günstige Stunde und zogen vor Volpino, welches sie im Jahre 1156*) verloren und den Verlust niemals verschmerzt hatten. Die geringe Besatzung von Volpino sah nirgends Hülfe und übergab nach kurzer Gegenwehr die Burg. Brescia, von dem über sein Gebiet wüthenden Kriegssturm überwältigt, wagte nicht dem Kaiser und den Bergamasken mit den Waffen zu begegnen; es ließ duldend das schwere Geschick über sich ergehen.

Dagegen hatten die Mailänder den Kampf in dem nördlichen Theil der Martesana wieder aufgenommen. In der herrlichen Brianza, dem Landstriche zwischen den beiden Südspitzen des Comersees am oberen Lambro, jetzt mit den anmuthigsten Villen geschmückt und als der Garten der Lombardei gefeiert, lagen damals zahlreiche Burgen, welche in Friedrichs Gewalt gefallen waren. Gegen diese wandte sich jetzt der Angriff Mailands; die Mannschaft von drei Stadtquartieren rückte

---

*) Vergl. oben S. 218.



gegen die Brianza aus. Es glückte die Burgen Zesana, Cornate, Erba, Paravicino und andere kleinere Festen zu nehmen. Erst bei Carcano, etwas nördlich von dem schönen Alserio-See, fand man Widerstand.

Carcano, jetzt ein Trümmerhaufen zwischen prächtigen Gärten, war damals ein ziemlich weitläuftiger und wohlbefestigter Platz, dessen Einwohner treu zum Kaiser hielten und den Mailändern vielfachen Schaden zugefügt hatten. Um jeden Preis wollten diese jetzt Carcano gewinnen. Sie entschlossen sich zu einer regelmäßigen Belagerung und machten sich daran, einen Thurm und Wurfmaschinen zu erbauen. Da der Widerstand Carcanos nicht so leicht zu bewältigen schien, verlangten sie nach acht Tagen Ablösung von ihren Mitbürgern, und diese erfolgte durch die Mannschaften der anderen drei Stadtquartiere. Aber schon war auch an den Kaiser der Hülferuf von Carcano gelangt, und eiligst sammelte er ein größeres Heer zum Entsatz. Es waren besonders Ritter und Fußvolk von Novara, Vercelli und Como, dazu kamen einige Ritter Pavias und Mannschaften aus dem Seprio und der Martesana. Von italienischen Herren waren beim Kaiser der Markgraf von Montferrat und der Graf von Biandrate, von deutschen Herzog Berthold von Zähringen, der wegen der Wahl seines Bruders Rudolf zum Erzbischof von Mainz den kaiserlichen Hof aufgesucht hatte, der tapfere Konrad von Ballhausen und einige andere Ritter; ihnen schloß sich ein böhmischer Herzog an, wahrscheinlich der dem Kaiser befreundete Dietbold. Sobald man in Mailand von der Bildung dieses kaiserlichen Heeres Kenntniß erhielt, schickte man auch die Mannschaft der drei zurückgekehrten Quartiere abermals gegen Carcano, so daß fast die ganze Streitmacht Mailands dort vereinigt war. Hocherfreut waren die Mailänder, als ihnen am 7. August noch 200 Ritter von Brescia zur Hülfe kamen. Sie schickten darauf sogleich Fußvolk ab, um die nahe Burg Orsenigo zu besetzen.

Näher und näher rückte indessen das Heer des Kaisers. Am 6. August lagerte es bei Spighizolo*), am 8. August in der Nähe von Orsenigo, bei Tassera und den umliegenden Orten. Schon hatte Friedrich alle Straßen zwischen dem See und den nahen Bergen durch Verhaue sperren lassen: die Rückkehr nach ihrer Stadt schien dadurch den Mailändern unmöglich gemacht. In solcher Bedrängniß hatten sie ihr um

*) Der Ort scheint nicht mehr nachzuweisen; der Kaiser muß von Como her angerückt sein.

Carcano zerstreutes Lager zusammengezogen und ihre ganze Macht um Tassera gesammelt. Nur in der Weite eines Steinwurfs standen hier die feindlichen Lager am 8. August von einander. Noch an demselben Tage faßten die Mailänder, denen es auch an Lebensmitteln fehlte, den Entschluß, die sie umschlingende Kette, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, mit Gewalt zu sprengen. Der Erzbischof Otbert und andere Geistliche, die im Heere waren, ermunterten das Volk zu dem heiligen Kampfe, bei dem es sich nicht allein um die Erhaltung der Vaterstadt, sondern zugleich um das Heil der Kirche handle; sie versprachen den Kämpfern den Beistand des Himmels. In der Nacht fertigten die Mailänder ein Carroccio an, welches ihr berühmtes Feldzeichen, die Fahne des h. Ambrosius, welche sie mit sich gebracht, führen sollte.

Am andern Morgen (9. August) stellten sich die Mailänder, nachdem die Messe gelesen und sie von den Priestern Sündenvergebung empfangen, in Schlachtordnung auf. Bei den Zelten ließ man nur einiges Fußvolk aus den Vorstädten zurück. Bei Tassera in größter Nähe des Kaisers standen die Bürger der Porta Comacina, an diese sich anschließend das Fußvolk der andern Quartiere, und in der Mitte desselben wehte die Fahne des h. Ambrosius auf dem von zweimal zwei Stieren gezogenen Carroccio. Sobald der Kaiser sah, daß man hier sein Lager angriff und plündernd in dasselbe eindrang, machte er mit einem erlesenen Theil der italienischen Reiterei und seinen nur geringen deutschen Streitkräften einen unwiderstehlichen Vorstoß gegen die Feinde und trieb sie bis an ihr Lager zurück. Die Stiere des Carroccio wurden getödtet, der Wagen in einen nahen Graben geworfen, das vergoldete Kreuz am Mast mit der Fahne trug der Kaiser als Siegesbeute davon. Der Verlust des Mailänder Fußvolks war sehr erheblich: Viele wurden getödtet, Viele verwundet, Andere geriethen in Gefangenschaft, besonders waren die Schaaren der Porta Romana und Porta Orientale hart mitgenommen.

Während der Kaiser auf dieser Seite einen unzweifelhaften Sieg gewann, hatte dagegen der Kampf auf der anderen Seite eine für sein Heer höchst unglückliche Wendung genommen. Hier standen vorzugsweise die mailändische Reiterei und die 200 Ritter von Brescia; ihnen gegenüber der Markgraf von Montferrat mit den Contingenten von Novara, Como und Vercelli. Es war den mailändischen Rittern — wir wissen nicht wie — gelungen, im Rücken des kaiserlichen

Lagers eine Anhöhe zu besetzen und sich hier in einen Hinterhalt zu legen. Als nun zugleich von vorn und hinten ein kräftiger Angriff auf die Schaaren des Markgrafen gemacht wurde, hielten diese nicht lange stand. Der Tod hielt reichliche Ernte, vornehmlich unter den Novaresen; aber die Meisten, mehr als zwei tausend, warfen sich in wilde Flucht, hitzig vom Feinde verfolgt. Man jagte hinter sie bis nach Montorfano her; der Markgraf Wilhelm selbst soll bis nach Angera am Langensee verfolgt sein. Die Mailänder Reiterei kehrte endlich, von einem heftigen Regen überrascht, auf den Kampfplatz zurück und nahm wieder auf jener Anhöhe im Rücken des kaiserlichen Lagers seine frühere Stellung ein.

Als der Kaiser siegesfreudig in sein Lager zurückkehrte, erfuhr er die Niederlage der Seinen und sah zu seiner Bestürzung, daß er fast rings von Feinden umschlossen sei. Er hatte nur etwa 200 Ritter bei sich, die überdies vom Kampfe ermüdet waren. Zu seinem Glücke wurde er nicht sofort angegriffen; denn die Mailänder wagten wegen des heftig strömenden Regens und des durchweichten Bodens nicht von der Höhe in das tiefer gelegene Lager des Kaisers hinabzureiten, kehrten vielmehr bald ganz durchnäßt in ihr eigenes Lager zurück. Aber auch dadurch war Friedrich noch nicht aus seiner gefährlichen Lage befreit; flehentlich baten ihn die angesehensten Männer an seiner Seite, die Unglücksstätte zu verlassen. So zog er denn noch an demselben Tage in der Richtung von Como ab; den größten Theil seiner Zelte und Massen von Kriegsgefangenen ließ er zurück. Die Mailänder hielten zuerst seinen Rückzug nur für eine List und zögerten deshalb mit der Verfolgung. Sobald sie aber ihren Sieg erkannten, fielen sie über das Lager des Kaisers her, plünderten es und befreiten die Gefangenen. Erst am folgenden Tage setzten sie weiter den versprengten Feinden nach, und es fielen dann noch etwa zweihundert Ritter von Pavia, Como und aus anderen Städten in ihre Hände. Die Zahl der von ihnen gefangenen Kaiserlichen war so groß, daß sie alle ihre Gefangenen und Geiseln, welche in den Händen des Kaisers waren, in der nächsten Zeit auslösen konnten. Auch sie hatten freilich große Verluste gehabt. Viele Wagen mit Leichen schickten sie alsbald nach Mailand, und Freude und Trauer wechselten in der Stadt in der wunderbarsten Weise. „Aber ich glaube," sagt Otto Morena, „der Jubel war größer als der Schmerz."

Das Mißgeschick des Kaisers zu mehren, stieß auch seinen Bundesgenossen, den Cremonesen und Lodesanen, in den nächsten Tagen ein schweres Unglück zu. Als er gegen Carcano zog, hatte er ihnen den Befehl zugehen lassen, dort zu ihm zu stoßen. Die Cremonesen, Ritter und Fußvolk, waren sogleich nach Lodi gezogen, und nachdem man am 8. August die von den Mailändern wieder hergestellte Addabrücke bei Cassano zerstört hatte, machte man sich zum Aufbruch nach Carcano bereit. Man beschloß aber eine Schaar von 200 Rittern von Cremona und 80 Rittern von Lodi voraus zu senden, um Erkundigungen über die Stellung der Mailänder einzuziehen und dem Kaiser Lebensmittel zuzuführen, nach denen er dringend verlangt hatte. Am 10. August gegen Abend machten sich die Ritter auf den Weg, konnten jedoch wegen der mit Lebensmitteln schwerbepackten Esel, obwohl man in der ganzen Nacht keine Rast machte, in der Frühe doch nur bis Mariano gelangen. Hier bemerkte den Zug ein mailändischer Ritter, der schon um die Niederlage des Kaisers wußte, und brachte von dem Zuge eilends Nachricht in das mailändische Lager. Sogleich brach man hier auf und überfiel noch am Morgen den Zug zwischen Cantù und Barabello an dem Aqua nera genannten Sumpfe. Es entspann sich ein lebhafter Kampf, auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, aber bald gewannen die Mailänder die Oberhand; die Cremonesen und Lodesanen stürzten sich meist in den Sumpf, arbeiteten sich aber auf der anderen Seite nur schwer wieder aus demselben heraus, indem sie ihre wuchtigen Rüstungen und ihre Pferde im Kothe stecken lassen mußten. 14 Ritter von Cremona und 10 von Lodi fielen in die Hände der Mailänder. Der Kaiser, der sich in Barabello befand, hörte von dem Unglück seiner Freunde und eilte sogleich zur Hülfe. Vor ihm wichen die Mailänder zurück, und es gelang ihm, den Rest der Cremonesen und Lodesanen zu retten, doch hatten sie alle ihre Pferde verloren. Sie folgten dem Kaiser nach Como, der sie hier am 12. August entließ. Durch das Gebiet von Novara und über Pavia kehrten sie von dieser traurigen Fahrt nach Lodi zurück.

Die Mailänder hatten gleich nach der Schlacht die Belagerung Carcanos aufs Neue begonnen, aber auch nach ihrem Siege fanden sie bei den Einwohnern den kräftigsten Widerstand. Am 19. August wagten diese sogar einen Ausfall und legten Feuer an den von den Mailändern erbauten hölzernen Thurm. Zu nicht geringer Bestürzung

der Mailänder wurde dieses Werk zerstört, und schon beschlich sie die Besorgniß, Friedrich könne ein neues Heer gegen sie sammeln oder gegen das unvertheidigte Mailand selbst vorgehen. Sie beschlossen deshalb die Belagerung aufzuheben und zogen schon am folgenden Tage von Carcano ab.

Um dieselbe Zeit bot der Kaiser, der sich inzwischen nach Pavia begeben hatte, ein Heer von Pavia, Cremona und Lodi, wie von den Markgrafen und Grafen seiner Partei auf und zog mit demselben am 24. August nach Piacenza; er nahm alle Schiffe Pavias mit sich und ließ zwei Wurfmaschinen aus Lodi herbeischaffen. Wie vorher schon die Addabrücken zerstört waren, um die Verbindungen zwischen Mailand und Brescia zu unterbrechen, so wollte er jetzt auch die Schiffsbrücke zerstören, welche unmittelbar aus Piacenza über den Po führte und der Stadt zum Verkehr mit Mailand diente. In der ersten Dämmerung des 25. August griff Friedrich die Brücke an. Da er Widerstand bei derselben fand, ließ er sogleich von den Wurfmaschinen Gebrauch machen. Sobald man in Piacenza die Unmöglichkeit erkannte, die Brücke zu schützen, fuhr man dieselbe ab und führte alle Schiffe auf die Stadtseite hinüber. Damit war des Kaisers Absicht so gut wie vereitelt; er glaubte hier zunächst nicht mehr erreichen zu können und kehrte schon am 26. August nach Pavia zurück. Hier ließ er sich damals von den Bischöfen von Novara, Vercelli und Asti, dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaspina, den Markgrafen von Guasto und Busca, dem Grafen Guido von Biandrate, dem Grafen von Cavaliate und vielen anderen geistlichen Herren und Baronen einen Eid leisten, ihm Ritter, Bogenschützen und Steinschleuderer zu stellen, die vom 8. September bis 16. April nächsten Jahres in Pavia zu seinem und der Stadt Schutz zu bleiben hätten. Um dieselbe Zeit erließ er Schreiben an die deutschen Fürsten, in denen er den Nachrichten, die über den Unglückstag von Carcano verbreitet wurden, entgegentrat und seine Niederlage möglichst zu verdecken suchte; er verlangte, daß die ihm bereits zugesagte neue Hülfe von allen Fürsten ohne Ausnahme gestellt würde und die deutschen Schaaren sich vierzehn Tage nach Ostern in Pavia zusammenfänden. Wer zurückbleibe, erklärte er, werde nicht mehr als ein Getreuer des Kaisers und des Reichs anzusehen sein.

Offenbar war der Kaiser nicht ohne Besorgniß, daß die Mai-

länder die gewonnenen Vortheile weiter ausnutzen würden. Diese Besorgniß war nicht ohne Grund, obwohl gerade damals ein furchtbares Verhängniß über ihre Stadt einbrach. Am 28. August, einem sehr stürmischen Tage, kam im Hause des Lanfranco aus der Familie der Cani ein Feuer auf, welches mit reißender Schnelligkeit um sich griff und fast den dritten Theil der Stadt zerstörte; besonders litten die südlichen Quartiere, wo die weiten Behausungen der vornehmen Bürger standen, in denen man der Sicherheit wegen die Lebensmittel untergebracht hatte. Viele vornehme Männer verloren im Brande ihre ganze Habe und kamen an den Bettelstab, aber ein allgemeines Unglück für die ganze Bevölkerung war die Einbuße der aufgespeicherten Lebensmittel.

Die Mailänder waren jedoch durch dieses Mißgeschick nicht entmuthigt worden. Schon wenige Tage nach der Feuersbrunst schickten die Consuln 100 Ritter in die Grafschaft Seprio, um dort die Burgen Crenna und Appiano zu nehmen; schon vorher hatten sie Mozzate in ihre Gewalt bekommen und eine Besatzung von Rittern und Fußvolk in diese Feste gelegt. Bald zog auch der Erzbischof mit 100 Rittern aus und nahm Varese; von dort aus wurden die benachbarten Burgen Arcisate, Biandrono und Induno besetzt. Der größte Theil des Seprio war wieder in der Gewalt Mailands, und seine Besatzungen überwinterten daselbst. Auch in der Martesana behauptete es sich, und am 10. September soll sich nach einer freilich wenig glaubwürdigen Quelle auch Carcano dem Erzbischof und der Stadt Mailand ergeben haben. Um die Verbindung mit Brescia zu erleichtern, wurde die Addabrücke bei Pontirolo erneuert und eine Besatzung zum Schutz derselben zurückgelassen.

Einige heimatlose Ritter von Crema stellten sich alsbald in Pontirolo ein und überredeten die mailändische Besatzung zu einem neuen Angriff auf Lodi. Nachdem sich der größere Theil in einem Hinterhalt bei Dovera verborgen hatte, rückten die Anderen gegen Lodi an und kamen fast bis an die Addabrücke bei der Stadt (28. Oktober). Als aber etwa 20 Ritter von Lodi gegen sie vorstürmten, zogen sie sich gegen Dovera zurück. Die Ritter eilten ihnen nach, mit ihnen einige andere Lodesanen, die sich inzwischen gesammelt hatten. Bei Dovera kam es zum Kampfe, an dem sich jetzt auch die im Hinterhalt verborgenen Mailänder betheiligten. Nach kurzer Zeit mußten die Lodesanen der

Uebermacht weichen; vier der Ihrigen fielen in die Hände der Feinde, unter ihnen Manfred Morena, ein Sohn des Geschichtschreibers von Lodi. Als die Lodesanen aber neuen Zuzug erhielten, setzten sie den Mailändern nach, die bereits von Dovera abgezogen waren, und verfolgten sie bis in die Nähe der Burg Rivolta. Hier wandten sich die Mailänder noch einmal, und eine Zeit lang standen sich die feindlichen Schaaren abermals Aug' im Auge gegenüber; auf beiden Seiten schwankte man, ob man nicht den Kampf von Neuem beginnen solle. Endlich wandten sich die Lodesanen wieder zum Rückzug; sie waren noch immer in der Minderheit und wußten, daß der Feind sich leicht in Rivolta bergen konnte. Erst im Dunkel kehrten sie nach der Stadt zurück.

Diese Kämpfe um Lodi waren am 28. October; seitdem trat Waffenruhe ein. Ein Angriff auf Pavia, welchen der Kaiser erwartet hatte, wurde von den Mailändern nicht unternommen. Er selbst hatte am 19. Oktober noch einen zweiten Versuch gemacht, die Pobrücke bei Piacenza zu zerstören, aber auch diesmal vergeblich. Auch er stand von weiteren kriegerischen Unternehmungen ab; auf kurze Zeit ging er nach Cremona, kehrte aber bald nach Pavia zurück. Hier verlebte er fast den ganzen Winter, von den Rittern, welche ihm die Großen der Lombardei gestellt hatten, und einigen deutschen Herren umgeben.

Das Jahr 1160, welches mit der Eroberung Cremas so glücklich für den Kaiser und seine Bundesgenossen begonnen hatte, ging unter wenig günstigen Aussichten zu Ende. Vor dem Eintreffen starker Zuzüge aus Deutschland, die erst im Mai zu erwarten waren, ließ sich ein ernstlicher Angriff auf Mailand nicht unternehmen.

Während des Winters hatten die Waffen geruht; erst im März 1161 kam es zu neuen Kämpfen. Ein Vorspiel derselben war ein unbedeutendes Handgemenge am 12. März zwischen Leuten von Piacenza und Lodi bei Melegnanello*), wobei einige Lodesanen in Gefangenschaft geriethen. Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als am 17. März ein großes Heer von Mailand ausrückte, um die Burg Castiglione im Seprio zu gewinnen. Das Heer führte Wurfmaschinen und Schutzdächer mit sich und begann sogleich die Burg eng zu um-

*) Im Gebiete von Lodi.

schließen. Die Besatzung leistete aber lange tapferen Widerstand, baute Wurfmaschinen und tödtete mit ihnen Viele im mailändischen Heere. Endlich schoben die Belagerer ein großes Schutzdach vor, um die Gräben zu füllen; zugleich sperrten sie den Weg zu einer außerhalb der Burg belegenen Quelle, ohne welche die Besatzung, da in Castiglione selbst keine Brunnen waren, nicht leben konnte. Da entschlossen sich die Belagerten einen Ausfall zu machen. Es gelang ihnen das Schutzdach durch Feuer zu zerstören, einige Mailänder zu verwunden und gefangen zu nehmen. Zugleich schickten sie Boten an den Kaiser und nahmen seine Hülfe in Anspruch.

Der Kaiser*) war damals in Lodi, wo man kurz zuvor den Bau eines stattlichen Kaiserpalastes an der Adda neben dem Kloster des heiligen Johannes begonnen, auch einen neuen Angriff von Piacenza am 4. April bestanden hatte. Schnell sammelte er hier ein Heer aus den Städten Parma, Reggio, Cremona, Bergamo, Vercelli, Novara und Pavia, wie von den getreuen lombardischen Großen. In Mailand sah man auf diese seine Rüstungen stolz herab; man meinte, daß Castiglione, ehe der Kaiser noch ausziehen könne, fallen müsse. Aber man täuschte sich. Am Charfreitag (14. April) brach Friedrich mit dem Heere, welches am Lambro lagerte und zu dem auch der Graf Raimund Berengar von Barcelona mit 60 Rittern gestoßen war, gegen Castiglione auf. Da sank den Belagerern der Muth; sie verließen sofort ihre Stellung und kehrten schon am folgenden Tage nach Mailand zurück; ihre Belagerungsmaschinen hatten sie zuvor durch Feuer zerstört. Der treffliche Mailänder, der die damaligen Geschicke seiner Vaterstadt uns überliefert hat, tadelt seine Mitbürger, daß sie auf diesen unnützen Zug so viel Geld, für welches sie besser Lebensmittel gekauft, vergeudet hätten.

Aber auch für Lodi knüpfte sich an diesen Zug ein trauriges Andenken. Der Kaiser hatte sein Heer, nachdem er den Rückzug der Mailänder erfahren, sogleich wieder aufgelöst**); als nun am Ostertage Viele über Lodi zurückkehrten, brach am Abend dort durch die Unvorsichtigkeit des Schildträgers eines cremonesischen Ritters ein Feuer aus,

*) Am 2. April war der Kaiser zu Monselice, südlich von Padua, gewesen und erst am 11. April in Lodi angekommen.

**) Schon am 19. April war der Kaiser wieder in Pavia.

welches schnell um sich griff und einen erheblichen Theil der Stadt einäscherte. Nach den Vorgängen bei Castiglione trat mehrere Wochen abermals Waffenruhe ein. Den Mailändern war die Lust zu neuen Unternehmungen vergangen; der Kaiser erwartete die Hülfsschaaren aus den deutschen Ländern.

Im Mai trafen endlich bedeutende Zuzüge aus Deutschland in Pavia ein. Des Kaisers Vetter Friedrich von Schwaben erschien mit 600 gut ausgerüsteten Rittern, Erzbischof Rainald von Köln mit 500 Rittern, Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, und sein Oheim Herzog Dietbold führten mehr als 300 Ritter dem Heere zu. Ingleichen stellten sich Landgraf Ludwig von Thüringen und Pfalzgraf Konrad beim Kaiser ein; auch sie unzweifelhaft mit einem stattlichen Gefolge. Mit Herzog Heinrich dem Löwen hatte Friedrich bereits am 29. Januar zu Como eine Zusammenkunft gehabt, und der Herzog scheint dann noch einige Zeit am kaiserlichen Hofe verweilt zu haben; aber nirgends hat er sich an den folgenden Kämpfen betheiligt, und so wird er damals ohne Heer über die Alpen gekommen sein.

Besonders zahlreich erschienen am Hofe die Bischöfe, welche der Kaiser nicht nur zur Fortsetzung des Krieges gegen Mailand entboten hatte, sondern auch zu dem Concil, welches am 21. Mai in Cremona eröffnet werden sollte. Wir wissen, wie der Kaiser, um die neugewonnenen Streitkräfte sogleich gegen Mailand verwenden zu können, das Concil auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagte*). Es lag ihm zunächst daran, die Hoffnungen der Mailänder auf eine neue Ernte zu zerstören.

Schon am 29. Mai stand er mit seinen Deutschen und einem neuaufgebotenen lombardischen Heere bei Mailand. Alle Getreidefelder der Stadt bis nach S. Calimero, zur Kirche Aller Heiligen, der Kirche S. Barnaba und dem Kloster S. Dionisio, d. h. auf der ganzen Ostseite, wurden verbrannt und zertreten. Am Abend bezog man zwischen der Cassina di Guazino da Alliate und Morsengia, etwa eine halbe Meile von der Stadt, ein Lager, wo man zwei Tage, um das Verwüstungswerk fortzusetzen, stehen blieb. Am 31. Mai schlug dann der Kaiser sein Lager in unmittelbarer Nähe der Stadt bei S. Dionisio auf. Erst jetzt setzten sich die Mailänder zur Wehr. Sie machten einen Ausfall

*) Vgl. oben S. 267, 268.

gegen die lombardischen Schaaren des Kaisers, brachen aber nach schweren Verlusten den Kampf ab. In demselben wurde ein vornehmer Mailänder Adam de Paradino gefangen und sogleich auf Befehl des Kaisers vor den Augen der Mailänder hingerichtet. Friedrich zeigte, daß er mit derselben Strenge und Rücksichtslosigkeit den Krieg hier führen würde, wie früher vor Crema.

Am folgenden Tage machten die Mailänder einen neuen Ausfall. Abermals entspann sich ein hitziger Kampf zwischen ihnen und den Lombarden, an dem sich die Deutschen nach einem Befehl des Kaisers nicht betheiligen durften. Abermals wurde viel Blut unnütz vergossen; denn die Mailänder mußten vor der Ueberzahl der Feinde hinter ihre Wälle zurückweichen. Der Kaiser nahm darauf eine Stellung vor der Porta Comacina und Porta Vercellina, um von hier im Norden und Westen der Stadt in gleicher Weise die Saaten zu vernichten, wie es bereits im Osten geschehen war. Noch einmal versuchten die Mailänder da das Glück der Waffen, aber nicht mit besserem Erfolge. Der Kaiser rückte weiter nach Süden zur Porta Ticinese und vollendete hier sein gräßliches Zerstörungswerk. Nachdem er zehn Tage vor Mailand verweilt und alle Felder bis auf drei oder vier Meilen rings um die Stadt verwüstet hatte, zog er ab; er nahm seinen Weg nach Comazzo und Corneliano an der Adda. Das lombardische Heer löste er hier auf, das deutsche ließ er an der Adda ein Lager beziehen. Er selbst begab sich mit den Bischöfen und mehreren Fürsten nach Lodi, wo am 19. Juni die Synode eröffnet wurde.

In diesen Tagen der Bedrängniß hatten die Mailänder einen Ausschuß bestellt, welcher die Preise für die immer theurer werdenden Lebensmittel und andere Waaren festsetzen, zugleich die durch die Verschuldung der Bürger sich verschlimmernden Zinsverhältnisse regeln sollte. Man wählte aus jeder Pfarrei 2 Männer und aus der Gesammtheit der so Gewählten dann 18, je 3 aus den 6 Stadtquartieren. Einer von ihnen war der Chronist, dem wir die besten Nachrichten über diese Schreckenszeit seiner Vaterstadt verdanken, und dieser bekennt selbst, daß die Maßregel eine verderbliche gewesen sei; denn die Preise der Lebensmittel stiegen schnell auf eine fast unerschwingliche Höhe und auch die Lage der Verschuldeten verschlechterte sich statt sich zu bessern. Den Kampf im Großen konnten die Mailänder nicht mehr aufnehmen, und der kleine Krieg, den sie fortführten, brachte mehr Schaden als Gewinn.

Als die Synode von Lodi am 22. Juni aufgelöst war, verlangten mehrere italienische Bischöfe für sich von den Stadtbehörden Geleit auf dem Wege nach Pavia. Das Geleit wurde ihnen mit 22 Rittern gegeben, und die Vorsicht war am Platze gewesen. Denn die Bischöfe hatten nur wenige Meilen zurückgelegt, als sie 24 mailändische Ritter erblickten, die sich aber schnell in ein Gebüsch zurückzogen, als sie die Lodesanen bemerkten. Diese folgten ihnen in das Dickicht, nahmen vier der Mailänder gefangen und erbeuteten mehrere Pferde; die Mehrzahl hatte sich zerstreut und in der Flucht ihr Heil gefunden. Am 25. Juni nahm der Kaiser die Burg Corno vecchio, unweit von Piacenza auf steiler Höhe belegen. Die Besatzung, aus mehr als hundert Mann bestehend, wurde grausam verstümmelt; die Burg selbst mit Feuer zerstört. Im Juli nahm dann Gozwin von Heinsberg den Kampf auch in den Grafschaften Seprio und Martesana wieder auf. Die Burg Biandrone mußte sich ihm ergeben und wurde dem Erdboden gleich gemacht, die Besatzung erhielt freien Abzug.

Im Anfang des August beabsichtigte der Kaiser mit seinem deutschen und böhmischen Heere einen neuen Angriff auf Mailand selbst zu machen. Die Stimmung in der Stadt war schon so herabgedrückt, daß die Consuln im Angesicht der drohenden Gefahr daran dachten, sie dem Kaiser auf Bedingungen zu unterwerfen. Sie sollen ihm zuerst einen Vertrag angeboten haben, nach welchem sie den Stadtgraben soweit zuschütten und die Thore soweit öffnen wollten, daß sein Heer in einer Breite von 40 Ellen durch die Stadt ziehen könne; überdies sollten 30 Thürme bis auf die Höhe der Häuser abgetragen, der Thurm der Kathedrale abgebrochen, 300 Geiseln gestellt, eine Buße von 10,000 Mark und ein jährlicher Tribut von der Stadt und ihrem Gebiete gezahlt werden. Diese Anerbietungen soll der Kaiser, obwohl mehrere Fürsten ihnen geneigt waren, ohne Weiteres abgewiesen haben.

Sicher ist, daß die Consuln wenige Tage später mit dem Böhmenherzog Dietbold, dem Pfalzgrafen Konrad und dem Landgrafen von Thüringen in besondere Verhandlungen traten. Als am 7. August das kaiserliche Heer bei Cerro am Lambro, etwas südlich von Melegnano, stand, erschienen Boten der Consuln bei den genannten Fürsten und erbaten Bürgschaften für ihre Sicherheit, damit sie zu einer Zusammenkunft mit den Fürsten sich begeben könnten. Die Bürgschaft wurde gegeben, und die Consuln machten sich gleich am anderen

Morgen ohne Besorgniß auf den Weg. Zufällig stießen sie aber bald auf Ritter des Erzbischofs Rainald, welche von den Versprechen der Fürsten nichts wußten, und diese nahmen bei Bagnolo, nur etwa eine halbe Meile südlich von Mailand, die Consuln gefangen. Als man zu Mailand das Geschick der Consuln erfuhr, stürmte eine Anzahl Ritter aus der Stadt, um die Consuln zu befreien. Sie erreichten die Ritter Rainalds, und es entspann sich nach Mittag zwischen Bagnolo und S. Donato an der Vecchiabia ein hitziger Kampf, an dem auch mailändisches Fußvolk, welches inzwischen aus der Stadt herangezogen war, Antheil nahm. Es ist nirgends ausdrücklich bezeugt, aber steht doch außer Zweifel, daß die Consuln befreit wurden*). Aber die kölnischen Ritter hielten den Mailändern stundenlang mit der Wuth der Verzweifelung Stand, bis ihnen endlich Hülfe aus dem kaiserlichen Lager erschien.

Als der Landgraf, der Pfalzgraf und der Böhmenherzog die Gefangennahme der Consuln, denen sie sichere Reise verbürgt hatten, in Erfahrung brachten, waren sie in den gewaltigsten Zorn gegen Rainald gerathen, der sich noch im Lager des Kaisers befand; sie wollten ihn, den sie für den Urheber eines Verraths hielten, mit ihren eigenen Schwertern tödten. Der Erzbischof begab sich in den Schutz des Kaisers und versicherte, daß die Consuln ohne sein Wissen überfallen seien. Friedrich befahl den aufgeregten Fürsten, von allen Gewaltthaten gegen Rainald abzustehen, und dachte vor Allem daran, möglichst schnell den bedrängten Kölnern zu Hülfe zu eilen. Aber der Böhmenherzog und der Landgraf wollten ihm aus Erbitterung gegen den Kanzler nicht folgen, und so konnte er nur mit seinen Rittern, dem Gefolge Herzog Friedrichs von Schwaben und einigen anderen deutschen Herren nach dem Kampfplatz stürmen. Als er dort — es war schon gegen Abend — eingetroffen war, ließ er Herzog Friedrich, der an diesem Tage das kaiserliche Banner führte, mit seinen Rittern von der Straße abbiegen, um die Mailänder von der Seite anzugreifen, andere Herren mußten gleichzeitig von der anderen Seite einen Angriff machen, während er selbst auf der Straße nach der Cassina di Guazino da Aliate, wo die Mailänder standen und der Kampf am

*) Nach den Mailänder Annalen war der Kampf bei Cassinum Thome; ich kann den Ort nicht nachweisen, aber die Lage desselben zwischen Bagnolo und S. Donato kann nicht zweifelhaft sein.

wildesten tobte, mit 150 Rittern vorrückte. Die Befehle des Kaisers wurden richtig ausgeführt. Als die Mailänder sich auf den Seiten und von vorn bedroht sahen und erkannten, daß sie weitaus in der Minderzahl seien — denn die Consuln hatten die Hauptmacht der Reiterei und das Fußvolk zum Schutze der Stadt zurückgehalten — wandten sie sich sogleich zum Rückzug.

Die Deutschen verfolgten die Weichenden bis unmittelbar an die Thore der Stadt. Auch hier noch wurde gekämpft; der Kaiser selbst stürzte sich in das lebhafteste Waffengetümmel. Unweit des alten römischen Triumphbogens an der Brücke des Stadtgrabens kämpfte er auf seinem besten Streitroß, fast rings von Feinden umgeben. Das Roß wurde von den Speeren der Feinde durchbohrt, aber, obwohl selbst durch eine Lanze verwundet, setzte er doch zu Fuß den Kampf an der Brücke fort, bis ihm ein anderes Pferd zugeführt wurde, welches ihn dann in Sicherheit brachte. Endlich gelang es der Mehrzahl der Mailänder, sich über die Brücke in die Stadt zu retten, doch hatten viele in dem Graben ihren Tod gefunden. Ein Theil, der sich nicht mehr auf die Brücke gewagt hatte, flüchtete sich in eine nahe Kirche, wo sie sich tapfer und glücklich bei der einbrechenden Nacht vertheidigten. Erst im Dunkel brach der Kaiser den Kampf ab und kehrte mit den Seinen in sein Lager bei Cerro zurück, wo man ihn jubelnd empfing. Man hatte auf der Verfolgung und im Kampfe 80 Ritter und 266 vom mailändischen Fußvolk gefangen genommen; die Gefangenen wurden nach Lodi in sicheren Gewahrsam gebracht.

Am anderen Tage (9. August) wurde das kaiserliche Lager bis S. Donato unweit des gestrigen Kampfplatzes vorgerückt. Von hier aus verwüstete man in den nächsten Tagen weithin, was der früheren Zerstörung noch überdauert hatte. Am 12. August kam es zwischen Deutschen, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vorgerückt waren, und mailändischen Rittern zu einem neuen Handgemenge, bei dem drei der Letzteren fielen. Am 14. August schlug endlich der Kaiser bei Mailand selbst nahe dem Stadtgraben im Parke sein Lager auf; die Zelte standen weit ausgedehnt und erstreckten sich auf der einen Seite bis zur Porta Ticinese, auf der anderen bis zur Porta Orientale. Täglich wurden in der nächsten Zeit rings um die Stadt verheerende Züge gemacht, bei denen noch mehrmals blutige Zusammenstöße stattfanden. So entspann sich eines Tages ein hitziger Kampf an der

Porta Comacina und zwei Tage später ein anderer an der Porta Vercellina. Niemand konnte mehr ohne Gefahr die Stadt verlassen. Armen Leuten, die um Holz zu sammeln, hinausgingen und in die Gewalt der Kaiserlichen fielen, ließ Friedrich eine Hand abhauen, und sandte sie in die Stadt zurück, damit sie Anderen zum warnenden Beispiel dienten*).

Der Kaiser mochte darauf gehofft haben, daß sich Mailand endlich unterwerfen werde, aber trotz aller ihrer Leiden war die Stadt auch jetzt noch nicht zum Falle reif. Zu einer völligen Umschließung reichte Friedrichs Heer nicht aus, auch war es in der Wüstenei, die er um Mailand geschaffen, nicht auf die Dauer zu erhalten. Bis in die letzten Tage des August scheint er vor der Stadt gelegen zu haben. Noch am 1. September verweilte er im Gebiet derselben bei Landriano, aber er war bereits auf dem Wege nach Pavia, wo er dann einen Theil seines deutschen Heeres entließ.

Der Landgraf Ludwig von Thüringen kehrte mit seinen Rittern in die Heimat zurück; ebenso Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, doch stellte dieser sich schon im Anfange des Jahres 1162 wieder beim Kaiser ein**), gewiß nicht ohne neue Hülfsschaaren ihm zuzuführen. Erzbischof Rainald selbst blieb beim Kaiser zurück, obwohl seine Ritter nach der Heimat entlassen wurden. Auch eine Anzahl anderer deutscher Fürsten behielt der Kaiser bei sich, von den Italienern Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate.

Am 7. October war Friedrich wieder zu Lodi, wo er selbst die Winterquartiere zu nehmen beschlossen hatte, weil er von hier aus leichter als von Pavia die Verbindungen Mailands mit Brescia und Piacenza abschneiden konnte. Seinen Bruder Konrad, Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate ließ er die Burg Mombrione***),

*) Die Mailänder benahmen sich damals glimpflicher gegen Leute des Kaisers. Mehrere Jäger desselben hatten beim Kloster Morimondo einen Hirsch gefangen und wollten ihn ihrem Herrn bringen. Sie erwirkten sich einen Geleitsbrief von den Consuln, wurden aber von Mailändern bei einer Brücke über die Vecchiabia überfallen und aller ihrer Habe beraubt, sie selbst aber entlassen. Die Consuln befahlen auch die Beute zurückzugeben, nur den Hirschbraten ließen sich die Mailänder nicht entgehen.

**) Dietbold, der Bruder des Böhmenkönigs, scheint in Italien zurückgeblieben zu sein. Udalrich, der Sohn Herzog Sobeslaws und Vetter des Königs, war damals immer in der Nähe des Kaisers.

***) Mombrione wurde im Jahre 1278 zerstört und scheint nachher nicht hergestellt zu sein.

nahe der Mündung des Lambro in den Po, befestigen und mit ihren Rittern besetzen, um Piacenza den Weg nach Mailand zu sperren. Markward von Grumbach mußte die Burg St. Gervasio bei Trezzo mit deutschen Rittern besetzen, um die Brescianer vor den Uebergängen über die obere Adda abzuhalten, während der Kaiser selbst dafür Sorge trug, daß bei der Kirche von Rivolta an der Adda Gräben und Befestigungen angelegt und eine Besatzung bestellt wurde, um auch hier das Ueberschreiten des Flusses zu hindern. Zugleich ergingen die strengsten Befehle, daß Niemand den Mailändern Lebensmitteln zuführe. Die Uebertreter des Verbots wurden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft; an einem Tage mußten 25 Einwohner von Piacenza diese grausame Strafe leiden.

Im December bezog der Kaiser den von ihm neuerbauten Palast an der Adda zu Lodi zu längerem Aufenthalt; die Kaiserin, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Basel und Lüttich, die Markgrafen Otto von Meißen und Dietrich von der Lausitz, Graf Rudolf von Lindau und andere Fürsten waren bei ihm; auch der junge Welf stellte sich am Hofe ein, der für seinen nach Deutschland zurückgekehrten Vater die Verwaltung der italienischen Fürstenthümer desselben übernommen hatte und dabei nicht selten in Streitigkeiten mit den kaiserlichen Beamten gerieth.

Wenige Tage, nachdem die Kaiserin nach Lodi gekommen war, unternahmen die Mailänder einen Angriff auf die Stadt. Etwa 500 Ritter Mailands rückten heran; die Mehrzahl versteckte sich in einem nahen Gehölz, etwa hundert drangen bis zum Brunnen von Pulegnano, in geringer Entfernung von Lodi, vor und machten hier große Beute. Der Kaiser war nicht anwesend, da er gerade einen Ritt nach Cremona gemacht hatte, aber Herzog Friedrich mit den deutschen Rittern und den Lodesanen warf sich sogleich den plündernden Mailändern entgegen; sie nahmen ihnen die Beute wieder ab und brachten einige der üblen Gäste in ihre Gewalt. Bald aber kamen aus dem Gebüsch die dort Versteckten ihren Genossen zur Hülfe und drängten die Deutschen und Lodesanen zurück. So gewannen die Mailänder ihre Beute wieder, und auch sie machten mehrere Gefangene; ein sehr schöner Ritter aus dem Gefolge der Kaiserin fiel ihnen in die Hände und wurde von ihnen getödtet. Bei der Kirche St. Martino de Casatis kam der Kampf

noch einmal zum Stehen, aber nach längerem Ringen brach man ihn endlich ab.

Es war der letzte Versuch der Gegenwehr Mailands gewesen. Schon herrschte die größte Muthlosigkeit in der Stadt. Der Mangel an Lebensmitteln war bereits unerträglich, und es bestand keine Aussicht bis zur nächsten Ernte das Leben zu fristen. Die Gefangenen in Lodi, die in der Winterszeit hart behandelt wurden, erregten das allgemeine Mitgefühl. Sechs von diesen Gefangenen, unter ihnen zwei aus dem vornehmen Stande der Capitane, hatte der Kaiser auf das Gräßlichste mißhandeln lassen; fünf wurden beide Augen ausgestochen, dem sechsten schnitt man die Nase ab, ließ ihm aber das eine Auge, damit er die anderen nach Mailand geleiten könne. Diese Jammergestalten sollten ihre Mitbürger mit Schrecken erfüllen, und dieser Zweck des Kaisers wurde vollständig erreicht. Die Furcht wurde in der Stadt um so größer, als die Besorgniß einriß, daß die Vornehmen sich durch Aufopferung der Stadt und des Volks in Sicherheit bringen könnten. Schon im Oktober waren zwei vornehme Mailänder nach Lodi gegangen, um sich dem Kaiser zu unterwerfen. Man sprach jetzt davon, daß eine größere Zahl ihrer Standesgenossen sich verständigt hätten die Stadt zu verlassen. Das Mißtrauen vergiftete alle Verhältnisse. Es bildeten sich die heftigsten Parteiungen; Vater und Sohn, Mann und Frau, Brüder unter einander entzweite die Frage, ob man die Stadt dem Kaiser übergeben oder den verzweifelten Widerstand fortsetzen solle.

Aber bald wurde die Unterwerfung zur Nothwendigkeit. Mailand lag in der Agonie. Die Bürgerschaft beauftragte — etwa im Anfange des Jahres 1162 — einen angesehenen Mann, Osa mit Namen, seinen Sohn Albert und den Consul Anselmo dall' Orto mit dem Kaiser über die Bedingungen der Unterwerfung zu unterhandeln, und diese Männer begaben sich sogleich nach Lodi, um ihren traurigen Auftrag zu erfüllen. Ueber den Gang der Verhandlungen, welche sich durch längere Zeit hinzogen, sind wir nur ungenügend unterrichtet. Wir wissen nicht, welche Anerbietungen die Gesandten dem Kaiser machten, aber es scheint, als ob sie über die früheren Zugeständnisse hinaus noch zur Zerstörung der Mauer und des Grabens an sechs Stellen und zur Aufnahme eines kaiserlichen Podestà sich bereit erklärt haben, der Kaiser aber nach Be-

rathung mit den Fürsten auch diese Anerbietungen verworfen und unbedingte Unterwerfung verlangt habe. Das Geschäft der Unterhändler wurde noch dadurch sehr erschwert, daß ein großer Theil der mailändischen Bevölkerung sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen geneigt war und mehrere deutsche Fürsten für diesen Fall Aussichten auf eine milde Behandlung der Stadt eröffnet hatten.

Sichere Kunde haben wir erst über die Verhandlungen, welche am Aschermittwoch (21. Februar) zu Lodi stattfanden. Es traten damals die mailändischen Abgesandten mit zwei Vorschlägen hervor. Nach dem einen wollten sie einen Vertrag mit dem Kaiser auf folgende Bedingungen schließen: der ganze Stadtgraben soll ausgefüllt, die Mauern und alle Thürme abgetragen werden; die Stadt stellt dem Kaiser 300 Geiseln nach seiner eigenen Auswahl und diese kann er drei Jahre in Händen behalten; Mailand nimmt einen Podestà auf, einen Deutschen oder Lombarden nach Bestimmung des Kaisers, verzichtet auf alle Regalien, zahlt einen Tribut und erbaut auf eigene Kosten eine kaiserliche Pfalz, außerhalb oder innerhalb der Stadt, wo und wie es dem Kaiser beliebt; ohne Erlaubniß desselben darf die Stadt weder die Gräben und Mauern herstellen noch ein Bundesverhältniß mit einem anderen Gemeinwesen eingehen; endlich erbietet sie sich 3000 ihr Angehörige, wenn der Kaiser es verlangt, aus ihrem Gebiete zu entfernen und ihn mit seinem Heere, so lange es ihm gefällt, aufzunehmen. Wenn dem Kaiser dieser Vorschlag, welcher allerdings den Mailändern noch den Bestand ihrer Stadt, die Herrschaft über ihr unmittelbares Gebiet, den Einzelnen persönliche Freiheit und das Eigenthum sicherte, nicht genehm sein sollte, so wolle die Stadt, erklärten die Abgeordneten, sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Der Kaiser ging mit seinen Großen zu Rath, ob man auf einen Vertrag eingehen oder die unbedingte Unterwerfung annehmen solle. Ein Theil der Fürsten erklärte sich für das Letztere, da der Sieg nur so vollständig sei und der Kaiser dann nach seinem Gefallen Strafe vollstrecken oder Erbarmen üben könne; besonders war das die Meinung Rainalds von Köln, welcher längst allem Verhandeln mit der treulosen Stadt abgeneigt war. Andere Fürsten erklärten, daß beide Vorschläge ehrenvoll und sie deshalb mit jedem derselben sich einverstanden erklären könnten. Die Mehrzahl der Großen, an ihrer Spitze Guido von Biandrate, sprachen sich jedoch für den Abschluß eines Ver-

trags auf Grund der angebotenen Bedingungen aus; einmal weil die Mailänder sich so williger fügen würden, dann aber auch, weil sie die Bedingungen doch nicht würden erfüllen können und der Kaiser dann um so freiere Hand gegen sie habe. Endlich stimmten dieser Ansicht auch die Anhänger Rainalds zu; sie thaten es ungern und nur in der Ueberzeugung, daß der Vertrag doch sofort hinfällig werden würde, da bis zur Durchführung desselben die Straßen gesperrt bleiben müßten, so daß vollständige Hungersnoth in der Stadt unausbleiblich sei. Auch der Kaiser war offenbar dem angebotenen Vertrage nicht abgeneigt, verlangte aber vor Abschluß desselben Sicherheiten, namentlich die Auflösung des Bundes mit Piacenza und Brescia.

Die Meinung, daß Mailand selbst den Vertrag nicht werde zur Ausführung bringen können, zeigte sich bald als richtig. Mehrere Tage gingen in der Stadt mit Verhandlungen hin, um die eidlichen Verpflichtungen zu lösen, welche man gegen Brescia und Piacenza eingegangen war. Entsetzt sah man die Langwierigkeit dieser Verhandlungen und zugleich das stätige Wachsen der Noth. Die Bürgerschaft rottete sich zusammen, man drohte den Consuln und Anderen, welche an dem Vertrage hingen und noch von Sicherung der Stadt und des Eigenthums sprachen, mit dem Tode. So kam es zu dem Beschluß, daß von dem Vertrage Abstand genommen und das Schicksal Mailands ganz der Gnade des Kaisers anheimgestellt werden sollte; man rechnete dabei nach den Verheißungen der Fürsten auf die Milde des Siegers. Man fühlte die ungeheure Niederlage, welche die noch vor Kurzem so stolze und mächtige Stadt erlitten, in ihrer ganzen Schwere, aber man hoffte doch mindestens die Existenz derselben noch zu erhalten.

Am Donnerstag den 1. März erschienen die acht Consuln Mailands mit acht Rittern in Lodi, um die Stadt ganz der Gnade des Kaisers zu überliefern. Sie warfen sich ihm in seinem Palast im Angesicht seines ganzen Hofes, die nackten Schwerter am Halse tragend, zu Füßen; sie erklärten sich des Hochverraths schuldig und übergaben ihm die Stadt mit allem ihrem Besitz und allen ihren Bewohnern ohne allen Vorbehalt und jede Bedingung. Es wurde von ihnen das eidliche Versprechen verlangt, daß die Stadt fortan allen Geboten des Kaisers und seiner Gesandten willig Folge leisten würde; ohne Verzug schwuren sie den Eid für sich und alle ihre Mitbürger. Die Unterwerfung Mailands war damit entschieden, und die Stadt in ganz

anderer Weise, als im Jahre 1158, in die Gewalt des Kaisers gegeben.

Am folgenden Sonntage (4. März) stellten sich dann die Consuln wieder mit 300 mailändischen Rittern im kaiserlichen Palaste zu Lodi ein. Sie fielen vor dem Kaiser nieder, küßten seine Füße und beschworen ihn in der rührendsten Weise sich ihrer unglücklichen Vaterstadt zu erbarmen. Die 36 Banner der mailändischen Ritterschaft überlieferten sie ihm und zugleich übergab ihm Meister Guintelmus, auf welchen Mailand bis dahin so große Hoffnungen gesetzt hatte, die Schlüssel der Stadt. Auch die Ritter leisteten den Eid des Gehorsams, wie ihn vorher schon die Consuln geschworen hatten. Die meisten Ritter behielt der Kaiser als Geiseln zurück und befahl den Consuln, daß sie ihre Amtsvorgänger in den letzten drei Jahren und einen Theil des mailändischen Fußvolks ihm vorführen sollten.

Am Dienstag den 6. März zogen dann etwa tausend Mann mailändischen Fußvolks mit dem Carroccio nach Lodi, ihnen folgten die Befehlshaber der abhängigen Ortschaften mit 94 Fahnen. Als man in Lodi einrückte, ging das Fußvolk von drei Quartieren dem Carroccio voran, das der drei anderen Quartiere hinter demselben. Sobald man des Kaisers, der schon in seiner Pfalz auf dem Throne die Menge erwartete, ansichtig wurde, stießen zwei Tubenbläser, die auf dem Carroccio standen, schmetternd in ihre Tuben und übergaben sie, als die letzten Töne verhallt waren, dem Kaiser. Diese Tuben galten als Insignien der Stadtobrigkeit, beim Klange derselben waren bisher die Beschlüsse des mailändischen Volkes verkündigt worden; jetzt schienen sie zu den Exsequien der städtischen Freiheit zum letzten Male zu ertönen. Dann traten die Befehlshaber der kleineren Ortschaften des mailändischen Gebiets vor den Kaiser der Reihe nach und legten vor ihm ihre Fahnen nieder.

Noch stand das Carroccio aufrecht, ein mächtiger, aus starken Balken zusammengefügter, mit eisernen Klammern verbundener Wagen, so geräumig, daß ganze Kriegsschaaren auf ihm Platz finden und sich am Kampfe betheiligen konnten. In der Mitte erhob sich der gewaltige Mastbaum, von oben bis unten mit Eisen, Fellen und Stricken umkleidet, auf dem Gipfel das strahlende Kreuz und unter demselben nach der Vorderseite die Fahne mit dem Bilde des heiligen segenspendenden Ambrosius. Als man den Mast und das ganze schwere Gestell vor dem Kaiser zu senken begann, gerieth die Umgebung desselben in

Bestürzung, sie fürchtete unter den Ruinen des gewichtigen Werks begraben zu werden. Aber ruhig sank der Mast nieder und erhob sich eben so ruhig wieder, als der Kaiser die Fahne von der Spitze gelöst und einen Wink den Baum wieder aufzurichten gegeben hatte.

Kaum war dies geschehen, so fielen alle Mailänder zur Erde und baten unter Thränen den Kaiser um Gnade. Einer der Consuln sprach im Namen des Volkes und suchte das Mitleid des Siegers zu erregen. Dann sanken Alle wieder auf die Knie, erhoben die Kreuze, welche sie mit sich geführt hatten, und flehten im Namen Jesu um Erbarmen. Die Männer, welche den Kaiser umstanden, waren zu Thränen gerührt; das Antlitz des Kaisers blieb kalt und unbewegt, kein tröstendes Wort entfiel seinen Lippen. Endlich ergriff Guido von Biandrate für die Mailänder, seine alten Freunde, das Wort; er wird zu denen gehört haben, welche ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt hatten. Er sprach jetzt die beweglichsten Worte; auch er ergriff ein Kreuz und warf sich vor dem Kaiser gnadeflehend nieder, mit ihm alles Volk, und tausendfältig hallte der Ruf um Erbarmen aufs Neue wieder. Doch die Mienen des Kaisers blieben fest wie Stein. Noch einmal erklärte Rainald von Köln den Mailändern, daß sie ohne allen Vorbehalt, ohne irgend eine Bedingung sich unterworfen hätten; sie mußten selbst dies ausdrücklich anerkennen und darauf den gleichen Eid schwören, welchen vorher die Consuln und Ritter geleistet hatten. Der Kaiser richtete einige Worte an sie und versprach zu gelegener Zeit ihnen sein Erbarmen zu zeigen. Indem er sie entließ, gebot er ihnen am anderen Tage wieder zu erscheinen. Als sie abzogen, warfen sie die Kreuze, welche sie trugen, über die Schranken vor dem Gemach der Kaiserin, um sie dadurch zum Mitleiden zu stimmen und ihre Fürsprache beim Kaiser zu gewinnen; sie hätten gern ihre Bitten auf andere Weise der hohen Frau ausgedrückt, aber sie konnten den Zutritt zu ihr nicht erlangen.

Am anderen Tage fand sich die Menge, wie ihr befohlen, wieder im kaiserlichen Palast ein. Als sie aufs Neue in Wehklagen ausbrach, erklärte Friedrich: er wolle jetzt den Anfang mit dem Gericht machen, aber zugleich ihnen auch seine Milde zeigen; nach dem Recht hätten sie sämmtlich den Tod verdient, aber er werde Gnade gegen sie walten lassen. Alle riefen aus: obwohl sie nach dem Recht des Todes schuldig, bauten sie doch darauf, daß der Kaiser um Gotteswillen Barm-

herzigkeit üben werde. Friedrich schenkte ihnen das Leben und hob auch den über die Mailänder ausgesprochenen Bann auf, was schon deshalb nothwendig erschien, daß nicht durch den Verkehr mit dem proscribirten Volke zu Viele straffällig würden; er bestimmte ferner, daß die im Amte stehenden Consuln und ihre Vorgänger in den letzten drei Jahren, 400 angesehene Ritter und Rechtsgelehrte und Richter Mailands als Geiseln in Haft verbleiben, das andere Volk aber als minder schuldig die Freiheit behalten solle. Aus den am Sonntag erschienenen Rittern wollte er 286 als Geiseln behalten und befahl noch 114 ihres Standes, die er besonders bezeichnete, aus der Stadt zu ihm zu senden. Ueberdies ordnete er an, daß an jedem Thore die Mauern und die Gräben so weit zerstört würden, daß er mit seinem Heere ungehindert in die Stadt einrücken könne. Von den zweitausend Festen, welche die Mailänder früher besessen hatten, waren nur noch vier in ihrer Gewalt; auch diese mußten sie jetzt dem Kaiser überliefern.

Nach diesen Anordnungen, auf welche unzweifelhaft Rainald von Köln besonders eingewirkt hatte, entließ der Kaiser die Menge, schickte aber zugleich sechs Deutsche und sechs Lombarden von seinen Getreuen in die Stadt, die in den einzelnen Quartieren von allen Bewohnern über 12 Jahre ihm den Unterwerfungseid schwören lassen sollten. Diese Eidesleistung fand an den beiden nächsten Tagen statt. Am Sonntag den 11. März kamen in Lodi auch die 114 Ritter an, welche der Kaiser verlangt hatte, zugleich trafen 26 andere Ritter ein, welche den Eid noch nicht geschworen hatten. Schon wurden auch an den bezeichneten Stellen die Mauern so weit abgetragen und die Gräben so weit zugeschüttet, daß die kaiserlichen Geschwader in voller Breite einrücken konnten. Alle Maßregeln waren getroffen, um jeden weiteren Widerstand Mailands unmöglich zu machen, aber über die Zukunft der Stadt war noch Nichts entschieden; erst nach Berathung mit den Fürsten und seinen lombardischen Bundesgenossen wollte der Kaiser auch hierüber Entscheidung treffen.

Am 13. März verließ der kaiserliche Hof Lodi und begab sich nach Pavia; dem Kaiser folgten seine Gemahlin, Herzog Dietbold von Böhmen, Herzog Friedrich von Schwaben und viele andere deutsche

Fürsten, mit den anderen Bischöfen, die am Hofe waren, besonders Rainald von Köln; auch die mailändischen Geiseln wurden nach Pavia gebracht. Bald sammelten sich hier seine lombardischen Bundesgenossen um den Kaiser, und sie vornehmlich werden es gewesen sein, welche auf den Beschluß einwirkten, daß Mailand als ein städtisches Gemeinwesen aufzuhören habe und die Bewohner die Stadt zu verlassen hätten. Am 19. März erging von Pavia aus an die Mailänder der kaiserliche Befehl, daß sie innerhalb acht Tagen sämmtlich ihre alten Wohnsitze zu räumen hätten. Schon am Tage zuvor hatte der Erzbischof Otbert mit dem Archipresbyter Milo und anderen angesehenen Geistlichen, welche als eifrige Alexandriner besonders den Zorn des Kaisers fürchteten, das Weite gesucht.

Entsetzt sahen die Mailänder, wie eitel ihre Hoffnungen auf Erhaltung der Stadt gewesen waren, aber jede Möglichkeit eines Widerstands war entschwunden. Sie mußten sich in das Unvermeidliche fügen. Am 26. März zogen sie mit aller Habe, die sie fortschaffen konnten, aus der Stadt. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel. „Wer hätte," sagt ein mailändischer Zeitgenosse, „sich der Thränen enthalten können, als er das Wehklagen vernahm und den Kummer sah der Männer und Frauen und besonders der Kranken, Schwangeren und Kinder, welche die Stadt verließen und ihren Häusern den Rücken wandten?" Manche fanden in den benachbarten lombardischen Städten ein Unterkommen; die Mehrzahl lagerte außerhalb des Grabens und der Wälle bei den großen dort liegenden Klöstern auf offenem Felde.

Noch an demselben Tage zog der Kaiser mit seinen Fürsten, den Cremonesen, Pavesen, Novaresen, Comasken, Lodesanen, seinen Getreuen aus den Grafschaften Seprio und Martesana in die verlassene Stadt ein. Die alten Feinde Mailands walteten jetzt ohne jede hemmende Rücksicht in den leeren Mauern, und sogleich wurde nun weiteres Gericht über die unglückliche Stadt gehalten. Der Kaiser befragte seine Bundesgenossen, was mit Mailand geschehen solle, und die feindlichen Lombardenstädte gaben zur Antwort: „Den Leidensbecher, welchen die Mailänder anderen Städten kredenzt haben, mögen sie selbst nun leeren. Sie haben die kaiserlichen Städte Lodi und Como zerstört, so mag nun auch ihre Stadt vernichtet werden." Es wird berichtet und ist nicht unglaublich, daß die Lombarden die Forderung der Zerstörung noch mit großen Geldsummen unterstützt haben. Der Spruch des Kaisers ge-

währte, was der Haß der Lombarden verlangte. Er selbst zog mit seinen deutschen Rittern in die Felder um Mailand, die Stadt gab er der Vernichtung preis; das Quartier der Porta Orientale wies er den Lodesanen zu, den Cremonesen das der Porta Romana, den Pavesen das der Porta Ticinese, den Novaresen das der Porta Vercellina, den Comasken das der Porta Cumana, endlich den Leuten aus dem Seprio und der Martesana das der Porta nuova.

Kaum war der Befehl ertheilt, so wurde die wüste Arbeit des Zerstörens angegriffen. Man begann mit Brandlegung. Der Böhmenherzog Dietbold warf die erste Brandfackel in die Stadt, aber sofort schürten auch die Lombarden in den verschiedenen Quartieren die Feuer und äscherten die Wohnhäuser ein. Dann begann man die Thürme und die Stadtmauer einzureißen; die letztere war so fest aus großen Quadersteinen aufgeführt, daß man glaubte, niemals sei ein ähnliches Werk, wenn nicht die Mauer Roms, in Italien gebaut worden; überdies dienten fast hundert Thürme zu ihrem Schutz. Auch die heiligen Gebäude wurden nicht verschont: die Glockenthürme wurden niedergeworfen, Kanzeln zertrümmert, Altäre verletzt und viele Reliquien geraubt. Der Kaiser, um die Profanation der Reliquien besorgt, befahl die Auslieferung derselben. So kamen auch die Gebeine der heiligen drei Könige in seine Hand, welche er später Rainald von Köln verehrte; andere Heiligthümer erhielten andere Bischöfe als Lohn treuer Dienste.

So groß war der Eifer der Zerstörung, daß in der Woche vom 26. März bis 1. April die Stadt in solchem Umfange vernichtet wurde, wie man es kaum in zwei Monaten für möglich gehalten hätte; ein Augenzeuge meint, nur etwa der fünfzigste Theil Mailands habe sich erhalten. Aber noch waren nur bis auf einzelne Stellen die alte Mauer, aller Zerstörungswuth trotzend, und der prächtige Glockenthurm auf der Kathedrale, welcher für den höchsten in ganz Italien galt, nicht zur Erde geworfen. Den größten Eifer bei dem Verwüstungswerk hatten die Lodesanen bewiesen; nicht genug schien ihnen, welche jetzt alle erlittene Unbill an Mailand vollauf rächten, die Häuser im Quartier der Porta Orientale dem Erdboden gleich zu machen, sie unterstützten noch die Cremonesen bei der Porta Romana.

Der 1. April war Palmsonntag, und man feierte ihn unter den Ruinen Mailands; bei S. Ambrogio empfing der Kaiser die Oelzweige.

Dann zog er mit seinem Heere ab, aber noch mehrmals im Laufe des Jahres kehrten die Feinde auf die verlassene Stelle Mailands zurück. Nur wenige Tage nach dem Abzuge ließ der Kaiser auch den Glockenthurm der Kathedrale niederwerfen; in seinem Sturz zertrümmerte er zugleich einen großen Theil des Domes. Die Lombarden arbeiteten in der Folge besonders an der Ausfüllung der Gräben; fast die ganze Lombardei, sagt der mailändische Chronist jener Zeit, sei damit beschäftigt gewesen. Auch die alte Mauer*) wurde nun, wie es scheint, weiter niedergerissen. Wie mächtig aber auch die Wuth der Verwüstung war, es gelang nicht alle Spuren der gewaltigen Stadt zu vernichten. Die meisten Kirchen waren noch unversehrt, ein Theil der Mauer stand; hier und da sprachen noch die Steine von der alten Herrlichkeit der Stadt, und um die Ruinen schwebte das Andenken an ein Gemeinwesen, welches die Kraft bürgerlicher Freiheit wie kein anderes der Welt gezeigt hatte.

Unfraglich hat die Erbitterung der von Mailand unterdrückten Lombarden hauptsächlich den Fall dieser Stadt herbeigeführt; sie haben die Vernichtung gefordert und haben das Werk der Zerstörung vollführt. Sieht man aber in demselben einen Frevel, so war Friedrich nicht minder schuldig: er gab den Befehl, er schaute mit seinem deutschen Heere ruhig zu, als die Stadt in Flammen aufging. Die Vernichtung derselben sah er nicht als ein Unrecht an, sondern nur als die gerechte Vergeltung für die Gewaltthaten, welche sie an anderen Städten geübt, für den Hochverrath, den sie an seiner kaiserlichen Majestät begangen hatte. Er rühmte sich der That und ließ die Urkunden, welche damals in seiner kaiserlichen Kanzlei ausgestellt wurden, „nach der Zerstörung Mailands“ datiren. Nicht anders dachten die deutschen Fürsten, denen die übermächtige Stadt soviel Geld und Mühe gekostet hatte; selbst Eberhard von Salzburg, der sich am meisten den Kaiser zu unterstützen geweigert hatte, urtheilte, als er damals in den Trümmern der Stadt stand: „Gott hat der Stadt nur vergolten, was sie an Anderen gethan hat.“ Und noch mehr sahen die meisten Lombarden in der Vernichtung Mailands lediglich eine That gerechter Rache, welche sie jubelnd begrüßten und für welche sie den Kaiser bis zum Himmel erhoben.

*) Die Mauer stammte noch aus altrömischer Zeit, sie soll vom Kaiser Maximian um d. J. 300 gebaut sein; sie umfaßte nicht die ganze von Meister Guintelmus durch Gräben und Wälle befestigte Stadt.

Entsetzt hörte man in der Weite der Welt, die voll von Friedrichs Gegnern war, die Kunde von den Vorgängen in Mailand. Aber nicht so sehr Mitleid mit der Stadt erfüllte die Herzen, wie die Furcht vor dem neuen Siege des Kaisers, vor seiner wachsenden Macht, gegen welche kein Widerstand mehr möglich schien. Selbst Papst Alexander, der am meisten den Zorn des Kaisers zu fürchten hatte, sah in dem wachsenden Glück desselben eine Gunst göttlicher Vorsehung, deren er sich durch Nachgiebigkeit gegen die Kirche würdig zu machen habe; er erbot sich dem Zerstörer Mailands, wenn er ihn als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkennen wolle, die Hand zu reichen.

Der Kaiser war von Mailand nach Pavia zurückgekehrt. Hier feierte er das Osterfest (8. April) mit großem Glanze. Bei ihm waren seine Gemahlin, sein Bruder Pfalzgraf Konrad, sein Neffe Friedrich von Schwaben, eine nicht geringe Anzahl deutscher und italienischer Großen. Erzbischof Rainald von Köln, dessen Ansehen damals in höchster Blüthe stand, Erzbischof Eberhard von Salzburg, der sich endlich auf den Befehl des Kaisers nach Italien zu kommen entschlossen und Bischof Hartmann von Brixen, den Gewissensrath Friedrichs, und den gelehrten Gerhoh von Reichensberg mit sich über die Alpen geführt hatte, dann der im Rathe der Fürsten so einflußreiche Bischof Eberhard von Bamberg, die Bischöfe Heinrich von Würzburg, Heinrich von Lüttich, Ortlieb von Basel, Gero von Halberstadt hatten sich mit anderen Bischöfen am Hofe eingestellt. Unter den weltlichen Herren im Gefolge des Kaisers traten besonders die Böhmenherzoge Dietbold und Udalrich, die Markgrafen Dietrich von der Lausitz und Otto von Meißen mit ihrem Bruder Dedo, die sich durch treue Dienste in Italien dem Kaiser sehr werth gemacht hatten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Graf Rudolf von Pfullendorf, die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaspina und der Graf Guido von Biandrate hervor. Bei der Festprocession sah man den Kaiser in der Krone, die er, wie man erzählte, drei Jahre lang nicht getragen und sich nicht eher hatte wieder aufs Haupt setzen wollen, als Mailand gefallen sei. An die geistliche Feier des Tages schloß sich ein Festmahl in dem bischöflichen Palaste, zu welchem der Kaiser alle Großen geladen hatte. Ganz Pavia hallte von Freude und Jubel wieder; man feierte den glänzenden Sieg des Kaisers über das trotzige Mailand. Alles umdrängte den glücklichen Fürsten, welcher jeden Widerstand niederwarf und den alten Glanz

dem Kaiserthume zurückgab; er versprach eine neue goldene Friedenszeit zu begründen, und man glaubte damals, wie zu allen Zeiten, was man wünschte.

9.

Erfolge und Mißerfolge Friedrichs I.

Italien nach Mailands Fall.

Schon als Mailand im Todeskampfe lag, hatte man am kaiserlichen Hofe an den Fall der Stadt die weitgehendsten Hoffnungen geknüpft; vor Allem meinte man dann leicht dem kirchlichen Schisma in Rom selbst ein Ende bereiten zu können. Als endlich der Kaiser die große Siegesbotschaft seinen Freunden meldete, erklärte er zugleich, daß er nun zu „neuen Unternehmungen und zu einer vollständigen Herstellung des Reichs sein Heer und seine siegreichen Adler wenden werde." Wir wissen, daß er dabei zunächst an die Aufrichtung der alten Kaisermacht in Italien dachte, aber seine Gedanken schweiften in dieser Zeit überströmenden Glücks zugleich über die ganze Weite der Welt. Wenige Monate später sprach er aus: er wolle „den Glanz und die Macht des römischen Reichs nicht nur über das Festland, sondern auch auf dem Meere ausbreiten und erhöhen". Schon früher hatte er daran gedacht, Sardinien und Corsica wieder fester dem Reiche zu verbinden, jetzt beschäftigte ihn auch der Plan, die balearischen Inseln den Ungläubigen zu entreißen. Selbst das Kaiserreich von Constantinopel, welches ihm bereits in unverhohlener Feindschaft begegnete, und die von den Sarazenen bedrängten christlichen Herrschaften im Orient lagen seinem Ideenkreise nicht fern.

Wir wissen, daß Friedrich acht Tage nach Ostern einen Reichstag zu Turin halten wollte, zu dem er auch Fürsten und Barone Frankreichs und Spaniens einlud und wo „große Dinge" verhandelt werden sollten. In erster Stelle wird das Schisma hier in das Auge gefaßt sein, aber wahrscheinlich wird sich auch der Wunsch des Kaisers aufs Neue geregt haben, die westlichen Reiche durch festere Bande des Friedens und der Eintracht an das Kaiserreich zu knüpfen. Jener Reichstag ist

gehalten worden, aber die beabsichtigte Bedeutung hat er nicht gewonnen. Nichtsdestoweniger finden wir den Kaiser unablässig in regster Thätigkeit. Es gilt ihm jetzt vor Allem, die Roncalischen Beschlüsse mit aller Energie durchzuführen, den letzten Widerstand in der Lombardei und Romagna zu brechen, seine Autorität in Rom festzustellen und das Reich des Siciliers über den Haufen zu werfen.

Bei dem Kampfe gegen König Wilhelm konnte Friedrich, da ihm sonst keine Flotte zu Gebote stand, des Beistandes der beiden seemächtigen Städte Pisa und Genua nicht entbehren. Von jeher hatte er sie deshalb mit glänzenden Aussichten und großen Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht. Auch hatte sich Pisa bisher vielfach dienstwillig erwiesen und trotz der alexandrinischen Gesinnung des Klerus treu zum Reiche gehalten. Dagegen stellte sich Genua mehr als spröde gegen Friedrichs wachsende Macht, und die ganze Stadt ergriff mit bemerkenswerthem Eifer die Sache des ihm feindlichen Papstes. Ohne Kampf schien es kaum möglich, Genua unter den Willen des Kaisers zu beugen, und dieser Kampf mußte zu einer Belagerung der Stadt führen, die ohne Flotte nicht durchführbar war.

Unter diesen Umständen war es von nicht geringer Bedeutung, daß der Kaiser um Ostern einen Vertrag mit Pisa schloß, der ihm die ganze Streitmacht der Stadt im Kampfe gegen Genua und König Wilhelm zu Gebote stellte. Nach dem Vertrage mußte Pisa, wenn sein Beistand gegen Genua bis acht Tage nach Pfingsten in Anspruch genommen wurde, von da bis zum 1. September zur Hülfsleistung bereit sein; acht Tage, nachdem der Kaiser die Belagerung Genuas begonnen, sollte Pisas Kriegsmacht sich an derselben betheiligen und bis zum Fall der Stadt aushalten; der Kaiser verpflichtete sich dagegen Porto Venere in seine Gewalt zu bringen, es Pisa zu verleihen und diese Verleihung zu verbriefen. Zugleich versprachen die Pisaner ihn im Kriege gegen Sicilien, wenn er selbst oder ein Heer unter deutschen Fürsten König Wilhelm angreifen werde, kräftig zu unterstützen; sie würden am 1. September aufbrechen, wenn bis dahin ein kaiserliches Heer in Apulien stände; sollte der Krieg erst im nächsten oder späteren Jahren unternommen werden, so wollte Pisa vom 1. Mai bis 1. September seine Streitkräfte zu Gebote stellen, doch müßte ihnen die Zeit des Auszugs bis zum 15. August des vorhergehenden Jahres angezeigt werden; im Fall der Kaiser selbst sich nicht an dem Kriege betheiligen

könnte, sollte er Italien doch vor dem Ausgange des Kriegs nicht verlassen, damit Pisa nicht seinen Feinden preisgegeben werde. Gegenseitig verpflichteten sich der Kaiser und Pisa, daß nicht von einer oder der anderen Seite ein besonderer Friede oder ein besonderes Abkommen mit Genua oder Sicilien geschlossen werde, und der Kaiser übernahm den Schutz der Stadt und ihrer Besitzungen gegen Jedermann, namentlich auch gegen die Welfen, wenn diese die Reichslehen, welche er der Stadt gebe, angreifen sollten, wogegen ihm die Pisaner alle seine Länder an der Seeküste von Arles bis zum Monte S. Angelo, d. h. von den Rhonemündungen bis zum Golf von Manfredonia, mit ihrer Flotte zu vertheidigen versprachen.

Nachdem im Namen des Kaisers der Pfalzgraf Konrad, der Böhmenherzog Udalrich, der Graf Gebhard von Leuchtenberg mit seinem Bruder Markward und ein gewisser Burchard alle Verpflichtungen, welche der Kaiser in diesem Vertrage eingegangen, beschworen hatten, bekräftigten am 9. April der pisanische Consul Lambert und die anderen Gesandten, welche Pisa nach Pavia geschickt hatte, eidlich die Zusicherungen, welche die Stadt dem Kaiser gemacht hatte, indem sie zugleich gelobten, daß auch die anderen Consuln und das ganze Volk von Pisa den gleichen Schwur leisten würden. In einem zweiten Schwur verpflichteten sich dann die pisanischen Gesandten, daß der Vertrag auch für alle späteren Obrigkeiten ihrer Stadt verbindlich sein sollte, selbst gegenüber den Nachfolgern des Kaisers, wenn diese der Stadt die gleichen Sicherheiten bieten würden. Als die Pisaner diese eidlichen Zusicherungen gegeben, verlieh der Kaiser der Stadt nicht allein die freie Wahl der Obrigkeiten, die Regalien in weitestem Umfange, alle Reichsbesitzungen in ihrem Gebiet, die ausgedehntesten Zoll- und Handelsfreiheiten in seinen Ländern, sondern auch alles Reichsgut an der Küste zwischen Civitavecchia und Porto Venere und verbot hier ohne Pisas Einwilligung andere Häfen anzulegen oder Handel zu treiben; ferner gestand er, indem er bereits über das Reich König Wilhelms verfügte, den Pisanern Abgabenfreiheit in Sicilien, Calabrien und Apulien und dem Principat zu, gewährte ihnen die Hälfte der Städte Palermo, Messina, Salerno, Neapel und ihrer Gebiete, dann ganz Gaeta, Mazara und Trapani, wie in jeder anderen Stadt des sicilischen Reiches eine für den Handel günstige Straße. Diesen ausgedehnten Besitz, der einem königlichen gleichzuachten war, verlieh er

ihnen mit dem Schwerte, wie die Könige belehnt zu werden pflegten, der Stadt und versprach ihr überdies ein Drittel vom Schatze König Wilhelms.

Der Kaiser verbriefte Pisa diese staunenswerthen Zugeständnisse — noch nie hatte eine Stadt ähnliche von seinen Vorfahren gewonnen — in einem großen Privilegium, welchem die Eide einverleibt waren, auf denen der Vertrag beruhte. Mit dem Schwerte hatte er zugleich den Gesandten der Pisaner eine Fahne übergeben, die sie im Kampfe als Zeichen führen sollten, daß sie unter dem Schutze des Kaisers ständen. Auch einen Schutzbrief für die Pisaner erließ er, worin er über jeden den Reichsbann zu verhängen und ihn als Feind des Reichs zu erklären gelobte, der sie, während sie im Dienste des Kaisers kämpften, zu beschädigen wagen sollte; nicht eher werde er einen solchen Frevler wieder zu Gnaden annehmen, als bis er Pisa volle Genugthuung geleistet hätte. In diesem Schutzbrief gab er zugleich seiner Absicht, Pisa über alle Städte weit und breit zu erhöhen, aufs Neue Ausdruck.

Von den unmittelbaren Bundesgenossen Mailands hatten sich Piacenza und Brescia noch nicht unterworfen. Am 10. April erschienen zwar Brescianer vor dem Kaiser und verpflichteten sich ihm zur Treue, aber die Stadt selbst wurde ihm nicht überliefert. Piacenza hatte noch gar keinen Beweis gegeben, daß es fernerem Widerstand entsagen wolle: der Kaiser hielt deshalb für erforderlich, die Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Herren der Lombardei, wie die Obrigkeiten der Städte Bergamo, Como, Cremona, Novara, Lodi und Vercelli am 10. April eidlich zu verpflichten, daß sie ihm zur Belagerung von Piacenza Heeresfolge leisten würden.

Aber wie Brescia, zeigten bald auch Piacenza und Genua wenig Lust den Sieger Mailands herauszufordern. Am 22. April kamen die Consuln und mehrere Ritter Brescias nach Pavia und fielen gnadeflehend, mit nackten Schwertern in den Händen, dem Kaiser zu Füßen. Sie wurden vom Banne gelöst, doch mußten sie geloben, ihre Befestigungen abzutragen, die für die Unterstützung Mailands empfangenen Geldsummen auszuliefern und eine Buße von 6000 Mark zu zahlen, ferner alle Festen in ihrem Gebiete auszuliefern, einen Podestà aufzunehmen, dem Kaiser unbedingten Gehorsam und Heeresfolge, namentlich auch gegen Rom und Apulien, zu leisten.

Bald machte auch Piacenza unter Vermittelung des Pfalzgrafen Konrad seinen Frieden. In dem Vertrage verpflichtete sich die Stadt die Gräben auszufüllen, die Mauern abzutragen und die Thürme so weit zu zerstören, als es der Kaiser verlange, überdies alle Regalien aufzugeben, dem Kaiser Heeresfolge zu leisten und ihm den Eid der Treue von allen Einwohnern vom 16. bis 70. Jahre schwören zu lassen; auch alle Burgherren in ihrem Gebiete sollten den Treueeid leisten, der alexandrinisch gesinnte Bischof Hugo, wenn er sich nicht in Kürze mit dem Kaiser aussöhne, aus dem Gebiet vertrieben und die bischöflichen Burgen dem Kaiser überliefert werden. Piacenza versprach ferner dem Kaiser, der Kaiserin und den Hofbeamten 6000 Mark in drei Raten zu zahlen, einen Podestà aufzunehmen und für die Erfüllung aller eingegangenen Verpflichtungen 500 Geiseln zu stellen. Da der Dompropst mit seinen Leuten den Bischof Imarus von Tusculum beraubt haben sollte, verlangte der Kaiser, daß jene den Raub auslieferten; wenn sie sich dessen weigerten, sollte der Propst dem Gericht des Kaisers überliefert, seine Leute aber aus dem Stadtgebiet verbannt werden. Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, erschienen am 11. Mai die Consuln der Stadt mit mehreren Rittern, nackte Schwerter in den Händen tragend, vor dem Kaiser in Pavia, beschworen den Vertrag und erwarben ihrer Stadt von Neuem die Gnade des Kaisers.

Endlich beugte sich auch das stolze Genua. Schon bald nach Ostern hatte es Gesandte nach Pavia geschickt, denen von der Umgebung des Kaisers gerathen war, dem Kaiser nicht den Gehorsam zu weigern, den alle anderen Städte ihm willig leisteten. Die Gesandten hatten darauf geantwortet, daß sie gern dem Kaiser sich fügen würden, aber da sie größere Dienste als andere Städte dem Reiche zu leisten hätten, auch einen höheren Entgelt von der kaiserlichen Gnade erwarten könnten. Der Kaiser war mit dieser Antwort, die ihm gemeldet wurde, nicht unzufrieden und schickte die Gesandten mit dem Befehle zurück, daß von den Consuln und angesehenen Männern der Stadt sechs oder acht demnächst zu ihm geschickt würden, mit denen er über die von der Stadt zu verlangenden Dienste und die Entschädigung für dieselben verhandeln könne. Darauf gingen die Consuln Nubolo und Ingo de Volta und fünf andere vornehme Genuesen an den Hof des Kaisers. Nach langen Verhandlungen mit den Fürsten, bei denen besonders

Rainald von Köln thätig war, kam ein Vertrag zu Stande, nach dem sich Genua nicht nur zur Huldigung verpflichtete, sondern auch zur Vertheidigung aller zum Reiche gehörigen Seeküsten, namentlich auch zum Kriege gegen König Wilhelm von Sicilien dem Kaiser Beistand zusagte, wogegen dieser die Bestätigung aller Regalien, welche die Stadt bisher besessen, und eine Erweiterung ihres Besitzes versprach.

Die Gesandten leisteten darauf den Eid der Treue und gelobten Friedrich mit ihrer Flotte der bei Eroberung Siciliens, Apuliens, Calabriens und des Principats zu unterstützen und zwar im September des laufenden oder Mai des folgenden Jahres oder auch in späteren Jahren von Mai bis September, wenn sie ein Jahr zuvor zum Auszug aufgefordert wären; sie versprachen zugleich, ohne den Kaiser kein besonderes Abkommen mit dem Könige von Sicilien oder irgend einem Andern der sich wider Willen des Kaisers in den Besitz dieser Lande setze, zu treffen. Außerdem beschworen sie, daß alle Bürger von Genua vom 16. bis zum 70. Lebensjahre den Treueeid leisten, den Vertrag anerkennen und sich verpflichten sollten, die ganze Meeresküste von Arles bis zum Monte S. Angelo, wenn sie dem Kaiser bestritten würde, ihm wieder zu gewinnen, daß ferner Niemand zum Consulat gelangen solle, der nicht den gleichen Eid leiste. Dagegen versprach der Kaiser den Genuesen die Seeküste von Monaco bis Porto Venere zu Lehen zu geben, überließ ihnen die freie Wahl der Consuln und bestätigte ihnen den Besitz aller Burgen, Häfen und Regalien, die diesseits und jenseits der Apenninen in ihren Händen waren; in dem sicilischen Reiche wurde ihnen die Stadt Syracus als kaiserliches Lehen zugesagt, außerdem 250 Ritterlehen im Val di Noto und in jeder Stadt eine für den Handel gelegene Straße mit Kirche, Bad, Backhaus und Waarenlager; sie sollten im ganzen Reiche Steuerfreiheit genießen und die dort Handel treibenden Franzosen und Provenzalen vertreiben können, auch die Venetianer, wenn sie nicht die Gnade des Kaisers gewönnen; von dem Schatze König Wilhelms wurde ihnen, abgesehen von den Edelsteinen, der vierte Theil versprochen. Der Kaiser verbürgte ihnen ausdrücklich, daß sie Ersatz für alle Schäden, die sie in Folge des Vertrags erleiden würden, erhalten und auch zu keinen anderen Diensten, als den ausdrücklich bezeichneten, angehalten werden sollten, daß er ferner ohne Einwilligung der Consuln Genuas keinen Frieden oder Waffenstillstand mit König Wilhelm schließen würde.

In einem besonderen Abkommen verpflichteten sich dann noch die genuesischen Gesandten, daß auch alle ihre Amtsnachfolger den mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag beschwören und ihm getreulich auch gegen seine Nachfolger nachkommen würden, wenn diese es beanspruchen und der Stadt Gleiches wie der Kaiser gewähren würden. Zugleich versprachen sie dem Kaiser, wenn er den Sarazenenkönig Lupus auf Majorca und Menorca angreifen wolle, nach Ablauf von den acht Jahren, für welche sie durch einen kürzlich mit Lupus geschlossenen Friedensvertrag gebunden waren, mit ihrer Macht getreulich zu unterstützen, doch sollte ihnen von allem durch den Kriegszug gewonnenen Gelde der dritte Theil zufallen.

Alle die gemachten Zugeständnisse verbriefte der Kaiser am 9. Juni Genua in einem großen Privilegium, welchem auch der Eid der Gesandten und das besondere Abkommen, welches sie dann noch mit dem Kaiser getroffen, einverleibt wurden. Gewiß hörten die Pisaner grollend, daß der Kaiser ihre Rivalen zu Gnaden angenommen habe und der Krieg, von dem sie sich Porto Venere versprochen, im Keime erstickt sei. Sie hatten große Rüstungen gemacht, im Mai den Bau von 40 Galeeren begonnen und ihn mit solchem Eifer betrieben, daß die Schiffe schon am Ende des Monats fertig waren. Wie groß jedoch ihr Ingrimm über ihre getäuschten Hoffnungen sein mochte, sie hielten an dem Bunde mit dem Kaiser fest. Gerade damals verhandelten pisanische Gesandte in Constantinopel mit Kaiser Manuel, der ihnen große Geldsummen in Aussicht stellte, wenn sie sich Friedrich weder mit Rath noch mit That bei einem Kampfe gegen die Griechen zu unterstützen verpflichten wollten, aber sie wiesen nach langen Verhandlungen das Geld des Kaisers zurück.

Die ganze Lombardei bis auf die feste Burg Garda war jetzt dem Kaiser unterworfen. Hier bereitete ihm in aller seiner Macht der Veronese Turisindo*), sei es, daß er sich niemals gebeugt oder von Neuem die Waffen ergriffen hatte, allein noch einen verzweifelten Widerstand. Er nahm sich der Sache Alexanders an und scheint auch dem vertriebenen Bischof Raimund von Brescia eine Zufluchtsstätte geboten zu haben. Zur Belagerung Gardas wurde Markward von Grumbach mit Kriegsschaaren von Brescia, Bergamo, Mantua und

*) Vergl. oben S. 171.

Namen aller die Investitur durch ihn zu erhalten; die Consuln sollten dann regelmäßig bei ihrem Amtsantritt einen Eid leisten, daß sie allen Befehlen des Kaisers unweigerlich nachkommen würden; die Regalien wurden der Stadt überlassen, doch hatte sie ihm dafür alljährlich am Martinstage, wenn nicht in demselben Jahre auch das Fodrum für ihn erhoben wurde, 200 Mark Silber zu zahlen; außer Crema wurde noch der Besitz der Burgen Soncino, S. Bassiano, Pizzighettone und Castello nuovo der Stadt bestätigt. Wie Cremona gestand der Kaiser auch den Bürgern von Pavia und Lodi, seinen treuen Bundesgenossen, und einigen anderen Städten die Wahl von Consuln zu und gewährte ihnen ähnliche Privilegien, aber überall mußten die Consuln schwören, daß sie ihr Amt zum Vortheile und Dienste des Kaisers, wie zum Wohle der Stadt führen würden.

Nicht minder als die reichstreuen Städte erhielten die Markgrafen und Grafen, welche den Kaiser unterstützt hatten, werthvolle Privilegien. So bestätigte er schon am 19. Januar dem Grafen Guido von Biandrate mehrere Schlösser, mit denen ihn der Pfalzgraf Konrad belehnt hatte; am 10. Juni verbriefte er dem Markgrafen Heinrich von Savona alle Besitzungen in der Mark, die einst dessen Vater besessen hatte, und räumte ihm auf denselben die Regalien ein; Anderen werden andere Bewilligungen gemacht sein. Aber wie freigebig sich der Kaiser auch gegen seine Getreuen erwies, überall hielt er doch an den Roncalischen Beschlüssen fest, daß ihm allein die Regalien zuständen und nur durch seine Verleihung Anderen übertragen werden könnten. Sein kaiserliches Recht sicherte er in jeder Weise und trug Sorge dafür, daß alle Streitkräfte der Lombardei ihm zur Verfügung standen und das Land ihm eine ergiebige Steuerquelle blieb. Schon floß ihm das Gold in reichster Fülle zu; einen Theil seiner Schätze verwandte er sofort zu Schenkungen an die Klöster Italiens und Deutschlands. In der Erhöhung der alten Steuern und der Auflegung neuer sahen die Podestàs bald ihre wesentlichsten Aufgaben und machten dadurch ihre Amtsführung verhaßt. Schon nach kurzer Zeit empfanden die Lombarden, daß sie es freilich Friedrich zu danken hatten, wenn den traurigen Fehden, welche so lange ihr Land heimgesucht, ein Ende bereitet, Ruhe und Sicherheit bei ihnen zurückgekehrt war, daß sie aber nicht mehr die Luft der Freiheit athmeten, sondern eine drückende Herrschaft auf ihnen laste.

Um die Mitte des Juni verließ der Kaiser nach längerem Aufenthalt mit Heeresmacht Pavia und richtete seinen Weg nach der Romagna, wo namentlich Bologna von alexandrinischer Gesinnung erfüllt war und sich schwierig zeigte. Den Kaiser begleiteten der Erzbischof Rainald von Köln, der Erwählte von Mainz, Konrad von Wittelsbach, der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Erwählte von Ravenna, Guido von Biandrate, die Bischöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Verden, Udo von Zeiz, Aicard von Parma, der Erwählte von Hildesheim Hermann, die Aebte Hermann von Hersfeld und Erlebold von Stablo, an weltlichen Fürsten der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oesterreich, der erst kürzlich an den Hof gekommen war, die Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Hermann von Baden, die Herzoge Udalrich von Böhmen und Boleslaw von Polen, außerdem eine Anzahl deutscher Grafen und Herren, unter ihnen Gebhard von Leuchtenberg und der Burggraf Burchard von Magdeburg. Es fehlte dem Kaiser nicht an deutschen Streitkräften, aber die Hauptmasse seines Heeres bestand unzweifelhaft aus Lombarden.

Ravenna hatte nie an Widerstand gedacht und unterwarf sich sogleich. Als der Kaiser am 26. Juni bei der Burg Savignano zwischen Modena und Bologna lag, erschien eine Gesandtschaft der Ravennaten. Der Kaiser sah erfreut die Ergebenheit der alten, hochberühmten Stadt und ertheilte ihr ein Privilegium, in welchem er sie mit den ausgesuchtesten Lobsprüchen überhäuft und ihr eine glänzende Zukunft unter den Städten Italiens verheißt. Er bestimmt, daß auch in der Folge, wie bisher, in Ravenna Consuln zu walten haben, aber in kaiserlicher Autorität; sie sollen in Gegenwart seines Gesandten, wenn ein solcher bei ihnen ist, gewählt und von ihm bestätigt werden; wenn sich der Kaiser in der Romagna oder Ferrara befindet, soll die Mehrzahl derselben an seinem Hofe erscheinen, um die Investitur zu empfangen, weilt er in anderen Theilen Italiens, müssen sich zwei Consuln wegen der Investitur zu ihm begeben, eine Reise über die Alpen wird aber nicht zu diesem Acte verlangt. Die Consuln haben im Namen des Kaisers die Gerichtsbarkeit zu üben, wenn sie dem Kaiser noch nicht Treue geschworen, ihm den Eid zu leisten, der auch von allen Ravennaten vom sechszehnten bis siebzigsten Lebensjahre gefordert wird und alle fünf Jahre wiederholt werden soll. Mit Ausnahme der Regalien, welche

Kirchen oder einzelne Personen durch gültige Belehnungen oder Urkunden besitzen, müssen alle Regalien dem Kaiser übergeben werden. Auch den Zoll hat er ganz zu beanspruchen, tritt aber auf Bitten der Fürsten und besonders des erwählten Erzbischofs Guido die Hälfte desselben der Stadt ab. In ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Communen verspricht er den Ravennaten zu ihrem Recht zu verhelfen und die ihnen mit Unrecht entrissenen Länder wieder zu verschaffen, wie den Pokanal möglichst bald frei zu machen und diejenigen, die ihn geschlossen haben, wenn sie ihn nicht öffnen, für Feinde des Reichs zu erklären. Wenn er mit einem Heere erscheint, so soll dasselbe nicht auf Besitzungen der Ravennaten und ihrer Kirchen abseits von der Straße einquartirt werden, wenn er aber ohne Heer mit der Kaiserin und seinen Fürsten nach Ravenna oder nach anderen Besitzungen der Ravennaten kommen will, verlangt er dort mit gebührender Ehre, wie im eigenen Hause, aufgenommen zu werden.

Als der Kaiser wenige Tage später vor Bologna stand und an dem 1. Juli auf beiden Seiten des Reno sein Lager aufschlug, sank den Bolognesen der Muth. Ihre Stadt war prächtig, sie hatte durch ihre Rechtsschule einen Weltruf, die Einwohnerschaft war reich, freiheitslustig, überdies entschieden für Papst Alexander gestimmt; aber sie sah keine Möglichkeit, dem Heere des Kaisers Widerstand zu leisten, und eine furchtbare Mahnung lag in dem Schicksal Mailands. So kam sie nach kurzem Schwanken zu dem Entschluß, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Die Stadt mußte ähnliche Bedingungen eingehen, wie Brescia und Piacenza; sie mußte sich eidlich den Stadtgraben auszufüllen, die Mauer niederzureißen, eine große Geldsumme zu zahlen und einen kaiserlichen Podestà aufzunehmen verpflichten. Die dem Kaiser befreundeten großen Rechtslehrer Bolognas werden die Unterwerfung der Stadt befördert und gern gesehen haben. Von Bologna zog der Kaiser mit seinem Heere gegen Imola und Faenza, die sich ohne Zögern vor seinem Willen beugten. Die Romagna war, wie die Lombardei, jetzt ein unterthäniges Land. Das Regiment der Podestàs war hier nichts Neues, aber wenn sie vorher von den Bürgerschaften gesetzte Gewalthaber gewesen waren, so traten sie jetzt als kaiserliche Beamte auf.

Bisher hatte der Kaiser mit seinem Heere eine Richtung verfolgt, die nicht bezweifeln ließ, daß er seinen Weg durch die Marken gegen

Rom nehmen und im September den Krieg gegen den König von Sicilien beginnen wolle. Die Herrschaft König Wilhelms war gerade damals von den größten Gefahren bedroht gewesen und ihnen nur mit Mühe entronnen. Die Tyrannei des Günstlings Majo hatte allgemeine Erbitterung hervorgerufen, namentlich unter dem apulischen Adel. Eine Verschwörung, gegen Majo und zugleich gegen den nur seinen Lüsten lebenden König gerichtet, hatte sich gebildet, und die Verschworenen hatten selbst den Matteo Bonelli, einen jungen ehrgeizigen Mann, den sich Majo zum Eidam ersehen, für ihren Plan zu gewinnen gewußt. Bonelli nahm den Mord des Majo auf sich und führte ihn aus (10. November 1160). Als Befreier des Landes gefeiert, entging er der Bestrafung, der König wurde sogar genöthigt dem Mörder die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber die Freunde des Bonelli in Palermo mißtrauten der Gesinnung des Königs, in Abwesenheit Bonellis erregten sie einen Tumult; der königliche Palast wurde am 9. März 1161 erstürmt, der König zum Gefangenen gemacht und sein ältester Sohn Roger, noch ein Knabe, als König ausgerufen. Aber schon am dritten Tage erhob sich das Volk, von einflußreichen Bischöfen ermuthigt, für den rechtmäßigen König, setzte ihn in Freiheit und gab ihm die Gewalt zurück; der Knabe, den man auf den Thron hatte erheben wollen, fand in den Wirren jener Tage ein trauriges Ende. Bonelli und seine Anhänger suchten noch einige Zeit in festen Plätzen auf der Insel sich gegen den König zu halten, aber noch im Laufe des Jahres zeigte sich jeder Widerstand als vergeblich. Die meisten Rebellen mußten Sicilien verlassen, Bonelli selbst wurde geblendet und in den Kerker von Palermo geworfen.

Inzwischen war der Aufstand auch in Apulien ausgebrochen und hatte sich fast über ganz Unteritalien verbreitet. Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina waren schon im Jahre 1160 in das Königreich zurückgekehrt. Andreas hatte sich in Campanien, Robert in Apulien festgesetzt, wo sich die aufständigen Barone ihnen anschlossen. Als sich dann Andreas, um Beistand zu suchen, nach Constantinopel begab, breitete sich Roberts Macht fast über alle Länder König Wilhelms auf dem Festlande aus; in den meisten Städten fand er Aufnahme, nur Salerno weigerte sich ihm die Thore zu öffnen. Aber in ähnlicher Weise, wie im Frühjahr 1156*), gewann König Wilhelm

*) Vergl. oben S. 88. 89.

schnell das Verlorene wieder. Im März 1162 landete er an der Küste Calabriens, nahm im Fluge die Feste Taverna bei Catanzaro und wandte sich dann gegen Tarent, welches schwer seinen Abfall büßen mußte. Als er Robert von Bassavilla, der bei Salpi lag, entgegenrückte, hielt dieser es für gerathen, nach den Abruzzen zurückzuweichen. Auch hierhin von einem königlichen Heere verfolgt, räumte er endlich ganz die Grenzen des Königreichs. So suchte auch Richard von Aquila, der abermals die Waffen gegen König Wilhelm erhoben hatte, alsbald das Weite; der König kam selbst nach Campanien, wo sich ihm Alles willig unterwarf. Das sicilische Reich war auf dem Festlande hergestellt, aber einem starken Angriffe durch die kaiserliche Macht, unterstützt von Pisa und Genua, hätte es sicherlich nur einen schwachen Widerstand bereiten können.

Um so unerwarteter war, daß der Kaiser plötzlich den Rückweg nach der Lombardei antrat. Schon am 24. Juli treffen wir ihn in Parma, am 27. Juli zu Bardi im Gebiete von Piacenza; im August begab er sich dann nach Turin. Der Krieg gegen den Sicilier war nicht aufgegeben, aber verschoben. Ohne Zweifel löste der Kaiser sein lombardisches Heer auf dem Rückzuge auf, während er die deutschen Fürsten und Krieger bei sich behielt. Nichts anders war es, was den Kaiser so plötzlich in andere Bahnen lenkte, als daß er durch eine Zusammenkunft mit König Ludwig jetzt dem Schisma ein schnelles Ende bereiten zu können hoffte. Es winkte ihm da ein unblutiger Sieg, der ihm wichtigere Vortheile versprach, als alle Waffenthaten in Apulien und vor den Mauern Roms.

Während der Kaiser nach der Lombardei zurückkehrte, war Erzbischof Rainald in wichtigen Geschäften nach den tuscischen Gegenden gegangen. Denn unerwartet waren zwischen Pisa und Genua erbitterte Feindseligkeiten ausgebrochen, welche ihren Bund mit dem Kaiser zu gefährden drohten. Zwistigkeiten in den Niederlassungen, welche beide Städte in Constantinopel hatten, boten den Anlaß: die Pisaner hatten dort mit Hülfe von Venetianern die Genuesen angegriffen, einige getödtet, andere zu Gefangenen gemacht. Zwar bestand seit längerer Zeit ein Vertrag, wonach Gewaltthaten, die von Angehörigen einer der beiden Städte geübt würden, von der Stadt der Schuldigen gerächt und von dieser die gebührende Genugthuung den Beschädigten geleistet werden sollte, aber man wollte zu Genua von dem Vertrage

nichts mehr wissen. Man rüstete 25 Galeeren zu einem Rachezug gegen Pisa, und da im Vertrage jene endlosen Händel in Sardinien, ohne welche die beiden Städte nicht leben zu können schienen, ausgenommen waren, nahm man von diesen Veranlassung zur Aufkündigung des Friedens.

Der Kriegserklärung folgte unmittelbar der Angriff. Am 21. Juli steckten die Genuesen die Burg der Pisaner auf der Insel Capraja in Brand, an demselben Tage tödteten sie einen vornehmen Pisaner beim Vorgebirge des heiligen Andreas auf Elba und nahmen einen Consul von Pisa, der auf einer Galeere von Sardinien kam, mit zehn Anderen gefangen, von denen die Mehrzahl hingerichtet wurde; das Schiff versenkte man an der Küste von Corsika. Auch eine Saettia — man bezeichnete mit diesem Namen leichtere Kriegsschiffe als die Galeeren — überfiel man auf dem Rückwege von der Provence und bemächtigte sich derselben. Drei große unbefrachtete Schiffe wurden an der Mündung des Arno versenkt, drei andere Schiffe im Hafen von Pisa in den Brand gesteckt und der Hafenthurm zerstört. Darauf kehrten die zwölf genuesischen Galeeren, welche in den Hafen von Pisa eingedrungen waren, mit mehreren Gefangenen und großer Beute nach Porto Venere zurück und nahmen hier eine beobachtende Stellung ein.

In dieser Zeit kam Erzbischof Rainald nach Pisa und suchte nun eifrigst den Frieden herzustellen. Die Pisaner drangen in ihn, daß er die Auslieferung des Consuls und der anderen Gefangenen bewirke; kaum vernahm er ihre Bitten, so sandte er seinen Kapellan Sikard nach Genua. In der That lieferten die Genuesen willig die Gefangenen aus; sie versprachen überdies sich weiterer Feindseligkeiten gegen Pisa zu enthalten, bis der Kaiser über ihre bisherigen Streitigkeiten mit dieser Stadt entschieden habe und die Rüstungen, die sie zur Fortsetzung des Kampfes unternommen hatten, unter der Bedingung einzustellen, daß auch die Pisaner die Waffen ruhen ließen. Die Pisaner sollen dies Versprechen dem Erzbischof gegeben haben, aber das glühende Verlangen, ihre Verluste zu rächen, trieb sie nach kurzer Zeit aufs Neue in den Kampf. Kaum hatte Rainald die Stadt verlassen, so rüsteten sie 10 Galeeren und 11 Saettien, verheerten mit ihnen die nördlichen Gegenden von Corsika, nahmen dann am 8. Juli zwei große Schiffe Genuas, die mit vielen Schätzen von Syrien und Constantinopel kamen, und tödteten die Mannschaft; am 14. Juli erbeuteten sie

ein drittes genuesisches Schiff, welches von Sicilien kam, in der Nähe von Elba. Nach diesen Erfolgen wurden weitere 14 Saettien ausgerüstet und zu der Flotte bei Populonia abgesendet. Inzwischen waren aber auch die zwölf Galeeren Genuas bei Porto Venere wieder in See gegangen, und diese geriethen bald mit den pisanischen Schiffen an einander. Es kam zu einem heißen, lange schwankenden Kampfe, doch wandten die Genuesen endlich den Rücken. Siegesfroh kehrten mit zahlreichen Gefangenen die Pisaner am 22. Juli in ihre Stadt zurück; sogleich griffen sie neue Rüstungen an, um Porto Venere zu nehmen und Genua unmittelbar zu bedrohen.

Erzbischof Rainald hatte sich von Pisa nach St. Genesio begeben und hielt hier, wo Herzog Welf im Jahre 1160 als Herr Tusciens getagt hatte,*) als kaiserlicher Gesandter einen großen Landtag. Es erschienen vor ihm Consuln von Pisa, Lucca, Florenz und Pistoja, außerdem mehrere Grafen und andere Herren. Am 9. Juli schloß er mit der Stadt Lucca, damals der mächtigsten Landstadt Tusciens, ein Uebereinkommen, nach welchem die Regalien für die nächsten sechs Jahre gegen einen Zins von 400 Pfunden der Stadt verbleiben, dann aber dem Kaiser überlassen werden sollten; die Stadt sollte ferner die freie Wahl der Consuln behalten, doch sollten einige der Gewählten sich zum Kaiser begeben, wenn er in Italien verweile, nur einer derselben, wenn jener in Deutschland residire, um die Investitur von ihm zu erhalten; wenn es dem Kaiser genehm sei, daß der dem Welf früher zugestandene Jahreszins auch ferner gezahlt werde, solle derselbe von dem kaiserlichen Zins in Abzug kommen; überdies sollten alle Consuln, welche den Treueeid dem Kaiser noch nicht geleistet, ihn in der Folge schwören. Ein Theil der Consuln leistete den Eid schon in S. Genesio am folgenden Tage und gelobte überdies in demselben dem Kaiser zwanzig Ritter zur Heeresfahrt nach Rom, Apulien und Calabrien an den von ihm angezeigten Terminen zu stellen. Die anderen Consuln schwuren den Eid am 15. Juli in öffentlicher Volksversammlung zu Lucca, wohin sich Rainald von S. Genesio begeben hatte.

Ohne Frage sind ähnliche Abkommen damals auch mit Florenz und Pistoja getroffen worden. Dagegen finden wir zu Siena schon in der nächsten Zeit als kaiserlichen Beamten den Vogt Wilhelm von

---

*) Vergl. oben S. 253. 254.

Aachen und zu S. Miniato in derselben Eigenschaft Eberhard von Amern, einen Ritter aus niederrheinischem Geschlecht. Beide werden als Grafen bezeichnet, aber ihre Gewalt unterscheidet sich in Nichts von jener der Podestàs in der Lombardei und in der Romagna. Diese deutschen Herren schienen schon damals von Rainald eingesetzt zu sein, während in anderen Theilen Tusciens die einheimischen Grafengeschlechter, wenn sie sich in den Dienst des Kaisers stellten, noch fortbestanden. Die Gewalt des alten Welf behielt hier nur geringe Bedeutung; Tuscien war nicht anders, als die Gegenden auf beiden Seiten des Po, fortan ein kaiserliches Land.

Die Kunde von dem neuen Ausbruch des Kriegs zwischen Genua und Pisa, wie von den großen Rüstungen, die man in beiden Städten machte, erreichte Rainald alsbald und bewog ihn sich nach Genua zu begeben. Er fand hier die Bürgerschaft in der größten Aufregung; man hatte eine große Zahl von Galeeren, Saettien und anderen Fahrzeugen gebaut und in öffentlicher Versammlung den Hafen von Pisa aufs Neue anzugreifen beschlossen. Rainald aber gebot von dem Kampfe abzustehen und die Klagen, welche man gegen Pisa habe, der Entscheidung des Kaisers anheimzustellen; acht Gesandte Genuas sollten nach Turin gehen, wo der Kaiser demnächst einen Reichstag halten werde. Als man in Genua sich dazu bereit erklärte, beschlossen auch die Pisaner, der Aufforderung Rainalds nachkommend, acht Gesandte nach Turin zu schicken. Der Erzbischof verließ bald darauf Genua, um auf dem Reichstage nicht zu fehlen.

Als der Kaiser in Turin eingetroffen war, ereilte ihn alsbald eine traurige Nachricht. Der Graf Raimund Berengar von Barcelona, der sich mit seinem Neffen Raimund zu dem Reichstage begeben wollte, starb am 6. August zu Borgo S. Dalmazzo auf der Reise. Raimund Berengar hatte sich ganz auf die Seite des Kaisers gewendet, seitdem sein Neffe Raimund der Richildis, der Base Kaiser Friedrichs, der Königin-Wittwe von Castilien, verlobt war. Ein Vertrag wurde darauf zwischen ihm und dem Kaiser geschlossen, wonach ihm und seinem Neffen die beanspruchten Besitzungen in der Provence, der Grafschaft Forcalquier und der Stadt Arles zugesichert wurden, der Graf dagegen Victor als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen versprach. Die Belehnung mit den burgundischen Ländern sollte im August in Turin erfolgen. Dieser Vertrag bot dem Kaiser besonders in Bezug auf das Schisma nicht

geringe Vortheile, denn Raimund Berengar war einer der angesehensten Fürsten jener Zeit; vor Allem rechnete man es ihm hoch an, daß er die königliche Gewalt in Aragon besaß und doch die Krone verschmähte. Die Stimme eines solchen Mannes fiel bei der Entscheidung der großen kirchlichen Fragen schwer in das Gewicht, und der Kaiser hatte den Tod dieses wichtigen Bundesgenossen schwer zu beklagen. Er begab sich mit einem großen Gefolge selbst nach S. Dalmazzo, um den vielbetrauerten Fürsten zu ehren.

Der Kaiser kehrte von S. Dalmazzo nach Turin zurück, wo er sich längere Zeit aufhielt. Bei ihm waren außer seiner Gemahlin und Erzbischof Rainald die Erwählten Konrad von Mainz und Udalrich von Aquileja, die Bischöfe Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Hermann von Hildesheim, Ugutio von Vercelli, die Aebte von Hersfeld und Stablo, Herzog Friedrich von Schwaben, der rheinische Pfalzgraf Konrad, der Polenherzog Boleslaw, der Böhmenherzog Udalrich, Markgraf Albrecht der Bär, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Burggraf Burchard von Magdeburg, Markgraf Wilhelm von Montferrat, die Markgrafen Manfred, Hugo und Heinrich von Guasto, Graf Wido von Biandrate, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Konrad von Ballhausen und viele andere Herren.

Zahlreiche Großen waren zu dem Reichstage erschienen, wichtige Geschäfte werden verhandelt sein, aber wir sind über dieselben wenig unterrichtet. Die Anwesenheit mehrerer der erst kürzlich als Podestàs in der Lombardei eingesetzten Männer weist darauf hin, daß man darüber Beschlüsse faßte, wie in Abwesenheit des Kaisers die Autorität desselben hier zu erhalten sei. Da der Krieg gegen Apulien nur aufgeschoben war und Friedrich in Kürze nach Italien zurückzukehren gedachte, um ihn aufzunehmen, lag es in der Natur der Dinge, daß auch für den neuen in Aussicht genommenen Zug Vorbereitungen getroffen wurden. Nichts mußte dem Kaiser da mehr am Herzen liegen, als einen neuen Ausbruch der Streitigkeiten zwischen Genua und Pisa zu verhüten, und wir wissen mindestens, wie er dies zu erreichen suchte.

Die genuesischen Gesandten hatten sich beeilt nach Turin zu kommen; sie waren bereits mehrere Tage dort, als die Gesandten Pisas erst am 7. August von Hause abreisten. Die Genuesen wußten die Zeit auszunutzen, wo sie in Turin allein auf dem Plane waren; sie suchten die Fürsten zu gewinnen und sollen dabei auch das Geld

nicht gespart haben. Der Kaiser erwies sich ihnen gnädig und ließ ihnen manche Auszeichnungen zu Theil werden, welche auf sie nicht geringen Eindruck machten. Aber auch die Pisaner fanden, als sie endlich ankamen, ehrenvolle Aufnahme. Von beiden Seiten ergoß man sich nun in Klagen über Gewalt; Genua wie Pisa wollte die eigene Unschuld, die Schuld auf der anderen Seite darthun. Aber der Kaiser erklärte, daß jetzt zu einem Beweisverfahren nicht Zeit sei und gebot beiden Städten bis zu seiner Rückkehr Waffenruhe zu halten. Diese Waffenruhe mußten die Gesandten in seiner Gegenwart geloben; in den nächsten drei Tagen nach ihrer Rückkehr sollte sie auch von 200 Bürgern Pisas und 200 Genuesen beschworen werden.

Den Grafen Raimund von der Provence, den Neffen des verstorbenen Grafen von Barcelona, belehnte der Kaiser zu Turin mit der Provence, der Stadt Arles und der Grafschaft Forcalquier und stellte ihm darüber am 18. August Urkunde aus. Die Einsprache, welche Hugo von Baux gegen die Belehnung Raimunds mit der Provence unter Berufung auf ein von Konrad III. ertheiltes Privilegium, welches von Friedrich noch 1160 bestätigt war, erhoben hatte, wurde als nichtig bezeichnet und die Urkunden, auf welche er sich stützte, für ungültig erklärt. Am 21. August ertheilte der Kaiser dann noch zu Turin den Templern einen Schutzbrief für ihre Besitzungen in der Provence. Gleich darauf verließ er Italien und eilte in sein burgundisches Königreich, um mit König Ludwig rechtzeitig zusammenzutreffen. Es begleiteten ihn seine Gemahlin und die meisten Großen, die ihn zu Turin umgeben hatten; auch zwei Gesandte Pisas folgten ihm auf seinen Befehl; die anderen pisanischen Gesandten kehrten nach Hause zurück, wo sie am 28. August eintrafen. In Pisa, wie in Genua, wurde die Waffenruhe, wie es der Kaiser befohlen hatte, von 200 Bürgern beschworen.

Bedrängnisse Alexanders III.

Von den Anfängen seines Pontificats an hatte Alexander wenig gute Tage gesehen, und seit der Zeit, wo der Fall Mailands sich voraussehen ließ, war seine Lage fast unerträglich geworden. Wie viele Anerkennung er theils offen, theils im Geheimen fand, er lebte doch

in den traurigsten Verhältnissen. In dem Kirchenstaat überall Widerstand begegnend, von dem selbst in seiner Herrschaft bedrohten König von Sicilien nur unzureichend unterstützt, unter einer stets wachsenden Schuldenlast seufzend, hatte er längst den Entschuß gefaßt, Italien zu verlassen und Frankreich aufzusuchen*).

Als Alexander in den letzten Tagen des September 1161 nach Terracina kam, fand er dort vier wohlausgerüstete Schiffe vor, welche König Wilhelm gesandt hatte, um ihn und die Cardinäle in das Land ihrer Hoffnungen hinüberzuführen. Als aber kaum die Dienerschaft mit dem Gepäck eingeschifft war, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm. Die Schiffe wurden an Klippen getrieben und erlitten schwere Beschädigungen. Obwohl kein Menschenleben und auch sonst kein bedeutender Verlust zu beklagen war, mußte die Ueberfahrt doch aufgegeben, mindestens verschoben, die Schiffe ausgebessert werden. Dennoch stand der Entschluß des Papstes fest, so bald es möglich Terracina zu verlassen. Am 18. December langte hier auf einer pisanischen Galeere der Erzbischof Villanus an, um das Weihnachtsfest bei dem Papste zu feiern. Der Papst nahm ihn auf das Ehrenvollste auf und beschloß endlich ihm nach Pisa zu folgen. An einem der letzten Tage des Jahres 1161 ging er mit dem Erzbischof bei Monte Circeo auf der pisanischen Galeere in See. Man gelangte glücklich nach Piombino, wo dem Papste ein feierlicher Empfang bereitet wurde, und legte auf der weiteren Fahrt noch bei Torre di Vada an. Inzwischen waren auch die Cardinäle theils auf einer sicilischen Galeere von Gaeta, theils auf zwei Saettien von Rom aus dem Papste gefolgt; nur der Bischof Julius von Palestrina, dem schon vorher das Vicariat im Kirchenstaate übertragen war, blieb in Rom zurück.

Als der Papst und die Cardinäle bei Livorno landeten, erfuhren sie, daß die Consuln von Pisa aus Rücksicht auf den Kaiser Bedenken trugen sie in der Stadt aufzunehmen. Man mußte deshalb abermals in See gehen und beschloß jetzt sich nach Genua zu wenden, wo man einer freundlichen Aufnahme sicher war. Nachdem man noch bei Porto Venere und Porto Fino angelegt, gelangte man endlich am 21. Januar 1162 nach Genua; hier wurden der Papst, die Cardinäle und der Erzbischof von Pisa von den Genuesen in feierlicher Procession

*) Vergl. oben S. 270.

empfangen. Die Forderung des Kaisers, dem Papste den Eintritt in ihre Stadt zu versagen, hatten die Genuesen abgewiesen; sie beeiferten sich nun auf alle Weise ihm ihre Ergebenheit zu beweisen. So sehr der Papst darüber erfreut war, verlebte er doch kummervolle Tage in ihrer Stadt. Denn bald erfüllte sich Mailands Geschick, und der flüchtige Erzbischof Otbert mit dem ihn begleitenden Klerus ließen das Elend, welches den Freunden des Papstes drohte, nur zu deutlich erkennen.

Als das gefürchtete Ereigniß endlich eingetreten war, erließ der Papst an Eberhard von Salzburg, der sich damals mit Hartmann von Brixen und Gerhoh von Reichersberg zum Kaiser begab, am 16. März ein Schreiben, worin er Eberhard aufforderte, Alles aufzubieten, um den Kaiser zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu vermögen. „Kein größeres Glück," sagt er in diesem Schreiben, „könnte mir hienieden begegnen, Nichts würde mir erwünschter sein, als einen so großen und erhabenen Fürsten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weise zu ehren; wir sind fest entschlossen, wenn er sich bekehrt und der Kirche zuwendet, alle erfahrenen Beleidigungen und Bedrückungen so zu vergessen, als ob er uns niemals angetastet hätte."

In der That nahm sich Eberhard der Sache Alexanders mit aller Entschiedenheit an. Er hatte es vermieden mit seinen Begleitern Victor in Cremona zu begegnen, und zwei Cardinäle derselben mußten darüber beim Kaiser Beschwerde führen. Aber Friedrich legte hierauf wenig Gewicht, er versammelte vielmehr auf den Trümmern Mailands am 30. März eine Synode, wo über den rechtmäßigen Papst noch einmal verhandelt werden sollte. In Gegenwart jener beiden Cardinäle, vor zwölf Bischöfen und vielen weltlichen Großen fand hier Eberhard Gelegenheit, seine Ansicht über das Schisma darzulegen. Offen erklärte er sich als Alexandriner und wurde deshalb von den Cardinälen Victors heftig geschmäht, doch wußte der Kaiser ihm die Freiheit der Rede zu sichern; daß er mit derselben weder auf den Kaiser noch auf die Synode einen tiefen Eindruck machte, ist nicht zu verwundern. Der Beschluß der versammelten Väter konnte nichts anderes als eine Anerkennung der Beschlüsse von Pavia und Lodi sein. Dennoch erwies der Kaiser Eberhard und seinen Begleitern ehrenvolle Auszeichnungen und, als sie nach Deutschland zurückkehren wollten, entließ er sie ungefährdet. Auch gegen andere Alexandriner erwies sich Friedrich in dieser Zeit nichts

weniger als feindlich. Mit dem Bischof Omnebonum von Verona stand er in freundlicher Verbindung, und der Erzbischof Udalrich von Aquileja verkehrte wenig später mit allen Ehren am kaiserlichen Hofe.

Offenbar wollte der Kaiser Männer, welche er hochschätzte, nicht wegen kirchlicher Bedenken sich entfremden, aber der Gedanke als reuiger Sünder in die Arme Alexanders zurückzukehren, lag ihm damals ferner als je. Alexander selbst fühlte, wie wenig er auf eine Nachgiebigkeit des Kaisers zu rechnen habe; er sah zugleich die Gefahr, in welcher er in Genua schwebte, und faßte deshalb alsbald den Entschluß, die Stadt zu verlassen und nach Frankreich überzusetzen. Genua erbot sich willig zu ehrenvollem Geleit. Auf drei Galeeren und zwei Saettien verließen der Papst, seine Cardinäle, die Erzbischöfe von Pisa und Mailand und ihr großes Gefolge am 25. März 1162 den Hafen von Genua.

Die Fahrt ging glücklich bis zu einer Insel an der ligurischen Küste, an der man am Palmsonntage (1. April) landete. Plötzlich aber brach ein Orkan los, so daß man auf der Insel noch das Osterfest zu feiern genöthigt war. Dann ging man wieder unter Segel und legte am 11. April an der französischen Küste bei Maguelonne an, einem kleinen Orte in sumpfiger Gegend, von dem man sich sogleich nach dem nahen Montpellier begab, einer volkreichen Stadt, wo schon eine große Menge den Papst erwartete. Man bereitete ihm den festlichsten Empfang. Auf einem weißen Zelter, mit allen Insignien seiner höchsten kirchlichen Würde bekleidet, zog er in die Stadt ein; Wilhelm, der Herr der Stadt, erwies ihm die Dienste des Marschalls. Zahlloses Volk umwogte und umdrängte den Papst, und glücklich schätzte sich Jeder, der nur den Saum seines Kleides berühren konnte. Auch der Graf Raimund von S. Giles brachte ihm seine Huldigung dar und stellte sich und sein Land ihm zu Gebote.

Am nächsten Sonntag (15. April) hielt der Papst in dem Dome zu Montpellier die Messe ab und hielt nach derselben eine feierliche Ansprache an die Menge. Er legte die Geschichte des Schisma, die Rechtmäßigkeit seiner Wahl, die Bosheit der Abtrünnigen dar und erneuerte den Bann über den Gegenpapst, den Kaiser und ihre Mitschuldigen. Immer zahlreicher sammelten sich seine Anhänger um ihn; schon kamen Boten von Königen und Fürsten. So konnte er den Himmelfahrtstag (17. Mai), von Erzbischöfen und Bischöfen umgeben,

mit großem Glanze feiern und die Gelegenheit des Festes benutzen, um noch einmal das Anathem gegen seine Widersacher zu schleudern. Er erwartete zu jener Zeit die Cardinäle Heinrich und Wilhelm, welche zum Könige von England gegangen waren und mit den Bischöfen von Evreux und Bayeux als Gesandten des Königs zurückkehren sollten; er erwartete überdies den ihm längst vertrauten Bruder König Ludwigs Heinrich, der vor kurzem zum Erzbischof von Reims erhoben war, wie auch den Erzbischof von Bourges. Voll Selbstvertrauen sprach er die Ueberzeugung aus: bald werde Friede und Ruhe in der Kirche völlig hergestellt sein.

Die Hoffnungen des Papstes flogen zu hoch; seine eigene Lage war nicht so sicher, als er wähnte. Obwohl König Ludwig ihn als den rechtmäßigen Papst längst anerkannt hatte, hegte er doch nicht mehr gegen ihn die aufrichtige Ergebenheit füherer Tage. Er hatte es nicht vergessen, daß die Cardinäle Heinrich und Oddo auf seine Kosten den König von England gewonnen hatten, und eine Partei an seinem Hofe, die Victor geneigt war, hatte in letzterer Zeit deshalb leichter sein Ohr gewonnen. An der Spitze dieser Partei stand der eigene Schwager des Königs, Graf Heinrich von Troyes, der sich als Verwandter des kaiserlichen Papstes fühlte, ein mächtiger, geistreicher und durch seine unbegrenzte Liberalität sehr angesehener Herr. Ueberdies bedrohte den König die Begünstigung Alexanders jetzt mit schweren Verwickelungen. Als der Kaiser vernahm, daß der Papst nach Frankreich zu gehen gewillt sei, ließ er an den Bischof Hugo von Soissons, des Königs Kanzler, schreiben: er möge Ludwig rathen, diesen offenkundigen Feind der Kirche und des Reichs nicht aufzunehmen, denn dieser wolle nur Frankreich mit der schismatischen Bosheit erfüllen und 20,000 Pfund oder mehr zusammenscharren, um seine Gläubiger zu befriedigen; fände Roland mit seinen Cardinälen bei Ludwig Aufnahme, so könne daraus eine solche Zwietracht zwischen dem Kaiserreich und Frankreich entstehen, daß sie nicht wieder werde zu beseitigen sein. Es lag auf der Hand, daß Ludwig bei seinen noch unausgetragenen Händeln mit dem englischen Könige unheilbare Zerwürfnisse mit dem Kaiser in hohem Maße zu fürchten hatte.

Unter diesen Umständen war die Ankunft Alexanders dem Könige von Frankreich nichts weniger als erwünscht. Der Papst hatte diesem am 20. April seine Anwesenheit in Montpellier gemeldet und die Ab-

sendung von einem oder mehreren Cardinälen angezeigt, um Vereinbarungen mit dem Könige zum Wohle seines Reichs und im Interesse der Kirche, vornehmlich auch über seinen Aufenthaltsort zu treffen. Aber ehe diese Botschaft noch abging, kam der Cardinal Oddo in Montpellier an und bestimmte durch seine Schilderung der Zustände am französischen Hofe den Papst von seiner Absicht abzustehen; dieser entschloß sich lieber die Verhandlungen durch ihm nahestehende Geistliche führen zu lassen. Da gerade damals der Erzbischof Heinrich von Reims eine Gesandtschaft nach Montpellier geschickt hatte, um das Pallium zu erbitten, übersandte der Papst es dem Erzbischofe durch Alexander, Abt des Cistercienserklosters Grand-selve bei Bordeaux, und ertheilte diesem überdies Aufträge an den König Ludwig, welche er mit dem Erzbischof von Reims, dem Bischof Gottfried von Langres und dem Bischof Amalrich von Senlis überbringen und energisch befürworten sollte. Am 30. April meldete dies der Papst dem Könige und empfahl ihm seine Vertrauensmänner und deren Aufträge; zugleich bat er die Königin Adela und den Kanzler Hugo von Soissons den König günstig für dieselben zu stimmen.

Die Unterhändler des Papstes erschienen am Hofe König Ludwigs, aber der Abt richtete, wie der Papst später klagte, seine Aufträge nicht vollständig aus. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziel: der König gab ausweichende Antworten und versprach selbst dem Papste zu schreiben. Im Anfange des Juni erschien der Bischof von Autun mit einem Schreiben des Königs vor Alexander, um in einem Streite mit dem Kloster Flavigny eine günstige Entscheidung für sich zu gewinnen. Trotz des Königs Empfehlung erlangte er sie nicht, und der Papst schickte einen Subdiakon an Ludwig, um sein Verfahren zu rechtfertigen. In Bezug auf jene Verhandlungen, welche das Verhältniß des Papstes zum Könige klar stellen sollten, war inzwischen noch nichts geschehen; ein Schreiben des Königs, welches sich auf jene Verhandlungen bezog und in ziemlich unklaren Wendungen abgefaßt war, soll dem Papste gar nicht vorgelegt sein. Begreiflicher Weise erwirkte das zögernde Benehmen des Königs bei dem Papste und seinen Anhängern Mißtrauen und Mißstimmung. Der Bischof von Langres, ein hitziger Jünger von Clairvaux*), stets vorwärts drängend und aller Halbheit

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

feind, hatte inzwischen angeblich im Auftrage des Königs dem Papste geschrieben und ihm die Unterstützung desselben in Aussicht gestellt; um so mehr drang er jetzt in Ludwig dem Papste endlich eine offene Erklärung zu geben. Erst um die Mitte des Juni empfing Alexander ein Schreiben des Königs, welches sich auf die abgebrochenen Verhandlungen bezog. Wir kennen den Inhalt desselben nicht, aber wir wissen, daß die Ueberbringer, der Abt Theobald von S. Germain und ein Hofgeistlicher, mit Namen Caburcus, beim Papste eine sehr unfreundliche Aufnahme fanden. Der Abt Theobald verfiel bald nach seiner Rückkehr in Krankheit und starb am 24. Juli; die Aufregungen seiner Gesandtschaftsreise scheinen sein Ende beschleunigt zu haben.

Das Zögern des Königs erklärte sich aus den unklaren Verhältnissen, in welche er durch eigene Schuld gerathen war. Schon längst stand er mit Victor in Verbindung, empfing Gesandte und Briefe von ihm, lieh den Rathschlägen seines für den kaiserlichen Papst gestimmten Schwagers Heinrich willig sein Ohr, ja er trat sogar mit dem Kaiser bald nach dem Falle Mailands in Verbindung. Heinrich von Troyes ging mit Briefen des Königs nach Pavia und leitete Verhandlungen ein, welche auf nichts Anderes hinzielten, als einen engen Bund zwischen Friedrich und Ludwig zu schließen und zugleich den Letzteren auf Victors Seite hinüberzuziehen. Es sollte dies erreicht werden durch eine Zusammenkunft der beiden Herrscher an den Grenzen ihrer Reiche unweit Dijon; nicht nur ihre geistlichen und weltlichen Großen sollten sie zu dem Congreß begleiten, sondern auch die beiden Päpste mit ihren Cardinälen, und die vereinigten Kirchen Frankreichs, Deutschlands und Italiens sollten dann die Entscheidung darüber treffen, welcher Papst als der rechtmäßige anzuerkennen sei. Am 31. Mai schrieb der Kaiser dem Könige: sein Wunsch sei, daß zwischen ihnen als Blutsverwandten und zwischen ihren sich durch Abstammung nahestehenden Völkern der alte Groll beseitigt und aufrichtige, dauernde Freundschaft hergestellt würde; Alles, was zur Erreichung dieses Zieles dienen könne, habe er mit dem Grafen Heinrich vollständig besprochen und werde, was er mit ihm abgemacht habe, getreulich halten. Um dieselbe Zeit schrieb Rainald von Köln an Ludwigs Kanzler Hugo von Soissons: durch Nichts werde die Macht des Königs mehr erhoben werden, als durch die Freundschaft des Kaisers; Alles möge der Kanzler deshalb aufbieten, daß die kirchliche Eintracht hergestellt und durch den be-

absichtigten Congreß der Herrscher ein friedliches Einvernehmen zwischen ihnen gesichert werde.

Wir können nicht beurtheilen, wie weit Graf Heinrich zu den Vereinbarungen, welche er in Pisa getroffen, bevollmächtigt war. Sicher ist, daß sie noch der Genehmigung des Königs bedurften, und dieser mag, als er seine letzte Botschaft an Alexander sandte, noch keinen festen Entschluß gefaßt haben. Sobald er aber von der üblen Aufnahme seiner Gesandten in Montpellier Kunde erhielt, gerieth er in heftigen Zorn, bereuete es Alexander anerkannt zu haben und entschloß sich alle Schritte seines Schwagers anzuerkennen. Unverzüglich schickte er durch den Bischof Manasse von Orleans, einen persönlichen Feind Alexanders, ein Schreiben an Graf Heinrich, in welchem er ihn bevollmächtigte zum Kaiser zurückzukehren und einen Vertrag abzuschließen, der ihn verpflichte sich zu einer bestimmten Zeit unter den verabredeten Bedingungen zum Congreß einzustellen und die Entscheidung anzuerkennen, welche dort durch Männer beider Reiche getroffen werde.

Graf Heinrich eilte an den kaiserlichen Hof und brachte im Namen des Königs den Vertrag zum Abschluß. Nach diesem sollte am 29. August an der Saône-Brücke bei St. Jean-de-Losne die Zusammenkunft der beiden Herrscher und ihrer Großen stattfinden; Friedrich verpflichtete sich Victors Anwesenheit herbeizuführen, Ludwig die Alexanders, und über den Streit der Päpste sollte dann durch angesehene Männer beider Reiche, geistliche und ritterliche, entschieden werden; dieser Entscheidung versprachen beide Herrscher sich zu unterwerfen und, wenn einer der habernden Päpste sich nicht stellen sollte, den anwesenden als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Graf Heinrich gab für die Ausführung des Vertrags die festesten Bürgschaften; er gelobte sogar eidlich, wenn Ludwig den Vertrag nicht halte, in die Vasallenschaft des Kaisers zu treten. Der Vertrag wird gegen die Mitte des Juli abgeschlossen sein, gerade damals, als der Kaiser so unerwartet aus der Romagna nach der Lombardei zurückkehrte.

König Ludwig hat später behauptet, daß er die Bedingungen des Vertrags nicht gekannt habe, da der Kaiser den Grafen Heinrich eidlich verpflichtet habe sie zu verschweigen. Es ist wahrscheinlich, daß er einzelne untergeordnete Bestimmungen des Vertrags erst später erfuhr, aber sein ganzes Verhalten in der nächsten Zeit zeigt, daß ihm der wesentliche Inhalt desselben sehr wohl bekannt war. Schon war es aller Orten

in Frankreich ruchbar, daß der König an Abfall von Alexander denke. Auch Alexander erfuhr bald das Gerücht und dachte fortan nur auf Mittel und Wege, wie er mit dem Könige zusammentreffen, ihn umstimmen und den Congreß vereiteln könne.

Am 10. Juli beantwortete er den Brief, welchen der König durch den Abt Theobald überantwortet hatte; es geschah bereits unter der Ahnung der drohenden Gefahren, und es erklärt sich daraus das reiche dem Könige gespendete Lob und der entgegenkommende Ton. Er versprach sofort zwei Cardinäle abzuschicken, um eine Verständigung mit dem Könige herbeizuführen. Die Cardinäle reisten gleich darauf ab, um eine Zusammenkunft des Königs mit dem Papste zu erbitten; aber ehe noch eine Antwort erfolgt war, verließ der Papst bald nach der Mitte des Juli Montpellier und begab sich nach Mende. Von hier nahm er in einem Schreiben vom 23. Juli in der dringlichsten Weise den Beistand des Kanzlers Hugo in Anspruch: auf alle Weise möge er den König von der Zusammenkunft mit dem Kaiser abhalten, welche nicht nur der Kirche und ihrem Oberhaupt, sondern auch dem Könige und seinem Reiche Verderben drohe. Am 1. August stellte Alexander von Brioude aus noch nachdrücklicher dasselbe Verlangen an den Erzbischof von Reims; er hoffte ihn und den König demnächst in Clermont zu treffen, wohin er sich gegen die Mitte des Monats begab. Als er hier vergebens den König mehrere Tage erwartet hatte, reiste er ihm weiter entgegen bis nach Souvigny, einem dem Kloster Cluny gehörigen Orte unweit des Allier.

Hier traf der Papst mit dem Könige zusammen, der schon auf dem Wege nach Dijon war. Die Verhandlungen zwischen ihnen zogen sich zwei Tage hin, und Nichts wird der Papst unversucht gelassen haben, um den König zu vermögen von der Zusammenkunft mit dem Kaiser abzustehen. Aber der König fühlte sich in seiner Ehre verpflichtet an der Saone zu erscheinen und wandte dagegen alle Mittel der Ueberredung auf, um Alexander zu bewegen ihn zu der Synode zu begleiten oder ihm wenigstens, wenn er eine Begegnung mit dem Kaiser scheue, bis zu der dem Versammlungsort benachbarten Burg Vergy zu folgen. Da der Papst Besorgnisse für seine Sicherheit äußerte, versprach er ihm für seine Person und für alle seine Begleiter sicheres Geleit; aber auch das machte auf den Papst keinen Eindruck. „Wunderbar,“ sagte der König, „daß jemand mit gutem Gewissen doch für seine Un-

schuld kein Zeugniß ablegen will und die Untersuchung seiner Sache scheut." Alexander blieb dabei, daß er als Oberhaupt der Kirche vor keinem menschlichen Gericht sich zu stellen habe. Nichts anders erreichte der König, als daß ihn vier Cardinäle begleiten sollten, um über Thatsächliches, wenn es nöthig sei, Auskunft zu geben. Der Papst begab sich nach dem Kloster Déols an der Indre, nahe bei Châteauroux.

König Ludwig mußte sich ohne Alexander zur Zusammenkunft begeben und nach dem Vertrage, wie ihn Graf Heinrich geschlossen, wäre ihm nun nichts anders mehr als die Anerkennung Victors übrig geblieben. Aber schon sah er selbst in einem solchen Schritt die größten Gefahren und war entschlossen ihn um jeden Preis zu vermeiden. Hatte er früher die Anerkennung Alexanders bereut, so bereute er jetzt noch mehr Zusicherungen gegeben zu haben, die ihn von diese ı Papste abzogen.

Der Kaiser hatte gleich nach den mit dem Grafen Heinrich getroffenen Vereinbarungen Schreiben an mehrere geistliche und weltliche Fürsten Deutschlands, Burgunds und Italiens, welche seine kirchliche Politik unterstützten, erlassen, in welchen er ihnen meldete, daß König Ludwig mit seinen Großen und der ganzen gallicanischen Kirche auf dem verabredeten Congreß an der Saône Victor als rechtmäßigen Papst anerkennen werde und dafür die vollständigsten Bürgschaften geboten habe. Er hatte zugleich sie aufgefordert bei der Zusammenkunft, die er zugleich als ein allgemeines Concil bezeichnete, nicht zu fehlen, alle Männer von hervorragender Bildung mit sich zu bringen und sich vier Tage vor der Zusammenkunft in Besançon einzustellen, um von dort mit dem Kaiser zur Saône-Brücke zu ziehen. Ueberdies gab der Kaiser mehreren Fürsten den Wunsch zu erkennen, daß sie ihre Vasallen in guter Ausrüstung, weil Vorsicht geboten sei, mit sich führen sollten; auch Zelte sollten sie mit sich bringen, da es in jener Gegend an Unterkunft fehle. Dieses Schreiben des Kaisers wurde auch Anderen bekannt, als den Empfängern, und verbreitete alsbald unter dem Anhange Alexanders die größte Bestürzung. Eberhard von Salzburg hielt dasselbe, als er zuerst davon hörte, für untergeschoben, sah aber bald seinen Irrthum ein und sorgte dafür, daß es in Frankreich bekannt wurde. Der Erzbischof von Reims las es mit Staunen und brachte es eiligst zur Kenntniß seines königlichen Bruders; er warnte ihn sich vorzusehen, daß seine Unschuld nicht durch die Söhne der Finsterniß verführt würde.

Der Kaiser sprach offen davon, daß der Abfall Ludwigs von Alexander beschlossene Sache sei, und unfraglich war es auch bei den Verhandlungen allein darauf abgesehen gewesen. Man hatte nicht auf die Fügsamkeit Alexanders gerechnet, und selbst für den Fall, daß er sich stellen sollte, konnte die Entscheidung des Gerichts, welches man einsetzen wollte, kaum zweifelhaft sein. Nichts zeigt deutlicher, wie wenig auf diese Entscheidung gegeben wurde, als daß Graf Heinrich von kaiserlichem Hofe bereits Victor die Ehren des rechtmäßigen Papstes erwiesen hatte. Aber die Art und Weise, wie durch den Kaiser die Absichten des Königs bekannt wurden, mußte den König auf das Tiefste verletzen. Indem seine Empfindlichkeit gereizt wurde, erkannte er zugleich die Gefahren, in welche sein übereilter Entschluß ihn gestürzt hatte. Es regte sich in dem größten Theile des gallicanischen Klerus der tiefste Unmuth, und der König war desselben im Kampfe gegen den König von England nicht mehr sicher. Zugleich empfing er von den Frangepani in Rom, von den Alexandrinern in Deutschland die besorglichsten Schreiben; er stand im Begriff alle die Verbindungen zu verlieren, die er als Schutzherr Alexanders gewonnen hatte. Unter solchen Umständen hatten es die Alexandriner in seinem Rathe, namentlich sein Bruder, der Erzbischof vom Reims, und sein Kanzler Hugo von Soissons, leicht seinen Entschluß wankend zu machen und ihn von dem Kaiser abzuziehen; besonders war in dieser Richtung der damals so einflußreiche Orden der Cistercienser thätig.

Als der König nach Dijon kam, dachte er schon allein daran, wie er sich aus dem Handel herausziehen könne, ohne offen die eingegangenen Verpflichtungen zu verletzen. Schon wäre er unzweifelhaft entschlossen gewesen, wenn ihm Alexander begleitet hätte, mit aller Energie bei den Verhandlungen der Synode für ihn einzutreten, aber Alexander hatte sich geweigert irgend einen Richterspruch über sich anzuerkennen und sich der Synode zu stellen, und so war dem König auch dieser Ausweg versperrt. Zu Dijon hörte er überdies von seinem Schwager die genauen Bestimmungen des Vertrags und erfuhr, daß dieser sich eidlich verpflichtet habe, wenn der König den Vertrag nicht halte, alle Lehen, welche er bisher von der französischen Krone getragen, aus der Hand des Kaisers zu empfangen. Der König erschrack gewaltig und rief aus: „Wie konntest Du solche Verpflichtungen ohne mein Wissen gegen den Kaiser eingehen?“ Heinrich antwortete: „Du hast mich selbst zu Allem

durch den Bischof von Orleans bevollmächtigt." Der Bischof suchte, als er befragt wurde, aus Furcht vor dem Könige Ausflüchte, aber Heinrich wies den Brief des Königs vor, welcher die Vollmacht enthielt.

Immer höher wuchsen die Bedrängnisse des Königs und zugleich die Alexanders. Wie sollte der Letztere seine Stellung behaupten, wenn König Ludwig schließlich doch genöthigt wurde Victor anzuerkennen und dem Kaiser die Hand zu reichen?

Die Vorgänge an der Saône und ihre Folgen.

Der Kaiser hatte zu der Versammlung, an welche er so große Hoffnungen knüpfte, im ausgedehntesten Maße Einladungen erlassen. Er hatte den gesammten Klerus seiner Reiche zur Theilnahme aufgefordert, zugleich an die Könige des Abendlandes Boten gesendet und sie eingeladen sich mit den ersten Bischöfen ihrer Reiche zu dem allgemeinen Concil einzustellen, welches sich an die Zusammenkunft mit dem französischen Könige anschließen sollte. Zu Dôle am Doubs, einem Orte seines burgundischen Reichs in geringer Entfernung von der Saône-Brücke, hatte er in Eile einen geräumigen Palast herstellen lassen. Offenbar lag ihm daran, der Versammlung, von welcher er die Beseitigung des Schisma erwartete, einen besonderen Glanz zu geben, und ihren Beschlüssen dadurch die allgemeine Anerkennung zu sichern.

Der Kaiser traf rechtzeitig in Dôle ein; es hatte ihn Victor begleitet und nahm in der Nähe seine Residenz. Eine ungemein große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten hatte sich aus Deutschland, Italien und Burgund eingestellt. Es lassen sich etwa 50 Bischöfe nachweisen, welche der Einladung des Kaisers aus seinen Reichen gefolgt waren, und unter ihnen 11 Erzbischöfe. Man sah neben dem Patriarchen von Aquileja die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, Bremen, Magdeburg, Ravenna, Lyon, Vienne, Besançon und Embrun. Unter den Bischöfen traten Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Garsidonius von Mantua, Aicardus von Parma hervor, sämmtlich Männer des höchsten Vertrauens beim Kaiser. Unter den weltlichen Fürsten, die sich damals an der Rhone vereinigten, werden besonders genannt: Herzog Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich

von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Markgraf Albrecht der Bär, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern Dietrich und Dedo, Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg,*) die Herzoge Hermann von Kärnthen und Gottfried von Löwen, Markgraf Wilhelm von Montferrat, der Markgraf Obizo Malaspina mit seinen Brüdern und der Graf Guido von Biandrate. Sie alle kamen mit zahlreichen, wohlgerüsteten Vasallen und lagerten am Ufer der Saône unter ihren Zelten — eher ein Heer, als eine Rathsversammlung.

Von den Königen des Westens hatte sich Niemand auf den Weg gemacht, als der durch sein Wort gebundene König von Frankreich. Zuerst sollen sie sämmtlich geneigt gewesen sein sich einzustellen, aber dann gemeinsam berathen haben sich fern zu halten; auch von ihren Bischöfen war Keiner an der Saône. Der König Waldemar von Dänemark erschien in Begleitung seines Freundes des Bischofs Absalon von Röskilde; er kam besonders um die im Jahre 1158 eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, dem Kaiser nach Beendigung des mailändischen Krieges persönlich zu huldigen.**) Der Böhmenkönig hatte sich nicht selbst eingefunden, aber seinen Bruder Dietbold und den Bischof Daniel von Prag geschickt. Das ungarische Reich war in solcher Verwirrung, daß wohl Niemand dort an eine Beschickung der Synode denken konnte. Am 14. Januar dieses Jahrs war König Ladislaw II. gestorben, und sein Bruder Stephan IV. hatte sogleich die Herrschaft ergriffen, die er durch griechische Unterstützung zu befestigen suchte. Doch bald sammelte sich um Stephan III., seinen Neffen, ein großer Anhang; es gelang diesem seinen Oheim aus dem Lande zu verjagen, der sich nach vergeblichen neuen Kämpfen endlich nach Constantinopel flüchtete. Unter den Drangsalen innerer Kriege hatte das Schisma für Ungarn nur geringe Bedeutung.

Wie den Kaiser zu Dôle das stattlichste Gefolge umgab, war auch König Ludwig mit vielen Bischöfen und weltlichen Großen nach Dijon gekommen. Denn man war nicht ohne Besorgniß, daß die Deutschen gegen den König, wenn er sich ihrem Willen nicht fügte, Gewalt üben

*) Adalberts Vater Friedrich war erst wenige Wochen zuvor gestorben.
**) Vergl. oben S. 136.

könnten, und die dichten kriegerischen Schaaren am andern Ufer der Saône bestärkten den Argwohn. Große Freude verbreitete im Gefolge des Königs die falsche Nachricht, daß wie Alexander, so auch Victor nicht erschienen wäre und der König so der Anerkennung desselben enthoben sei. Als der Kaiser hiervon vernahm, sandte er sogleich Boten an den Papst und ließ ihn nach Dôle einladen. Noch in der Nacht des 28. August zeigte er sich dann mit dem Papste an der Brücke bei St. Jean-de-Losne und vereitelte hierdurch die Hoffnungen der Franzosen.

So kam der 29. August, ein für den König, welcher den Vertrag nicht halten konnte und wollte, überaus peinlicher Tag. In der Frühe verließ er Dijon, als ob er auf die Jagd zu gehen beabsichtige, mit einem mäßigen Gefolge und nahm durch Waldungen seinen Weg nach St. Jean-de-Losne. An der Brücke angekommen, sandte er den Erzbischof Jocius von Tours, den Bischof Moriz von Paris und den Abt Wilhelm von Vezelay mit anderen Herren zu den kaiserlichen Gesandten, die hier das Erscheinen und die Befehle des Königs erwarteten und in deren Begleitung sich auch Graf Heinrich befand. Die Gesandten Ludwigs erklärten, daß ihr König erst am Tage zuvor vom Grafen Heinrich die Bedingungen des Vertrags in Erfahrung gebracht habe, daß er nicht unvorbereitet in einer so wichtigen Sache eine Entscheidung treffen könne und deshalb um einen Aufschub der Verhandlungen bitte. Da die kaiserlichen Gesandten den Aufschub zurückwiesen, kehrte der König nach Dijon zurück. Damit schienen die Verhandlungen beendet, ehe sie noch begonnen. Die Cardinäle Alexanders kehrten, nicht ohne Freude über den vereitelten Congreß, nach Kloster Vezelay zurück. Der König besorgte einen unmittelbaren Angriff durch die versammelten deutschen Heeresschaaren und traf Veranstaltungen, um seine Grenzen zu schützen.

Da erschien in der Frühe des anderen Tages Graf Heinrich vor seinem königlichen Schwager in der Pfalz des Herzogs von Burgund zu Dijon und erklärte, daß er, da Ludwig den Vertrag gebrochen, sich eigentlich jetzt in die Gewalt des Kaisers begeben und die Lehen, die er bisher vom König getragen, von jenem empfangen müsse, aber der Kaiser habe auf seine Bitten einen dreiwöchentlichen Aufschub der Verhandlungen unter folgenden Bedingungen gewährt: daß der König unter Stellung von Geiseln sich aufs Neue zu einer Zusammenkunft

an demselben Orte verpflichte, zu dem Congreß Alexander herbeischaffe, dann die Wahlvorgänge untersucht würden und der König sich dem Urtheile rechtschaffener Männer beider Reiche unterwerfe, widrigenfalls er sich selbst als Gefangener dem Kaiser zu Besançon zu stellen habe. Unter dem Einflusse seines Schwagers und in der Verwirrung des Augenblicks versprach Ludwig wirklich Alles, was von ihm verlangt wurde und stellte als Geiseln den Herzog Odo von Burgund, den Grafen Theoderich von Flandern und den Grafen Wilhelm von Nevers. Der von der Noth erzwungene Entschluß des Königs erregte begreiflicher Weise unter seinem Gefolge die größte Bestürzung; alle Anhänger Alexanders ergriff ein panischer Schrecken.

In der That schickte Ludwig sogleich Gesandte an Alexander und forderte ihn auf, eiligst mit den Cardinälen zu kommen, wenn er, der König, nicht in die Hand des Kaisers fallen solle. Jetzt herrschte auch um den Papst vollständige Rathlosigkeit. Boso, der Biograph desselben, sonst seine Standhaftigkeit aller Orten rühmend, gesteht ein, daß er und die Cardinäle ganz den Muth verloren hatten. Denn gingen sie, um sich dem Urtheil der Synode zu unterwerfen, so opferten sie die kirchliche Freiheit auf; blieben sie zurück, so gerieth der König in die Gefangenschaft des Kaisers und sie selbst schutzlos liefen Gefahr Leben und Eigenthum zu verlieren; dazu erfüllte sie die äußerste Furcht vor den Kriegsschaaren, welche den Kaiser umgaben. Aber man entschied sich endlich doch die Ladung zur Synode abzulehnen und König Heinrich, der in der Nähe war, zu ersuchen dem bedrängten König Frankreichs zur Hülfe zu eilen.

Heinrich, der nichts mehr als eine enge Verbindung des Kaisers und Ludwigs fürchtete, zeigte sich, obwohl er seinen Frieden mit dem Letzteren noch nicht gemacht, doch zur Hülfsleistung bereit. Freundlich nahm er die Gesandten Alexanders auf, welche ihn aufforderten, seinen Lehnsherrn in der Noth treue Vasallendienste zu leisten; er vergaß alle Beschwerden, welche er gegen Ludwig hatte, und schickte an ihn Gesandte mit der Botschaft, daß er sein ganzes Land und alle seine Streitkräfte ihm zu Gebote stelle; zugleich forderte er den Papst selbst auf, dem Könige hierfür Bürgschaft zu leisten. Am 17. September meldete der Papst an Ludwig, daß er zu dieser Bürgschaft bereit sei und schon am folgenden Tage mit dem Könige von England eine Zusammenkunft haben werde. Alexander weiß nicht genug die Stand-

haftigkeit König Ludwigs zu rühmen, und wirklich war dieser damals schon fest entschlossen sich unter keiner Bedingung zur Anerkennung Victors zu verstehen. Die Cistercienser, deren Hauptkloster nahe bei Dijon lag, hatten besonders sein Gewissen geschärft, und der Kaiser hat es ihnen gedacht, daß sie in diesem entscheidenden Moment seine Absichten durchkreuzten.

Unter der großen Menschenmenge, die an der Saône versammelt war, trat in dem menschenarmen und nur dürftig angebauten Lande bald Mangel an Lebensmitteln ein, und die Theurung stieg schnell zu erschreckender Höhe. Der Kaiser sah, daß er die Schaaren, die ihn umgaben, nicht lange mehr zusammenhalten könne, aber er wollte die Versammlung, die als ein allgemeines Concil angekündigt war, nicht ohne Verhandlungen über den Gegenstand entlassen, zu welchem er sie berufen hatte. So entschloß er sich, obwohl nur Bischöfe aus den von ihm unmittelbar beherrschten oder doch von ihm abhängigen Reichen zugegen waren, neue Synodalverhandlungen über das Schisma ohne Rücksicht auf die Franzosen zu eröffnen.

Im Anfange des September fanden die Verhandlungen an der Saône statt. Wir sind über dieselben schlecht unterrichtet; die ausführlichsten Nachrichten bietet ein gleichzeitiger dänischer Geschichtsschreiber, der vorzugsweise die für seine Heimat wichtigen Vorgänge und auch diese nicht ohne parteiische Färbung berichtet. Nach seinem Berichte legte Victor zunächst vor der Synode die Rechtmäßigkeit seiner Wahl gegenüber der Rolands dar und hob dann hervor, daß er sich bereitwillig dem Urtheile eines allgemeinen Concils unterzogen habe, während sein Widersacher in seinem Schuldbewußtsein jedem Richterspruch ausweiche; um die Bischöfe zu gewinnen, soll er dann vor ihnen einen neuen Kanon proclamirt haben, wonach Appellationen von der römischen Curie nur dann angenommen werden dürften, wenn die Sache von den Bischöfen selbst nicht entschieden werden könne. Nach Victor soll der Kaiser selbst das Wort genommen und erklärt haben: um das Schisma zu beseitigen, habe er die Könige der verschiedenen Länder zu einer Zusammenkunft eingeladen, denn er habe es für Unrecht gehalten, eine Entscheidung, welche ihnen widerstrebe, zu treffen; sie aber seien nicht erschienen, weil sie selbst zum Schaden des römischen Reichs zu Rom den Bischof einsetzen und in einer Stadt, die ihnen nicht gehöre, Hoheitsrechte üben wollten. Dieser Gedanken führte

nach jenem Bericht Erzbischof Rainald noch weiter aus und klagte über das schwere Unglück, welches die Könige dem Kaiser anthäten; wenn sich der Kaiser beigehen ließe in einer ihrer Städte einen Wahlstreit durch seine Eingriffe zu entscheiden, so würden sie dies ohne Zweifel als eine schwere Rechtsverletzung empfinden, und doch wagten sie Aehnliches jetzt in Rom zu thun. Um Allen verständlich zu werden, soll Rainald seine lateinische Rede in deutscher und französischer Sprache wiederholt und mit derselben großen Beifall mindestens bei den Deutschen geerntet haben.

Wie die Verhandlungen auch gepflogen sein mögen, das Resultat derselben konnte nicht zweifelhaft sein. Die Synode erkannte aufs Neue Victor als den rechtmäßigen Papst an und verwarf die Wahl Alexanders; sie schloß damit, daß die Kerzen angezündet und gelöscht wurden, indem man abermals feierlich das Anathem gegen Roland und seine Anhänger verkündigte.

Es hatte sehr geringe Bedeutung, daß die Beschlüsse von Pavia und Lodi so noch einmal erneuert wurden. Mit wie anderen Hoffnungen hatten der Kaiser und Victor der Versammlung entgegengesehen. Sie und alle Anhänger Victors fanden sich bitter enttäuscht. Man hatte das Ende der Kirchenspaltung erwartet, und das Schisma war nicht nur nicht beseitigt, sondern vielmehr erweitert worden. Auch Erzbischof Hartwich von Bremen, der sich zu der Synode begeben hatte, um alle jene Ehren seiner Kirche zu gewinnen, welche ihm der Kaiser vor vier Jahren in Aussicht gestellt hatte*), brachte nichts als vereitelte Wünsche von der Synode heim. Noch einmal hatte er von der Herstellung der großen Legation Bremens im Norden geträumt, aber weder der Kaiser noch Victor konnten an eine Restitution des Bremer Erzstifts in seine alten Rechte in einem Augenblicke denken, wo ihnen die Ergebenheit Heinrichs des Löwen und König Waldemars vom höchsten Werthe war. Wie wenig Victor gewillt war die Privilegien Bremens in den scandinavischen Gegenden herzustellen, erhellt am deutlichsten daraus, daß er selbst am Tage nach der Synode den erwählten Bischof Livo von Odense weihte.

Die Synode war zugleich Reichstag, und auch wichtige weltliche Geschäfte wurden an der Saônebrücke verhandelt, doch sind wir auch

*) Vergl. S. 135. 136.

über diese nur unvollkommen unterrichtet. König Waldemar leistete hier, wie er es längst versprochen, dem Kaiser die Huldigung; er that es, um sich in seinem Reiche zu sichern, aber es war zugleich eine bedeutsame Handlung für die Ruhe Sachsens und des Wendenlandes. Heinrich der Löwe, der sein Zelt mit dem Dänenkönig theilte, sah es freudig, als dieser seine Kniee vor dem Staufer beugte. Nicht ohne Bedeutung war auch, daß der Kaiser damals Herzog Berthold von Zähringen, mit dem er wegen des seinem Bruder Rudolf entzogenen Mainzer Erzbisthums in Zerwürfniß stand, nach einem Urtheilsspruch der Fürsten die Regalien in Genf entzog und sie dem Bischofe zurückgab; sie gehörten zu jener dürftigen Abfindung, welche Friedrich einst dem Zähringer für große Ansprüche in den burgundischen Ländern gewährt hatte und welche nun noch erheblich verkürzt wurde*). Es ist begreiflich, wenn Berthold, ein waffenlustiger und kriegserfahrener Mann, der so oft sein Schwert für den Kaiser geschwungen hatte und sich übel belohnt sah, auf den Gedanken verfiel, dieses Schwert auch gegen den Kaiser gebrauchen zu können.

Am 7. September stellte der Kaiser die Urkunde für das Bisthum Genf an der Saône-Brücke aus, und bald nachher scheint sich das Lager desselben aufgelöst zu haben. Die meisten Fürsten nahmen den Rückweg über Besançon, wohin sich auch der Kaiser und Victor alsbald begaben.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo König Ludwig sich aufs Neue verpflichtet hatte, mit dem Kaiser an der Saône zusammenzutreffen und zu ihrer Zusammenkunft auch Alexander mitzubringen. Mochte Friedrich von der Weigerung des Papstes sich einzustellen unterrichtet, mochte er überhaupt des Gaukelspiels mit dem Könige müde sein: er fand sich an dem bestimmten Tage nicht an der Saône-Brücke ein, sondern sandte dorthin an seiner Stelle den Erzbischof Rainald mit mehreren Begleitern. Wirklich traf der König, hoch zu Roß, mit großem Gefolge rechtzeitig (19. September) an der Brücke bei St. Jean-de-Losne wieder ein. Obwohl er den Papst nicht mit sich führen konnte und die Sache desselben keinem Richterspruche mehr unterwerfen wollte, hielt er es für ritterlich, sich wenigstens persönlich nicht der Gefahr zu entziehen. Er wollte sein Wort halten, so weit er es vermochte.

---

*) Vergl. oben S. 100. 269.

Verwundert sah er, daß sich der Kaiser nicht eingestellt hatte, und erklärte dies sogleich für einen Bruch des Vertrags; einen anderen wollte er darin finden, daß man auf der Synode über die Rechtmäßigkeit der Wahl Victors bereits Beschlüsse gefaßt hatte, ohne ihn und seine Bischöfe zu hören. Um den Beweis für seine Beschwerden zu führen, ließ er den Vertrag vorlesen, wie ihm derselbe vom Grafen Heinrich mitgetheilt war. Rainald, der sich auf eine Widerlegung der Beschwerden einlassen wollte, bemerkte: nie habe der Kaiser gesagt, daß er das ihm zustehende Recht bei den römischen Bischofswahlen mit einem Anderen theilen wolle. Es entsprach dies der Ansicht, welche der Kaiser und Rainald selbst schon auf der Synode geltend gemacht hatten. Aber gerade diese Aeußerungen des Erzbischofs waren dem Könige in hohem Maße erwünscht; denn sie boten ihm neuen Anlaß über Vertragsbruch zu klagen, da nach dem Vertrage auch der Kaiser sich dem Urtheile der erwählten Schiedsrichter zu unterwerfen versprochen hatte.

Der König wandte sich frohlockend zu dem Grafen Heinrich, fragte ihn, ob die Uebereinkunft so geschlossen sei, wie er sie ihm mitgetheilt habe, und fügte dann sogleich hinzu: „Wie nun? Der Kaiser ist nicht da, wie du mir zugesagt hast, und sein Gesandter verändert in deiner Gegenwart den Wortlaut des Vertrags.“ Als der Graf dies zugab, befragte ihn der König weiter: „Bin ich danach nicht frei von dem ganzen Vertrage?“ Der Graf soll auch dies bejaht haben; that er es, so hörte er als Höfling, wie die Folge zeigte, nicht die Stimme des Gewissens. Jubelnd rief da der König den Bischöfen und Großen seines Gefolges zu: „Ihr habt jetzt selbst gesehen und gehört, wie ich Alles, was mich anging, freiwillig geleistet habe; saget mir, ob ich noch durch den Vertrag gebunden?“ Als sie antworteten: „Du hast dein Wort gelöst“, wandte er eilig sein Roß und sprengte davon. Rainald und seine Begleiter waren nicht wenig überrascht; sie stürmten dem Könige nach und suchten ihn zu bewegen den Kaiser abzuwarten, der zur Ausführung aller Bestimmungen der Uebereinkunft bereit sei. Aber der König achtete nicht auf ihre Worte, sondern verfolgte mit den Worten: „Ich habe das Meinige gethan“ seinen Weg. Gleich darauf löste er sein Hoflager bei Dijon auf und eilte zu einer Zusammenkunft mit Alexander und dem König von England.

Schon am 18. September, wie Alexander erwartet hatte, war König Heinrich in Déols eingetroffen; er bezeugte ihm durch reiche

Geschenke seine Verehrung und verließ erst nach drei Tagen vertrauten Zusammenlebens mit dem Papste das Kloster. Einige Tage später wandte auch Alexander Déols den Rücken, um sich nach Tours zu begeben. Als er nach Coucy an der Loire kam, wurde er hier von den Königen von Frankreich und England ehrenvoll empfangen; indem der eine zur Rechten, der andere zur Linken den Zügel seines Zelters hielt, geleiteten sie ihn zu dem für ihn vorbereiteten Prachtzelt. Unter der Vermittelung des Papstes wurde dann zwischen den Königen endlich ein fester Friede geschlossen. Es waren die Besorgnisse vor dem Kaiser, welche drei Männer, die in allen ihren Interessen weit auseinander gingen, sich die Hände zu reichen vermochten. Unfraglich war es Alexander, der aus diesem Bunde den größten Vortheil zog. Der bedrängten Lage, in welcher er seit dem Anfange seines Pontificats gelebt hatte, war er entrückt; seine Stellung war gesicherter als je. In dem ganzen westlichen Europa schien seine Autorität jetzt unbestritten, der Schutz mächtiger Fürsten stand ihm zur Seite, und der Bann, den man an der Saône aufs Neue gegen ihn geschleudert hatte, war ein Blitzstrahl, dessen Feuer nicht zündete.

König Ludwig hatte offenbar in den letzten Vorgängen eine überaus schwächliche Rolle gespielt, wie sehr ihm die Lobsprüche auch schmeicheln mochten, welche man seiner Standhaftigkeit zollte. Nur die Hand derer, welche er noch kurz zuvor durch seine launische Politik verletzt hatte, rettete ihn vom Verderben, und mit welchen Beschönigungen er auch den Vertragsbruch rechtfertigen mochte, er lag nicht minder offen zu Tage. Sein eigener Schwager erkannte vor aller Welt an, daß der Vertrag, für den er mit seiner Person gebürgt, von dem Könige nicht gehalten sei. Er begab sich zum Kaiser, erbot sich aus der Hand des Kaisers die Lehen, welche er von der französischen Krone trug, zu empfangen und leistete ihm den Lehnseid; diesen Eid leisteten auch der Herzog von Burgund, die Grafen von Flandern und Nevers. Der Kaiser scheint aber Heinrich bald der Lehnspflicht entlassen zu haben, doch mußte dieser acht seiner Burgen ihm abtreten; in nahen Beziehungen ist Heinrich immer zum Kaiser geblieben. Der Graf von Flandern stand ohnehin im Lehnsverbande zum Reiche; von den Vasallenpflichten des Herzogs von Burgund und des Grafen von Nevers ist später wenig mehr die Rede gewesen; ohne Frage sind sie alle sogleich der Haft entlassen worden.

Welche Vortheile auch dem Kaiser daraus erwachsen mochten, daß er mehrere der mächtigsten französischen Großen in seine Vasallenschaft gebracht hatte, er mußte dennoch die Vorgänge an der Saône als eine schwere Niederlage empfinden. Leicht mochte er den Spott verwinden, daß er, der die Franzosen habe betrügen wollen, nun von diesen betrogen sei. Aber empfindlich war, daß er Alexander hatte vernichten wollen und ihn nun mächtiger sah, als zuvor, daß er König Ludwig fest an sich zu ketten gehofft hatte und statt dessen zu ihm in die persönlichsten Feindseligkeiten gerathen war, die zum Ausbruche eines offenen Kriegs zwischen Frankreich und Deutschland zu führen schienen und damit seine nächsten Pläne in Italien durchkreuzten. Das Glück, welches ihn bisher so hoch erhoben hatte, schien ihn fallen lassen zu wollen; er selbst soll gesagt haben: seit er nach St. Jean-de-Losne gekommen, habe er die Launen der Fortuna kennen gelernt.

König Ludwig hatte schon zu Dijon seine Grenzen zu sichern gesucht; König Heinrich hatte ein Heer zusammengezogen, um seine Lehnspflicht gegen Ludwig zu üben; der Kaiser drohte den Treuebruch der Franzosen mit dem Schwerte zu züchtigen: alle Zeichen wiesen auf Krieg. Es war damals oder wenig später, daß Herzog Berthold von Zähringen sich zu jedem Dienst ohne alle Rücksicht dem Könige von Frankreich erbot. Er schrieb ihm: wenn der Kaiser die furchtbaren Kriegsdrohungen, mit denen er um sich werfe, ausführen sollte, werde er, Berthold, mit allen seinen Freunden und Getreuen, wie mit anderen mächtigen deutschen Fürsten, die ihm theils blutsverwandt, theils durch den Haß gegen den Kaiser verbunden seien, mit Rath und That der Sache des Königs dienen. Zugleich schickte Berthold seinen Bruder Rudolf, den erwählten, aber vom Kaiser zurückgewiesenen Erzbischof von Mainz, an den König und Alexander, damit sich Beide seiner annähmen und wo möglich seine Einsetzung bewirkten, was ihnen Berthold mit seiner ganzen Sippe dankbar zu vergelten versprach.

Ein verheerender Orkan war im Anzug, aber plötzlich brach sich das Unwetter. Hüben und drüben fürchtete man den Krieg, welcher in unabsehbare Verwickelungen führen mußte. So weit ging König Heinrichs Liebe zu Ludwig nicht, daß er seine Barone in das ihnen fremde Gebiet des deutschen Reichs gesendet hätte, und auch Papst Alexander sah nicht ohne Besorgniß auf einen Krieg mit dem Feinde,

dem er in Italien hatte ausweichen müssen. Zu derselben Zeit, wo er König Heinrich für Ludwig gewonnen, schrieb er an Eberhard von Salzburg, ermahnte ihn in der so rühmlich bewährten Treue auszuharren, eine möglichst große Zahl Freunde der gerechten Sache zu gewinnen und, wenn es thunlich sei, dem Kaiser anzuliegen, daß er zur Einheit der Kirche zurückkehre und ihn als den rechtmäßigen Papst anerkenne; er solle Friedrich eröffnen, daß er, der Papst, gern Alles, was jener gegen die Kirche und ihn persönlich gefehlt habe, verzeihen wolle und ihn als den mächtigsten Fürsten zu ehren bereit sei.

Von so versöhnlicher Gesinnung war Friedrich weit entfernt, aber noch viel weniger dachte auch er daran, sich blindlings in einen Krieg gegen die Könige Frankreichs und Englands zu stürzen. Ihn beschäftigten die Angelegenheiten Italiens, zunächst der Krieg gegen Sicilien, den er hatte aufschieben müssen, aber in kürzester Frist aufzunehmen gedachte. Es konnte ihm überdies nicht unbekannt sein, daß er sich auf die Gesinnung mancher Reichsfürsten, wie des alten Welf und Bertholds von Zähringen, bei einem Kriege gegen Frankreich kaum verlassen konnte. Wie wenig er aber auch einen Einfall in Ludwigs Reich plante, gegen einen Angriff von französischer Seite mußte er doch seine eigenen Länder schützen. Ohne Frage hat er zunächst in Burgund, wo er noch bis Ende September verweilte*), Vertheidigungsmaßregeln getroffen; auf solche wird er auch in den oberlothringischen Gegenden, wohin er sich dann wandte, bedacht gewesen sein. Um den 7. Oktober hielt er hier einen Landtag zu Toul. Da die Verwicklungen, in welche ihn die Vorgänge an der Saône-Brücke geführt hatten, ihn zunächst nach Italien zurückzukehren hinderten, sandte er um diese Zeit Rainald von Dassel mit den ausgedehntesten Vollmachten über die Alpen; er selbst wandte sich nach dem Elsaß.

Am 24. Oktober finden wir den Kaiser zu Selz am Rhein, um in eine Fehde einzugreifen, welche den Elsaß mit Schrecken erfüllte. Der Graf Hugo von Dagsburg hatte die Horburg (unweit Kolmar) zerstört, die Besatzung in Gefangenschaft geführt und den Geboten des Kaisers, von den Waffen zu lassen, sich nicht gefügt. Bundesgenossen des Friedbrechers waren der alte Bischof Stephan von Metz, ein vornehmer und kampflustiger Herr, der schon über vierzig Jahre das Bis-

*) Am 24. September stellte er eine Urkunde in der Burg Vesoul aus.

thum bekleidete*), eine Zeit lang Victor anerkannt, sich dann aber auf Alexanders Seite gewendet hatte, und Herzog Berthold von Zähringen, damals einer der erbittersten Widersacher des Kaisers. Die Sache schien dem Kaiser so ernst, daß er selbst die Waffen gegen Graf Hugo ergriff; er zerstörte Girbaden am Magelbach, eine Feste des Grafen**), und befreite die in Horburg gemachten Gefangenen. Hugo ließ sich wohl auf einen hoffnungslosen Widerstand gegen den Kaiser nicht weiter ein, doch wurde die Ruhe im Elsaß erst nach mehreren Monaten ganz hergestellt.

Im November ging der Kaiser in die schwäbischen Gegenden und hielt hier zuerst einen Landtag in Ulm, dann gegen Ende des Monats einen anderen in Konstanz. Viele Fürsten hatten sich hier am Hofe eingefunden, unter ihnen auch der alte Welf und Heinrich der Löwe. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft waren diese beiden mächtigen Fürsten fast immer verschiedene Wege gegangen und standen sich jetzt ferner als je. Welf, dem Kaiser in dem Anfange von dessen Regierung stets zur Seite, war mit ihm theils wegen Beeinträchtigungen in seinen italienischen Lehen, theils wegen seiner unverhohlenen alexandrischen Gesinnung in vielfache Zerwürfnisse gerathen; dagegen hatte sich Heinrich, nachdem er auch Baiern gewonnen, seinem kaiserlichen Vetter immer enger angeschlossen, schien nun ein Herz und eine Seele mit ihm und stand eifrig auch für Papst Victor ein. Selbst die feindliche Stellung, welche Berthold von Zähringen jetzt zum Kaiser und Victor einnahm, änderte in Heinrichs Beziehungen Nichts, vielmehr that er gerade damals den entscheidenden Schritt, um seine Ehe mit Clementia, Herzog Bertholds Schwester, zu trennen.

Die Ehe hatte vierzehn Jahre bestanden und war lange glücklich gewesen; sogar die Regierungsangelegenheiten Sachsens hatte Heinrich, wenn er das Land verlassen mußte, seiner Gemahlin übertragen. Clementia hatte Heinrich eine Tochter geboren, welche den Namen Gertrud erhielt und später Herzog Friedrich von Schwaben vermählt wurde; aber ihr einziger Sohn war früh gestorben, und der Mangel männlicher Nachkommenschaft mag den Herzog seiner Gemahlin ent-

*) Stephan war aus dem Geschlecht der Grafen von Bar, ein Schwestersohn Papst Calixts II., ein Verwandter König Ludwigs. Vgl. Bd. III. S. 923. Bd. IV. S. 67. 262.

**) Girbaden gehörte später dem Bisthum Straßburg.

fremdet haben. Die förmliche Trennung fand am 23. November zu Konstanz statt und schloß einen völligen Bruch Heinrichs mit den Zähringern in sich. Wie einst bei Friedrichs Scheidung mußte auch hier zu nahe Verwandtschaft als Vorwand dienen, um die kirchliche Genehmigung zu gewinnen. Um seine fromme Gesinnung zu bethätigen, schenkte der Herzog damals dem nahen Kloster Petershausen fünf Pfund Silber; die gleiche Summe spendete der Kaiser.

Papst Victor wird jener Trennung keine Schwierigkeiten bereitet haben. Er war dem Kaiser von Burgund nach Deutschland gefolgt, um hier die Huldigung des Klerus zu empfangen. Von Toul hatte er sich nach Trier begeben, wo man einst Eugen III. einen so glänzenden Empfang bereitet hatte*) und wo jetzt Hillin, einer seiner entschiedensten Anhänger, auf dem erzbischöflichen Throne saß. Wir wissen, daß er dort am Tage aller Heiligen (1. November) mit einer Anzahl deutscher und italienischer Bischöfe eine Synode hielt und hier aufs Neue den Bann gegen Roland und seine Anhänger verkündete. Aber der enthusiastischen Aufnahme, welche Alexander in Frankreich gefunden hatte, konnte sich Victor in Deutschland nicht rühmen. Wie einst Eugen III. Auflagen von den deutschen Kirchen erhoben hatte, nahm auch er Unterstützung in Anspruch; nicht minder als Alexander von Schulden bedrückt, mußte er Geld fordern, um seinen Hof zu unterhalten. Am 4. November erließ er von Trier aus ein Schreiben an alle Kirchen im Bamberger Bisthum, um Collecten für den bedrängten apostolischen Stuhl zu sammeln. Aehnliche Hülfsgesuche werden auch nach anderen Diöcesen ergangen sein, doch nur an wenigen Orten werden sie eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Als am 30. December 1162 der alte Bischof Stephan von Metz starb und ihm sogleich durch Wahl sein Neffe Dietrich III. im Amte folgte, erschienen Cardinäle Victors mit einem kaiserlichen Gesandten in Metz und verlangten, daß der Erwählte dem kaiserlichen Papste die Obedienz leiste; aber Dietrich verweigerte sie entschlossen, und die Cardinäle mußten beschämt Metz verlassen. Bald darauf wandte Victor, in seinen Hoffnungen getäuscht, Deutschland den Rücken; er kehrte — wahrscheinlich schon im Anfange des Jahres 1163 — nach der Lombardei zurück; er nahm dort meist wieder zu Cremona seinen Wohnsitz.

---

*) Vgl. Bd. IV. S. 312.

Der Kaiser wird Victors Heimkehr nicht ungern gesehen haben. Ihm mußte Alles daran liegen, den Frieden in den deutschen Ländern zu erhalten, und die Anwesenheit des Papstes drohte Stoff zu neuen Zerwürfnissen zu bieten. Die deutschen Angelegenheiten, die Friedrich lange nicht unmittelbar berührt hatten, waren ihm wieder handgreiflich nahe getreten und nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch.

10.

Die deutschen Verhältnisse in den Jahren 1158—1163.

Heinrichs des Löwen wachsende Macht.

Seit der Eroberung Cremas hatte Heinrich der Löwe keinen Antheil mehr an den Kämpfen des Kaisers in Italien genommen; nur vorübergehend hatte er sich noch einmal im Januar 1161 am Hofe des Kaisers zu Como gezeigt, war aber bald nach Deutschland zurückgekehrt. Unseres Wissens hatte hier der Kaiser trotz seiner langen Abwesenheit keinen Stellvertreter für die Reichsgeschäfte eingesetzt, um so mehr konnte ein Fürst von der Bedeutung und dem Ehrgeiz Heinrichs sich geltend machen. Es schien fast, als ob die Geschicke Deutschlands allein in seiner Hand ruhten, ja als ob der Kaiser sie selbst ihm anheimgestellt habe. —

Wie der Kaiser jenseits der Alpen, war Heinrich diesseits in unausgesetzter Thätigkeit gewesen. Noch immer beschäftigte ihn besonders die Befestigung seiner wendischen Herrschaft, für die er in Lübeck eine neue starke Stütze gewann. Nothgedrungen hatte sich endlich Graf Adolf dazu verstehen müssen, dem Herzog die Burg und den Werder der Stadt zu überlassen (1158). Freudig kehrten nun die Kaufleute von Löwenstadt nach dem alten, ihnen so günstigen Platz zurück; sie bauten ihre Häuser wieder auf, stellten die Kirchen und Mauern der Stadt her, welcher der Herzog ausgedehnte Freiheiten verlieh, wo er Münze und Zollstelle einrichten ließ. Zugleich sandte er Boten an alle Könige und Städte des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland und versprach allen Fremden, welche den Hafen Lübecks

besuchen würden, sicheren Verkehr. Auch die Kaufleute von der Insel Gottland lud er ein, wieder nach Lübeck zu kommen, und bestätigte ihnen die Rechte, welche ihnen einst Kaiser Lothar verliehen hatte*). Noch schneller, als früher, kam jetzt die Stadt empor; die Zahl der deutschen Ansiedler wuchs mit jedem Tage, ebenso die Menge der fremden Kaufleute.

Für das Gedeihen Lübecks war es von entscheidender Bedeutung, daß den Raubzügen der Wenden auf der Ostsee endlich ein Ziel gesetzt würde. Hier hatten Herzog Heinrich und der junge Dänenkönig Waldemar ganz das gleiche Interesse, und sie schlossen den engsten Bund zur Unterdrückung des Piratenvolks. Als Raubschiffe wieder auf Seeland landeten, fiel Heinrich zur Vergeltung in das Wendenland ein. Mitten aus diesen Kämpfen wurden der Herzog und Graf Adolf 1159 abberufen, um den Kaiser in der Lombardei zu unterstützen. Da ließ der Herzog den Abodritenfürsten Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge kommen und schloß mit ihnen einen Waffenstillstand, in dem sie bis zu seiner Rückkehr die Dänen und Sachsen nicht anzugreifen versprachen; sie gelobten zugleich ihre Schiffe nach Lübeck zu bringen und Heinrichs Beamten zu übergeben. Aber sie brachten nur einige untaugliche Fahrzeuge dorthin; die besseren behielten sie zurück, denn sie waren nicht gewillt den Vertrag zu halten. Besser schützte Graf Adolf sein Land, indem er sich mit dem einfachen Versprechen Niklots begnügte, die Waffen während der Abwesenheit des Grafen ruhen zu lassen.

Kaum hatte der Herzog Sachsen verlassen, so vergaß Niklot, so lange ein ergebener Dienstmann desselben, das ihm gegebene Versprechen. Aufs Neue wurde Dänemark von verheerenden Wendenzügen heimgesucht, die namentlich von den Wagriern und Abodriten ausgingen. Die deutschen Colonisten inmitten dieser Stämme zitterten, daß König Waldemar blutige Vergeltung am Wendenlande üben könnte und auch sie darunter zu leiden haben würden. Aber Bischof Gerold vermochte, theils persönlich, theils durch Boten, den König die Rache, welche er den Wagriern und Abodriten zugedacht hatte, bis zur Rückkehr des Herzogs zu verschieben. Wiederholt suchte Waldemar dagegen die Wenden auf der Insel Rügen und an der gegenüberliegenden

*) Vgl. Bd. IV. S. 98. 99.

Küste heim. Es waren Kriegszüge, bei denen Gewinn und Verlust oftmals wechselten, ein dauernder Vortheil nicht erreicht wurde.

Als der Herzog nach dem Falle Cremas im Sommer 1160 wieder nach Sachsen kam, beschied er die Bewohner der Marken, die deutschen wie die wendischen, zu einem Landtage nach Barförde. Zu derselben Zeit kam nach dem benachbarten Artlenberg der Dänenkönig und beklagte sich bitter bei dem Herzog über den Friedensbruch der Wenden und den ihm zugefügten Schaden. Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge fürchteten, daß ihnen Schweres drohe, und wagten nicht vor dem Herzoge zu erscheinen. Da erklärte der Herzog sie in die Acht; zugleich befahl er seinem Kriegsvolke sich zur Heerfahrt in der Erntezeit zu rüsten.

Niklot hoffte Lübeck nehmen zu können, ehe es noch eine genügende Besatzung vom Herzog erhielt. Er schickte deshalb seine Söhne mit einer Schaar dorthin. Sie drangen bis Lübeck vor, aber im entscheidenden Augenblicke rettete die Entschlossenheit eines Priesters, Athelo mit Namen, die Stadt, und der Herzog gewann nun Zeit eine Besatzung in dieselbe zu legen. Er selbst aber brach, begleitet von dem Markgrafen Dietrich von der Lausitz, mit einem großen Heer in das Wendenland ein, wo er alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Was er verschonte, zerstörte Niklot selbst. Seine Burgen im Herzen des Abodritenlandes: Ilow, Meklenburg, Schwerin und Dobin*) steckte er, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fielen, in Brand und zog sich in die östlichen Theile seines Landes zurück; hier in der Burg Werle an der Warnow setzte er sich fest. Täglich sandte er von hier Kundschafter aus, um die Stellung des Feindes, der noch bei Meklenburg stand, zu erspähen; nicht selten kam es dabei zum Handgemenge zwischen diesen Kundschaftern und Leuten Heinrichs, die sich zu weit vom Heere entfernten.

Eines Tages zogen Niklots Söhne, Pribislaw und Wertislaw, auf Kundschaft aus; sie stießen dabei auf einige deutsche Troßknechte und machten sie nieder. Aber sofort stürmten deutsche Ritter heran und nahmen mehrere Wenden gefangen, welche Herzog Heinrich ungesäumt aufknüpfen ließ. Beschämt über ihren Verlust kehrten die Söhne zum

*) Ilow nordöstlich von Wismar, Meklenburg südlich von Wismar, Dobin am Nordende des Schweriner Sees.

Vater zurück; er aber suchte ihre Niederlage sogleich zu rächen. Mit einer erlesenen Schaar seiner Leute zog er in die Nähe des deutschen Lagers und legte sich hier in einen Hinterhalt. Zahlreiche Troßknechte, die Futter zu holen schienen, kamen ihm hier nach kurzer Zeit zu Gesicht; er ahnte nicht, daß in ihrer Mitte eine Anzahl Ritter waren, die ihre Panzer unter weiten Mänteln versteckten. Unbesorgt warf er sich auf einem schnellen Rosse den Deutschen entgegen, stürzte mitten in ihre Reihen und richtete seine Lanze gegen den nächsten Mann, auf den er stieß. Der Zufall wollte, daß es einer der Ritter war. Erst als die Lanze vom Harnisch abprallte, wurde Niklot inne, daß er es nicht mit Troßbuben allein zu thun hatte. Er wollte sich zu den Seinen zurückziehen, aber schon hatten ihn die Deutschen umzingelt und bald empfing er von ihnen den Todesstoß. Keiner von den Abodriten konnte dem Fürsten zur Hülfe eilen. Der Leiche schlug man den Kopf ab und brachte diesen in das deutsche Lager.

So ging Niklot unter, der bald als Feind, bald als Freund der Deutschen eine bemerkenswerthe Stellung im Wendenlande inne gehabt hatte. Bei der Nachricht vom Tode des Vaters steckten Pribislaw und Wertislaw auch Werle in Brand und flüchteten sich in die benachbarten Wälder; ihre Leute gingen meist an die See und vermehrten die Schaaren der wendischen Piraten. Als die Deutschen dann ungehindert bis zur Warnow vordrangen, traf der Herzog hier mit dem Dänenkönig zusammen. Denn dieser war inzwischen mit einer dänischen Flotte an der wendischen Küste erschienen und in die Mündung der Warnow eingelaufen. Sie freuten sich des gewonnenen Sieges und erneuerten ihren Bund. Als Waldemar mit seiner Flotte zurückkehrte, machte er noch einen Streifzug an der Küste von Rügen. Die Ranen waren so eingeschüchtert, daß sie sich dem Dänen zu unterwerfen und ihm Geiseln für ihre Treue zu stellen versprachen.

Heinrichs Sieg im Abodritenlande war vollständig, und er ergriff sogleich Maßregeln, um die deutsche Herrschaft hier dauernd zu sichern. Er ließ Schwerin herstellen, legte eine Besatzung hinein und übergab die Burg dem tapferen Gunzelin von Hagen, einem Manne von freier, edler Geburt; auch Ilow übertrug er Gunzelin, den er zugleich zu seinem Statthalter im ganzen Abodritenlande bestellte. Die Burg Kuscin erhielt der Braunschweiger Vogt Ludolf, ein Ministeriale des Herzogs, ein anderer Ministeriale desselben, Ludolf von Peine, empfing

die Burg Malchow, Heinrich von Scaten, ein Mann freien Standes, die Meklenburg. Deutsche Ritter nahmen so ihren Sitz in Niklots Festen. Schon schien auch Niklots Söhnen jeder weitere Widerstand vergeblich; sie unterwarfen sich dem Herzoge und wurden von ihm zu Gnaden angenommen, ja er gab ihnen sogar die Burg Werle mit dem umliegenden Lande der Kissiner und Zirzipaner zurück, welches ihr Vater sich erst vor etwa zehn Jahren mit den Waffen unterworfen hatte *).

Jetzt war auch die Stunde gekommen, wo eine völlige Herstellung der christlichen Kirche im Wendenlande möglich schien. Der alte Streit des Herzogs mit dem Erzbischofe war auf dem Concil von Pavia beigelegt worden. Dem Erzbischofe waren seine geistlichen Rechte über seine Suffragane im Wendenlande von Papst Victor gesichert worden, aber ohne Zweifel hatte er selbst und der Papst dabei eingewilligt, daß die Ertheilung mit den Regalien dem Herzog verbliebe, wie sie ihm der Kaiser als Lohn für seine treuen Dienste vor Crema aufs Neue bestätigt hatte. Was früher wenig mehr als ein kaiserliches Versprechen gewesen war **), konnte Heinrich jetzt als sein volles Recht in Anspruch nehmen. Durch ihn konnte jetzt Bischof Berno, der so lange fern von seinem Sprengel umhergeirrt war, in denselben einziehen; auch sein Bisthum erhielt jetzt 300 Hufen, wie früher Oldenburg und Ratzeburg angewiesen. Nachdem so auch dem dritten wendischen Bisthum ein fester Bestand gesichert schien, berief der Herzog die Bischöfe von Oldenburg, Ratzeburg und Meklenburg zu sich, damit sie von ihm mit den Regalien belehnt würden (1160).

So schwer den Bischöfen die Huldigung wurde, sie leisteten sie doch dem Herzoge, um den ihnen befohlenen Kirchen nicht zu schaden. Der Herzog stellte ihnen dann Privilegien über die Besitzungen, die Einkünfte und die Rechte ihrer Kirchen aus. Er bestimmte, daß die Slawen, welche noch im Lande der Wagrier, Polaber, Abodriten und Kissiner saßen, gleiche Abgaben den Bischöfen zu leisten hätten, wie die Polen und Pommern, nämlich von jedem Tagewerk drei Scheffel Weizen und 12 Pfennige in Geld. Zugleich mehrten sich die Zehnten, welche die Bischöfe von den Deutschen erhoben. Denn massenweise strömten diese jetzt in das weite Wendenland, welches den Getreide-

*) Vgl. Bd. IV. S. 307.
**) Vgl. oben S. 36.

bau lohnte, fruchtbare Wiesen, Fülle an Fleisch, Fischen und anderen Lebensmitteln bot. Zahlreiche Colonisten aus Flandern hatte Heinrich von Scaten sogleich in Meklenburg und der Umgegend angesiedelt; in das Ratzeburger Land hatte Graf Heinrich vorzugsweise Westfalen berufen, und die neuen Ansiedler bauten hier Kirchen und zahlten willig die Zehnten. Ueber Wagrien ergossen sich immer weiter die Holsaten. Auch sie waren willig zum Kirchenbau und anderen christlichen Werken, aber saumselig im Entrichten der Zehnten; denn sie meinten nur zu jenen sechs kleinen Metzen vom Tagwerk verpflichtet zu sein, die in ihren alten Sitzen, die zum Hamburger Sprengel gehört hatten, von ihnen und ihren Vätern gefordert waren.

Um das Emporkommen seines Bisthums war Bischof Gerold von Oldenburg eifrigst bemüht. Für dasselbe schien ihm die Verlegung desselben nach Lübeck von größter Wichtigkeit; denn Lübeck war volkreicher, besser befestigt und in jeder Beziehung günstiger gelegen. Auch Herzog Heinrich sah in der Verlegung einen Vortheil für die von ihm gepflegte Stadt und traf alsbald mit dem Bischofe in derselben zusammen, um an Ort und Stelle die nothwendigen Anordnungen zu treffen. Heinrich bezeichnete die Stelle, wo der Dom stehen sollte, wo die Wohnungen für die Domherren, deren Zahl auf zwölf bestimmt wurde, zu denen dann noch der Propst als der dreizehnte kam; als der erste Propst von Lübeck wurde jener Athelo eingesetzt, welcher die Stadt kürzlich vor so großem Unheil bewahrt hatte. Zum Unterhalt der Domherren trat der Bischof einen Theil der Zehnten und des Wendenzinses ab. Graf Adolf gab drei Dörfer bei Lübeck, welche er von dem Herzoge zu Lehen trug, diesem zurück, damit dieser sie dem Domstift übertrage; der Herzog selbst bestimmte überdies zwei Mark Lübecker Münze aus dem Ertrage des ihm vom Kaiser verliehenen Zolles für jeden Domherrn*) und ertheilte dem Stifte noch andere Vergünstigungen. So wurde etwa zwölf Jahre, nachdem Erzbischof Hartwich dem Namen nach das Bisthum Oldenburg hergestellt hatte, dasselbe nach Lübeck verlegt, wo es erst einen festen Bestand gewann.**)

---

*) Im Jahre 1162 gab der Herzog auch dem Propste und den Domherren zu Ratzeburg einen gleichen Betrag aus dem Lübecker Zolle.

**) Vergl. Bd. IV. S. 306. Die Verlegung fällt in das Ende des Jahres 1160 oder in das folgende Jahr.

Gerold, der sich fortan Bischof von Lübeck nannte, war über die geringen Zehnten der Holsaten, die sich in seiner Diöcese, besonders um die Trave und um Bornhöved, angesiedelt hatten, sehr ungehalten und ging deshalb mit dem Grafen Adolf zu Rath, wie man diese halsstarrigen Leute zu ihren kirchlichen Pflichten anhalten könne. Auf den Rath des Grafen entschloß er sich an die Gemeinde in Bornhöved, wo Markrad wohnte, der als der Aeltermann oder Oberbote der Holsaten die erste Stellung nach dem Herzoge einnahm, einen Mahnbrief zu richten. Aber das Schreiben steigerte nur die Hartnäckigkeit der Holsaten; sie erklärten, sie würden sich nie unter das knechtische Joch beugen, welches die Bischöfe fast der ganzen Christenheit auferlegt hätten; überdies kämen die Zehnten doch meist nicht der Kirche zu gut, sondern dienten die Seckel der weltlichen Herren zu füllen. Solche Reden hinterbrachte der Bischof dem Herzoge, und dieser befahl den Holsaten in Wagrien unweigerlich fortan den vollen Zehnten zu zahlen, indem er ihnen, wenn sie Schwierigkeiten machten, mit seiner Ungnade drohte. Trotzig erwiederten darauf die Holsaten: sie würden niemals andere Zehnten geben als ihre Väter, lieber würden sie ihre Häuser in Brand stecken und aus dem Lande ziehen, als sich solche Knechtung gefallen lassen. Man wollte damals wissen, sie hätten sich verschworen den Bischof, den Grafen und alle Colonisten, welche den vollen Zehnten bezahlten, zu erschlagen, dann das ganze Land mit Feuer zu verwüsten und sich nach Dänemark zu flüchten. Der Herzog war nicht ohne Besorgniß und hielt es deshalb für nöthig, einen Vertrag mit dem Dänenkönig zu schließen, in welchem sich jeder von Beiden verpflichtete Ueberläufer aus dem Gebiete des Anderen unter keiner Bedingung aufzunehmen. Endlich gingen die Holsaten dann doch auf Verhandlungen ein. In Gegenwart des Herzogs und des Bischofs verpflichteten sie sich von jeder Hufe 6 Himten Weizen und 8 Himten Hafer zu geben. Damit die Zehnten nicht in Zukunft gesteigert würden, verlangten sie erst, daß der Vertrag ihnen vom Herzog und Bischofe verbrieft werden solle. Als aber die Notare die herkömmliche Taxe von einer Mark Gold für die Urkunde verlangten, standen sie von ihrem Verlangen ab.

Indessen war noch immer Waffengetümmel im Wendenlande. Im Anfange des Jahres 1162 erschien König Waldemar wieder mit einer Flotte an der wendischen Küste. Sein Angriff war besonders gegen Wolgast gerichtet, und die Ranen leisteten ihm Heeresfolge. Die Wol-

gaster mußten sich ihm unterwerfen, die Seeräuber aus den Mündungen der Peene entfernen und Geiseln für ihre Treue stellen. Sichtlich beabsichtigte er seine Herrschaft über Rügen und die Länder an den Odermündungen auszudehnen, und als er zu St. Jean-de-Losne dem Kaiser huldigte, soll dieser auch slawisches Land ihm als Lehen versprochen haben.

Es war sicher nicht Herzog Heinrichs Wille, in so freundlichen Beziehungen er damals zu dem Dänen stand, das Wendenland mit ihm zu theilen. Doch bedurfte er noch seines Beistandes; denn bald mußte er selbst wieder zum Schutz des Abodritenlandes die Waffen nehmen. Den Söhnen Niklots wurde es in dem Reste der väterlichen Herrschaft, den ihnen der Herzog gelassen, zu enge; sie schürten und schürten den Aufstand gegen die eingedrungenen Deutschen. Sobald Gunzelin dies vernahm, sandte er Botschaft an den Herzog, und dieser kam im Anfange des Jahres 1163 mitten im Winter mit einem starken Heere über die Elbe. Unverzüglich sandte er Gunzelin mit einer Schaar tapferer Ritter nach Werle voraus, um die Söhne Niklots hier festzuhalten, bis er mit seiner ganzen Macht anrücke und sie vernichte. Gunzelin eilte voran und umschloß Werle, wo sich Wertislaw und eine große Menge wendischen Volkes befanden, während Pribislaw mit einigen Reitern in den nahen Wäldern sich verborgen hatte, um den Deutschen vom Hinterhalte aus, wo sich immer Gelegenheit böte, Schaden zuzufügen. Bald lag auch Heinrich mit seinem Heere vor Werle und begann die regelmäßige Belagerung der Feste. Er wandte hier die Künste an, die er vor Crema gelernt hatte. Ein starker Mauerbrecher wurde gebaut, ingleichen ein hoher Thurm, von dem man mit Pfeilen die auf den Mauerzinnen kämpfenden Wenden überschüttete. Nach kurzer Zeit wagte sich Niemand mehr auf die Mauern; Wertislaw selbst lag schwer verwundet darnieder.

Eines Tages wurde dem Herzog gemeldet, daß sich Pribislaw unweit des Lagers sehen lasse. Graf Adolf zog auf des Herzogs Befehl sogleich mit einer auserlesenen Schaar gegen ihn aus, konnte aber, durch einen den Wenden ergebenen Führer auf falsche Fährte geleitet, seiner nicht habhaft werden. Dagegen stieß eine Schaar von Holsaten, die starrköpfig gegen das ausdrückliche Gebot des Heinrichs zum Futterholen das Lager verlassen hatte, auf Pribislaw und wurde von ihm angegriffen, etwa hundert von ihnen wurden erschlagen, die anderen

flohen in das Lager zurück. Der Herzog, über diesen Verlust aufgebracht, bedrängte noch heftiger die Burg, deren Mauer unter den Stößen des mächtigen Werks bald zu wanken begann. Wertislaw sah seinen Untergang vor Augen; er erbat freies Geleit, um mit den Deutschen zu verhandeln. Das Geleit wurde ihm gewährt, er kam in das deutsche Lager und verhandelte hier zuerst mit Graf Adolf, der ihm dringend rieth sich dem siegreichen Herzog zu unterwerfen. Wertislaw erklärte sich dazu bereit, wenn man ihm und seinen Freunden nicht an Leib und Leben ginge. Der Herzog willigte darein, verlangte jedoch, daß dann auch Pribislaw die Waffen niederlegen müsse.

Wertislaw blieb keine Wahl mehr. Er und alle vornehmen Abodriten seines Gefolges kamen, die Schwerter am Halse tragend, in das Lager des Herzogs und warfen sich ihm zu Füßen. Wie ein Jahr zuvor die Consuln Mailands sich vor dem Kaiser gedemüthigt hatten, so jetzt die Häuptlinge der Abodriten vor dem Herzog. Er nahm sie gnädig auf, befahl sie aber in Haft zu halten, bis auch Pribislaw die Waffen gestreckt habe. Werle war jetzt in seinen Händen, und er ließ die dänischen Gefangenen in der Burg sogleich in Freiheit setzen. Die Burg selbst wurde erhalten, auch das niedere Kriegsvolk in derselben belassen, über beide setzte der Herzog einen Bruder Niklots, Lubomar mit Namen, einen älteren, ihm ganz ergebenen Mann, dem zugleich die Umgegend untergeben wurde. Wertislaw mußte Heinrich nach Braunschweig folgen, der ihn hier in Ketten legen ließ; die anderen vornehmen Abodriten wurden an verschiedenen Orten in Haft gehalten.

Die letzte Kraft der Abodriten schien gebrochen; „sie erkannten,“ wie Helmold sagt, „daß der Löwe, mächtig unter den Thieren, vor Keinem zurückweicht.“ *) Auch Pribislaw, der seinen Bruder aus dem Kerker zu befreien wünschte, begann Friedensverhandlungen mit dem Herzog. Als Heinrich Geiseln für die Versprechungen des Abodriten verlangte, sagte der Letztere nicht mit Unrecht: Heinrich habe der Geiseln ohnehin genug in Händen. Bei dem auf beiden Seiten herrschenden Mißtrauen kam es zu keinem Frieden, aber vom März 1163 bis zum Anfange des Februars nächsten Jahres ruhten die Waffen. Die Burgen Malchow, Kuscin, Schwerin, Ilow und Meklenburg blieben unangefochten in der Gewalt der Deutschen. Man ahnte dort kaum, daß bald ein neuer furchtbarer Wendensturm losbrechen werde. So ruhmreich erschien Heinrichs

*) Sprüche Salomonis 30, 30.

Sieg über die Abodriten, daß er ihn selbst der Bezwingung Mailands durch den Kaiser an die Seite stellte.

Inzwischen hatte Bischof Gerold eifrig die Kirchenbauten in Lübeck betrieben. Der Dom und das Chorherrenstift, schlichte Holzbauten, waren hergestellt, und im Juli 1163 konnte er in Gegenwart des Herzogs, des Erzbischofs Hartwich und des Grafen Adolf den Dom zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Nicolaus einweihen. Es war ein großes Fest für den Bischof und den Herzog. Den Glanz desselben vermehrte noch, daß sich eine Gesandtschaft der heidnischen Ranen einstellte, welche aus Besorgniß vor der Dänenherrschaft dem Herzog die Unterwerfung ihrer Insel anboten. Damit eröffneten sich ihm Aussichten auf eine neue wichtige Erwerbung, zugleich aber auf Zerwürfnisse mit dem Dänenkönige, seinem Bundesfreunde.

Gerold ging, als er die Lübecker Kirche weihte, schon seinem Ende entgegen. Am 15. August starb er zu Buzoe; seine Leiche wurde nach Lübeck gebracht und in dem von ihm errichteten Dome beigesetzt. Sein Nachfolger im Bisthume wurde sein leiblicher Bruder Konrad, bisher Abt des Klosters Riddagshausen (Februar 1164). Er war nicht ein Mann nach dem Herzen des Erzbischofs und der Lübecker Domherren, aber der Herzog verlangte Konrads Wahl und Weihe, und dem Willen des Herzogs wagte sich Niemand zu widersetzen.

Ununterbrochen nahmen die Angelegenheiten des Wendenlandes den Herzog in Anspruch, doch hinderte dies ihn nicht zugleich mit voller Energie in alle Angelegenheiten des Reichs einzugreifen; vor Allem machte sich in Sachsen und Baiern seine herzogliche Gewalt einem Jeden fühlbar.

Dem Herzogthum in Sachsen gab Heinrich eine Bedeutung, welche es nie zuvor besessen hatte. Indem er mit starker Hand den Landfrieden in Westfalen aufrecht erhielt, wo er früher so vielfach gefährdet war, machte er sich dort ebenso geachtet als gefürchtet. Selbst die Bischöfe Westfalens unterwarfen sich seinem Gebot, und Rainald von Köln war nicht ohne Besorgniß, daß Heinrich auch in die zu seinem Sprengel gehörigen Theile des westfälischen Landes eingreifen könne. Eine gleich durchschlagende Macht konnte Heinrich in den östlichen Theilen Sachsens nie erreichen; denn hier gab es mächtige Fürsten, die jeden seiner Schritte eifersüchtig überwachten. Mochte es ihm gelungen sein, Hartwich von Bremen an Gefügigkeit zu gewöhnen, aus Halberstadt den

ihm feindseligen Bischof Udalrich zu entfernen und in Gero ein williges Werkzeug dort an das Regiment zu bringen, mochte er in diesen Gegenden einen unermeßlichen Besitz zusammenhäufen und über große Schaaren ritterlicher Leute gebieten: so weit reichten seine Kräfte doch nicht, daß er Fürsten, wie Albrecht den Bären, die Wettiner Markgrafen und Erzbischof Wichmann von Magdeburg, aus ihrer unmittelbaren Stellung zu Kaiser und Reich hätte verdrängen können.

Eine achtunggebietende Macht stand vor Allem in Markgraf Albrecht dem Herzog gegenüber. Von jeher war Albrecht der Feind der Welfen in Sachsen gewesen, die ihm das Herzogthum entzogen hatten, und auch mit diesem Heinrich hatte er manchen Strauß auszufechten gehabt, an den er nur mit Erbitterung gedachte. Wenn sie auch zeitweise sich die Hände gereicht, im Herzen waren und blieben sie unversöhnliche Gegner. So heißblütig Albrecht in seiner Jugend gewesen war, das Leben hatte ihn gelehrt seine Kräfte zu ermessen und zu sammeln. Kecken Wagnissen war sein Sinn jetzt abgewandt, doch um so mehr darauf gerichtet, seine Macht zu befestigen.

Albrechts Herrschaft war nicht so ausgedehnt, als die Heinrichs, aber sie war in sich geschlossener, übersichtlicher, leichter zu verwalten. Sie lag fast ganz auf altwendischem Boden, aber ein Theil war schon früher von den Deutschen colonisirt, und gerade zu derselben Zeit, wo sich der Strom deutscher Colonien über das Abodritenland ergoß, kamen große Schaaren von Holländern, Seeländern und Flämingern auch in Albrechts Marken. Er selbst hatte sie, bald nach seiner Rückkehr vom gelobten Lande (1159), zu sich gerufen, um die nur spärlich bevölkerten Gegenden besser anbauen zu können. Auf beiden Seiten der Elbe siedelte er sie an, gab ihnen Aecker, sorgte für den Bau von Dörfern und ertheilte ihnen Freiheiten, bei denen ihr Wohlstand sich zu heben vermochte. Sie erschienen nicht als die Feinde der Wenden, um diese aus ihrem Lande zu verjagen, sondern bauten sich friedlich neben ihnen an, so daß der nationale Gegensatz minder scharf hervortrat. Bei allen seinen Maßregeln erwies sich Albrecht als ein Freund der Kirche und wurde deshalb von ihr kräftig unterstützt. Er stand Erzbischof Wichmann nahe, der in ähnlicher Weise seine slawischen Länder mit deutschen Colonisten besetzte. Neue Bisthümer hat Albrecht im Wendenlande nicht begründet, aber, wie er früher schon für den Bischof von Havelberg gesorgt, so ebnete er jetzt dem Bischof von Brandenburg die Wege, daß er nach

Jahrhunderten wieder nach seinem Sitz zurückkehren und ein Domstift in Brandenburg hergestellt werden konnte.*) Die Herrschaft des Ballenstedters ruht auf so festem Grunde, als er in jener Zeit nur gelegt zu werden vermochte, und auch für die Zukunft derselben war gesorgt. Den alternden Markgrafen umgab eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, die beiden ältesten Söhne standen bereits in vollen Mannesjahren und waren mit der selbstständigen Verwaltung einzelner Landestheile betraut, zwei andere waren für den Dienst der Kirche vom Vater bestimmt worden. Mit den Wettinern, mit den Herrschern von Böhmen und Polen stand Albrecht in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen.

So lange Männer wie Albrecht lebten, waren Heinrichs Macht in Sachsen, wie weit sie sich ausdehnen mochte, doch feste Schranken gezogen. Anders stand es in Baiern, wo schon Heinrichs Vorfahren das Herzogthum auf eine Machthöhe gebracht hatte, die es in keinem andern Lande erreichen konnte. Wenn auch in den Wirren der Babenbergischen Zeit die herzogliche Autorität herabgedrückt war, Heinrich war ganz der Mann, sie wieder zu voller Geltung zu bringen. Wie wenig er sich, wo er ein herzogliches Recht meinte üben zu können, wohlbegründete Ansprüche auch der angesehensten Bischöfe anzutasten scheute, haben wir bereits an dem Beispiel Ottos von Freising gesehen. In noch schlimmere Verwickelungen gerieth mit dem Herzog der Bischof Hartwich II. von Regensburg, ein Ortenburger. Im Jahre 1161 besetzte der Herzog eine bischöfliche Burg, vielleicht Donaustauf; wir wissen nicht, unter welchem Vorwande. Der Bischof war unvorsichtig genug, sich in einen Kampf mit dem Herzog einzulassen; schwer hatte er es zu büßen und mit ihm die Regensburger, die wenigstens zum Theil für ihn die Waffen ergriffen hatten. Das Regensburger Land wurde arg verwüstet; viele Regensburger fielen in die Hände des Herzogs. Nur der Vermittelung einer so einflußreichen Persönlichkeit, wie Eberhards von Salzburg, hatte man es zu danken, wenn das Leben der Gefangenen geschont und die Stadt vom Herzog wieder zu Gnaden angenommen wurde. Unfraglich wurde Heinrichs Herzogthum in Baiern als eine drückende Last empfunden, aber das Land hatte ihm zu danken, daß die Ruhe im Inneren hergestellt wurde. Die Aufrechterhaltung des Landfriedens behielt Heinrich hier stets im Auge; als er im Sommer 1163 sich aus Sachsen nach Baiern begab, geschah es, um die Fried-

*) Vergl. Bd. IV, S. 308.

brecher zur Ruhe zu zwingen und den Beschädigten zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Bild des Herzogs, wie er zu jener Zeit war, hat uns ein Italiener, der ihn kannte, mit deutlichen Zügen gezeichnet. „Heinrich, der Sachsenherzog," sagt er, „war nur von mäßiger Statur, aber wohlgebaut und von ungewöhnlicher Körperkraft, sein Gesicht war voll, die Augen groß und dunkel, auch die Haare fast schwarz; er war hochstrebend, reich an Schätzen und Macht, von der vornehmsten Geburt, der Sohn einer Tochter Kaiser Lothars." Ein deutscher Zeitgenosse spricht von Heinrich in folgender Weise: „Die Macht des Herzogs überstieg die Aller, die vor ihm waren, und er wurde ein Fürst der Fürsten des Landes. Er beugte die Nacken der Rebellen und brach ihre Burgen. Die Landstreicher rottete er aus, schaffte Frieden im Lande, baute die stärksten Festen und raffte ein ungeheures Vermögen zusammen, denn zu der Erbschaft von seinen Vorfahren gewann er noch die Besitzungen vieler anderer Fürsten."

Ein junger Fürst — Heinrich stand damals in der Mitte der dreißiger Jahre — mit einer Energie ohne Gleichen, von grenzenlosem Ehrgeiz, mit Machtmitteln ausgerüstet, wie sie noch nie einem Herzog zu Gebot gestanden hatten, ein Fürst, der in jedem Titel eine Summe unbegrenzter Befugnisse, in jedem Anspruch ein unbestreitbares Recht sah, der Alles erreichen wollte und, von der kaiserlichen Gunst getragen, Alles erreichen zu können schien, hätte den Widerstand seiner Standesgenossen selbst dann erregen müssen, wenn auch die bedeutendsten unter ihnen nicht bereits vielfach von ihm beeinträchtigt worden wären und sich nicht immer von Neuem durch ihn bedroht gesehen hätten. Aber längst hatte er sich Feinde über Feinde gemacht, und es war nicht zu verwundern, wenn sie auf seinen Sturz sannen. Sie warteten nur auf die günstige Stunde, um sich zu seinem Verderben die Hände zu reichen. Gerade damals, als der Kaiser nach Deutschland kam, schien diese Stunde gekommen. Es bildete sich eine Verschwörung gegen den Herzog, welche ihn mit der größten Gefahr bedrohte.

Die Veranlassung scheint die Erbschaft des am 19. Mai 1162 verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg gegeben zu haben. Mit dieses Friedrichs Sohn, dem Pfalzgrafen Adalbert, welcher dem Kaiser in Italien getreue Dienste geleistet hatte, gerieth der Herzog in Streitigkeiten, doch nahmen sich die angesehensten Fürsten der Sache

Adalberts an; Albrecht der Bär, der Landgraf Ludwig von Thüringen, des Kaisers Schwager, und Bischof Udo II. von Naumburg, der im Jahre 1161 Berthold in diesem Bisthum gefolgt war und sich bereits um den Kaiser in Italien Verdienste erworben hatte, traten mit dem Pfalzgrafen in Verbindung. Es bildete sich eine Verschwörung gegen Heinrich den Löwen, welcher auch der Böhmenkönig, der Herzog Heinrich von Oesterreich, der Markgraf Ottokar von Steiermark und selbst der alte Welf nicht fern standen. Wenn alle diese Fürsten sich fest die Hände reichten, war die Stellung des Herzogs nicht nur in Sachsen, sondern auch in seinem bairischen Herzogthum ernstlich gefährdet. In der That hätte Heinrich der Löwe trotz der colossalen Macht, die er gewonnen hatte, am Rande des Abgrunds gestanden, wenn er nicht des kaiserlichen Schutzes sicher gewesen wäre; zu guter Stunde für ihn war der Kaiser nach Deutschland gekommen.

Die Mainzer Revolution.

Während sich das weltliche Fürstenthum in Heinrich dem Löwen zu einer früher nie erreichten Höhe aufschwang, war das erste geistliche Fürstenthum des deutschen Reichs ungeachtet aller auf dasselbe gehäuften Ehren fast zu völliger Ohnmacht herabgesunken. Der Bischofsstuhl des heiligen Bonifacius war in der schmählichsten Weise entweiht worden. Das goldene Mainz, welches noch immer als die Hauptstadt des Reiches galt, hatte seinen Glanz verloren.

Wir wissen, wie Arnold von Selenhofen, dem es einst als kaiserlichem Kanzler an Macht und Ansehen nicht gefehlt hatte, zu seinem Unglück zum Mainzer Erzbischof erhoben war. Mit dem besten Willen, durchgreifende Reformen in dem heruntergekommenen Erzstift einzuführen, trat er sein Amt an, aber er griff die Sache mehr mit Hast als Klugheit an. So gerieth er aus Verwickelungen in Verwickelungen, aus Widerwärtigkeiten in Widerwärtigkeiten, in denen er kaum durch die Gunst des Kaisers sich behaupten konnte*). Diese Gunst sich mindestens zu erhalten, wandte er alle seine Kräfte auf. Deshalb hatte er auch im Jahre 1158 bedeutende Rüstungen zum Kriege gegen Mailand gemacht, welche ihm, dem schon hinreichend verhaßten Herrn, neue

*) Vergl. oben S. 28. 29. 75. 79. 134.

Anfeindungen unter den Ministerialen des Erzstifts, wie unter der anderen Bevölkerung der Stadt zuzogen. Diese Rüstungen waren die nächste Veranlassung zu dem traurigen Ende Arnolds und den langwierigen Wirren, in welchen das Erzstift eine große Einbuße an Macht und Ansehen erlitt.

Arnold hatte von den Ministerialen und Burgmannen in Mainz, welche an dem Zuge nicht theilnahmen, nach altem Brauche diesmal eine Kriegssteuer verlangt, obwohl er früher von einer solchen Abstand genommen hatte. Seine Forderung stieß deshalb auf entschiedene Opposition, namentlich berief sich einer der Ministerialen, Arnold der Rothe, ihr gegenüber auf das Privilegium Erzbischof Adalberts I., wonach der Erzbischof keine Steuern in der Stadt erheben dürfe.*) Da die Zeit des Aufbruchs des kaiserlichen Heeres nahe war, verschob Arnold die Sache weiter zu verfolgen, erhob aber vor Mailand bei dem Kaiser und den Fürsten über die ihm verweigerte Kriegssteuer Klage. Leicht erwirkte er einen Spruch, wonach die Säumigen, bis sie die Steuer zahlten, ihrer Lehen verlustig gehen und überdies eine Buße entrichten sollten.

Aber bald kamen die übelsten Nachrichten von Mainz an den Erzbischof. Der dort von ihm eingesetzte Stellvertreter, Propst Burchard von St. Peter **), mißbrauchte die ihm übertragene Gewalt. Er waltete mit seinen Neffen Meingot und Embricho, den Söhnen jenes älteren Meingots, der einst dem Erzbischofe ein schlimmes Spiel bereitet hatte, in der willkürlichsten Weise. Unter solchen Umständen hielt es der Erzbischof für gerathen, nach Mainz zurückzueilen. Er fand die Stadt gegen ihn in vollem Aufstand; die Leiter der Empörung waren der Propst Burchard, der Dompropst Hartmann, der Abt Gottfried vom Jakobskloster, die Söhne Meingots, der Ministeriale Arnold der Rothe und Herr Werner von Bolanden. Der Erzbischof mußte den Eingang in die Stadt erst mit Gewalt erzwingen. Er verfuhr gegen die Aufständigen im Ganzen mit Milde, doch wurden einige derselben aus der Stadt verwiesen, unter ihnen auch der Propst Burchard, der dann sogleich nach Italien eilte, um den Erzbischof beim Kaiser zu verklagen. In kurzer Zeit

*) Vergl. Bd. III. S. 903.

**) Burchard, Propst von Jechaburg, hatte kurz vor dem Abzuge Arnolds noch von ihm die Propstei St. Peter in Mainz erhalten.

folgten ihm dorthin auch Embricho, der Abt des Jakobsklosters, Werner von Bolanden und Andere. Auch Arnold der Rothe wandte sich an den Kaiser, als der Erzbischof jetzt die Kriegssteuer beitreiben wollte.

Die Beschwerden der Gegner Arnolds waren nicht ohne Erfolg. Der Kaiser verlangte vom Erzbischofe, daß er die Vertriebenen wieder aufnehmen solle, doch hätten sie ihm zuvor eine angemessene Genugthuung zu leisten. Da die Buße, zu welcher sich die Verbannten erboten, den Erzbischof nicht befriedigte, weigerte er sich sie aufzunehmen; erst als der Kaiser Richter sandte, um die Buße festzustellen, öffnete er den Verbannten die Thore. Er bestimmte nun einen Termin, an dem die Buße gezahlt werden sollte, und verließ alsbald die Stadt. Seine Abwesenheit benutzten die Verbannten, um den Aufstand aufs Neue zu organisiren; man war entschlossen dem Erzbischof die Rückkehr zu verwehren. Aber Arnold hatte ein Heer um sich versammelt und erzwang abermals den Eintritt in die Stadt. Da er gerade damals eine Synode in derselben versammelt hatte (Oktober 1159), beschloß er hier nun auch mit geistlichen Strafen gegen die Häupter der Aufständigen vorzugehen. Diese wurden vor die Synode beschieden, aber stellten sich nicht; nichtsdestoweniger wußten sie es dahin zu bringen, daß die Verhandlungen auf den anderen Tag verschoben wurden. In der nächsten Nacht bereiteten sie Alles zu einem Angriffe auf den Erzbischof und die Synode. Während sie auch noch am anderen Tage äußerlich sich fügen zu wollen schienen, stürmten plötzlich wilde Volksschaaren, geführt von Meingots Söhnen, gegen die erzbischöfliche Residenz und drohten sie zu stürmen. Unerwartet fanden sie dieselbe durch mehr als 600 Ritter und anderes Kriegsvolk geschützt. Es wäre zum Kampfe gekommen, wenn sich nicht der Erzbischof durch angesehene Männer hätte bestimmen lassen seinen Gegnern eine neue Frist von 14 Tagen zu bewilligen, innerhalb welcher sie ihm die Genugthuung zu leisten hätten. Gleich darauf verließ Arnold die Stadt und begab sich nach Seligenstadt, um dort den erwählten Bischof, Heinrich II. von Würzburg, aus dem Hause der Grafen von Leiningen, zu weihen.

Kaum hatte Arnold die Stadt verlassen, so brach daselbst die Revolution mit allen ihren Schrecken los. Alles griff zu den Waffen. Der Pöbel drang in den Dom: trunkenes Volk und gemeine Dirnen trieben dort mit dem Heiligen ihren Spott, die Schatzkammer wurde erbrochen, die heiligen Gefäße entweiht oder gestohlen, die Meßgewänder

zerrissen. Dann stürmte man nach dem erzbischöflichen Palast, plünderte ihn und zerschlug, was man nicht fortschleppen konnte. In ähnlicher Weise zerstörte man die Wohnungen derjenigen Geistlichen, die für Anhänger des Erzbischofs galten. Man versperrte alle Ausgänge der Stadt, und innen tobte die Anarchie. Dabei führten die Aufständigen den Namen des Kaisers im Munde und behaupteten, daß er selbst den Widerstand gegen den Erzbischof verlangt habe.

Arnold konnte nicht nach Mainz zurückkehren; er begab sich nach Bingen, um dort die seinen Feinden gestellte Frist abzuwarten. Als sie verstrichen war, machte er sich gegen Mainz auf den Weg; nur mit Mühe entging er einem Hinterhalt, den ihm die Mainzer gelegt, und die Thore der Stadt blieben ihm verschlossen. Die Mainzer erklärten, daß sie fortan nur den Kaiser als ihren Herrn anerkennen, dem Erzbischof nicht mehr gehorchen würden. Arnold nahm davon Abstand, ein Heer gegen die Stadt zu führen, aber er griff jetzt zu seinen schärfsten geistlichen Waffen. Am 1. November sprach er das Interdict über Mainz aus und verhängte den Bann über die Führer des Aufstandes. Er selbst begab sich mit einem großen Gefolge von Geistlichen nach Italien, um den Beistand des Kaisers in Anspruch zu nehmen. Aber schon eilten auch Gesandte der Aufständigen zum Kaiser; sie gewannen dem Erzbischofe sogar einen Vorsprung ab, fielen aber in die Hände eines ihm befreundeten italienischen Herrn, der sie ihm auslieferte. Arnold gab ihnen die Freiheit und erlaubte ihnen selbst in seinem Geleite die Reise fortzusetzen.

Der Erzbischof, der auf dem Wege die Einladung zur Paveser Synode empfangen hatte, kam dem Kaiser sehr erwünscht. Er fand ihn im Lager vor Crema, und man bereitete Arnold hier einen ebenso ehrenvollen Empfang, wie die Mainzer Gesandten eine üble Aufnahme fanden. Noch vor Weihnachten wurde das Urtheil über die Stadt gesprochen: die Aufständigen sollten allen von ihnen verursachten Schaden ersetzen, den Dom und den erzbischöflichen Palast zurückgeben, das erzbischöfliche Regiment, wie es früher gewesen, anerkennen und dem Erzbischofe selbst volle Genugthuung geben. Man wollte den Gesandten auch einen Eid abnehmen, daß sie die Stadt und das Stiftsgebiet so lange meiden würden, bis sie der Erzbischof wieder zu Gnaden angenommen habe, Arnold widersetzte sich jedoch der Eidesleistung derselben, da sie noch unter dem Banne standen; man zog es vor, sie als Geiseln

für die genaue Erfüllung aller den Mainzern gemachten Auflagen zurückzubehalten. Ein Schreiben des Kaisers that den Mainzern das über sie verhängte Urtheil kund; zugleich schickte er drei Gesandte nach der Stadt, welche für die Leistung des Schadenersatzes Sorge tragen sollten. Wenn die Mainzer sich dem Erzbischof unterwürfen, versprach der Kaiser vermittelnd für sie eintreten zu wollen.

Auf der Synode von Pavia war dann Arnold einer der entschiedensten Vertreter der Rechtmäßigkeit der Wahl Victors IV., doch trat er dort zugleich auch lebhaft für seine eigenen Interessen ein. Es wurde das Interdict, welches er über die Mainzer verhängt, aufgehoben, doch zugleich bestimmt, daß die Kleriker, welche sich an dem Aufstande betheiligt, barfuß und im härenen Gewande von St. Peter bis nach Alban zur Buße Hunde tragen sollten, hierauf sollten sie zu Gnaden angenommen, aber doch auch ferner dem Erzbischofe auf dem Wege Rechtens Rede zu stehen verpflichtet sein, sobald er es verlange; von den Laien sollten die Führer des Aufstandes, sowohl die in Pavia anwesenden, wie die in Mainz zurückgebliebenen, in das Exil gehen und dort bleiben, bis sie der Erzbischof zurückrufe, und nach ihrer Rückkehr sich einem gerichtlichen Verfahren unterwerfen, die anderen Aufständigen sollten die Strafe des Hundetragens gleich den Klerikern erleiden, den bischöflichen Palast herstellen und eine Entschädigung für Alles, was nicht wieder herbeigeschafft werden könne, dem Erzbischofe leisten.

Von den kaiserlichen Gesandten begleitet, kehrte der Erzbischof bald darauf nach Deutschland zurück. Um den 1. April 1160 langte er vor Mainz an und nahm seinen Sitz zu St. Alban, um hier die Bußacte der Mainzer zu erwarten. In der That ließen sich Viele zu denselben herbei, und die Autorität des Erzbischofs schien sich herzustellen. Aber doch zeigte sich Alles nach kurzer Zeit als Täuschung. Ohne Erlaubniß des Erzbischofs waren einige Verbannte in die Stadt zurückgekehrt, zuerst Reinbod von Bingen und Gottfried von Eppstein, dann auch die Söhne Meingots; noch immer gaben sie sich dabei den Anschein, als ob sie im Einverständniß mit dem Kaiser ständen. Kaum zurückgekehrt, hetzten sie aufs Neue zum Aufstand. Man griff wieder in der Stadt zu den Waffen, erbaute feste Thürme, sperrte die Straßen, vertheidigte die Häuser, erfüllte Alles mit Schmähungen gegen den Erzbischof und dessen tyrannisches Regiment.

Arnold sah ein, daß er mit seinen Hülfsmitteln der Stadt nicht

werde Herr werden können. Er wandte sich deshalb mit Hülfsgesuchen an Heinrich den Löwen und andere Fürsten. Der Herzog bot ihm gern die Hand und stand alsbald mit einem Heere bei Treisa in Hessen, während ihm Arnold nach der nahen Amöneburg entgegen ging und Mannschaften aus den hessischen und thüringischen Gegenden sammelte. Jetzt konnte er die Stadt zu seinem Willen zwingen; das Verderben der Aufständigen schien unaufhaltbar. Die Mainzer sahen das drohende Unwetter und schickten deshalb eine Gesandtschaft an den Erzbischof, erklärten ihm die Stadt auf Gnade oder Ungnade unterwerfen und ihm dafür durch Geiseln Bürgschaft stellen zu wollen. Unbegreiflicher Weise wußte die Gesandtschaft Arnold zu bewegen sich von seinen bewaffneten Bundesgenossen zu trennen und sich auf neue Unterhandlungen einzulassen. Mit einem mäßigen Gefolge begab er sich nach Bingen, um die Verhandlungen fortzusetzen.

Dem unglücklichen Manne war alle ruhige Ueberlegung verloren gegangen. Schon im Jahre 1158 hatte er ausgesprochen: es habe sich das prophetische Wort erfüllt, daß die Menschen undankbar und hochfahrend, wortbrüchig und falsche Schwörer, Verfolger der Kirchen und Schänder der christlichen Religion werden würden. In einer Schenkungsurkunde, die er damals zu Bingen für die Kirche St. Maria ad gradus ausstellte, bricht er in die Klage aus: „Durch unsere Sünden sind wir alle in solches Elend und solche Wirrsale gerathen, daß ich selbst, der ich das bischöfliche Amt, obwohl ohne mein Verdienst, bekleide, nicht mehr weiß, was ich thun und was ich hoffen soll. Nach Gottes gerechtem Gericht ist über uns die Trübsal gekommen, und unser Gebet wird in der Trübsal nicht erhört, weil wir unablässig Gott beleidigt haben."

In solcher Verwirrung traf eine neue Gesandtschaft der Mainzer den Erzbischof an. Sie bat ihn nach der Stadt zu kommen, um dort jede Genugthuung, die er verlange, zu empfangen. Arnold war schwach genug, wenigstens halb dem Verlangen seiner Feinde zu entsprechen. Er beschloß sich nach dem dicht vor den Mauern von Mainz, auf einer Anhöhe belegenen Kloster St. Jakob zu begeben. Gottfried, der Abt des Klosters, hatte früher zu seinen offenen Feinden gehört, ihn dann aber durch heuchlerische Zeichen einer Gesinnungsänderung zu gewinnen gewußt; unter dem Schutz dieses falschen Mannes hielt sich der Erzbischof für gesichert.

Am 23. Juni zog Arnold mit nur wenigen Getreuen in St. Jakob ein; der größere Theil seines Gefolges zerstreute sich und suchte sorglos in der Stadt ein Unterkommen. Die Aufständigen hatten erreicht, wonach sie zunächst getrachtet hatten: der Erzbischof war von dem Heere getrennt und in ihre Gewalt gegeben. Nichts anderes hatten sie jetzt im Sinne, als sich seiner ganz zu entledigen, ihn zu überfallen und zu tödten; der Abt von St. Jakob selbst soll sie zu dieser Frevelthat noch ermuthigt haben, sogar auf die Gefahr hin, daß sein Kloster dabei in Flammen aufginge.

Um Arnold in Sicherheit einzuwiegen, machten die Aufständigen noch an demselben Tage ihm Eröffnungen, daß sie am andern Tage ihm volle Genugthuung geben und ihm Geiseln nach seiner Auswahl stellen würden. Ueber die Herstellung des Friedens, die Buße, die Geiseln wurde bis in die Nacht und noch in der Nacht selbst unterhandelt. Nach der Messe am folgenden Festtage — es war das Fest St. Johannes des Täufers — berichteten ihm die Vertrauensmänner, welche die Unterhandlungen führten, daß zwar Geiseln bereit seien, aber nur Leute unreifen Alters und niederen Standes; dennoch riethen sie dem Erzbischofe sich damit zu begnügen, denn in der Stadt habe Alles wieder ein bedrohliches Ansehen gewonnen. Der Erzbischof gerieth in Zorn und rief aus: das seien nicht die Versprechungen, welche man ihm gemacht und beschworen, die Geiseln könne er nach seinem Gefallen auswählen, man wolle ihn und seine Kirche nur terrorisiren. Unter heftigen Klagen über die Falschheit der Mainzer erklärte er erst nach der Mahlzeit weiteren Bescheid geben zu wollen.

Nach dem Mahle, bei dem er noch den Wirth für die Unterhändler gemacht hatte, begab er sich zur Ruhe, wurde aber bald aus derselben aufgeschreckt. Man hörte in der Stadt das Schmettern von Hörnern und Trompeten, das Läuten der Sturmglocken; der Ruf ertönte: „Der Friede ist gebrochen!“ Von der Höhe des Klosters, wo man die ganze Stadt überblicken konnte, sah man bewaffnete Schaaren, von Meingots Söhnen geführt, heranstürmen. Auf den drei Wegen, die zum Kloster hinauf führten, rückten sie gegen dasselbe an; sie führten Fackeln, Pechkränze und Sturmleitern mit sich, um das Kloster zu berennen und in Brand zu stecken. Dudo von Selenhofen, des Erzbischofs Bruder, eilte zu demselben und beschwor ihn eiligst die Flucht zu ergreifen. Aber Arnold war nicht dazu zu bewegen, vielmehr gab er den Befehl,

das Kloster trotz der ganz unzureichenden Mannschaft, über die man verfügte, zu vertheidigen.

Wirklich gelang es einige Stunden den Sturm abzuwehren. Endlich wurde das Thor zum Klosterhofe gesprengt, einige hölzerne Anbaue am Thore und kleinere Pforten der Mauern wurden in Brand gesteckt. So gelang es den Aufständigen — es war schon gegen Abend — in den Hof einzudringen. Weitere Gegenwehr war jetzt vergeblich. Seine Getreuen beschworen den Erzbischof, der inzwischen eine Mönchskutte angelegt hatte, sich auf einen der Klosterthürme zu flüchten und dort einen Versteck zu suchen. Der Erzbischof stieg einen Thurm hinauf, aber die Flammen ergriffen bald auch den Thurm und zwangen ihn zur Rückkehr. Er erstieg dann die Treppe eines anderen Thurms und fand hier einen Versteck, während die Mordgesellen überall in und außer dem Kloster umherstürmten, um seine Spur zu finden. Ein Mainzer Ritter, dessen Pathe er war und dem er viele Wohlthaten erwiesen, kam zufällig in seine Nähe; ihm entdeckte er sich und bat ihn um Rettung. Der Ritter sagte, daß der Erzbischof nur in einer Rüstung werde gerettet werden können, daß er aber eine solche nur zu beschaffen vermöge, wenn er mit seinen Verwandten, den Söhnen Meingots, sich darüber beriethe; er versprach wiederzukommen, als er sich entfernte, aber er unterließ sein Versprechen zu halten.

Schon ergriffen die Flammen auch diesen Thurm, und der Erzbischof mußte aus seinem Verstecke weichen. Er schickte einen Mönch, der mit wenigen Klerikern noch bei ihm ausgehalten hatte, zu seinen Feinden und ließ ihnen erklären, er wolle sich ihnen ergeben, wenn man ihm nur das Leben verbürge. Als dieser Bote zu den Söhnen Meingots kam, wurde er mißhandelt und in Ketten gelegt. Bald darauf erschien Dudo von Selenhofen, der zuletzt noch allein bei dem Bruder ausgeharrt und sich auf dessen dringende Bitten endlich zur Unterwerfung entschlossen hatte, vor Embricho und übergab ihm sein Schwert. Aber der wilde Meingot stürmte herbei und stieß ihn nieder. Nur kurze Zeit darauf sollte der Erzbischof dem Bruder im Tode folgen.

Als der Qualm Arnold den längeren Aufenthalt im Thurme unmöglich gemacht hatte, war er die Treppe desselben herabgeschlichen und hatte sich, auf das Aeußerste erschöpft, an dem Eingange der Klosterkirche niedergelassen. Dichter Rauch verbarg ihn hier kurze Zeit

seinen Feinden. Als sich derselbe endlich verzog, erkannte ihn ein Ritter, mit Namen Helmger, der eben in die Kirche eindringen wollte, und rief alsbald seine Gesellen herbei; zugleich versetzte er ihm einen tödtlichen Hieb mit dem Schwerte in die Schläfe. Unverzüglich stürmten auch die Anderen herbei und zerfleischten ihr blutiges Opfer. Gräßlich entstellt, blieb die Leiche des Erzbischofs zunächst inmitten der Klosterruinen liegen, wurde dann auf die unwürdigste Weise in der Stadt umhergeschleppt, bis ihn am 26. Juni die Chorherren von St. Maria ad gradus in ihrer Kirche beisetzten.

Die Mainzer hatten ihren Zweck erreicht, den bitter gehaßten Erzbischof ermordet, aber sie wurden ihres Erfolges nicht froh. Bald fühlten sie die ganze Schwere der auf ihnen lastenden Schuld; sie empfanden, daß der Kaiser den Mord rächen würde, und sie kannten ihn zu gut, um nicht vor seiner Rache zu zittern. Sie betrieben deshalb die Wahl eines neuen Erzbischofs, der sie möglichst vor dem kaiserlichen Zorn schützen könne. Rudolf, der Bruder Bertholds von Zähringen, ein Schwager Heinrichs des Löwen und dem Kaiser selbst verwandt, ein Mann geistlichen Standes, schien das, wie kein anderer, leisten zu können; sie nöthigten deshalb den Klerus Rudolf zu wählen und vergaßen dabei ein dem Kaiser vor wenigen Jahren gegebenes Versprechen, keine Neuwahl ohne seine Gegenwart zu treffen. Rudolf nahm die Wahl an, obwohl sie von Männern getroffen war, die mehr oder weniger am Morde Arnolds betheiligt gewesen waren. Herzog Berthold wünschte lebhaft die Erhebung seines Bruders, in welcher er eine Entschädigung seines Hauses für manche Opfer, die er dem Kaiser gebracht hatte, sehen mochte. Er ging selbst nach Italien, um die Zustimmung des Kaisers zu gewinnen. Aber der Kaiser weigerte sich die Wahl Rudolfs anzuerkennen und verletzte dadurch Berthold auf das Empfindlichste; der Anlaß zu den bedenklichen Zerwürfnissen, welche in der nächsten Zeit die Staufer und Zähringer trennten, war gegeben.

Bald erhob sich auch ein anderer Widerstand gegen Rudolfs Wahl. Schon am 25. Juli 1160 hatten mehrere Erzbischöfe und Bischöfe, welche mit anderen Fürsten zur Berathung von Reichsangelegenheiten in Erfurt vereinigt waren, die Excommunication über die Mainzer ausgesprochen. Nicht allein, daß sie dann Rudolfs Wahl nicht anerkannten, sie schickten sich selbst an eine Gegenwahl zu bewirken. Erzbischof Hillin von Trier und die Mainzer Suffragane traten mit dem

Pfalzgrafen Konrad und Landgraf Ludwig von Thüringen, mit des Kaisers Bruder und Schwager, die wegen ihrer Mainzer Lehen an der Besetzung des Erzbisthums das unmittelbarste Interesse hatten, in Verbindung, und auf einem Tage zu Frankfurt am 29. October ließen sie von einigen Domherren den Propst Christian von Merseburg, seit Kurzem auch Propst von S. Maria ad gradus zu Mainz, zum Erzbischof wählen. Christian stammte aus einem angesehenen thüringischen Geschlecht*), stand noch in jungen Jahren, hatte aber bereits in Diensten des Kaisers und Papst Victors sich als ein gewandter Staatsmann bewährt.

Aber Rudolf verzweifelte deshalb noch nicht; er machte sich im Anfang des Jahres 1161 selbst auf den Weg zum Kaiser nach Italien. Um die Mittel zur Reise zu beschaffen, mußte er die Kleinodien des Kirchenschatzes angreifen. Aber überall fand er nur Abneigung gegen seine Wähler und gegen sich selbst. Wir haben berichtet, wie auf der Synode zu Lodi (Juni 1161) über Alle, welche an dem Morde Arnolds betheiligt gewesen waren, der Bann verhängt wurde, wie auch Rudolf selbst eine Kirchenstrafe traf**). Damit waren die letzten Hoffnungen des Zähringers auf den Mainzer Bischofsstuhl entschwunden. Aber auch die Wahl Christians erkannte der Kaiser nicht an. Er empfand keine Abneigung gegen die Person desselben, denn schon im nächsten Jahre erhob er Christian zu der einflußreichen Stellung eines Kanzlers***); vielmehr scheint er Anstoß daran genommen zu haben, daß auch diese Wahl in seiner Abwesenheit und ohne seine Genehmigung erfolgt war.

In seiner Gegenwart ließ dann der Kaiser von einigen angesehenen Mainzer Geistlichen, die über die Alpen gekommen waren, Konrad von Wittelsbach, den Bruder des Pfalzgrafen Otto, wählen und belehnte

*) Nach der gewöhnlichen Annahme aus dem Geschlecht der Grafen von Buch, doch ist diese Abstammung nicht sicher nachzuweisen. Christian war der Sohn einer Schwester des Grafen Friedrich von Beichlingen, der 1159 in Italien gestorben war.

**) Vergl. oben S. 269.

***) Die sämmtlichen Kanzleigeschäfte lagen, während der Kaiser in Italien war, wesentlich in den Händen Rainalds von Dassel; auch nachdem er als Erzbischof von Köln zum Erzkanzler Italiens erhoben war, behielt er diese Geschäfte zum Theil in der Hand. Als Kanzler wird vom August 1159 Udalrich genannt, auf den im November 1162 Christian folgte.

ihn dann sogleich mit den Regalien des Erzstifts*). Es waren am wenigsten kirchliche Motive, welche Friedrich bei der Erhebung dieses noch jungen Mannes auf den ersten Bischofsstuhl des deutschen Reiches bestimmten. Nur zu bald zeigte sich, daß Konrad nicht minder als Udalrich von Aquileja alexandrinische Gesinnungen hegte. Er war in der Salzburger Kirche erzogen worden und hatte dort die Stellung eines Domherrn gewonnen; er stand deshalb ganz unter dem Einflusse des Erzbischofs Eberhard. Aber das nahe Verhältniß seines Hauses zum Kaiser schien Bürgschaft für seine Treue zu bieten, und als ein Vortheil konnte es erscheinen, daß er als Fremder dem bisherigen Treiben in Mainz fern gestanden hatte. Auch durch seine Charakterfestigkeit, Thätigkeit und politische Begabung schien er ganz der Mann, das tief gesunkene Erzstift wieder aufzurichten. In der nächsten Zeit blieb er noch in der Nähe des Kaisers in Italien; der Einzug in seinen Bischofssitz ohne die schützende Hand Friedrichs mochte unmöglich erscheinen.

Auch Rudolf scheint nach der Synode von Lodi nicht mehr nach Mainz zurückgekehrt zu sein. Er wird sich zunächst zu seinem Bruder Berthold begeben haben; später ging er nach Frankreich, um sich die Gunst Papst Alexanders und König Ludwigs zu gewinnen. Er hoffte so noch die Herstellung in Mainz erreichen zu können; aber auch hierin fand er sich getäuscht und kehrte nach Deutschland zurück. Es gelang ihm hier einige Jahre später (1168) das Bisthum Lüttich zu gewinnen. In Mainz wurde er, da man durch seine Wahl die kaiserliche Gunst nicht erlangt hatte, bald genug vergessen.

Der Mainzer Aufstand, angefacht von einem Theil der Geistlichkeit und angesehenen Ministerialen, welche auch die untersten Klassen des Volks zu erhitzen gewußt hatten, war kläglich gescheitert. Man hatte gedacht das erzbischöfliche Joch abzuschütteln und eine freiere Stellung unter dem Kaiser zu gewinnen, aber man hatte nur die Rache auf das eigene Haupt beschworen. Das Erzbisthum, nach seiner kirchlichen und politischen Stellung das erste des deutschen Reichs, hatte an Achtung und Einfluß unendlich verloren; zugleich war der Stadt ihre Glorie genommen und sie ging dem schlimmsten Schicksale entgegen.

---

*) Ob Konrads Wahl und Investitur unmittelbar nach der Synode von Lodi oder erst einige Monate später erfolgte, läßt sich nicht feststellen.

Das Strafgericht, welches der Kaiser über die Mainzer verhängen mußte, stand noch drohend über ihren Häuptern.

Eingreifen Friedrichs in die deutschen Angelegenheiten.

Im Anfange des Jahres 1163 begab sich der Kaiser in die fränkischen Gegenden. Im Februar nahm er einen längeren Aufenthalt in Würzburg, wo sein Neffe Friedrich von Schwaben, sein Schwager Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach und außer Heinrich II. von Würzburg die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt und Cambray bei ihm waren. Im März verweilte er einige Tage in Nürnberg, wo auch der alte Welf an seinem Hofe erschien. Das Osterfest feierte er zu Worms (24. März).

Indessen hatte er einen großen Reichstag auf den 31. März nach Mainz berufen, wo die Stadt für ihre Frevelthaten gezüchtigt werden sollte. In Mainz sah man dem Tage in der verzweifeltsten Stimmung entgegen. Die Führer des Aufstandes und die am Morde Arnolds besonders Betheiligten waren entflohen. Todtenstille herrschte in der öden Stadt. Niemand dachte an Widerstand, Alle an den Zorn des Kaisers.

Der Reichstag wurde am 7. April eröffnet und war zahlreich besucht. Wir wissen, daß außer dem erwählten Erzbischof Konrad die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Brixen, Lüttich, Utrecht und Münster gegenwärtig waren; unter den weltlichen Fürsten werden Herzog Heinrich der Löwe, Pfalzgraf Konrad, Landgraf Ludwig und Markgraf Albrecht der Bär genannt. Die versammelten Fürsten forderten Alle vor ihr Gericht, die an dem Morde Arnolds Antheil gehabt hatten. Aber der Mörder konnte man nicht habhaft werden; nur Einer, Brunger genannt, fiel in die Hand der Richter und büßte seine Schuld mit dem Tode. Gegen die Flüchtigen wurde die Strafe ewiger Verbannung ausgesprochen, ihr Vermögen eingezogen, ihre Häuser niedergerissen. Auch die Mönche von St. Jakob wurden zur Verantwortung gezogen. Der Abt Gottfried, der sich nicht zu rechtfertigen vermochte, wurde seiner Würde entsetzt und verbannt, die Mönche ergriffen meist die Flucht, und den Rest derselben ließ man ruhig abziehen. Am empfindlichsten aber waren die

Strafen, welche die Stadt und die Einwohnerschaft in ihrer Gesammtheit trafen. Alle ihre Privilegien wurden für aufgehoben erklärt, die Stadtgräben zum großen Theil ausgefüllt, die Mauer fast ganz niedergerissen *). Mainz war so ein offener Platz, und man meinte deshalb, daß es nicht mehr als Stadt gerechnet werden könne. Mehr als je war es in die Hand des Erzbischofs gegeben, der jetzt wieder in seinem Palast sich einrichtete. Bald mußte er freilich dem Kaiser wieder nach Italien folgen, und abermals wurden die Kleinodien der Mainzer Kirche angegriffen, um die Ausrüstung zu ermöglichen.

Man hat schon zu jener Zeit das Schicksal der Stadt Mainz der Zerstörung Mailands an die Seite gestellt, und der Vergleichungspunkte ergaben sich manche auch auf den flüchtigsten Blick. Aber doch ist die Strafe für das deutsche Mainz nicht so hart gewesen, wie jene, welche die Hauptstadt der Lombarden getroffen hatte. Die Einwohnerschaft von Mainz wurde mindestens nicht auseinander gerissen und blieb an ihrem alten Sitze. Waren auch Ruinen in und um Mainz, die Stadt selbst blieb doch im Wesentlichen erhalten.

Fast während des ganzen April verweilte Friedrich in Mainz; auch noch in den nächsten Monaten hielt er sich in den linksrheinischen Gegenden auf. Erst in dieser Zeit gelang es ihm, den Landfrieden im Elsaß völlig herzustellen. Am 8. Juli finden wir ihn wieder zu Selz, wo an seinem Hofe auch wieder Berthold von Zähringen erschien. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er bereits damals den höchlich erbitterten Fürsten zu beschwichtigen gewußt hatte; daß dies und wie es geschehen ist, wird freilich nirgends berichtet. Am 25. Juli war der Kaiser zu Worms und kehrte gleich darauf über den Rhein zurück; am 3. August hielt er sich zu Frankfurt auf.

Auf die nächste Zeit hatte der Kaiser zahlreiche Fürsten zu einem Hoftage nach Nürnberg berufen. Auch Papst Alexander hatte zu diesem Tage eine Gesandtschaft geschickt, um dem Kaiser Friedensanerbietungen zu machen.

Seit König Ludwig mit dem Kaiser gebrochen, hatte Alexander nicht geringe Erfolge gewonnen. Schon im December 1162 hatte er beschlossen ein allgemeines Concil zu berufen, um auf demselben seine Macht der Welt zu zeigen; es sollte in Tours sich versammeln, wo

*) Erst im Jahre 1200 wurde die Mauer hergestellt.

der Papst sich damals aufhielt. Im Anfange des Jahres 1163 war er dann nach Paris gegangen, wo man ihn mit Ehren überhäufte; von hier aus erließ er um Ostern die Einladungsschreiben zu dem Concil, welches in der Woche nach Pfingsten eröffnet werden sollte. Das Erscheinen des französischen Klerus stand außer Frage. König Heinrich, der nach vierjährigem Aufenthalte auf dem Festlande erst vor Kurzem nach England zurückgekehrt war, machte erst allerdings Schwierigkeiten dem englischen Klerus den Besuch des Concils zu gestatten, aber diese Schwierigkeiten wurden glücklich beseitigt. So hatte die Einladung den günstigsten Erfolg. Als der Papst nach Tours zurückkehrte, um das Concil zu eröffnen, fand er dort eine überaus stattliche Versammlung; man will 17 Cardinäle, 125 Erzbischöfe und Bischöfe, 414 Aebte und Pröpste in ihr gezählt haben. Der französische Episcopat war fast vollständig zugegen; die beiden englischen Erzbischöfe hatten sich mit mehreren ihrer Suffragane eingestellt; viele Kirchen Spaniens, Schottlands und Irlands waren vertreten; auch Italien sah man stattlich repräsentirt. Selbst mehrere deutsche Bischöfe hatten im Geheimen Botschaft geschickt und ihre Unterwerfung dem Papste versprochen.

Eine Anzahl von Kanones des Concils sind bekannt; sie richten sich gegen simonistische Schäden der Kirche, gegen den Wucher der Geistlichkeit, gegen die Veräußerung von Kirchen und Kirchengut an Laien, gegen die von Toulouse aus über Südfrankreich verbreiteten ketzerischen Secten, gegen die Mönche, welche den Klöstern entliefen, um medicinische oder juristische Studien zu treiben, u. s. w. Diese Bestimmungen sind meist weder neu, noch von großer Bedeutung. Wichtiger war die Stellung, welche das Concil in Bezug auf die Kirchenspaltung nahm. Da sprach nun Bischof Arnulf von Lisieur, ein kluger und in die Weltverhältnisse sich fügender Normanne*), gleich in der Einleitungsrede aus, daß Einheit und Freiheit die wesentlichsten Lebensbedingnisse der Kirche seien, diese aber sich nur bei denen fänden, welche Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkennten; um so mehr sei zu beklagen, daß sich Kaiser Friedrich, ein durch so viele glänzende Eigenschaften ausgezeichneter Fürst, von der Kirche ausschließe, doch bestehe die Hoffnung, daß er sich noch bekehren werde,

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

schon aus Dankbarkeit gegen die römische Kirche, welche ihm und seinen Vorfahren die Kaiserkrone verliehen habe.

Offenbar wollte man die Person des Kaisers auf dem Concil schonend behandeln. Dagegen ging man mit Octavian um so schärfer in das Gericht. In längerer Rede sprach der Papst selbst über die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Wahl, über die frevelhafte Anmaßung der päpstlichen Würde durch seinen Widersacher, und diese Rede fand die allgemeinste Zustimmung. Alle Ordinationen des Octavian und anderer Schismatiker wurden darauf für ungültig erklärt und am Schluß des Concils das Anathem über Octavian und seine Anhänger aufs Neue ausgesprochen, namentlich wurde auch gegen Rainald von Köln und Abt Hugo von Cluny, der sich damals im Exil bei Friedrich befand, der Bann verhängt. Das über den Kaiser verhängte Anathem hat man, wie es scheint, nicht besonders erneuert.

Alexander blieb nach dem Concil noch einige Zeit zu Tours und begab sich dann nach Kloster Déols zurück. Da ihm die Könige von Frankreich und England die Wahl der Residenz freistellten, wählte er für die Folge Sens zu seinem dauernden Aufenthaltsorte. Sein Verhalten gegen den Kaiser war seit den Vorgängen an der Saône-Brücke immer das gleiche geblieben: er suchte seinen Anhang in Deutschland, besonders durch Eberhard von Salzburg, zu verstärken, zugleich aber durch friedliche Anerbietungen den Kaiser zu gewinnen. In dem Sinne hatte er bereits am 18. September an Erzbischof Eberhard geschrieben*), dann am 28. Februar 1163 ein Schreiben an die Deutschen erlassen, in welchem er ihnen anzeigte, daß er den Erzbischof von Salzburg zur Bekämpfung des Schisma als seinen Legaten für Dentschland bestellt habe. Als sich Eberhard dann mit Hartmann von Brixen im März 1163 nach Mainz begab, wird er Nichts unterlassen haben, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wir wissen, daß Eberhard nicht nur bei Konrad von Mainz, seinem Zögling, sondern auch beim Kaiser selbst die ehrenvollste Aufnahme fand, und diese mag neue Hoffnungen bei ihm und Alexander erregt haben. So erklärt es sich leicht, daß der Letztere jetzt nach Nürnberg eine eigene Friedensgesandtschaft an den Kaiser abordnete.

Die Gesandten des Papstes waren der im Exil lebende, früher

*) Vergl. oben S. 346.

dem Kaiser nahe stehende Bischof Petrus von Pavia, der Bischof Heinrich von Troyes, der Cardinaldiakon Oddo von Brescia und der Magister Roland. Der Kaiser empfing die Gesandtschaft nicht sogleich, sondern sandte einige Fürsten ab, um sie über den Zweck ihres Kommens zu befragen. Die Gesandten erklärten Anfangs, daß sie ihre Botschaft nur an den Kaiser selbst auszurichten hätten, ließen sich aber endlich doch zu der Eröffnung herbei: der Zweck ihrer Gesandtschaft sei, den Kaiser zur Einheit der Kirche und zum Frieden mit derselben zurückzuführen, die römische Kirche von der Anschuldigung einer Conspiration mit dem Könige von Sicilien gegen den Kaiser zu rechtfertigen und darzuthun, daß Alexander allein kanonisch erwählt, Octavian aber ein offenbarer Eindringling und zur Bekleidung der päpstlichen Würde völlig unfähig sei. Diese Eröffnungen erregten bei dem Kaiser und den um ihn versammelten Fürsten lebhaften Unwillen, und man beschloß die Gesandten nicht zu hören. Der Cardinal Oddo und der Magister Roland mußten sogleich die Rückreise antreten.

Nach dem Wunsche des Kaisers blieben jedoch die Bischöfe von Pavia und Troyes noch zwei Tage zurück; er verkehrte freundlich mit ihnen und theilte ihnen endlich Vorschläge zur Beseitigung des Schisma mit, die ohne Zweifel auch die Billigung der anwesenden Fürsten gefunden hatten. Danach sollten, wenn sich die alexandrinische Partei einem Gericht unterwerfen wolle, aus der gesammten Kirche zwei Würdenträger, die bisher noch keine Partei ergriffen hätten, bestimmt werden und diese dann sieben andere — Italiener oder Deutsche — als Richter erwählen, alle Anhänger Alexanders aber sollten schwören, daß das Urtheil, welches nach sorgfältiger Untersuchung der Sache von den Sieben gefunden und von den Zweien ausgesprochen würde, ob es nun für den einen oder den anderen oder für keinen der beiden Päpste günstig ausfiele, seine Gültigkeit behalte. Nicht mit Unrecht zweifelte man daran, daß die Partei Alexanders sich einer richterlichen Entscheidung unterwerfen werde. Auch der Kaiser wird auf diese Unterhandlungen keine großen Hoffnungen gesetzt haben. Dennoch war es ein bedeutsamer Schritt, den er that; er konnte die Alexandriner mit neuen Hoffnungen, Victor und seinen nächsten Anhang mit Befürchtungen erfüllen.

Nichts beschäftigte damals den Kaiser mehr als der große Fürstenbund, der sich, wie wir wissen, zu jener Zeit gegen Heinrich den Löwen zu

bilden anfing. Ein innerer Krieg voll namenlosen Elends konnte aus demselben erwachsen; um so gefährlicher, als man vor einem Angriff Frankreichs noch keinen Augenblick sicher war und der Kaiser selbst möglichst bald nach Italien zurückkehren wollte, um die Waffen gegen den Sicilier zu ergreifen. Man befürchtete, daß der sächsische Pfalzgraf Adalbert, Albrecht der Bär, der Landgraf von Thüringen und Bischof Udo von Naumburg demnächst Heinrich den Löwen angreifen und dann auch der Böhmenkönig, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Steiermark und Herzog Welf in dessen oberdeutsche Besitzungen einfallen würden. Der Kaiser versuchte Alles, um zu hindern, daß sich die verderbliche Kette nicht um seinen Vetter schloß, und es gelang ihm um die Zeit des Nürnberger Tages, den Böhmenkönig und Welf von einer Verbindung mit den sächsisch-thüringischen Fürsten abzubringen; man glaubte, daß auch der Herzog von Oesterreich und der Markgraf von Steiermark von dem Kaiser gewonnen seien, und man täuschte sich darin nicht. Den Uebrigen würde, meinte man, Heinrichs Macht gewachsen sein. Ob sie es war, ist nicht ermittelt worden, denn es kam gar nicht zum Ausbruch des Kampfes; sei es, daß die sächsisch-thüringischen Verbündeten sich, nachdem ihre Erwartungen auf eine Erhebung gegen Heinrich im oberen Deutschland vereitelt waren, für zu schwach zum Angriff hielten, sei es, daß der Kaiser, was wahrscheinlicher ist, auch sie von einem Landfriedensbruch abzuhalten vermochte.

Um die Zeit des Nürnberger Tages kam auch mit Polen ein Friede zu Stande. Boleslaw bequemte sich endlich, den im Jahre 1157 eingegangenen Verpflichtungen*) nachzukommen. Sein Bruder Wladislaw war inzwischen im Exil in Deutschland gestorben (1159); im Kloster Pegau hat er sein Grab gefunden. Auch Wladislaws Gemahlin, die babenbergische Agnes, scheint damals nicht mehr unter den Lebenden geweilt zu haben; sie ist in Altenburg gestorben und im Kloster Pforta begraben worden. Aber es lebten drei aus dieser Ehe hervorgegangene Söhne: Boleslaw, welcher dem Kaiser Kriegsdienste in Italien geleistet hatte, Mesco und Konrad; der Letztere, damals noch ein Knabe, wurde in einem deutschen Kloster erzogen. Dieser seiner Vettern nahm sich der Kaiser an und erwirkte ihnen Anerken-

---

*) Vergl. S. 118.

nung ihrer Ansprüche auf einen Theil des polnischen Reichs. Schlesien wurde ihnen zugewiesen; Boleslaw erhielt die Hauptmasse des Landes, Mesco das Herzogthum Ratibor. Einige schlesische Städte behielt sich Boleslaw in Schlesien vor, wie denn auch das ganze Land noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem polnischen Reiche verblieb. Ob dem so war, gewann Schlesien doch unter eigenen Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten fortan eine selbstständigere Entwickelung, und es ist nicht ohne Nachwirkung geblieben, daß unter deutschem Einfluß damals die Nachkommen Wladislaws das Land erhielten. Bald haben deutsche Colonisten und deutsche Rechtsordnungen in Schlesien Eingang gefunden und allmählich dort die Oberhand über das slawische Wesen gewonnen.

Bei dem polnischen Frieden können König Wladislaw von Böhmen und Herzog Heinrich von Oesterreich nicht unbetheiligt gewesen sein, sie hatten für ihre Neffen aus dem Geschlecht der Piasten ein noch näheres Interesse als der Kaiser selbst. Beide waren ihm bereits durch die Dienste, welche sie ihm in Italien geleistet, näher getreten, die polnische Sache mußte sie ihm noch enger verbinden, und das Einverständniß mit ihnen war ihm auch für die Ordnung der immer noch unklaren Verhältnisse Ungarns von Bedeutung.

Stephan IV., der nach dem Tode seines Bruders Ladislaw (14. Januar 1162) die Krone an sich gerissen, hatte bald die allgemeinste Mißstimmung gegen sich erregt. Man mißtraute ihm als dem Gemahl einer griechischen Fürstin; mit Besorgniß sah man auf das griechische Heer, welches er zu seinem Schutze herbeirief, und er wurde genöthigt es zu entlassen; das Maß des Unwillens wurde endlich voll, als er Semlin und Sirmien, welches die Ungarn in blutigen Kämpfen bisher behauptet hatten, Kaiser Manuel überließ. Viele wandten sich jetzt wieder Stephan III.*), dem Sohne Geisas, zu; der junge Fürst ergriff die Waffen gegen seinen Oheim, und es genügte eine Niederlage (19. Juni 1162), um dessen Thron zu stürzen. Der vertriebene König flüchtete zu Kaiser Manuel, den er zu Sardica antraf, und der sofort mit einem Heere bis Belgrad vorrückte. Aber der Kaiser begab sich des Krieges, noch ehe die Schwerter gezückt waren, und zog es vor, mit dem jungen Stephan ein Abkommen zu treffen.

*) Vergl. S. 271.

Er erbot sich Bela, dem Bruder König Stephans, seine eigene Tochter Maria zur Ehe zu geben und diesem, da er selbst bisher ohne männliche Nachkommenschaft war, auch die Nachfolge im griechischen Reiche zu sichern. Das Verlöbniß fand statt, und der junge Bela wurde darauf nach Constantinopel gesandt, wo er den Namen Alexius III. erhielt. Aber als Manuel von dem jungen König als das Erbtheil seines Bruders Dalmatien beanspruchte, entspann sich aus der jungen Freundschaft sogleich bittere Feindschaft, und diese benutzte der vertriebene Stephan, um sich im Anfange des Jahres 1163 abermals im südlichen Ungarn festzusetzen.

In den inneren Zerwürfnissen des Landes wandten alle Parteien ihren Blick auch auf Kaiser Friedrich. Es erschienen vor ihm Gesandte des jungen Königs, wie Gesandte seines Oheims. Schon gab es Manche im Lande, welche, der inneren Kämpfe unter den Nachkommen Arpads müde, sich lieber der deutschen Herrschaft unterwerfen wollten, und auch sie schickten Gesandte an Friedrich. Der Augenblick wäre günstig gewesen, um die Pläne auszuführen, mit welchen sich der Kaiser vor elf Jahren zur Unterwerfung Ungarns getragen hatte *). Man sprach schon von einer Fahrt des Kaisers gegen die Ungarn, und das Gerücht davon erfüllte Papst Alexander mit nicht geringer Besorgniß. Denn Lucas Banfy, Erzbischof von Gran, ein überaus eifriger Mann, der in Paris seine Studien gemacht, hatte bis dahin den größeren Theil der ungarischen Kirche in Alexanders Obedienz erhalten, und es drohte der Abfall, sobald der Kaiser sich in dem Lande zeigen sollte. Deshalb erließ Alexander am 29. Mai 1163 ein Schreiben an Eberhard von Salzburg, worin er ihn aufforderte dem Zuge des Kaisers nach Ungarn auf alle Weise entgegenzutreten und auch Erzbischof Lucas anzuweisen ihm gleichen Widerstand zu bereiten.

Aber die Sorgen Alexanders waren eitel. Dem Kaiser, mit neuen Unternehmungen in Italien umgehend, lag es fern, sich jetzt in die Wirren Ungarns zu mischen. Er entschloß sich die Entscheidung der Thronstreitigkeiten in diesem Reiche dem Böhmenkönige, dem Herzoge von Oesterreich und dem Markgrafen von Steiermark zu übertragen; vielleicht sah er hierin zugleich das beste Mittel, sie von dem Bunde gegen Heinrich den Löwen abzuziehen. Er sandte an jene Fürsten den

*) Vergl. S. 13.

Protonotar Heinrich, einen seiner ältesten und einflußreichsten Räthe, den er schon früher mit einer Gesandtschaft nach Constantinopel betraut hatte, und den ihm vertrauten Grafen Heinrich von Diez*), damit sie gemeinschaftlich beriethen, was in Bezug auf Ungarn zu thun sei; ihren Beschlüssen sagte er zugleich seine unbedingte Genehmigung zu.

Wir kennen die Beschlüsse nicht, welche die genannten Fürsten mit den Gesandten des Kaisers gefaßt haben; nur soviel ist klar, daß man von einem unmittelbaren Eingreifen in die ungarischen Angelegenheiten vorläufig Abstand nahm, dagegen sich mehr geneigt zeigte den jungen König als seinen Oheim zu unterstützen. Nicht lange nachher ging der Böhmenkönig, dessen ältester Sohn Friedrich schon seit Jahren mit Elisabeth, einer Schwester des jungen Ungarnkönigs, vermählt war, ein Schutzbündniß mit diesem und dessen Mutter ein und versprach ihnen erforderlichen Falls auch mit den Waffen ihr Reich gegen Angriffe zu vertheidigen: zur Befestigung des Bündnisses vermählte der Böhmenkönig damals seinen zweiten Sohn Swatopluk einer jüngeren Schwester Stephans III. Erst durch den Bund mit Böhmen ist die Herrschaft dieses jungen Königs dauernd gesichert worden.

Die Gedanken des Kaisers waren längst wieder auf Italien gerichtet. Er ging dort neuen Kämpfen entgegen, aber wir hören nicht, daß er auch nur den Versuch gemacht habe, ein deutsches Heer aufzubieten, welches ihm über die Alpen folge. Wir wissen, wie wenig die Fürsten schon früher einem Zuge nach Apulien geneigt waren, und die inneren, wie die äußeren Verhältnisse des Reichs, wie sie jetzt lagen, mochten ihnen am wenigsten eine lange Entfernung vom Hause wünschenswerth erscheinen lassen. Nicht einmal des Kaisers nächste Verwandten — Pfalzgraf Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen — waren gewillt ihn nach Italien aufs Neue zu begleiten; nur sehr wenige Fürsten, wie Erzbischof Konrad von Mainz, entschlossen sich nothgedrungen zur Reise, und auch sie rüsteten nur ein geringes Gefolge zu derselben aus. Aber der Kaiser war, nachdem er die Grenzen gegen Frankreich geschützt und den Landfrieden gesichert hatte, nicht mehr zurückzuhalten. Am 22. September

*) Heinrich von Diez, welchen der Kaiser in der Folge noch vielfach in wichtigen Geschäften benutzte, nannte sich nach einer seiner Burgen an der Lahn, um welchen Fluß die Hauptbesitzungen seines Geschlechts lagen; nach dem Aussterben desselben kamen die meisten Güter an die Grafen von Nassau-Dillenburg.

wollte er noch zu Augsburg mit mehreren Fürsten, die er dorthin beschieden, einen Hoftag halten, dann aber sogleich nach Italien aufbrechen.

11.

Wachsende Hindernisse in Italien.

Vorbereitungen zum Kriege gegen Sicilien.

Während der Kaiser in Deutschland verweilte, hatte die Leitung der Angelegenheiten Italiens wesentlich in den Händen des Erzbischofs Rainald von Köln geruht, der bald nach dem Tage von St. Jean-de-Losne nach der Lombardei zurückgekehrt war. Rainald war mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet worden und machte diese zuerst in den Städten der Veroneser Mark, dann in der Lombardei geltend. Er hielt Gerichtstage und Landtage, übte im Namen des Kaisers das höchste Gericht, gab bei streitigen Wahlen der Bischöfe und Aebte die Entscheidung, setzte alexandrinische Bischöfe ab und ließ an ihrer Stelle Anhänger Victors wählen. Mit den Städten schloß er Verträge ab, die ihre Verhältnisse zum Kaiser regelten und ihre regelmäßigen Leistungen bestimmten, wie auch das Fodrum, welches sie zum apulischen Kriege zu zahlen hatten. Am 22. November 1162 war er in Piacenza und ließ hier in öffentlicher Versammlung verkündigen, daß fortan die gesetzlichen Zahlungen in der kaiserlichen Münze, die man in der Lombardei zu schlagen angefangen hatte, erfolgen müßten, wovon die nothwendige Folge war, daß die Münze von Piacenza tief im Werthe sank.

Ein kaiserlich gesinnter Lombarde rühmt Rainalds Thätigkeit, welche die Städte und Großen zur Liebe und Anhänglichkeit an den Kaiser bewogen habe, aber die Folge zeigte, daß diese Liebe mehr Furcht, die Anhänglichkeit nicht probehaltig war. Jedenfalls hielt Rainald mit starker Hand die kaiserliche Autorität auf dem lombardischen Boden aufrecht, den er nicht vor Ende des Jahres verließ, nicht eher als bis Bischof Hermann von Verden als kaiserlicher Vicar dort ein-

getroffen war. Hermann, längst mit allen Angelegenheiten Italiens vertraut, übte die ihm übertragene Macht mit vieler Umsicht und der ihm eigenen Milde. Er residirte bald in Lodi, bald in anderen Städten der Lombardei und der Mark von Verona; besonders waren von ihm die richterlichen Geschäfte im Namen des Kaisers zu führen.

Rainald begab sich nach Tuscien, um die bereits früher von ihm begonnene Organisation dieses Landes*) im kaiserlichen Interesse durchzuführen, wobei er besonders auf die Unterstützung Pisas rechnete. Die Pisaner hatten treu an dem Bunde mit dem Kaiser gehalten, obwohl sie schwere Verluste dadurch erlitten. König Wilhelm von Sicilien hatte schon im October 1162 alle Pisaner, welche er in seinem Gebiete fand, gefangen nehmen lassen und ihre Habe mit Beschlag belegt, auch ein pisanisches Schiff auf der Fahrt von Constantinopel angehalten. Die Pisaner waren aber dadurch in ihren Rüstungen für Friedrich nicht beirrt worden; schon hatten sie 13 Galeeren für seinen Dienst fertig gestellt und andere wurden in der nächsten Zeit gebaut.

Am 31. März 1163 kam Rainald nach Pisa und wurde sehr ehrenvoll empfangen. Die Stadt zeigte nichts als Ergebenheit gegen den Kaiser, und in Begleitung mehrerer Pisaner setzte der Erzbischof seinen weiteren Umzug durch Tuscien fort. Lucca, Florenz und alle Städte, die er besuchte, beschworen den Befehlen des Kaisers und seines Gesandten Folge zu leisten; zugleich gaben sie willig die ihnen auferlegten Steuern. Eine sehr bedeutende Summe brachte Rainald in Bälde zusammen. Kein Markgraf und kein kaiserlicher Gesandter, sagt ein Pisaner jener Zeit, habe je zuvor in gleicher Weise die Städte Italiens geschatzt und dem Reiche unterthänig gemacht. Rainald dehnte seinen Umzug auch nach dem Herzogthum Spoleto, der Mark von Ancona und nach der Romagna aus. Von den Verträgen, die er damals für das Reich abschloß, ist uns der mit der Stadt Gubbio erhalten. Sie hatte nach demselben für das laufende Jahr als Fodrum für den apulischen Krieg 100 Pfunde in der Münze von Lucca oder Pisa zu zahlen, für die folgenden Jahre nur 60 Pfunde, wofern nicht ein besonderes Fodrum ausgeschrieben würde; die Zahlung solle am Martinstage zu S. Miniato, oder wo es sonst der Kaiser befehle, erfolgen. In dem großen Gefolge des Erzbischofs waren damals auch Pfalzgraf Otto von Wit-

*) Vergl. S. 322. 323.

telsbach*), der Burggraf Burchard von Magdeburg und Arnold von Dorstadt, der Podestà von Piacenza.

Nach diesem Umzuge kehrte Rainald am 20. September nach Pisa zurück**), und feierte dort im Dome ein glänzendes Dankfest für die glücklichen Erfolge, welche ihm Gott beschieden. Und allerdings war ihm nicht Geringes gelungen; der Kaiser selbst hat ihm alsbald nachgerühmt, daß er die vernachlässigten Reichsrechte in Tuscien gesetzlich und rechtlich hergestellt und sich dadurch die größten Verdienste erworben habe. Rainald erkannte willig die Hülfe an, welche ihm dabei seine pisanischen Begleiter geleistet hatten und belohnte sie durch reiche Geschenke. Auch die Stadt Pisa hatte inzwischen die Gunst der Umstände benutzt, um ihre Herrschaft in ihrer unmittelbaren Nähe zu befestigen. Die Burg Peccioli in der Val d'Era hatte ihnen seit langer Zeit viele Widerwärtigkeiten bereitet. Im Juni waren sie ausgezogen und hatten nicht nur diese starke Burg, sondern auch alle anderen Festen in der Umgegend in ihre Gewalt gebracht, so daß sie ihr Gebiet bis zur Grafschaft von Volterra ausbreiteten.

Von Pisa begab sich Rainald nach Sarzana, wo er einen Landtag mit den Consuln der tuscischen Städte hielt und sie aufforderte sich demnächst nach Lodi zu begeben, um dort die Befehle des Kaisers zu empfangen. Auch er selbst kehrte dann nach der Lombardei zurück; nicht als der Letzte wollte er dem Kaiser begegnen.

Im October 1163 erschien Friedrich selbst wieder in der Lombardei und nahm alsbald seinen Weg nach Lodi. Am 29. October kam er, von seiner Gemahlin begleitet, hier an und bezog die neue Pfalz. In seiner Umgebung befanden sich Konrad von Wittelsbach, der erwähnte Erzbischof von Mainz, der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Rainald von Köln, Bischof Hermann von Verden, der Abt Hermann von Hersfeld, der vertriebene Abt Hugo von Cluny, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Graf Gebhard von Leuchtenberg, Markward von Grumbach, Konrad von Ballhausen und einige andere deutsche Herren. Man sah dort auch den jungen Welf, der nach

*) Otto von Wittelsbach war später, als Rainald, nach Italien zurückgekehrt; er erscheint noch als Zeuge in einer am 23. Februar 1163 zu Würzburg ausgestellten Urkunde.

**) Auf der Rückkehr verweilte Rainald in den Tagen vom 3. bis 9. September zu Arezzo. Ficker, Forschungen IV. p. 174.

mehrjährigem Aufenthalt in Italien eben damals vom Vater nach der Heimat zurückgerufen wurde. Am 2. November erschien Papst Victor mit seinen Cardinälen am kaiserlichen Hoflager, und man benutzte seine Gegenwart zu einer großen kirchlichen Feierlichkeit, zur Uebertragung der Gebeine des heiligen Märtyrers Bassianus von Alt-Lodi nach der neuen Stadt. Der Papst, der Kaiser, der Patriarch, der Abt von Cluny mit mehreren Erzbischöfen und Bischöfen trugen die Reliquien auf ihren Schultern aus dem Dome der alten Stadt, von anderen Klerikern und Laien wurde die heilige Last dann bis an die Thore des neuen Lodi gebracht (4. November). Man ging hier auch sogleich an den Bau eines würdigen Doms, zu dem der Kaiser selbst 50 Pfund, die Kaiserin 5 Pfund beisteuerte.

Wichtiger als diese religiösen Ceremonien waren die weltlichen Geschäfte, die in den nächsten Tagen verhandelt wurden. Es waren nach Lodi alle Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane und Valvassoren Italiens, wie Gesandte aller freien Städte beschieden worden. Sie stellten sich zahlreich ein, und inmitten einer stattlichen Reichsversammlung erledigte der Kaiser die wichtigsten Angelegenheiten Italiens. Die Anordnungen Rainalds wurden bestätigt. Treue Dienste erhielten ihren Lohn; so wird Otto von Wittelsbach damals die wichtige Burg Garda, nachdem sie nicht lange zuvor in die Gewalt der Kaiserlichen gefallen war, zu Lehen erhalten haben. Vor Allem aber wurde mit den Gesandten Pisas und Genuas der Termin zur Eröffnung des Kriegs gegen Sicilien bestimmt. Am 1. Mai, beschloß man, sollten die Flotten der beiden Städte auslaufen; vereint stellten sie sich in den Dienst des Kaisers, welcher die Entscheidung ihres früheren Haders durch die Verlängerung des Waffenstillstandes abermals hinausgeschoben hatte. Vor allen anwesenden Rittern Italiens ließ sich der Kaiser zugleich einen Eid schwören, daß sie ihm in den Krieg gegen Apulien und Sicilien folgen würden. Am 14. November kehrten die pisanischen Gesandten nach ihrer Stadt zurück und verkündigten dort, daß der Anfang des Kriegs auf den 1. Mai festgesetzt sei; sie forderten das Volk auf, sich bis dahin zum Auszug bereit zu halten. Das Gleiche wird in Genua geschehen sein, wo man ebenfalls bis dahin unablässig Rüstungen betrieben hatte.

Am 16. November verließ der Kaiser Lodi, um sich nach Pavia zu begeben. Noch lebte hier der alte Haß gegen Tortona; man be-

stürmte den Kaiser die Zerstörung der von den Mailändern hergestellten Stadt zu erlauben. Friedrich gewährte die grausame Gunst und empfing zum Dank dafür eine große Summe Geldes. Am 24. November erklärte er in einer öffentlichen Versammlung den Pavesen, daß sie Tortona nach ihrem Gefallen zerstören möchten, und in kurzer Zeit wurde die Stadt aufs Neue dem Erdboden gleich gemacht.

Der Kaiser ging darauf von Pavia nach Monza und besah auf dem Wege die im Bau begriffene Burg zu Landriano. Als er am 3. December nach Vigentino kam, nahte sich ihm eine klägliche Schaar von Männern und Weibern vertriebener Mailänder, die bei Noceta angesiedelt waren; obwohl es stark regnete, warfen sie sich in den Koth vor ihm zu Füßen und beschworen ihn, daß er sich ihres Elends erbarmen möge. Der Kaiser ließ sich in der Fortsetzung seiner Reise durch ihr Jammergeschrei nicht behindern, befahl aber Rainald zurückzubleiben, um ihre Klagen zu hören. Der Erzbischof erklärte ihnen dann: einige Abgeordnete von ihnen sollten am anderen Tage sich in Monza einfinden, um die Entschließungen des Kaisers zu vernehmen.

Ohne Frage war die Lage der Mailänder eine überaus klägliche. War ihnen auch das Leben geschenkt und hatte man ihnen Wohnsitze um die Stadt angewiesen, sie wurden doch wie eine rechtlose Masse behandelt, über deren Habe und Gut man nach Belieben verfügen könne. Wohl waren ihnen noch Reste ihres früheren Reichthums geblieben, aber sie litten unter dem unerträglichen Drucke einer Steuerknechtschaft, die sie in der Erinnerung an ihre frühere Herrschaft nur um so schwerer trugen.

Bischof Heinrich von Lüttich, welcher dem Kaiser nach Burgund und Deutschland gefolgt war, hatte als seinen Stellvertreter im Mailändischen einen gewissen Petrus von Comino zurückgelassen, der sich, obwohl wahrscheinlich selbst ein Mailänder, sehr erfinderisch in Erpressungen erwies. Noch waren hundert von den Mailänder Geiseln in den Händen des Kaisers, der sie zu Pavia aufbewahren ließ und zugestanden hatte, daß sie monatlich durch andere abgelöst werden könnten; Petrus verweigerte nun, wenn er nicht Geld empfing, die Ablösung. Den reichen Mailändern wehrte er von ihren Schuldnern Geld beizutreiben oder ließ sich die Erlaubniß dazu abkaufen. Wenn ein Mailänder ohne Kinder starb, brachte er die Erbschaft an sich. Man beschuldigte ihn, daß er im Geheimen die Bürger und ihre Colonen

auspresse, aber auch, was öffentlich geschah, war schlimm genug. Hirse und Wein nahm er von den Gutsbesitzern und Colonen nach Gefallen. Einen Schweinezins, der von den Landleuten am Martinstage gegeben zu werden pflegte, benutzte er, um eine große Geldsumme zusammenzuscharren, und ebenso einen Lämmerzins, der um Ostern bei der Pfalz zu Monza abgetragen zu werden pflegte. Schon im ersten Jahre nach der Zerstörung der Stadt hatten die Mailänder viel Hartes zu ertragen gehabt; aber schlimmer noch erging es im folgenden Sommer. Petrus nahm da allen Bürgern Mailands zwei Drittel von den Gülten und Zinsen, die sie von ihren Colonen und Pächtern empfingen, von dem Getreide, welches sie selbst gebaut hatten, verlangte er den vierten, von den Kastanien, Nüssen und dem Heu den dritten Theil des Ertrags.

Waren so die Einkünfte der Mailänder in ihrem alten Stadtterritorium verkümmert, so noch mehr in den Besitzungen, welche sie in den früher unterworfenen Gebieten gehabt hatten. Ein gewisser Heinrich, ein Schwabe von Geburt, der als kaiserlicher Beamter seinen Sitz in Lodi hatte, nahm alle Erdfrüchte der Mailänder im Lodesanischen in Beschlag. In gleicher Weise verfuhr Markward von Grumbach, der im Frühjahr 1163 längere Zeit in Deutschland gewesen, dann aber nach Trezzo zurückgekehrt war, innerhalb seines Machtgebiets, wie Gozwin von Heinsberg in den Grafschaften Seprio und Martesana; der Letztere verhinderte auch die Mailänder, welche Gelder in diesen Grafschaften ausstehen hatten, diese einzutreiben und nöthigte sie, wenn er es vermochte, ihm ihre Schuldscheine auszuliefern. Der Magister Paganus, der in Baradello hauste, legte auf alle Besitzungen der Mailänder in der Grafschaft Como die Hand.

In diesem Sommer wurde der Bau eines großen Thurms unternommen bei Noceta, südöstlich von den Ruinen Mailands, wo ein Theil der Mailänder angesiedelt war. Man nannte ihn den Siegesthurm, und er war hauptsächlich zu einer Münzstelle bestimmt; des Kaisers Münzmeister Rudolf, ein Deutscher von Geburt, nahm darin seine Wohnung. Gleichzeitig ließ der Kaiser für sich eine prächtige Pfalz zu Monza errichten. Eine zweite Pfalz wurde zu Vegentino, einem anderen von den vertriebenen Mailändern bewohnten Orte, und eine Burg zu Landriano erbaut. Zu allen diesen Bauten mußten die mailändischen Bauern mit ihren Stieren die Steine und den Sand von

den Ruinen Mailands herbeischaffen und wurden so in die Unmöglichkeit versetzt ihre Feldarbeiten zu versehen.

Die ihnen aufgebürdeten, fast unerträglichen Lasten bewogen endlich die Mailänder gegen Petrus bei dem Bischof von Lüttich klagbar zu werden. Er entfernte Petrus und setzte an seine Stelle am 1. September 1163 einen Kleriker, Friedrich mit Namen. Aber dieser, unzweifelhaft ein Deutscher, zeigte sich noch härter, als sein Vorgänger; wo jener mit einem Theil der Erträgnisse sich begnügt hatte, nahm er das Ganze. So entschlossen sich denn die Mailänder ihre Beschwerden vor den Kaiser selbst zu bringen und sandten, wie ihnen Rainald befohlen hatte, einige Abgeordnete nach Monza, wo sie der Kaiser am 4. December empfing. Mindestens soviel erreichten sie, daß ihnen ihre Geiseln, die noch in Pavia waren, zurückgegeben wurden. Weitere Entschließungen behielt der Kaiser sich vor, und als er nach einigen Tagen Monza verließ, Erzbischof Rainald und Graf Guido von Biandrate aber dort zurückblieben, befahl er diesen die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen.

Der Erzbischof schickte nach den vier Orten und befahl, daß aus jedem zwölf Männer nach Monza gesandt werden sollten. Freudig wählte man angesehene Persönlichkeiten, und freudig machten sich diese auf den Weg nach Monza; denn man hoffte, daß man endlich von den drückendsten Lasten befreit werden würde. Als aber die Abgeordneten vor dem Erzbischof erschienen, fragte er sie, was sie dem Kaiser zu geben gedächten. Sie antworteten, indem sie ihre Noth darlegten, daß sie Nichts zu geben vermöchten. Da wurde Rainald unwillig, stieß Drohungen aus und nöthigte sie zu einem Schwur, daß sie 880 Pfund kaiserlicher Münze bis acht Tage vor Mariä Reinigung (2. Februar) zahlen würden. Sie zahlten das Geld. Dieses neue Opfer mochte ihnen um so schwerer fallen, als sie zu Monza den Aufwand am kaiserlichen Hofe gesehen hatten. Man hatte dort tausend Fuhren Holz für die Bedürfnisse der Küche herangeschafft, für die überdies 100 Pfund aufgewendet waren.

Zum Schutz von Lodi ließ der Kaiser in der nächsten Zeit die Burg S. Colombano herstellen und legte bei derselben einen umfänglichen Ort an. Schon vorher hatte Erzbischof Rainald auch die nahe Burg Montemalo wieder ausbauen lassen. Während Rainald in Monza zurückblieb, ging der Kaiser über den Po, verweilte nach Weihnachten

in der Gegend von Piacenza und begab sich dann nach der Romagna. Am 5. Januar 1164 war er zu Faenza, am 23. zu Castro Caro unweit Forli, am 9. und 10. Februar zu Arcangelo bei Rimini, am 23. und 24. Februar zu Fano. Er hatte nur ein mäßiges Gefolge bei sich: den Erzbischof Konrad von Mainz, die Bischöfe Albert von Trient, Garsidonius von Mantua und Alberich von Lodi, den Abt Hermann von Hersfeld, den böhmischen Herzog Udalrich, Pfalzgraf Otto den Jüngern von Wittelsbach, die Grafen Heinrich von Diez, Konrad von Löwenberg, Werner von Hohenberg und einige andere Herren. Bischof Albert versah als Vicar damals die richterlichen Geschäfte für den Kaiser, wie früher Hermann von Verden, der wohl nach Deutschland zurückgekehrt war; bald trat dann Bischof Garsidonius von Mantua, einer der treusten Anhänger des Kaisers in Italien, für Albert als Vicar ein.

Schon regten sich Zweifel, ob der Kaiser zur bestimmten Zeit den Zug gegen Sicilien unternehmen würde. Es mochte Bedenken erregen, daß er so wenig deutsche Ritter mit sich führte, und offenbar war auch in den meisten lombardischen Städten, wo man nur in der Nähe Krieg zu führen gewohnt war, die Neigung zum Auszuge nach Apulien sehr gering. Wilhelm von Sicilien hatte indessen Zeit gehabt, sein Reich zu schützen, und sie nicht ungenützt gelassen. Am 13. Oktober 1163 hatte der Papst Alexander an den König Ludwig geschrieben: er möge dem Sicilier mittheilen, daß sein Land von einem feindlichen Angriffe bedroht sei, damit er dasselbe auf alle Weise zu schützen suche; es bedurfte dieser Warnung nicht für König Wilhelm, der schon im Jahre zuvor energische Maßregeln gegen die Pisaner ergriffen hatte.

Als der Kaiser zu Fano weilte, erschienen genuesische Gesandte vor ihm, um ihn zu befragen, ob er noch in diesem Jahre den angekündigten Kriegszug unternehmen werde, zu dem sie nach ihrer Verpflichtung die Rüstungen fast vollendet hätten. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort, daß er augenblicklich, da die Großen Deutschlands und der Lombardei nicht an seiner Seite seien, keine Entscheidung treffen könne, daß die Gesandten ihn aber nach Parma begleiten möchten, wo um Mittfasten (22. März) ein Reichstag wegen dieser Sache und wegen vieler anderer Geschäfte sich versammeln werde. Die Gesandten folgten ihm darauf nach Parma.

Schon am 13. März war der Kaiser zu Parma, wo sich allmählich die beschiedenen Fürsten sammelten und sich auch Abgeordnete der

Städte, namentlich von Pisa, einstellten. Ob der Reichstag zahlreich beschickt war, wissen wir nicht, aber es wurden wichtige Geschäfte auf ihm verhandelt. Zu einem Beschluß, ob der Krieg gegen Sicilien demnächst eröffnet werden solle, kam es freilich auch hier nicht. Man scheint die Entscheidung dem Kaiser allein anheimgestellt zu haben; denn er gab den Gesandten Genuas zur Antwort: auch jetzt nach gepflogenem Rath mit den Fürsten könne er ihnen keine bestimmte Auskunft ertheilen, aber zu Sarzana, wohin er noch vor Ostern (12. April) kommen werde, sollten sie Bestimmtes erfahren. Dagegen fand eine andere Sache, die für Genua vom höchsten Interesse war, auf dem Reichstage ihre Erledigung.

Bekanntlich sahen die Päpste seit langer Zeit Sardinien als ein Eigenthum des heiligen Petrus an; nachdem im Anfange des elften Jahrhunderts Benedict VIII. wesentlich dazu beigetragen hatte, daß die Araber durch die Waffen Pisas und Genuas aus der Insel vertrieben waren, hatten die Ansprüche Roms auch auf der Insel selbst Anerkennung gewonnen. Sardinien zerfiel seitdem in vier Herrschaften, unter einheimischen Fürsten, die sich Richter zu nennen pflegten; neben ihnen bestanden die Colonien der Pisaner und Genuesen, die aber bei dem unverwüstlichen Groll der beiden Städte Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten unter ihnen boten, in welche auch jene Richter Sardiniens verwickelt wurden. Nicht ohne Glück trachtete Pisa, seitdem Papst Urban II. die Bischöfe der Stadt zu ständigen Legaten Sardiniens ernannt hatte, die ganze Insel in Abhängigkeit von sich zu bringen. Kaiser Friedrich hatte vom Anfange seiner Regierung an die Rechte Roms auf Sardinien bestritten. Er hatte seinem Oheim Welf den Namen eines Fürsten der Insel gegeben, doch dieser hatte Nichts gethan, dem Titel irgend eine Bedeutung zu geben. Wiederholentlich war dann das Eigenthumsrecht an der Insel Gegenstand von Verhandlungen Friedrichs mit der römischen Curie gewesen, aber bisher hatte der Kaiser keine Gelegenheit gefunden, unmittelbar in die Angelegenheiten der Insel einzugreifen. Je bestimmter er jetzt seine Absicht, die imperatorische Gewalt auch über das Meer auszubreiten, an den Tag legte, um desto willkommener mußte ihm jedes Mittel sein, seinen Anspruch auf Sardinien zur Geltung zu bringen.

Unerwartet bot sich nun die Gelegenheit. Schon seit dem Herbste des vorigen Jahrs war nämlich zwischen den Vierfürsten der Insel ein

erbitterter Kampf ausgebrochen, der zuletzt dahin führte, daß die Fürsten von Cagliari und Torre, zwei Brüder, welche mit vornehmen Pisanern in naher Verwandtschaft standen und deshalb besonders von Pisa unterstützt wurden, Bareso, den Richter von Arborea (Oristano) in die größte Bedrängniß brachten. Dieser, ein reicher Fürst, wandte sich deshalb an zwei vornehme Genuesen mit der Bitte, sich beim Kaiser für ihn zu verwenden, und seine Bitte fand Gehör. Sie verhalfen dem Bischof Hugo von S. Julia zur Ueberfahrt, und dieser ging mit ihnen als Abgeordneter Baresos nach Parma. Der Sardinier ließ hier durch den Bischof dem Kaiser versprechen, daß er, wenn dieser ihn zum Könige Siciliens erheben wolle, dafür einen Tribut von 4000 Mark zahlen werde. In der That ging Friedrich nach dem Rathe der Fürsten auf dieses Anerbieten ein; es war gewiß nicht allein das Geld, welches ihn bestimmte, sondern weit mehr das Verlangen, sein Recht auf Sardinien der Welt zu zeigen. Er erklärte den zu Parma anwesenden genuesischen Gesandten, daß es sein Wille sei, Bareso zum König von Sardinien zu krönen; den Markgrafen Opizo Malaspina, den Grafen Gebhard von Leuchtenberg und zwei vornehme Pavesen, Oberto von Olevano und Burgonzo Sannazari, werde er als seine Gesandten nach Sardinien schicken und diesen Gesandten solle Pavia bis Genua, Genua aber dann weiter nach Sardinien das Geleit geben. Den anwesenden pisanischen Gesandten aber eröffnete er, daß er von der Treue der Stadt erwarte, daß auch sie dem Bareso keine Schwierigkeiten bereiten würde. Die Pisaner gaben zur Antwort: Bareso sei ihr Gegner und des Kaisers Absichten zum Nachtheile der Stadt. Als der Kaiser dies vernahm, theilte er sogleich angesichts der Pisaner die Antwort derselben den Genuesen mit und fragte sie, ob sie auch gegen den Willen Pisas die Sache ausrichten könnten. Die Genuesen erwiderten: „Wir können es ausführen und werden es thun, ob sie wollen oder nicht.“ Sie sprachen dies vor den Pisanern um so nachdrücklicher aus, weil diese schon vorher hatten verlauten lassen: ohne ihren Willen werde Genua niemals Bareso aus Sardinien fortschaffen können.

So schmerzlich den Pisanern die Absichten des Kaisers in Bezug auf Sardinien waren, störten sie doch ihr vertrautes Verhältniß zu ihm mit Nichten; vielmehr luden sie ihn gerade damals ein, ihre Stadt zu besuchen, und er eröffnete ihnen die Aussicht schon in nächster Zeit ihren Wunsch zu erfüllen. Die Stadt hatte inzwischen neue Rüstungen

gemacht und Fahrzeuge gebaut, um die Pferde des kaiserlichen Heers zu transportiren. Die Eintracht zwischen dem Kaiser und der Stadt schien um so mehr gefordert, als auf dem Reichstage auch der alte Welf erschienen war. Er hatte seinem Sohne die schwäbischen Erbgüter des Hauses, auch die Besitzungen, welche er als Erbtheil der Mutter zu erwarten hatte, übergeben und war über die Alpen gegangen, um wiederzugewinnen, was er im Süden an Machtstellung eingebüßt hatte. Hochfahrend und drohend verlangte er jetzt auf dem Reichstage alle seine Rechte im Herzogthum Spoleto und in der Markgrafschaft Tuscien zurück. Aber der Kaiser trat ihm auf das Schärfste entgegen; ohne seinen Zweck erreicht zu haben verließ Welf nicht ohne Beschämung den Kaiser und Parma.

Von großer Wichtigkeit mußte es für den Kaiser sein, daß sich auf dem Reichstage auch Gesandte der Republik Venedig einfanden und friedliche Anerbietungen machten. Schon seit geraumer Zeit war das Verhältniß des Kaisers höchst feindlich; Jahr und Tag stand Venedig mit den benachbarten kaiserlichen Städten in Krieg, und dieser Krieg drohte eben damals die bedenklichste Wendung zu nehmen. Der Kaiser wies die Anerbietungen Venedigs nicht zurück, schickte vielmehr angesehene Männer mit den Gesandten nach der Inselstadt, um die Verhandlungen fortzusetzen. Wie wenig jedoch auf diesem Wege zu erreichen war, zeigte sich schon in der nächsten Zeit.

Merkwürdiger Weise stellte sich zu Parma auch der von seinem Neffen vertriebene König Stephan IV. von Ungarn ein. Schon einmal vor Jahren*) hatte er persönlich die Hülfe Friedrichs in Anspruch genommen und war damals nicht abgewiesen worden. So kam er jetzt, wo er von Constantinopel so gut wie aufgegeben war, abermals zu Friedrich, verlangte von ihm mit Ungarn belehnt zu werden und versprach einen Tribut von 3000 Mark zu zahlen. Aber er erreichte Nichts beim Kaiser, der schon durch die Stellung, welche der Böhmenkönig zu den ungarischen Angelegenheiten genommen hatte, gebunden sein mußte; überdies war er auch von dem jungen Ungarnkönig selbst, der ihm 5000 Mark versprochen hatte, in dessen Interesse gezogen worden.

Auf dem Reichstage drangen deutsche Fürsten in den Kaiser, daß er einer langen Fehde zwischen seinen Oheimen, dem Herzog Heinrich von

---

*) Im Jahre 1158. Vergl. S. 128.

Oesterreich und dem Bischof Konrad von Passau, endlich ein Ziel setzen möge. Auch dem Kaiser lag die Sache am Herzen, und er erließ alsbald ein Schreiben an den Erzbischof Eberhard von Salzburg, um den Streit zum Austrag zu bringen. Eberhard, bestimmte er, solle mit den Bischöfen von Brixen und Gurk und, wo möglich, auch mit dem Markgrafen von Steiermark, den beiden streitenden Brüdern Ort und Zeit zu einer Tagfahrt bestimmen, dort ihre gegenseitigen Klagen vernehmen und, wenn es irgend thunlich, eine endgültige Beilegung des Streits herbeiführen, wenn dies nicht gelänge, ihnen Waffenstillstand unter sicheren Bürgschaften gebieten, dann werde er, der Kaiser, entweder selbst in Bälde mit geringem Gefolge über die Alpen kommen oder seinen Oheimen an der Grenze der Veroneser Mark den Tag zu einer Zusammenkunft bestimmen.

Offenbar war es schon zur Zeit des Reichstags sehr fraglich, ob der Kaiser zur bestimmten Zeit gegen Apulien aufbrechen werde. Binnen Kurzem stellte sich heraus, daß dies unmöglich war. Der Kaiser ging von Parma über Lodi nach Pavia, wo er am 2. April eintraf und dann bis in die Mitte des Juni verweilen mußte. Denn er litt an einem Wechselfieber und auch seine Gemahlin erkrankte in Folge einer unglücklichen Niederkunft. Unter diesen Umständen konnte er die beabsichtigte Reise nach Sarzana und Pisa nicht unternehmen. An seiner Stelle schickte er den Erzbischof von Köln in Begleitung mehrerer Fürsten über den Apennin. Am 11. April zog Rainald in Pisa ein und ward von der Bürgerschaft ehrenvoll empfangen. Nur der Erzbischof Villanus, der inzwischen nach der Stadt zurückgekehrt war, hielt sich mit seinem Klerus von dem kaiserlichen Gesandten fern, und das Osterfest konnte deshalb nicht mit den gewohnten Feierlichkeiten begangen werden. Nach Ostern begab sich Rainald nach S. Genesio, wohin er die Consuln der Städte, alle Grafen und Valvassoren aus Tuscien beschieden hatte; er wird ihnen verkündigt haben, daß der Auszug des Heeres verschoben sei.

Tod Victors IV. Wahl Paschalis III.

Im Anfange des April, etwa zu derselben Zeit mit Rainald, war Papst Victor über den Apennin gegangen. Seit der Paveser Synode hatte er die Länder südlich desselben nicht mehr betreten, und wir wissen

nicht, was ihn jetzt bestimmte, die Lombardei zu verlassen. Dachte er an eine Rückkehr nach Rom? Oder wollte er unter Rainalds Beistand seine Autorität in den tuscischen Städten, namentlich in Pisa, dauernd feststellen? Was er auch beabsichtigen mochte, der Tod setzte schnell seinen Absichten ein Ziel. In Lucca angekommen, verfiel er in eine schwere Krankheit. Nach einer von feindlicher Seite herrührenden Nachricht, tobte er fünfzehn Tage vor seinem Tode im Wahnsinn, so daß er von Gott und sich Nichts wußte. Nach einem anderen, von einem seiner Anhänger stammenden Bericht soll er neun Tage in der Agonie gelegen, aber noch im Sterben Wunder vollführt haben, die sich dann an seinem Grabe wiederholten. Sowohl die Domherren, wie die Kanoniker zu S. Fridian verweigerten dem Excommunicirten ein Grab in ihrer Kirche; so wurde der Leichnam von der Dienerschaft des Verstorbenen und Leuten des Kaisers nach einem Kloster vor der Stadt gebracht und dort beigesetzt. Die kirchlichen Geräthe, welche der Papst mit sich geführt hatte, seine Pferde und seine anderen nur geringen Habseligkeiten brachte man nach Pavia zum Kaiser, wohl nur um sie dort sicher zu bergen.

Glaubhaft wird versichert, daß Alexander, als er zu Sens sichere Kunde von dem Tode Victors erhielt, in Thränen ausgebrochen sei und den Cardinälen, die über das klägliche Ende des gehaßten Mannes in Frohlocken ausbrachen, schwere Vorwürfe gemacht habe. Diese Thränen ehren Alexander, aber sie zeigen zugleich, daß Octavian kein unbedeutender Mann gewesen war, obschon er seine Rolle als Gegenpapst nicht mit sonderlichem Glanze gespielt hatte.

Als ein Römer von vornehmer Geburt, ansehnlichem Vermögen und einnehmenden Sitten hatte er jung eine angesehene Stellung in der römischen Curie gewonnen und war von Eugen III. und Hadrian IV. in den wichtigsten Geschäften benutzt worden. Der Zufall wollte, daß er sich in Deutschland Freunde gewann, und er galt seitdem unter den Cardinälen als der Patron der Deutschen. Wir können es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er der sicilischen Partei an der Curie sich mannhaft entgegenstellte und Alles aufbot, um einen Bruch der römischen Kirche mit Kaiser Friedrich zu verhüten, aber gerade dies war der Wendepunkt seines Lebens. Da ihm zuletzt kein anderer Ausweg blieb, hatte er selbst mit kecker Hand nach dem päpstlichen Mantel gegriffen und die höchste geistliche Würde in bedenklicher Weise an sich gebracht.

Seine Seele war dabei gewiß nicht frei von Ehrgeiz; denn von jeher hatte er den äußeren Glanz geliebt. Aber er unterwarf dann doch seine Wahl dem Urtheile der Kirche. Mehrere Synoden sprachen sich zu seinem Gunsten aus, doch nicht so sehr diese Synoden, als das politische Interesse des Kaisers hielt ihn aufrecht. Der Kaiser konnte und wollte Alexander, den offenen Bundesgenossen seiner Feinde, nicht anerkennen, deshalb fand Victor, soweit der Arm des Kaisers reichte, zahlreichen Anhang, aber Alle, welche in der wachsenden Macht des Kaiserthums eine Gefahr in staatlicher und kirchlicher Beziehung sahen, wurden seine unversöhnlichen Feinde. Sie fielen seinem Widersacher zu, der ihm ohnehin an Umsicht, Thätigkeit und Entschlossenheit weit überlegen war. Ein Papstthum, welches sich an die Fersen des Kaiserthums heften mußte, konnte in jener Zeit keine nachhaltigen Sympathien erregen, und das Traurigste für Victor war, daß er nicht einmal des Kaisers immer sicher war.

Die Gewissensräthe des Kaisers, wie Hartmann von Brixen, gehörten der ascetischen Richtung an, die sich mehr und mehr Alexander zuneigte. Daher kam es, daß der Kaiser auch während des Schisma immer mit den deutschen Bischöfen, die Victor Obedienz versagten, in nahen Beziehungen blieb, daß er Geistliche auf die ersten Bischofsstühle des Reichs erhob, deren Abneigung gegen den von ihm geschützten Papst kaum ein Geheimniß war. Man fühlte, daß es nur die Politik war, die ihn an Victor fesselte, und eine Wendung in derselben nicht unmöglich war, welcher der Gegenpapst zum Opfer fallen konnte. So erklärt sich auch, daß die neuerwählten Erzbischöfe und Bischöfe — selbst Rainald von Köln — immer und immer wieder ihre Weihe verschoben; es erschien ihnen nicht ohne Gefahr, sich von Victor oder einem seiner Anhänger consecriren zu lassen.

Besonders seit den unglücklichen Vorgängen an der Saône-Brücke empfand der Kaiser schwer die Nachtheile, welche seiner Politik aus der Fortdauer des Schisma erwuchsen. Wir wissen, wie er zu Mainz mit Eberhard von Salzburg, den Legaten Alexanders in Deutschland, zusammentraf, wie er bald darauf in Nürnberg Vertrauensmännern Alexanders Vorschläge zu einer Herstellung der Kircheneinheit machte. Der Patriarch von Aquileja, der dann im November beim Kaiser in Lodi gewesen war, kam wenig später mit dem Bischof von Concordia zu Eberhard nach Salzburg und theilte ihm mit, daß es der Wille des

Kaisers sei, durch kirchliche Männer das Schisma zum Austrag zu bringen und daß auch der damals in Venedig weilende Cardinal Hildebrand von der Möglichkeit eines Ausgleichs überzeugt sei; nur darüber bestände Zweifel, ob die Sache durch ein Concil oder durch einen Schiedsrichterspruch ausgetragen werden solle. Eberhard wünschte nicht minder das Ende des Schisma, meinte aber, daß man ohne Anregung des Papstes sich zuwartend verhalten solle. Indessen auch Alexander entschloß sich bald eine neue Gesandtschaft mit Friedensanerbietungen an den Kaiser zu schicken.

Diese Verhandlungen, wie gering auch immer noch die Aussicht auf ernstere Folgen derselben waren, mußten Victor mit Sorgen erfüllen. Ueberdies lebte er schon seit längerer Zeit in bedrängten Verhältnissen. Seine Schätze waren aufgewendet, und der Kaiser scheint ihn nicht eben reichlich unterstützt zu haben. In Deutschland hatte er Collecten gesammelt, und auch in der Lombardei wird er kaum anderes den Aufwand seines Hofes haben bestreiten können.

Die letzte Begegnung, die unseres Wissens Victor mit dem Kaiser hatte, verrieth deutlich, wie wenig ein völliges Einverständniß zwischen ihnen herrschte. Der Bischof Udalrich von Treviso, ein Anhänger Alexanders, war von Victor excommunicirt worden und hatte in Folge dessen die Regalien verloren. Dennoch hatte der Kaiser sich seiner bedient, um eine Botschaft an Eberhard von Salzburg gelangen zu lassen. Auf der Reise war der Bischof auf Betrieb eines Grafen gefangen genommen, bald aber auf die Verwendung Eberhards wieder befreit worden. Wenig später kam er auf den Befehl des Kaisers an den Hof — es wird wohl im Anfange des April zu Pavia gewesen sein — und Nichts fürchtete er mehr, als hier Victor, der eben damals auch am Hofe erschien, Obedienz leisten zu müssen. In der That verlangte dieser, daß der Bischof ihm Gehorsam schwören solle, denn nur unter dieser Bedingung werde er ihn absolviren. Aber der Kaiser widersetzte sich der Forderung des Papstes, um den Bischof vor einem Meineide zu bewahren, und erklärte, er werde demselben, auch wenn er nicht absolvirt, die Regalien zurückgeben, da er ungerecht derselben beraubt sei. Dadurch über alle Maßen erschreckt, willigte der Papst in die völlige Herstellung des Bischofs, der nun auch seine Klagen über die Gewaltthätigkeit des Grafen vorbrachte und zugleich erklärte, daß er aus Dankbarkeit gegen Erzbischof Eberhard diesem gelobt hätte,

ihm in allen Stücken zu folgen. Der Kaiser versprach die Gewaltthat des Grafen zu bestrafen, doch wolle er zuvor abwarten, wie sich Erzbischof Eberhard und seine Freunde verhielten und ob eine Besserung der kirchlichen Zustände eintrete.

Wir kennen diese Vorgänge nur aus einem Schreiben des Trevisaner Bischofs an Erzbischof Eberhard, worin er vor Allem ihn bittet, bei der Zusammenkunft, die er demnächst mit den Patriarchen von Aquileja und anderen Fürsten haben werde, Beschlüsse zu fassen, wie sie sich für den Kaiser und für ihn, den Erzbischof, geziemten. Er berichtet diesem zugleich, daß der vertriebene Bischof von Pavia mit den Cardinälen Hyacinth und Wilhelm als päpstliche Gesandte zu Susa erschienen seien, um Geleit an den Hof gebeten hätten und ihnen Erzbischof Rainald und Graf Guido von Biandrate entgegengeschickt seien. Wenn die Botschaft der Gesandten, meint der Berichterstatter, mit den früher getroffenen Bestimmungen im Einklange sei, würden sie wohl ohne Weiteres sich an den Hof begeben haben; wäre jenes aber nicht der Fall, so würde auch in der Hauptsache wohl Nichts erreicht werden.

Es steht dahin, ob die Gesandten Alexanders zu dem Kaiser gelangt sind; wir erfahren nur, daß der Bischof von Pavia — derselbe Mann, welchem der Kaiser seine ersten Friedensvorschläge anvertraute, — noch im Kloster S. Michele bei Susa sich aufhielt, als Papst Victor starb, und der Kaiser ihn sogleich nach Pavia bescheiden ließ. Sehr glaublich ist, daß Erzbischof Konrad von Mainz damals dringend rieth den so günstigen Augenblick zur Beseitigung des Schisma zu benutzen. In der That soll der Kaiser einige Tage unschlüssig über den jetzt einzuhaltenden Weg gewesen sein und sogar ein Schreiben an Rainald mit dem Befehl erlassen haben, eine neue Papstwahl zu hindern.

Rainald war auf die Nachricht vom Tode des Papstes sogleich von S. Genesio nach dem nahen Lucca geeilt. Der Tod und das Begräbniß hatten auch andere Bischöfe und Kleriker aus Tuscien und der Lombardei dort versammelt; auch Bischof Heinrich von Lüttich war erschienen. Darüber, daß alle dort Anwesenden unter dem Einfluß Rainalds standen, kann kein Zweifel obwalten, und ihm vor Allem muß es deshalb beigemessen werden, wenn unmittelbar nach dem Begräbniß Victors am 22. April die Cardinäle desselben sich ein neues

Oberhaupt in Guido von Crema, dem Cardinalpriester vom Titel des heiligen Calixtus, zu wählen entschlossen.

Guido war von jeher ein heftiger Gegner der sicilischen Partei gewesen, an der Wahl Victors hatte er einen hervorragenden Antheil gehabt und dann dessen Sache mit Beredsamkeit auf mehreren Synoden vertreten. Seine Abstammung von einem sehr vornehmen Geschlecht — er rühmte sich der Blutsverwandtschaft mit dem Könige von Frankreich — seine Bildung und Geschäftskenntniß hatten ihm ein besonderes Ansehen verliehen, so daß er vor Anderen würdig erscheinen konnte auf den Stuhl Petri erhoben zu werden. Von dem ursprünglichen Anhange Octavians war außer ihm nur noch der Cardinal Johann übrig, jetzt erwählter Bischof von Albano; er war auch bei Guidos Wahl betheiligt, alle anderen Cardinäle waren Creaturen Victors. Von Meinungsverschiedenheiten konnte unter den Wählern keine Rede sein, so daß die Wahl sich ohne Hindernisse schnell bewerkstelligen ließ. Daß man außerhalb Roms wählte, verstieß nicht gegen die kanonischen Vorschriften; überdies glaubte man das römische Volk in dem freilich längst im Exil lebenden Präfecten Petrus und einigen vornehmen Römern vertreten; auch die Anwesenheit von mehreren Bischöfen und anderen Geistlichen bei der Wahl war nicht unkanonisch, konnte vielmehr nur dazu dienen, die Feierlichkeit zu erhöhen. Anstößig war es dagegen, daß bei der Weihe, die man beeilte und die schon am nächsten Sonntag (26. April) in Lucca stattfand, keiner der Cardinalbischöfe fungirte, sondern der Bischof Heinrich von Lüttich, der Podestà des Kaisers in Mailand, die Stelle des Consecrators übernahm.

In öffentlicher Volksversammlung ließ Rainald sogleich in Lucca Paschalis III. — diesen Namen hatte Guido angenommen — als dem rechtmäßigen Papst schwören, dann eilte er nach S. Genesio zurück, wo sich inzwischen die Herren Tusciens und die Consuln der Städte versammelt hatten. Besonders zuvorkommend bewies er sich hier gegen die Abgeordneten Pisas. Am 2. Mai stellte er zu ihren Diensten den Grafen Waltan von Volterra, einen Deutschen, mit dessen Hülfe die Stadt dann ihre Herrschaft im ganzen Umfange der alten Grafschaft befestigte. Unmittelbar darauf eilte Rainald zum Kaiser nach Pavia zurück. Paschalis blieb in Tuscien, wahrscheinlich in Lucca. Am 30. November führte ihn der kaiserliche Kanzler Christian nach Pisa, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, doch verließ der Erzbischof

mit einem Theile des Klerus die durch die Gegenwart des schismatischen Papstes befleckte Stadt. Paschalis verweilte in Pisa, bis ihn im folgenden Jahre der Kanzler nach Viterbo geleitete.

Der wohlunterrichtete Biograph Alexanders III. versichert, daß nach dem Tode Victors zunächst die beiden Cardinäle, welche allein von den Urhebern des Schisma noch übrig waren, die Wahl eines neuen Gegenpapstes in Angriff genommen hätten; denn sie hätten das Uebelste für sich befürchtet, wenn auch ohne Grund, wofern sie sich Alexander zu unterwerfen gezwungen worden wären. Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß die Wahl besonders von jenen beiden Cardinälen betrieben wurde, aber sie und die anderen Cardinäle würden doch sicherlich nicht zu der Wahl geschritten sein, wenn sie nicht in Rainalds Absichten gelegen hätte. Von jeher der Vertreter der Politik, welche die Rechte des Imperium Rom gegenüber am schärfsten betonte, mußte er vor Allem das Opfer eines Ausgleichs zu werden fürchten, welchen der Kaiser, wie Alexander, zu wünschen schien. So ließ er die Wahl nicht nur geschehen, sondern ist nicht mit Unrecht als ihr eigentlicher Urheber betrachtet worden.

Wie einst Victor, war Paschalis ohne Einwirkung, ja ohne Mitwissen des Kaisers gewählt worden. Dennoch konnte die Wahl als Friedrichs Werk erscheinen, da sein vornehmster Rath sie veranlaßt, einer seiner Vertrauten den Gewählten geweiht hatte, und er selbst sich alsbald Paschalis als den rechtmäßigen Papst anzuerkennen entschloß. Geschah es, um nicht mit Männern, die ihm bisher die werthvollsten Dienste geleistet hatten, zu brechen? Oder leiteten ihn nicht sowohl persönliche Rücksichten auf Rainald und Heinrich, wie die Einsicht, daß mit Alexander, der seine Sache keinem Gericht unterwerfen wollte und der immer von Neuem den Feinden des Reichs die Hand bot, doch kein Abkommen zu treffen sei? Es giebt darauf keine Antwort. Sobald der Entschluß des Kaisers aber gefaßt war, schwanden alle die Friedensaussichten, mit denen er und mit ihm Andere sich geschmeichelt hatten. Der Krieg mit dem römischen Bischof, der unter dem Schutze König Ludwigs ihm immer neue Feinde erweckte, mußte fortgeführt werden, und zwar mit neuen und schärferen Waffen, als er sie bisher gebraucht hatte.

Der Tod Victors gab dem Schisma, welches schon im Erlöschen schien, neue Nahrung und Kraft. Viele Anhänger des verstorbenen

Papstes waren, wie sich bald zeigte, nicht geneigt auch seinem Nachfolger sich anzuschließen, und damit wurde die Stellung des Kaisers bei der Fortsetzung des kirchlichen Kampfs ungünstiger, als sie es bisher gewesen war. Aber noch bedenklicher als dieser Kampf war für den Augenblick eine Bewegung, welche sich auf dem lombardischen Boden erhob und deutlich verrieth, wie die Herrschaft des Kaisers hier noch keineswegs gesichert war.

Kämpfe mit Venedig und dem Veroneser Bunde.

Friedrich hatte in den Anfängen seiner Regierung in durchaus freundlichen Beziehungen zu der Republik Venedig gestanden; dem Dogen Domenico Manroceno hatte er 1154 die Verträge seiner Vorgänger erneuert. Auch Vitale Michiel II., der im Jahre 1156 als Doge folgte, erhielt anfangs das gute Vernehmen mit dem Kaiser; noch auf dem Reichstage zu Besançon 1157 waren Gesandte Venedigs erschienen. Erst mit dem Ausbruche des Schisma trat eine Spannung zwischen dem Kaiser und der Republik ein. Der Patriarch Heinrich von Grado erklärte sich für Alexander, ihm folgte der Doge und die Stadt; alexandrinische Cardinäle nahmen alsbald ihren Sitz in derselben und unterhielten von hier aus mit dem Salzburgischen und Ungarn Verbindungen, welche der kaiserlichen Sache hinderlich waren. Dennoch verkehrten auch noch im Oktober 1161 Gesandte Friedrichs friedlich in der Stadt, so wenig die Stimmung in derselben ihm günstig war.*)

Mit dem Falle Mailands wuchs in Venedig die Besorgniß, daß auch die Freiheit der Republik beeinträchtigt werden könne. Der Doge hielt es für gerathen, nicht allein den schon von seinem Vorgänger geschlossenen Vertrag mit Wilhelm von Sicilien zu erneuern, sondern auch in nähere Beziehungen zu Kaiser Manuel zu treten, den Friedrichs wachsende Macht mit nicht geringeren Befürchtungen erfüllte. Bei den Absichten, welche Manuel in Bezug auf Ungarn und Italien hegte, mußte die Freundschaft Venedigs ihm überaus werthvoll sein; gleichviel, ob er sie suchte oder sie ihm angeboten wurde, er ging einen Bund ein, den er freilich geheim gehalten wünschte, mit der Republik gegen

*) Vgl. S. 45. 121. 274.

Friedrich und sandte alsbald einen gewissen Nicephorus Chalupes mit großen Geldsummen nach Venedig.

Indessen war es schon zum offenen Bruch zwischen dem Kaiser und der Republik gekommen. In dem Vertrage, welchen der Kaiser im Juni 1162 mit Genua schloß, wird Venedig bereits als eine feindliche Stadt bezeichnet.*) Alle Straßen zu Lande wurden den Venetianern gesperrt, so daß ihnen nur noch das Meer offen stand. Zugleich griffen die benachbarten Städte Italiens im Auftrage des Kaisers Venedig an. Die Veronesen, Paduaner und Ferraresen nahmen die Burg Capo d'Argine, nahe bei Chioggia, und zerstörten sie; mehrere Venetianer, welche die Burg vertheidigten, wurden gefangen genommen. Darauf zogen die Venetianer mit einer Flotte aus, nahmen im Podelta die Städte Adria und Ariano, plünderten sie und schleppten die Bewohner, Männer und Weiber, in die Gefangenschaft. Der Doge schlug jedoch bald, um Venedig zu sichern, einen noch wirksameren Weg ein. Er suchte durch Geldbestechung die Städte der Veroneser Mark gegen den Kaiser zu gewinnen, namentlich Verona selbst, und diese seine Bemühungen hatten Erfolg.

Von jeher hatte Friedrich den Veronesen wenig getraut. Die Nachstellungen, welche man ihm auf der Rückkehr von seinem ersten italienischen Zuge an der Etschklause bereitet hatte, waren nie von ihm vergessen. Der Widerstand, den ihm Turisindo im Jahre 1158 in Garda bereitete, maß er den Veronesen bei, und sie mußten denselben mit der Verheerung ihres Gebietes büßen. Auch den erneuten Widerstand Turisindos in der letzten Zeit wird er in Zusammenhang mit der widerspenstigen Gesinnung der Veronesen gebracht haben.**) Omnebonum, der Bischof der Stadt, verkehrte vielfach am Hofe des Kaisers, war aber ein Anhänger Alexanders, mit dem er in vertraulichem Briefwechsel stand. Als der höchste weltliche Beamte in der Stadt erscheint noch im November 1163 ein vornehmer Veronese, Albert Tenca, der als Rector und ordentlicher Richter des Kaisers bezeichnet wird, doch eine ähnliche Stellung bereits in der Zeit der städtischen Freiheit bekleidet hatte; wie weit der Kaiser ihm trauen durfte, steht dahin. Die enge Verbindung, in die Friedrich dann mit dem Bischof Albert

*) Vergl. S. 312.
**) Vergl. S. 171. 313. 314.

von Trient trat, den er zu seinem Vicar in den richterlichen Geschäften bestellte, und die Verleihung der Burg Garda an den getreuen Otto von Wittelsbach weisen in gleicher Weise darauf hin, daß sein Argwohn gegen Verona nie ruhte. Durch die durchgreifende Strenge des Wittelsbachers fühlten sich die Veronesen besonders verletzt; mit den Bedrückungen des Pfalzgrafen haben sie es zu rechtfertigen gesucht, daß sie den Anerbietungen des Dogen Gehör schenkten.

Wir wissen, wie Venedig noch auf dem Reichstage zu Parma dem Kaiser Friedensanerbietungen machte, wie dieser darauf angesehene Männer, um Verhandlungen zu pflegen, nach Venedig schickte. Aber die Verhandlungen scheiterten und hatten lediglich den Erfolg, daß die Fäden der gegen den Kaiser gerichteten Verbindung, nachdem sie schon im Winter angesponnen, im Frühjahr fest zusammengezogen wurden. Venedig hatte die für jene Zeit ungewöhnlich hohe Summe von 12,000 Mark aufgewendet, um den Bund mit Verona, Vicenza und Padua zum Abschluß zu bringen. Es wurde ein Bundesvertrag förmlich beschworen, und in demselben erklärten die verschworenen Städte, daß sie zwar die alten kaiserlichen Rechte nicht antasten wollten, aber fortan Friedrich nicht mehr leisten würden, als ihre Vorfahren Karl und anderen rechtgläubigen Kaisern geleistet hätten.

Die Bundesgenossen hatten auch auf den Beitritt von Treviso gerechnet, aber der Kaiser hatte diese Stadt durch große Zugeständnisse in der Treue zu erhalten gewußt. Indem er erklärte, daß die Trevisaner ohne sein Wissen durch seine Beamten bedrückt seien, gewährte er ihnen unter Wahrung der Reichsrechte die freie Wahl der Consuln und bestätigte alle Befugnisse, welche diese bisher gehabt hatten; die Stadt sollte ferner das Befestigungsrecht besitzen und die Geiseln, welche sie dem Kaiser gestellt, zurückerhalten, zu dem Kriegszuge gegen Sicilien keinen Zuzug zu leisten, auch das Fodrum nicht zu zahlen haben, zu dem sich die Bürger bereits eidlich verpflichtet hatten, endlich sollten die Abgaben, welche den Kaufleuten auferlegt waren, und die neueingeführten Steuern nicht weiter erhoben werden. Es war etwa um dieselbe Zeit, daß der Kaiser den Bischof von Treviso trotz dessen alexandrinischer Gesinnung die Regalien zurückgab; auch dies wird dazu mitgewirkt haben, die Trevisaner für den Kaiser zu gewinnen.

Angesichts der drohenden Gefahr hatte Friedrich Versuche gemacht, auch noch Verona und die ihm verbündeten Städte der Mark vom

Abfall abzuhalten. Er hatte Männer von Pavia, Novara, Lodi und Como nach Verona geschickt und durch sie das Anerbieten machen lassen, daß er, wenn die Verbündeten von seinen Beamten beschwert seien, nach einem Schiedsrichterspruche angesehener Lombarden Abhülfe schaffen wolle. Die Gesandten hatten auf einer Versammlung der Verbündeten zu Verona ihren Auftrag erfüllt, aber nicht mehr erreicht, als daß die Städte noch eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Pavia zu schicken sich entschlossen. Hier wurde dann viel über den Frieden gesprochen, doch war mit Worten nichts mehr zu erreichen; das Ergebniß der Verhandlungen war, daß der Kaiser klar den Abfall der Städte erkannte.

Schon hatten die Städte Vicenza und Padua die Waffen ergriffen, und der Kaiser mußte wider Willen rüsten, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Er forderte Erzbischof Eberhard von Salzburg auf, in Eile ein möglichst großes Heer zu sammeln und sich mit demselben zu Pfingsten (31. Mai) bei Treviso einzustellen. Eine ähnliche Aufforderung wird auch an andere deutsche Fürsten in Eberhards Nachbarschaft ergangen sein. Den Angriff auf Verona wollte der Kaiser selbst unternehmen, und er rechnete dabei besonders auf die Unterstützung der Lombarden. Aber es erschwerte seine Lage, daß der Aufstand in der Veroneser Mark auch in anderen Theilen der Lombardei Sympathien fand. Wir lesen in einem gleichzeitigen Bericht, schon gegen Ende Aprils hätten die Städte Italiens nicht mehr dem Kaiser den früheren Gehorsam gezeigt, selbst die Pavesen und Cremonesen, die ihm besonders Italien unterworfen, hätten ihm offen ausgesprochen, daß sie von ihm abfallen würden, wenn er nicht von seinem tyrannischen Verfahren lassen und ein gesetzliches Regiment einführen wolle, bei dem sie frei, wie zu den Zeiten der früheren Kaiser, leben könnten. Dieser Bericht ist sicher nicht frei von Uebertreibungen, aber eben so sicher ist, daß die Lombarden nur ungern dem Kaiser gegen Verona folgten.

Nur durch schwere Opfer erhielt Friedrich die der Veroneser Mark benachbarten Städte Ferrara und Mantua im Gehorsam. Am 24. Mai stellte er Ferrara ein Privilegium aus, worin er der Stadt, weil sie im Kriege gegen Venedig, Padua, Vicenza und Verona manche Beschwerden und Ausgaben für ihn werde tragen müssen, die freie Wahl der Consuln, die Gerichtsbarkeit und andere Befugnisse unter Wahrung

der Reichsrechte zugesteht. Am 27. Mai erhielt Mantua, besonders auf die Verwendung des getreuen Bischofs Garsidonius, noch größere Zugeständnisse verbrieft. Der Kaiser schenkte den Mantuanern den Zins, den sie bisher für die Regalien gezahlt, erließ ihnen die Heeresfolge, nicht allein im Kriege gegen Rom, Apulien, Sicilien und Calabrien, sondern auch gegen Venedig, Verona, Padua und Vicenza und versprach, daß weder er noch die Seinigen im Kampfe gegen diese Städte Mantua ohne Einwilligung der Bürger betreten würden. Außerdem ließ er in seinem Namen beschwören, daß der Stadt alle Rechte, welche sie vor seiner Ankunft in Italien gehabt hätte, in Zukunft wieder zustehen sollten, daß er die Stadt und ihre Vorstädte nie selbst zerstören oder durch Andere zerstören lassen, sondern immer unverletzt erhalten werde, daß er endlich, wenn sich Mantua freiwillig zu seinen Gunsten an dem Kriege gegen die genannten Städte betheiligen sollte, er ohne die Einwilligung der Bürgerschaft den Frieden nicht abschließen würde. Dagegen schwuren die Mantuaner, daß sie keinen Vertrag oder Bund mit den genannten Städten geschlossen hätten oder während der Dauer des Krieges schließen würden. Denselben Eid sollten auch die während des Krieges neueintretenden Consuln dem Kaiser leisten.

Wie sehr dem Kaiser darum zu thun war, streitbare Männer für den Kampf gegen die aufständigen Städte zu gewinnen, zeigt eine Urkunde, welche er am 28. Mai seinen Getreuen den Brüdern Udalrich und Friedrich von Arco ausstellen ließ. Sie hatten ihm öfters Dienste geleistet und ihm jetzt Mannschaft, namentlich gegen Verona, Padua, Vicenza und Venedig, geschworen; dagegen verpflichtete er sich ihnen jährlich 24 Pfund entweder zu Lodi oder an einem anderen ihm genehmen Orte vierzehn Tage nach Martini zahlen zu lassen, doch sollte die Verpflichtung aufhören, sobald er ihnen ein entsprechendes Lehen geben könne.

Noch vor der Mitte des Juni verließ der Kaiser Pavia. Am 15. war er in Montemalo, der erst kürzlich von Rainald im Gebiete von Lodi hergestellten Burg. Unmittelbar darauf zog er gegen Verona. Das Heer, welches er mit sich führte, bestand fast ganz aus Lombarden; nur wenige Deutsche waren in demselben, und aus Burgund war, wie es scheint, ihm gar kein Zuzug gekommen. Der Kaiser drang bis Vacaldo in der unmittelbaren Nähe von Verona vor; mehrere Dörfer

und Burgen wurden von ihm zerstört, aber zu einem entscheidenden Schlage kam es nicht. Verona hatte mit Hülfe seiner Verbündeten ein stärkeres Heer, als der Kaiser, zusammengebracht. Fünf Tage lag es mit demselben um Johannis (24. Juni) dem Feinde gegenüber. Aber Friedrich glaubte bei seinen geringen deutschen Streitkräften und der Unzuverlässigkeit seiner italienischen Schaaren eine Schlacht nicht wagen zu dürfen und zog sich mit seinem Heere zurück. Am 10. Juli war er wieder in der Ebene am Gardasee. Sein Heer löste sich auf, er selbst kehrte alsbald nach Pavia zurück. Der Kriegszug war eben so kurz als erfolglos gewesen.

Das Unternehmen gegen Verona hatte in der Stadt selbst noch ein trauriges Nachspiel. Elf vornehme Veronesen, sieben vom Stande der Capitane und vier Valvassoren, standen in dem Verdacht, die Stadt an den Kaiser verrathen zu wollen; sie wurden in den Kerker bei der Kirche S. Marco geworfen und am 15. September hingerichtet. Die Veronesen setzten den Krieg gegen die Kaiserlichen in ihrer Umgegend auch in der nächsten Zeit nicht ohne Glück fort. Im März 1165 nahmen sie die Burg Rivoli über der Etschklause, welche seit sieben Jahren in deutschen Händen gewesen war*).

In unmittelbarer Verbindung mit dem Angriffe des Kaisers auf Verona scheint ein Unternehmen des Patriarchen Udalrich von Aquileja gestanden zu haben, welches einen nicht minder unglücklichen Ausgang hatte. Mit einem nicht unbedeutenden Heere brach der Patriarch — wahrscheinlich im Sommer 1164 — gegen Grado auf, um sich der nahen Burg zu bemächtigen. Als der Doge hiervon Kunde erhielt, sandte er alle bereiten Galeeren gegen Grado; eine derselben, welche den anderen voraneilte, gelangte an den Ort, an welchem die Feinde sich befanden, und die Mannschaft griff den Patriarchen mit solcher Tapferkeit an, daß er und die ihn begleitenden Grafen und Herren in Gefangenschaft geriethen, ihre Leute die Flucht ergriffen und viele derselben in den Sümpfen den Untergang fanden. In Venedig herrschte große Freude, und man beging dort ein glänzendes Dankfest. Der Patriarch wurde mit etwa siebenhundert Gefährten seines mißglückten Zuges längere Zeit in der Stadt gefangen gehalten. Soviel läßt sich aus dem zuverlässigsten Bericht, den wir besitzen, entnehmen. Spätere

*) Vergl. S. 146.

venetianische Chronisten bringen dann mit diesen Vorgängen den Zins von 12 Broden und 12 Schweinen, welchen im dreizehnten Jahrhundert die Patriarchen von Aquileja am Mittwoch vor Fasten der Republik zu erlegen pflegten, in Verbindung; mit diesem Jahreszins soll sich Udalrich aus der Gefangenschaft gelöst haben. Sie erzählen zugleich von einer Heldenthat, welche die Weiber von Caorle damals gegen die Trevisaner verübt haben sollen. Als nämlich die Männer von Caorle nach Grado gezogen waren, um der Burg Beistand zu leisten, brachen die Trevisaner gegen Caorle auf, weil sie dort keinen Widerstand erwarteten. Aber die zurückgebliebenen Weiber zogen Männertracht an, ergriffen Waffen, stiegen in Schiffe und zogen den Trevisanern entgegen; diese ergriffen die Flucht, doch wurden viele, des Orts unkundig, in den Sümpfen ergriffen und nach Caorle gebracht. So sagenhaft diese Erzählung ist, scheint sie doch den historischen Grund zu haben, daß die Trevisaner das Unternehmen des Patriarchen unterstützten. Ob sich bei Treviso, wie es der Kaiser gewollt hatte, wirklich ein deutsches Heer zusammengezogen hatte, wissen wir nicht; jedenfalls hat sich Erzbischof Eberhard, der schon dem Tode entgegenging, zu Treviso nicht eingestellt.

Der Doge hatte allen Grund, mit der eingeschlagenen Politik zufrieden zu sein und bei derselben zu beharren. Er unterstützte die Veronesen weiter mit Geld und bot ihnen die Mittel, auch mit anderen Städten der Lombardei Verbindungen anzuknüpfen; zugleich fanden in Venedig die Cardinäle Alexanders und die aus ihren Sitzen vertriebenen alexandrinischen Bischöfe ein sicheres Asyl. Dabei unterhielt der Doge mit dem Kaiser von Constantinopel und dem König von Sicilien nach wie vor die freundlichsten Beziehungen. Die Republik bot für alle Friedrich feindlichen Bestrebungen einen Mittelpunkt, wie er bis dahin gefehlt hatte. Sie ist es gewesen, die ihn im entscheidenden Augenblick gehindert hat seine imperatorische Gewalt in Italien zu befestigen.

Rückkehr Erzbischof Rainalds und des Kaisers nach Deutschland.

Noch vor dem Auszuge Friedrichs gegen Verona hatte Erzbischof Rainald Italien verlassen. Seine Abwesenheit von der Heimat hatte Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaisers, zu benutzen beabsichtigt,

um sich für frühere Unbill*) zu rächen; er scheint dabei auf die Unterstützung seines Neffen Friedrich von Schwaben und seines Schwagers, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, gerechnet zu haben, die in gleicher Weise vom Erzbischof gekränkt waren. Der Pfalzgraf, ein junger Mann von mittlerer Größe, doch kräftigem Körper, blond nach der Staufer Art, sprach wenig und schien bescheiden, war aber doch nicht ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Schon früher war er als Obervogt des Erzstifts Trier mit dem Erzbischof Hillin in Händel gerathen und hatte eine Eidgenossenschaft der Trierer gegen ihren Erzbischof unterstützt; es bedurfte der Dazwischenkunft des Kaisers, um den Streit zwischen seinem Bruder und dem Erzbischof beizulegen (1. September 1161). Jetzt gedachte Konrad sich der vor wenigen Jahren zerstörten Burg Rineck**), die früher zur Pfalzgrafschaft gehört hatte, zu bemächtigen und sie herzustellen, um von hier aus das kölnische Gebiet zu beunruhigen. Man schrieb ihm überdies die Absicht zu, alte, längst vergessene Rechte der Pfalzgrafen im unteren Lothringen wieder zur Geltung bringen zu wollen. Rainald erhielt von den Absichten Konrads rechtzeitig Kunde und erließ Befehl, Rineck schleunigst zu besetzen und herzustellen. Die Kölner führten glücklich den Befehl aus, so daß Konrads Pläne durchkreuzt wurden. In großer Aufregung darüber, sagte der Pfalzgraf den Kölnern Fehde an: am 18. Mai wolle er sich ihnen auf dem Felde von Andernach zum Kampfe stellen. Die Kölner rüsteten ein Heer und Schiffe aus, und es gelang ihnen, ein gewaltiges Kriegsvolk — angeblich 125,000 Mann — zusammenzubringen. Sie hatten große Opfer für die Rüstungen gebracht, die sie noch nach Jahren nicht verschmerzen konnten; überdies waren viele Herren in Lothringen bei den Befürchtungen, die man vor Konrad hegte, gern zur Hülfe bereit gewesen. Zur bestimmten Zeit erschienen die Kölner auf dem Kampfplatz, aber sie warteten zwölf Tage vergeblich auf den Pfalzgrafen: dann kehrte jubelnd das Heer nach Köln zurück. Konrad war von dem übereilten Unternehmen zurückgetreten, wie ein Wanderer den raschen Schritt hemmt, wenn er die Schlange im Grase sieht.

Rainald hörte in Italien, daß die nächste Gefahr für Köln beseitigt war, nichtsdestoweniger verlangte er nach der Heimat. Der Kaiser

*) Vergl. S. 293.
**) Vergl. Bd. IV. S. 349.

entließ ihn nicht ohne einen glänzenden Beweis seiner Dankbarkeit; am 9. Juni verlieh er ihm ein ausgedehntes Gebiet auf beiden Seiten des Ticino mit dem Fodrum und allen kaiserlichen Gerechtsamen „zum Lohne", wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt, „für die unermeßlichen und unzähligen Dienste." Vielleicht noch werthvoller war, daß er ihm die Reliquien der heiligen drei Könige schenkte, welche einst als eines der größten Kleinodien Mailands betrachtet waren und die Rainald jetzt nach Köln zu übertragen beschloß.

Da der Erzbischof Nachstellungen im südlichen Deutschland fürchtete, wollte er nicht auf dem nächsten Wege, sondern durch Burgund und Lothringen nach Köln zurückkehren. Es lag dies auch in den Wünschen des Kaisers, den die burgundischen Angelegenheiten nicht ohne Sorgen ließen. Es hatten sich, seitdem er das Land verlassen, die Sympathien dort für Alexander gesteigert, und man scheint nicht ohne Befürchtung vor einem französischen Angriff gewesen zu sein. Schon in der Mitte des April waren der Erzbischof Raimund von Arles, der Bischof Petrus von Marseille und der Graf Gerald von Grignan (zwischen Avignon und Valence) am kaiserlichen Hofe zu Pavia erschienen und hatten dort große Vergünstigungen erhalten; offenbar suchte der Kaiser sie dadurch in der Treue zu erhalten. Als jetzt Rainald nach Burgund ging, lag Friedrich auch daran, durch ihn burgundische Mannschaft für den Krieg gegen die aufständigen Städte in Italien zu gewinnen.

Mit ausgedehnten Vollmachten versehen verließ Rainald am 10. Juni Pavia, am 12. sandte er von Vercelli aus ein Schreiben an die Kölner, worin er sie von seiner Heimkehr unterrichtete und sie aufforderte Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange der kostbaren Reliquien zu treffen, welche er mit sich führe. Als er nach Burgund kam, berief er die Erzbischöfe nach Vienne und verlangte zunächst von ihnen, daß sie durch Mannschaft den Kaiser in Italien unterstützen sollten. Dann aber trat er auch mit der Forderung hervor, daß sie den neuen Gegenpapst anerkennen möchten. Er erreichte mit dieser Forderung wenig; einige der Anwesenden sollen ihm sogar erklärt haben, daß sie eher bereit seien Guido von Crema zu excommuniciren, als sich ihm zu unterwerfen. Der Erzbischof wünschte darauf eine Zusammenkunft mit dem Grafen Heinrich von Troyes zu haben, aber es scheint zu derselben nicht gekommen zu sein, da sich Heinrich nach

Paris begeben hatte, um sich mit seinem Schwager zu berathen. Wir hören weiter von Rainalds Thätigkeit in Burgund nur, daß er in der Grafschaft von Lyon Befestigungen anlegen ließ, wobei er sich der Unterstützung der Bürger von Lyon und eines Grafen Girard bediente. Der Graf Guigo von Lyon und Forez, der ein Vasall der französischen Krone war und in diesen Befestigungen nur die Absicht sah, ihn unter deutsche Herrschaft zu bringen, widersetzte sich der Arbeit, aber Rainald ließ eine große Geldsumme zurück, um dieselbe fortzuführen.

Die Thätigkeit, welche Rainald aller Orten entfaltete, schien Alexander so gefährlich, daß er am 6. Juli ein Schreiben an den Erzbischof Heinrich von Reims erließ, worin er ihm mittheilte, daß Rainald seinen Weg durch Flandern nehmen wolle; man solle seiner Reise Hindernisse bereiten und ihn, wo möglich, gefangen nehmen — ein angenehmerer Dienst würde ihm, dem Papste, nicht erwiesen werden können. Alexander war über den Weg Rainalds schlecht unterrichtet. Dieser entging allen Nachstellungen und gelangte glücklich nach Köln, wo er am 24. Juli feierlich empfangen wurde. Hocherfreut war man besonders über die Leiber der heiligen drei Könige; man ahnte, daß die Stadt in ihnen einen Schatz von unberechenbarem Werthe gewonnen hatte. In der That pilgerte man bald von allen Theilen der Welt zu diesem Heiligthum. Der Wohlstand der Stadt und die Stadt selbst wuchsen so, daß nach kurzer Zeit ihre Ringmauern erweitert werden mußten. —

Als sich der Kaiser von Rainald getrennt hatte, lag ihm der Gedanke noch fern, bald seinem so vom Glück begünstigten Diener über die Alpen zu folgen, aber nach dem unglücklichen Zuge gegen Verona drängte sich ihm mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, gleichfalls den Boden Italiens zu verlassen.

Als Friedrich nach Pavia zurückgekehrt war, schickte man sich freilich dort zu einer Krönungsfeier an, aber es war eine Feier mit mattem Glanz und wenig Freude. Bareso war glücklich aus Sardinien entkommen, um sich die Königskrone zu holen, welche ihm der Kaiser versprochen hatte. Allerdings hatten die Pisaner ihm noch Hindernisse zu bereiten gesucht. Als die kaiserlichen Gesandten mit acht genuesischen Schiffen nach Sardinien gingen, hatten auch sie acht Galeeren unter einem Consul dorthin geschickt; aber mit Gewalt den Gesandten des Kaisers entgegenzutreten, wollten sie doch nicht wagen. So konnte

Bareso ungefährdet nach Genua übersetzen; den größten Theil seines Schatzes ließ er in der Burg von Arborea, die ihm von seinem Lande fast allein noch geblieben, unter dem Schutz seiner Gemahlin und seiner Getreuen zurück, doch hatte er seine Geldkästen reichlich gefüllt, die freilich bald genug leer werden sollten. In Genua, wo man sich von diesem Schützling große Herrlichkeiten versprach, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet; zwei Consuln Genuas unter Begleitung mehrerer Rechtskundiger führten Bareso dann zum Kaiser nach Pavia. Am 3. August setzte der Kaiser, selbst mit der Krone geschmückt, in der Kirche des heiligen Syrus dem Sardinier eine Königskrone auf, die in Genua gefertigt war, und der Gekrönte leistete ihm den Vasalleneid für sein Inselreich. Wie einst dem Böhmenherzog, gab der Kaiser jetzt dem Richter von Arborea die königlichen Ehren, aber er hat von dem Sarden weniger Dank gewonnen, als von dem Czechen.

Auch pisanische Gesandte waren bei der Krönung zugegen; sie stellten dem Kaiser vor, daß einem Bareso, der nicht von hoher Geburt und ihr Vasall sei, die Krone nicht gebühre; überdies gehöre Sardinien ihnen und nicht dem Richter von Arborea. Dagegen machten die Genuesen geltend, daß Bareso ein vornehmer Mann sei, von dem viele Pisaner Lehen genommen; auch gehöre Sardinien nicht Pisa, sondern sei von Genua den Arabern genommen und dem römischen Reiche unterworfen worden*). Darauf erklärte der Kaiser den Pisanern: „Meines Wissens gehört Sardinien dem Reiche, und wenn ich Bareso Sardinien verleihe und ihn zum König der Insel erhebe, so thue ich dies auf den Rath meiner Großen und nach dem Rechte des Reichs." Die Pisaner wußten keine Antwort und verließen bestürzt den Hof. Die Genuesen wurden gnädig entlassen und kehrten mit Bareso freudestrahlend in ihre Stadt zurück.

Aber schon nach wenigen Tagen wurden der neue König, der Consul Baldizo und einige andere Genuesen wieder nach Pavia beschieden. Bareso benutzte hier die Gelegenheit, um sich eine Urkunde über seine Belehnung ausstellen zu lassen, gerieth aber in große Bestürzung, als der Kaiser jetzt die versprochenen 4000 Mark verlangte;

*) Diese Behauptung der Genuesen entsprach nicht den geschichtlichen Thatsachen. Vergl. Bd. II. S. 176.

er bat um Aufschub der Zahlung, bis er nach Sardinien zurückgekehrt sei. Der Kaiser gab ihm zur Antwort: „Ich sitze zu Roß und habe die Füße in den Steigbügeln: du aber sprichst mit mir, als ob du mir entschlüpfen wolltest. Wer ein Königreich gewinnt und eine Krone trägt, muß mehr zahlen, als er versprochen, und du hast, wie ich glaube, die gleiche Summe oder noch mehr meinen Hofleuten gegeben. Auf die That kommt es mir an, nicht auf Worte.“ Bareso erneuerte seine Bitte um Aufschub, bis das Geld aus Sardinien herbeigeschafft werden könne. Der Kaiser erklärte ihm dagegen, daß schon in den nächsten Tagen das Geld gezahlt werden müsse; auch auf dem Festlande werde er dazu die Mittel finden. Auf briefliche Anfrage des Baldizo fanden sich darauf die Consuln von Genua bereit das Geld dem Könige von Sardinien vorzuschießen. Erfreut begaben sich Bareso und Baldizo zum Kaiser, dieser wollte sie aber nicht anhören, sondern wies sie an den Pfalzgrafen Otto, an Graf Gebhard von Leuchtenberg, den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Lüttich. Baldizo theilte dann diesen mit, daß er im Namen Genuas die Abtragung der Schuld bis Weihnachten verspreche. Die deutschen Herren verlangten dagegen, das Geld müsse bis zum anderen Tage gezahlt sein; wenn nicht, würde der Kaiser Bareso nach Deutschland mit sich führen. Baldizo erbot sich endlich, nachdem Bareso volle Sicherheit in Genua den Consuln zu stellen gelobt hatte, in 32 Tagen die volle Summe zu zahlen, und die deutschen Herren gaben sich damit zufrieden. Mit Erlaubniß des Kaisers gingen sie nach Genua und empfingen hier schon nach wenigen Tagen die Zahlung.

Der Sarde hat in der Folge viele schwere Stunden den Genuesen bereitet. Noch mehr Betrüger, als Abenteurer, nahm er theils von der Stadt, theils von reichen Bürgern ungeheure Geldsummen auf, um eine Flotte und ein Heer zu rüsten, mit dem er seine königliche Macht in Sardinien feststellen könne; zugleich bekannte er sich urkundlich als Vasall Genuas, obwohl er nur darauf sann, wie er sich der Gewalt der Genuesen und damit seinen Verpflichtungen gegen sie entziehen könne. Schon mißtraute man seinen Versprechungen, und als er am 22. November mit seiner Flotte absegelte, begleiteten ihn ein Consul und einige andere erfahrene Männer nach Arborea, wo er alle seine Schulden abzutragen verheißen hatte. Aber die Zahlung wurde absichtlich von Tag zu Tag verzögert; inzwischen erschien eine

pisanische Flotte, und die Genuesen befürchteten, daß Bareso sich derselben gegen sie bedienen könnte. Da gaben sie den Seeleuten den Befehl nach Genua zurückzukehren (Februar 1165) und wider seinen Willen mußte der König Sardiniens dann sechs Jahre dort verweilen; unter die Obhut vornehmer Bürger gestellt, lebte er in der Stadt wie in einem Gefängniß.

Der Kaiser hat sich um das Schicksal dieses Königs, den er wohl bald genug durchschaute, wenig mehr bekümmert. Was er durch ihn erreichen wollte, hatte er erreicht; im Uebrigen war mit einem solchen Vasallen wenig Ehre zu gewinnen. Den Kaiser bedrängten andere und schwerere Sorgen. Die Stimmung in den Städten der Lombardei und Romagna wurde immer bedenklicher. Bologna wußte sich des kaiserlichen Podestà Bezo zu entledigen*). Auf die Treue Piacenzas hatte der Kaiser nie sicher zu rechnen. Im September verließ Arnold von Dorstadt Piacenza, wohl nicht aus freiem Entschluß; denn um Michaelis zerstörte der Kaiser mit Hülfe der Pavesen mehrere Burgen um die Stadt. Auch Como, welches dem Kaiser so viel verdankte, wurde schwierig; es bestritt ihm die Burg Baradello, wo der Podestà Magister Paganus seinen Sitz hatte, und fügte solcher Unbill noch andere hinzu.

Der Krieg gegen Sicilien war vom Kaiser bereits aufgegeben, aber er sah, daß er ohne ein starkes deutsches Heer nicht einmal den Kampf mit dem Veroneser Bund wieder aufnehmen könne. So war die Rückkehr nach Deutschland für ihn zur Nothwendigkeit geworden, und er hatte in Italien nur noch Maßregeln für die Zeit seiner Abwesenheit zu treffen. Die Treuen wollte er durch Vergünstigungen in der Treue erhalten, die Schwankenden durch Zugeständnisse gewinnen oder durch den Schrecken zügeln.

Pavia verbriefte er aufs Neue die freie Wahl der Consuln, welche gleiche Gewalt haben sollten, wie die Markgrafen in ihrer Mark und die Grafen in ihrer Grafschaft; er gewährte der Stadt alle ihre Rechte und Lehen, die sie vor dem Roncalischen Tage gehabt, wie die Regalien in der Stadt und auswärts auf allen ihren Besitzungen. Auch die Stadt Asti erhielt ausgedehnte Privilegien; er er-

*) Nach späteren Nachrichten soll dieser Bezo, wahrscheinlich ein Bolognese, in einem Aufstande erschlagen sein.

ließ ihr 100 Mark von dem diesjährigen Tribut, welchen sie für die Regalien zu zahlen hatte, erlaubte ihr das Prägen von Münzen und bewilligte, daß die Leute in gewissen von der Stadt abhängigen Orten nur ihr zu Diensten und Abgaben verpflichtet sein sollten. Besonders aber erwies sich der Kaiser gegen die großen Vasallen, die ihn unterstützten, freigebig. Die Grafen von Lomello, der Graf Albert von Prado, der Pfalzgraf Hildebrand von Tuscien, vor Allem die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaspina empfingen werthvolle Privilegien.

In dem traurigen Loos der Mailänder wurde wenig gebessert, obwohl Bischof Heinrich von Lüttich gegen Ende des August gestorben war. Er hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode eine neue Jahresabgabe, die von jeder Hufe, von jedem Joch Ochsen und jeder Feuerstelle erhoben wurde, eingeführt und dadurch neue Klagen erregt. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Markward von Grumbach, welcher sich auch nach kurzer Zeit in der Pfalz von Noceta zeigte. Die Mailänder brachten ihm als Geschenk ein silbernes Mischgefäß im Gewichte von 14 Pfund, aber sie irrten sich, wenn sie damit Erleichterung der Steuern zu gewinnen hofften. Markward bestellte sogleich fünf Männer — es waren Geistliche und Laien, sämmtlich Italiener — um den Tribut für das laufende Jahr einzusammeln, und diese verlangten ihn sogar von Aeckern, die seit zwanzig Jahren nicht bebaut, von Wiesen und Wäldern, die keinen Nutzen mehr gaben. Als eine besondere Härte erschien es auch, daß sie ein Register anlegten, in welchem die Zahl der Hufen, der Ochsengespanne und der Feuerstellen verzeichnet wurden. Man nannte dieses Register das „Buch der Trübsal“ oder das „Buch der Schmerzen.“

Wie im Mailändischen, blieben in den meisten anderen Stadtgebieten kaiserliche Podestàs oder Procuratoren. In der Grafschaft Como behielt der Magister Paganus seine Stellung; ebenso in der Grafschaft Seprio Graf Gozwin von Heinsberg, während in der Martesana und im Gebiete von Bergamo ein deutscher Herr, Ruinus mit Namen, eingesetzt wurde. Brescia erhielt nach Markwards Versetzung ein gewisser Berthold*). In Piacenza waltete zuerst wieder Aginulf, dann

*) Wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Freien von Schauenburg an der Bergstraße, Vasallen des Klosters Lorsch.

wieder Arnold von Dorstadt als kaiserlicher Podestà. In Parma folgte auf Azo der Bischof und Cardinal Aicardus, aus einer vornehmen einheimischen Familie*), als höchster kaiserlicher Beamter mit erweiterten Vollmachten. In Lodi wurde Lambert von Nymwegen zum Procurator bestellt, der seine Gewalt auch über das Gebiet von Crema erstreckte. So wurden auch an anderen Stellen in der Lombardei Procuratoren eingesetzt, um die kaiserlichen Gefälle einzutreiben. Die obere Leitung aller lombardischen Angelegenheiten übergab der Kaiser der bewährten Treue Markwards von Grumbach, und eine ähnliche Stellung für Tuscien erhielt der Kanzler Christian, ein Geistlicher von eben so großer Ergebenheit, als staatsmännischer Begabung.

Um den 1. Oktober verließ der Kaiser Pavia, am 4. war er in der Burg Belfort bei Varese, wo er sich mehrere Tage aufhielt. Hier stellte er eine Urkunde aus, in welcher er der Stadt Como und ihrem Bischofe die Burg Baradello und den Thurm von Ologno überließ, indem er zugleich den Bürgern alles verzieh, was sie gegen ihn gefehlt hatten; mit anderen Urkunden gewährte er damals den Rittern und der Gemeinde von Val Camonica wegen der vortrefflichen von ihnen geleisteten Dienste die Reichsfreiheit und die freie Wahl der Consuln, wie dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat eine erhebliche Erweiterung seines Gebiets. Auf dem kürzesten Wege ging er darauf über die Alpen, indem er wahrscheinlich die Straße über den Septimer einschlug. Schon am 1. November war er in Ulm, von wo er Einladungen zu einer großen Tagfahrt ergehen ließ, die er am 18. November in Bamberg halten wollte.

Wohl sprach Friedrich von seiner ruhmreichen Rückkehr nach dem Vaterlande, aber er selbst konnte sich nicht verhehlen, daß er in Italien diesmal nicht allein in seinen Hoffnungen auf einen erfolgreichen Zug nach dem Süden getäuscht war, sondern auch in der Lombardei eine bedenkliche Demüthigung erlitten hatte. Seine Freunde sahen mit Besorgniß, seine Feinde mit Freude, daß sich die Erwartungen, welche sich an den Fall Mailands geknüpft hatten, nicht so schnell erfüllten. Ohne ein stattliches deutsches Heer — soviel hatte sich deutlich gezeigt — war

*) Aicardus von Cornazzano erscheint zuerst als Propst in Parma, Ende 1160 als Cardinaldiacon Victors IV., 1162 wird er zum Bischof von Parma erhoben, im März 1164 tritt er urkundlich als Cardinalpriester, Bischof und Podestà von Parma hervor.

Friedrichs Herrschaft in Italien noch keineswegs gesichert; er gedachte in kurzer Frist mit deutschen Kriegsschaaren zurückzukehren, die ihn zum unbestrittenen Herrn der Halbinsel machen sollten.

12.

Friedrich I. inmitten der Weltverhältnisse.

So lange es ein römisches Kaiserthum deutscher Nation gab, waren die Aufgaben desselben immer die gleichen gewesen. Die viel gespaltene abendländische Christenheit gegen ihre Feinde zu schützen, inmitten derselben Recht und Gesetz gegenüber der Gewaltthat und Willkür aufrecht zu halten, die Kirche in der Durchführung christlicher Lebensordnungen und in ihrer Missionsarbeit auf alle Weise zu fördern: darin vor Allem sah man den Beruf des Kaiserthums. Glanzvoll strahlte die Kaiserkrone, aber sie legte dem, der sie trug, Pflichten von unermeßlicher Schwere auf; selbst Herrscher vom frischesten Muth und den größten Hülfsmitteln erlagen unter solcher Last. Das Ideal schien unerreichbar, aber doch wurde es immer von Neuem verfolgt, da es nach den Vorstellungen des Mittelalters mit dem innersten Wesen der imperatorischen Gewalt verbunden war, die man von Gott selbst eingesetzt glaubte und an deren Bestand man das Heil der Welt knüpfte.

Nichts hatte das Kaiserthum mehr in der Entwickelung seiner Macht und damit an der Erfüllung seiner Aufgabe gehindert, als daß das Papstthum den günstigen Zeitpunkt benutzte, um die ihm drückend gewordene Abhängigkeit vom Reiche abzuschütteln und selbst die oberste Leitung der abendländischen Christenheit in die Hand zu nehmen. Allerdings wollte es das Kaiserthum bestehen lassen, wie es auch nicht anders konnte ohne sich mit der ganzen Vergangenheit der Kirche in Widerspruch zu setzen, aber doch nur in abhängiger, ihm dienender Stellung. Als sich die Kaiser in eine solche Dienstbarkeit nicht fügen wollten, entbrannte der Kampf — ein heißer und langer Kampf ohne Gleichen. Die römische Kirche, welche sonst den Thron der Kaiser gestützt hatte, suchte jetzt ihn wankend zu machen, in Deutschland und Italien schürte sie den Aufstand und zog alle die Mächte an sich, die sich der kaiser-

lichen Herrschaft entwinden wollten. Vor Allem strebte sie die Mächte Italiens von sich abhängig zu machen: die Länder des Südens gab sie den Normannen zu Lehen, in Rom und der Campagna beseitigte sie die kaiserliche Gewalt, mit den rebellischen Städten der Lombardei trat sie in Bund und durch das Testament der großen Gräfin suchte sie sich ein glänzendes Fürstenthum auf beiden Seiten des Po zu gewinnen.

Die Päpste hatten große Erfolge, aber so weit gediehen sie doch niemals, daß sie das Kaiserthum ganz sich hätten dienstbar machen können. Der ermattete Kampf concentrirte sich zuletzt in der Frage über die Einsetzung der Bischöfe und Aebte, die zugleich Kirchen- und Reichsfürsten waren, und kam hier mit einem Ausgleiche, den man traf, zum vorläufigen Abschluß. Aber es war kein Friede, sondern nur Waffenstillstand. Das Kaiserthum und Papstthum behaupteten in gleicher Weise von Gott mit der höchsten Gewalt ausgerüstet zu sein. Die neu aufgekommene Lehre von den beiden Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen, welche Gott der Christenheit gegeben, gewann allgemeine Geltung, doch wußte Niemand die Grenzen der höchsten geistlichen und weltlichen Macht zu ziehen; der Papst gab so wenig sein Regiment in den weltlichen Dingen, wie der Kaiser das seine in den kirchlichen Angelegenheiten seiner Reiche auf. Man sprach wohl von einer Gleichstellung der beiden Gewalten, aber so lange die römische Kirche an dem Grundsatz festhielt, daß der Papst, der ja über den Kaiser richtete, keinem Gericht unterworfen sei, so lange man in Rom behauptete, daß dem Papste nicht allein die Kaiserkrönung, sondern auch die Verleihung der kaiserlichen Macht zustehe, konnte von einer Gleichstellung und Gleichberechtigung nicht ernstlich die Rede sein.

Den Frieden mit der Kirche zu erhalten haben sich Kaiser Lothar und Konrad, der erste Staufer, ernstlich bemüht und um des Friedens willen die alten Rechte des Reichs nicht ängstlich gehütet. Aber mit ihrer Nachgiebigkeit erreichten sie, obwohl die Päpste ihrer Zeit nicht gerade heroische Naturen waren, doch keine Ruhe. Der Streit um die Herrschaft in Italien dauerte fort, in Deutschland wurde der Hader der Factionen von der römischen Curie, welche es bald mit den Welfen, bald mit den Staufern hielt, geflissentlich genährt, und so tief griffen die römischen Legaten in die Angelegenheiten der deutschen Kirche ein, daß selbst in den geistlichen Kreisen die Mißstimmung eine allgemeine wurde.

Indem das Papstthum schon das Spiel gewonnen zu haben schien, gerieth es aber in die hülfloseste Lage. Ein Schisma, welches lediglich aus den in Rom und an der Curie selbst mächtigen Adelsfactionen hervorging, schwächte die Autorität des Oberhauptes der Kirche, und kaum war das Schisma beseitigt, so mußte sich der Papst fast willenlos dem Könige von Sicilien ergeben; zugleich wurde ihm in der eigenen Stadt mit geistigen Waffen und mit Gewalt die Herrschaft bestritten, so daß er längere Zeit im Exil zu leben genöthigt war. In solcher Hülfslosigkeit zeigte sich das Papstthum zugleich der leitenden Stellung, welche es in den Weltverhältnissen beanspruchte, in keiner Weise gewachsen. Die Hauptschwierigkeiten erwuchsen ihm gerade aus jenen glorreichen Eroberungen, welche es vor einem halben Jahrhundert im gelobten Lande gemacht hatte. Mit der Begründung der lateinischen Herrschaften im Orient war der Kampf gegen den Islam in Permanenz erklärt, und diesem Kampfe konnte auch das Kaiserthum in Byzanz nicht gleichgültig zusehen. Ueberdies drohte das griechische Kaiserthum, in unversöhnlichem Kampfe mit der Normannenherrschaft in Unteritalien, auch hier wieder festen Fuß zu fassen und damit dem Papstthum neue Schwierigkeiten zu bereiten. Wie wenig dieses unter solchen Umständen die Weltlage zu beherrschen vermochte, hatte sonnenklar das unselige Ende des zweiten Kreuzzugs gezeigt.

In so schwere Bedrängnisse gerieth der Papst, daß er, um seine Existenz zu sichern, einen Hülfsruf nach dem anderen über die Alpen ergehen lassen mußte. Wenn selbst die römische Kirche ihre Rettung nur noch von einem deutschen Herrscher und einem deutschen Herrn erwartete, wie hätte da nicht auch an anderen Orten das Verlangen sich regen sollen, daß das deutsche Kaiserthum in seiner alten Kraft erstehen möge, um abermals der Welt zu leisten, was es einst ihr geleistet hatte? Wunderbar genug, daß gerade der deutsche Episcopat und die lombardischen Städte, die früher zur Schwächung des Kaiserthums so hülfreich gewesen waren, jetzt nach einem kräftigen Kaiser verlangten.

In dieser Weltlage war Friedrich auf den Thron Ottos des Großen durch die Wahl der deutschen Fürsten erhoben worden. Er selbst hatte seine Wahl betrieben, nicht so sehr wegen der Interessen seines Hauses, wie um das Kaiserthum nach seiner alten Bedeutung herzustellen. Denn in dieser Herstellung sah er allein das Heil der Welt, an sie knüpfte er jede Hoffnung auf eine der Christenheit

ersprießliche Ordnung der Dinge. Er war eine jener urgewaltigen germanischen Persönlichkeiten, wie sie schon öfters im Laufe der Jahrhunderte hervorgetreten, die in sich die Kraft fühlten, die gebeugte Menschheit aufzurichten, die verirrten Völker auf den rechten Weg zu leiten, und in diesem Vollgefühl seiner Bestimmung übte er eine wunderbare Macht auf die Gemüther.

Keine neue Aufgaben hat Friedrich seinem Regiment gestellt, sondern wesentlich nur die gleichen, welche seine Vorgänger angegriffen hatten. Aber er war sich wohl bewußt, daß die Lösung derselben unter den veränderten Verhältnissen unendlich schwieriger geworden war. Der Bereich der abendländischen Christenheit hatte sich weiter ausgedehnt, die einzelnen Staaten hatten sich auf nationaler Grundlage selbstständiger entwickelt, selbst in den ihr unmittelbar unterworfenen Reichen war die kaiserliche Gewalt beschränkt und eingeengt worden. Aber die Hoffnung, daß ihm die unerschöpfte Wehrkraft des deutschen Volkes zu Gebote stehen, daß ihm die Dienste der deutschen Fürsten, namentlich der geistlichen, nicht fehlen würden, gab ihm den Muth, das große Werk anzugreifen, und als er es angegriffen, meinte er in der Herrschaft über das reiche Italien die Mittel zu finden, das Kaiserthum auf die frühere Höhe zu bringen, auf der sie jede andere Gewalt weit überragte.

Von dem Augenblicke, wo Friedrich die Herrschaft ergriff, hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er in dieser Weise das römisch-deutsche Kaiserthum erneuern, die beherrschende Stellung des deutschen Volks herstellen wolle. So deutlich er dabei zu erkennen gab, daß er sich der mit der kaiserlichen Gewalt verbundenen Pflichten gegen die Kirche, namentlich gegen die römische, vollständig bewußt sei, vermied er jedoch jedes Anerkenntniß irgend einer Abhängigkeit vom apostolischen Stuhle. Gleich vom Anfange an zeigte er, daß er die Rechte, welche ihm das Wormser Concordat bei der Besetzung der Bisthümer beließ, im weitesten Umfang beanspruche und Schwierigkeiten, die ihm der Papst dabei bereitete, zu begegnen wußte. Schon die ersten römischen Legaten, welche zu seiner Zeit in Deutschland erschienen, kamen zur Erkenntniß, daß sie dort nicht wie ihre Vorgänger schalten konnten, sondern ihre Macht, sobald sie über die Absichten des Königs hinausgingen, schnell ein Ende fand.

Bald nach seinem Regierungsantritt hatte Friedrich mit dem

Papste einen Vertrag geschlossen, in welchem er sich als der Schutzvogt der römischen Kirche bekannte und ihr seine Waffen gegen das empörte Rom und den feindseligen König von Sicilien versprach; dagegen hatte der Papst ihm nicht allein die Kaiserkrone, sondern auch bereite Unterstützung zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Reichsmacht zusichern und sich verpflichten müssen gegen Alle, welche die Ehre und Macht des Reichs antasteten, mit canonischen Strafen einzuschreiten. Hätte der Vertrag Bestand gewonnen, so wäre der Papst in eine ähnliche Stellung zu Friedrich gekommen, wie einst Leo IX. zu Kaiser Heinrich III. Aber wie wenig dachte Hadrian IV., ein ganz von gregorianischen Grundsätzen durchdrungener Angelsachse, an solche Fügsamkeit! Die Kaiserkrone verweigerte er zwar Friedrich nicht und gern hätte er die deutschen Waffen gegen das aufständige Rom und gegen das übermüthige Sicilien gewendet: aber als der Kaiser wider Willen den Kampf gegen Rom und Sicilien aufgeben mußte, zögerte er nicht den Bund mit ihm zu lösen und schloß mit dem Sicilier, dem offenkundigen Feinde des Kaisers, seinen Frieden, der ihm dann nach Rom zurückzukehren ermöglichte.

Weiter und weiter gingen seitdem die Wege des Papstes und des Kaisers aus einander. Gleich dem ersten Versuche Hadrians, die Abhängigkeit des Reichs von der Kirche zur Anerkennung zu bringen, trat Friedrich mit schneidiger Schärfe entgegen und fand dabei die Zustimmung der deutschen Fürsten, selbst des gesammten Episcopats. Als der Papst dann mit Forderungen hervortrat, welche die kaiserlichen Rechte in Rom, im Patrimonium Petri, im Mathildischen Hausgute, im Herzogthum Spoleto, auf den Inseln Sardinien und Corsica, den Lehnseid der italienischen Bischöfe u. s. w. betrafen, erklärte sich der Kaiser zwar bereit die Entscheidung über diese Forderungen einem Schiedsgericht zu unterwerfen, aber er stellte zugleich eine Reihe von Gegenforderungen und Beschwerden gegen den Papst auf, deren Erledigung um so weniger zu erwarten war, als dieser keinen Richterspruch über sich anerkannte.

Es lag zu Tage, daß die neue Erhebung des Reichs in Hadrian und in jedem seiner sinnesverwandten Nachfolger nicht Förderung, sondern vielmehr Widerstand finden würde. Der Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum schien unvermeidlich, und die Frage war nur, wann er ausbrechen würde. Der Kampfplatz

mußte um so mehr Italien sein, als Friedrich schon auf seiner Romfahrt gezeigt hatte, daß er kein Reichsrecht, welcher seine Vorgänger je hier geübt, für erloschen erachte; schon damals hatte er erklärt, daß er in Bezug auf Rechte des Reichs keine Verjährung anerkenne. Der harte Druck, welchen Mailand auf die ganze Lombardei übte, hatte ihm gerade hier einen großen begeisterten Anhang verschafft; nirgends hatte man die neue Erhebung des Kaiserthums mit lebhafterem Jubel begrüßt. Wie hatte man schon frohlockt, als Friedrich die Bundesgenossen Mailands mit unnachsichtiger Strenge züchtigte, und als er dann mit einem starken Heere zurückkehrte, die gehaßte Stadt einschloß und auf das Tiefste demüthigte, da überboten sich die Lombarden an Dienstwilligkeit. Auf dem Roncalischen Tage von 1158 wurden die kaiserlichen Rechte in Italien im weitesten Umfange hergestellt und damit wesentlich eine neue Ordnung der Dinge für Italien geschaffen. Auf demselben Boden, wo die städtischen Freiheiten zur vollsten Blüthe gediehen waren, legte Friedrich die Fundamente einer Monarchie, wie sie seit Jahrhunderten diesseits und jenseits der Alpen nicht mehr gekannt war.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hatte Friedrich inzwischen seine Autorität in den deutschen Ländern festgestellt. Nicht allein daß er den heillosen inneren Kriegen zwischen Staufern und Welfen ein Ziel gesetzt, daß er durch strenge Handhabung der Gesetze einen ungewohnten Friedenszustand herbeigeführt: er wußte auch den seditiösen Geist der deutschen Großen gegen die Krone endlich einmal zu bannen. Seine Oheime Heinrich von Oesterreich und Herzog Welf, wie der ihm ebenfalls verwandtschaftliche Berthold von Zähringen hatten nicht unbegründete Beschwerden gegen ihn, aber trotzdem wagten sie nicht die Hand gegen ihn zu erheben. Feste Stützen seines Ansehens fand er an seinem Vetter Heinrich dem Löwen, der seit der Befriedigung seiner Ansprüche auf Baiern ganz Ergebenheit schien, und in dem gesammten deutschen, nun einmal wieder völlig dem Kaiserthum zugewandten Episcopat. Friedrich wußte freilich nur zu gut, daß er die Treue der deutschen Fürsten nicht auf eine harte Probe stellen durfte: deshalb ergriff er ohne Zustimmung der Großen keine irgend erhebliche Maßregel, vermied ihnen Dienste zuzumuthen, welche über ihre Kräfte, wenigstens über ihre Willigkeit gingen. Es schien fast, als ob die Fürsten mehr als er in Deutschland regierten. Aber die hergestellte kaiserliche Autorität in den deutschen Ländern machte sich doch sofort nicht nur in Italien, sondern

auch in allen andern Ländern des Abendlandes fühlbar. Die Könige von Frankreich und England, im persönlichsten Hader mit einander, buhlten um des Kaisers Gunst. Der Dänenkönig bedurfte der deutschen Hülfe, um seine Herrschaft im Inneren zu sichern und sich gegen die wendischen Piraten zu schützen. Der Böhmenherzog hatte vom Kaiser eine Königskrone genommen und stellte seine kriegslustigen Schaaren in den Dienst desselben im Süden und Norden. Der Polenherzog wurde gezwungen seine alten Verpflichtungen gegen das Reich anzuerkennen. Ungarn konnte nur mit Mühe seine Selbstständigkeit wahren.

Wenn ein Kaiser mit so unbestrittener Autorität in Deutschland selbst, unterstützt durch eine erhebliche Hausmacht, welche er in Burgund durch die Ehe mit der Beatrix gewonnen hatte, jetzt die reichen Kräfte der italienischen Städte zu seiner Verfügung erhielt, ließ sich eine Macht herstellen, welche nicht nur die Ansprüche des Papstthums niederhalten und alle anderen Reiche des Occidents von sich abhängig machen oder mindestens an sich ketten, sondern sich sogar im Morgenlande geltend machen konnte, dessen Verhältnisse man seit dem letzten unglücklichen Kreuzzuge nie ganz aus dem Auge verloren hatte. Aller Orten empfand man, daß das deutsche Kaiserthum wieder in den Mittelpunkt der Weltangelegenheiten getreten war, daß man am Anfange einer neuen Weltordnung stand. „Der deutsche Tyrann," sagt Johann von Salisbury, „hatte mit dem Rufe seines Namens den Weltkreis erschüttert und nicht nur die meisten benachbarten Staaten sich unterjocht, sondern auch das griechische Reich mit Schrecken erfüllt, so daß er, wenn Gesandtschaften zu ihm kamen, vielmehr Unterwerfung als Bundesfreundschaft verlangte. Die benachbarten, wie die entferntesten Nationen bebten bei seinem Wink, und sein Wort genügte, um Krieg oder Frieden nach seinem Gefallen den Völkern zu geben." Es ist Uebertreibung in den Worten des phrasenreichen Engländers, aber man erkennt doch, zu welchem Ansehen es Friedrich in wenigen Jahren gebracht hatte.

Unter solchen Verhältnissen war die Erhebung Mailands und einiger ihm verbundener lombardischer Städte gegen die Roncalischen Beschlüsse ein Weltereigniß. Papst Hadrian IV. sah in ihr die Rettung des Papstthums und Italiens von der deutschen Herrschaft und trat mit den empörten Städten in Bundesgenossenschaft; nur der Tod

hinderte ihn den Bannstrahl gegen den Kaiser zu schleudern. Für den Kaiser, der vor den Mauern Cremas sah, welche Kräfte des Widerstands noch in der Lombardei bestanden, war es eine Lebensfrage, wer dem Engländer auf dem Stuhle Petri folgen würde. Die Cardinäle konnten sich nicht einigen: die Mehrzahl wählte den Cardinal Roland, den persönlichen Gegner des Kaisers, die Seele der ihm feindlichen Politik, der sogleich die unter Hadrian eingeschlagenen Bahnen weiter verfolgte; die Minderheit entschied sich für Octavian, den alle seine Antecedentien auf die deutsche Seite verwiesen. Beide Wahlen hatten unter Formverletzungen stattgefunden, welche ihre Gültigkeit in Frage stellten.

Mit Recht sah Friedrich die größten Gefahren für Kirche und Reich in einem neuen Schisma; mit Recht glaubte er, daß nur durch ein allgemeines Concil diese Gefahren beseitigt werden könnten; und er vor Allen hielt sich als Kaiser befugt ein solches Concil zu berufen. Aber die Bischöfe, welche dem Gebot des Kaisers folgten, waren nicht als eine allgemeine Vertretung der abendländischen Kirche anzusehen; vornehmlich fehlte der Klerus von Frankreich und England, dessen Stimmen so schwer in das Gewicht fielen. Alexander stellte sich nach seinem Grundsatz der päpstlichen Unverantwortlichkeit nicht der Synode, während Victor seine Sache dem Urtheile der Bischöfe unterwarf. Damit erreichte der Letztere, daß seine Wahl von der Synode und dem Kaiser anerkannt, die seines Gegners verworfen und das Anathem über Roland und seine Anhänger ausgesprochen wurde. Alexander, der schon früher über Octavian den Bann verhängt, antwortete damit, daß er nun auch gegen den Kaiser die Excommunication verkündigte.

So bedrängt Alexanders Lage anfänglich war, gewann er doch bald im Abendlande, wie im Orient Anhang; denn ein Papst, der nur unter dem Schutz des Kaisers lebte, entsprach wenig den Vorstellungen der Zeit, am wenigsten denen, die im Klerus Frankreichs, Englands, Spaniens und des Orients herrschend waren. Selbst in dem deutschen Episcopat gab es entschiedene Alexandriner, und unter ihnen Bischöfe, welche dem Kaiser persönlich sehr nahe standen. Unter den deutschen Kirchenfürsten, welche bisher das Kaiserthum so kräftig unterstützt hatten, trat ein Bruch ein, äußerlich zwar noch wenig fühlbar, aber doch in die Tiefe reichend. Und nicht allein die rührigsten

Kräfte der Kirche wußte Alexander zu gewinnen, er rief auch die Fürsten gegen eine Gewalt auf, welche ihnen alle gefährlich werden konnte. Er rief nicht umsonst; überall fing man an gegen den Staufer zu conspiriren. Am lebhaftesten ergriff König Ludwig von Frankreich, unter dem Einfluß seines Bruders, des Bischofs von Beauvais, der aus dem Orden der Cistercienser hervorgegangen war, die Partei des freien Papstthums und schmeichelte sich mit der Hoffnung, eine große Coalition gegen das Kaiserthum zu Stande zu bringen.

Es waren eitele Pläne, mit denen er sich trug; denn der Kaiser, noch immer vom Glücke gehoben, gewann neue Erfolge. Nachdem er den heldenmüthigen Widerstand Cremas gebrochen, ward es klar, daß Mailand nur noch den Todeskampf zu bestehen hatte. Alexander verließ Rom, dann Italien und fand in Frankreich eine Zufluchtstätte. Mailand mußte sich auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser ergeben und wurde unter dem Jubel der Lombarden dem Erdboden gleich gemacht. Bis zu den Mauern Roms und den Grenzen Apuliens lag bald ganz Italien zu den Füßen des Kaisers. Schon konnte er davon sprechen, daß er die Macht des Reichs auch über die Meere erstrecken werde. Pisa und Genua, diese mächtigen Städte, stellten sich zum Kriege gegen Sicilien in seinen Dienst; auch Venedigs durch alle Jahrhunderte erhaltene Freiheit war jetzt ernstlich bedroht.

Da beschlich Ludwig die Furcht, daß der Schutz, den er Alexander gewähre, zu seinem Verderben ausschlagen könne. Er trat mit dem Kaiser in Verhandlungen, die auf die Anerkennung Victors hinausliefen. So wichtig schien dem Kaiser die Beseitigung eines Gegners, welcher alle die alten Ansprüche des Papstthums wieder zur Geltung zu bringen suchte und die Welt gegen ihn mit Conspirationen erfüllte, daß er den Zug gegen Apulien abbrach und nach St. Jean-de-Losne eilte, um in Gemeinschaft mit König Ludwig durch ein allgemeines Concil Victor zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Gelang dies, so schien nach der Lage der Dinge Alles gewonnen; denn das erneute Reich hatte einen Widerstand der Kirche dann nicht mehr zu befürchten.

So nahe dem vollständigen Siege, erlitt des Kaisers Politik eine schwer zu verwindende Niederlage. Die Verhandlungen an der Saône-Brücke scheiterten an dem Widerstande des gallicanischen Klerus, der Besorgniß Heinrichs von England vor einer Verbindung zwischen dem Kaiser und König Ludwig zu seinem Nachtheil, vor Allem an der

Festigkeit und der geschickten Politik Alexanders. König Ludwig wußte sich den eingegangenen Verpflichtungen gegen den Kaiser zu entziehen; unter dem Schutze der Könige Frankreichs und Englands war Alexander gesicherter als je, der Muth seiner Anhänger wuchs, und neue Freunde wurden zu den alten gewonnen. Schon trug er sich mit der Hoffnung, daß das Schisma bald beseitigt, Victor vernichtet sein würde; er begann sogar mit dem Kaiser selbst zu unterhandeln, und dieser wies seine Anerbietungen nicht ganz zurück; nur verlangte er von Alexander, daß er sich einem Schiedsrichterspruch unterwerfen solle, allerdings eine Forderung, die für diesen fast unannehmbar schien.

So sehr es Friedrich drängte nach Italien zurückzukehren, mußte er doch zuvor die deutschen Länder aufsuchen, um sie gegen einen französischen Angriff zu schützen und dem bedrohten Frieden zwischen den deutschen Fürsten zu wehren. Kaum war dies erreicht, so eilte er über die Alpen. Aber ein deutsches Heer konnte er nicht mit sich führen; vorzüglich auf die Streitkräfte Italiens mußte er im Kampfe gegen Sicilien rechnen. Aber bald zeigte sich, daß die lombardischen Städte diesem Kriege wenig geneigt waren und nur unwillig das Joch der neuen Herrschaft trugen. Es erschwerte die Lage des Kaisers, daß die Unterhandlungen wegen Beendigung des Schisma sich zerschlugen, die Cardinäle Victors nach dessen Tode vielmehr in Paschalis III. einen neuen Gegenpapst wählten, zu dessen Anerkennung sich der Kaiser verstand. Zugleich erhob sich in den bedeutendsten Städten der Veroneser Mark ein Aufstand gegen ihn, dessen weiterer Verbreitung er nur durch große Zugeständnisse an die unzufriedenen Bürgerschaften vorbeugen konnte. Ein kurzer Feldzug des Kaisers gegen Verona und seine Bundesgenossen bewies, daß er ohne ein deutsches Heer den Aufstand nicht mehr bewältigen könne. Er mußte nach Deutschland zurückkehren, um Mittel zu suchen, wie er dem weiteren Abfall von ihm und dem von ihm anerkannten Gegenpapst vorbeugen könne. Den Glücksjahren war eine Zeit des Mißgeschicks gefolgt, in welcher sich erst recht Friedrichs Kraft zu erproben hatte.

Der Veroneser Bund war durch Venedig gegen den Kaiser in die Waffen gebracht worden; denn kaum anders wußte sich mehr die Republik gegen ihn zu schützen. Seitdem sie sich in ihrer Freiheit bedroht sah, hatte sie nicht nur ihr früheres Bündniß mit Sicilien erneuert, sondern sich auch mit dem Kaiser von Constantinopel gegen

Friedrich verbündet; hauptsächlich mit dem Golde von Byzanz war der Veroneser Aufstand hervorgerufen worden und wurde er erhalten.

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß gerade zu derselben Zeit, wo Friedrich dem Kaiserthum im Abendlande neue Bedeutung gab, auch auf dem Throne von Byzanz ein Fürst saß, der sich das Kaiserthum des Ostens in seinem alten Umfange und nach seiner alten Bedeutung herzustellen nicht ohne Erfolg bemühte. Kaiser Manuel folgte nur den Wegen, welche bereits sein Vater in Asien und Europa eingeschlagen hatte, aber die persönliche Bedeutung, die ritterliche Tapferkeit des jungen Fürsten hatten seinen Thaten doch einen besonderen Glanz gegeben; man begann die Griechenheit auch im Abendlande höher zu schätzen, als man es sonst gewohnt war. Wir wissen, wie nahe Manuel gleich nach seinem Regierungsantritt dem deutschen Hofe trat, wie er sich sogar mit einer Schwägerin König Konrads vermählte, wie der enge Bund zwischen ihm und den Deutschen auf dem zweiten Kreuzzuge noch fester geschlossen wurde und es bei demselben besonders auf die Zerstörung des Normannenreiches abgesehen war. Manuel und Friedrich, gleich an Jahren und in vielen Beziehungen gleichen Sinnes, müssen sich im zweiten Kreuzzuge auch persönlich näher getreten sein. Als Friedrich dann den Thron bestieg, war er besonders auf den Bund mit Manuel verwiesen, und es schien eine kurze Zeit, als sollten ihre Wege auch ferner zusammengehen. Aber bald wurde es klar, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation mit dem gräcisirten Imperium des Ostens nicht mehr auf die Dauer gemeinsame Sache machen konnte, daß beide Mächte in ihrem Aufschwunge hart an einander gerathen mußten.

Obwohl Manuels Gedanken vom Anfange an auch auf die Bewältigung der lateinischen Herrschaften in Syrien, namentlich der Grafschaft Antiochia, gerichtet waren, wandte sich seine Thätigkeit doch bald vorzugsweise dem Westen zu. In Italien und Ungarn festen Fuß zu fassen, wurde das Hauptaugenmerk seiner Politik. Da Friedrich ihm dabei mehr Hindernisse bereitete, als Förderung gewährte, ließ sich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß nicht erhalten, die Bundesgenossenschaft verwandelte sich in ängstliches Mißtrauen. Allerdings hat Friedrich sich dann noch einmal mit dem Gedanken getragen, durch die Vermählung mit einer griechischen Fürstin sein Interesse mit dem Manuels fester zu verbinden, aber die Verhandlungen scheiterten und

ließen nur Erbitterung zurück. Umsonst beanspruchte Manuel 1156 die Unterstützung Friedrichs im Kampfe gegen die Ungarn, und nach dem Mißgeschick, welches ihn im Kriege gegen die Normannen traf, mußte er sogar 1158 einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit König Wilhelm schließen; wohl hauptsächlich Friedrich wird es der Komnene beigemessen haben, wenn seiner Politik hier wie dort die Erfolge mangelten. Zwar fehlte es auch dann nicht ganz an Verbindungen zwischem dem deutschen und dem byzantinischen Hofe, wie sie schon die verwandtschaftlichen Verhältnisse herbeiführten, doch eine Verständigung über die politischen Ziele der Herrscher wurde nicht mehr erreicht. Als die deutsche Gemahlin Manuels starb, entfremdeten sich die beiden Höfe fast völlig. Es ist bezeichnend, daß als Manuel sich zum zweiten Male vermählte (December 1161), seine Wahl eine Tochter des Fürsten Raimund von Antiochia traf, eine Prinzessin von französischem Geblüt. War dabei auch zunächst die Erwerbung von Antiochia in das Auge gefaßt, so hat Manuel doch selbst später diese Heirat zugleich als eine Annäherung an König Ludwig und die französische Nation bezeichnet.

Der Fall Mailands, der enge Anschluß Pisas und Genuas an die wachsende Macht Friedrichs erfüllten Manuel mit Sorgen, daß eine neue Invasion von Deutschland und Italien über den Orient kommen könne; zugleich sah er sich in seinen Absichten auf Ungarn behindert, welche er bei den inneren Wirren des Landes nach König Geisas II. Tode mit Leidenschaft verfolgte. Jetzt trat er, wenn er auch noch ein offenes Hervortreten scheute, doch im Geheimen dem deutschen Kaiser überall feindlich entgegen. Er bemühte sich die Pisaner vom Bunde mit Friedrich abzuziehen, obschon vergeblich*), er unterstützte Venedig mit Geld, und zugleich suchte er eine Verbindung mit Papst Alexander, König Ludwig und dem Könige von Sicilien gegen den Staufer zu Stande zu bringen. So wichtig schien es ihm, hemmende Schranken jetzt dem früheren Bundesfreunde zu ziehen, daß er dem Haupte der abendländischen Kirche und den beiden Königen, welche sich bisher als die erbittertsten Feinde der Griechenheit gezeigt hatten, die Hand zu reichen entschlossen war. Er bot ihnen Bundesgenossenschaft an, aber er umgab den bedenklichen Schritt mit dem tiefsten Geheimniß.

---

*) Vergl. oben S. 313.

Im Januar 1163 sandte Manuel auf einem Kriegsschiff den Abt Hugo vom Marienkloster in Adrianopel, wohl einen Franzosen von Geburt, und den Prior Petrus den Deutschen vom Johanniterspital zu Constantinopel mit einigen weltlichen Begleitern ab, um Botschaften nach Frankreich zu überbringen. Nach einer vielfach behinderten Reise legten sie bei Messina an, und König Wilhelm, der ihre Bestimmung erfuhr, ließ ihnen mit zehn Galeeren sicheres Geleit bis zur französischen Küste geben. Im Anfange des Juli langten sie endlich zu S. Gilles an und meldeten dem Papste sogleich ihre Ankunft. Sie theilten zugleich ihm mit, daß sie wichtige Aufträge vom Kaiser hätten, die sie aber nur König Ludwig und ihm, dem Papste, eröffnen dürften. Alexander schickte sogleich einen Boten an die Gesandten mit der dringenden Aufforderung zu ihm zu eilen, zugleich machte er dem Könige Meldung und erbat von ihm sicheres Geleit für die Gesandten. Diese geriethen durch die Aufforderung des Papstes in Verlegenheit, denn nach ihren Aufträgen sollten sie zuerst den König, nicht den Papst aufsuchen. Ludwig wurde hiervon unterrichtet und sandte alsbald einen Boten, um die Gesandten zu geleiten. Aber inzwischen hatte sich der eine Gesandte, während der andere erkrankt zurückgeblieben war, zum Papste begeben, diesem aber mitgetheilt, daß er ihm seine Botschaft nicht eher als dem König eröffnen dürfe. Der Papst wünschte jetzt eine Zusammenkunft mit Ludwig, damit sie gemeinschaftlich die Aufträge der Gesandten vernehmen könnten. Aber zu dieser Zusammenkunft kam es nicht, und mehr als zwei Monate vergingen, ohne daß die Gesandten zum König gelangten. Endlich konnten sie sich unter Geleit, welches ihnen der Graf Raimund von S. Gilles stellte, an den Hof begeben. Ludwig hörte ihre Botschaft im Rathe seiner Großen, zeigte sich erfreut über die günstige Meinung, welche der Kaiser über Papst Alexander zu erkennen gab und erwies sich auch sonst den Anerbietungen desselben nicht abgeneigt. Er setzte sogleich den Papst hiervon in Kenntniß, der am 16. October 1163 seinem Danke in einem Schreiben lebhaften Ausdruck lieh und die Zusicherung gab, daß er seine Erklärung an den Kaiser dem Könige mittheilen werde. Unzweifelhaft haben sich die Gesandten dann auch zum Papst begeben und ihre Aufträge auch hier erfüllt. Nachdem sie ihre Mission ausgerichtet, rüsteten sie sich zur Rückkehr, auf der sie nach dem Befehl des Kaisers Sicilien berühren und mit König Wilhelm verhandeln

sollten; Ludwigs Gesandte sollten sie hierhin begleiten, auch ein Schreiben desselben an den Sicilier war ihnen in Aussicht gestellt.

Um Nachstellungen zu entgehen, wollten die Gesandten Manuels nicht bei S. Gilles, sondern bei Narbonne in See gehen. Gesandte König Ludwigs an Wilhelm von Sicilien erschienen zwar hier zu ihrer Begleitung, aber sie führten kein königliches Schreiben mit sich. Der Abt und der Prior waren darüber sehr ungehalten und sandten einen eilenden Boten an Ludwig, um das Schreiben zu erbitten, aber dem Anschein nach ohne Erfolg. Als sie sich einschifften, begleiteten sie Gesandte des Papstes und der Grafen Raimund von S. Gilles, welche Briefe ihrer Herren an den Kaiser zu überbringen hatten. Auch König Ludwig hatte eine Gesandtschaft mit einem Schreiben an Manuel zu schicken versprochen, aber die Gesandten, die bereits abgegangen, waren auf dem Wege zurückgerufen. Nachdem der Abt und der Prior schon abgereist waren, drangen deshalb Graf Raimund und ein zurückgebliebener Begleiter der griechischen Gesandten in den König das Versäumte nachzuholen, ohne jedoch damit etwas zu erreichen. Es ist klar, daß es zu einem Bündniß, wie es der Kaiser geplant hatte, nicht gekommen war. Die Verhandlungen waren ohne ein sicheres Resultat geblieben und hatten überdies den Argwohn Wilhelms von Sicilien, wie die Lateiner im gelobten Lande erregt. Am 19. November 1163 hielt es der Papst für nöthig, sich für den Prior beim Großmeister des Johanniterordens zu verwenden, damit jener nicht gegen den Willen des Kaisers von Constantinopel abgerufen wurde.

Auch nach der Abreise der griechischen Gesandten ruhten Alexander und seine Cardinäle nicht, den Bund zu betreiben. Auf ihr Ansuchen entschloß sich endlich König Ludwig einen entgegenkommenden Schritt zu thun; er erließ ein Schreiben an den Kaiser, in dem er besonders seine Anhänglichkeit an Alexander betonte. Mit der Beförderung desselben wurde der Erzbischof Heinrich von Benevent betraut; zugleich sollte dieser ein Schreiben des Cardinals Wilhelm an den Kaiser besorgen, in welchem dem Wunsche Ausdruck gegeben wurde, daß zwischen dem Kaiser, dem Papste und dem Könige ein fester Bund geschlossen würde, der „wie ein dreifacher Strick" nicht zerrissen werden könne; durch gegenseitige Unterstützung würden die drei Mächte sich schützen und behaupten. Der Cardinal ersuchte den Kaiser möglichst bald Gesandte und ein Schreiben an den König zu schicken.

Erzbischof Heinrich übersandte durch einen besonderen Boten die Briefe nach Constantinopel, und dieser Bote erhielt dann ein Antwortsschreiben des Kaisers an König Ludwig, welches er selbst nach Frankreich brachte. Die Ankunft des Boten meldete der Papst am 26. Januar 1165 dem Könige. Das Schreiben des Kaisers, welches uns erhalten ist, läßt erkennen, daß der Eifer desselben für den Bund bereits zu erkalten begann. Der Kaiser erklärt, daß die Mittheilungen des Königs ihn in der Verehrung Alexanders bestärkt hätten, daß er auch über die weiteren Absichten des Königs und des Papstes, wenn ihm hinreichend bevollmächtigte Gesandte geschickt würden, in Verhandlungen einzutreten bereit sei; er selbst habe nur deshalb keinen eigenen Boten gesandt, weil die Reise für angesehene Männer gefährlich sei und sich niedere Personen für eine solche Botschaft nicht schickten; einem Gesandten, den er kurz zuvor seinen ersten Gesandten nachgeschickt habe, sei die Reise durch das sicilische Reich nicht erlaubt worden und er habe deshalb zurückkehren müssen. Schließlich fordert der Kaiser den König zu einer Antwort auf. Dringlich erschien es dem Cardinalbischof Hubald, daß diese Antwort unverzüglich durch denselben Boten befördert werde, aber der König hatte wohl weniger Eifer. Von der Fortsetzung der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Ludwig, wenn sie überhaupt noch fortgeführt sind, fehlt jede Nachricht.

Noch wiederholt ist später an Alexander das Anerbieten eines griechischen Bündnisses herangetreten, und er hat sich dann die Gefahren eines solchen nicht verhehlt; nichtsdestoweniger ist klar, daß er damals dem Kaiser des Morgenlandes gegen Friedrich die Hand zu reichen bereit war. Offenbar sind es nicht die Scrupel des Papstes gewesen, sondern die Bedenken König Ludwigs und der französischen Großen, an welchen die von Manuel geplante große Coalition gegen Friedrich scheiterte. Nicht allein dem alten Griechenhaß, dem tiefgewurzelten Mißtrauen der Franzosen gegen Manuel wird man die resultatlosen Verhandlungen beizumessen haben, sondern auch den eigenthümlichen Schwierigkeiten, in welchen sich zur Zeit König Ludwig und sein Reich befanden.

Noch immer war Frankreich keinen Augenblick vor einem deutschen Angriff sicher. Wir wissen, wie bedrohlich die Maßregeln erschienen, welche Erzbischof Rainald in der Gegend von Lyon getroffen hatte. Um dieselbe Zeit schrieb der nach Hugos Entfernung in Cluny einge-

setzte Abt Stephan an König Ludwig: durch die Zwietracht der Großen sei das französische Burgund in völliger Auflösung und werde überdies durch eine Schaar von 400 Deutschen, welche man Brabanzonen nenne, auf das Gräßlichste verwüstet; Niemand wage ihnen Widerstand zu leisten, und wenn schon ein so kleiner Haufe so Schlimmes vollführe, was sei erst von einem großen Heere zu fürchten? Die Rückkehr Kaiser Friedrichs nach Deutschland mußte die Besorgniß vor einem Angriff rege halten, und diese wurde dadurch noch vermehrt, daß Ludwig der Hülfe Heinrichs von England keineswegs mehr sicher war.

Lediglich politische Vortheile hatten König Heinrich vermocht sich für Alexander zu erklären, nur aus politischen Erwägungen hatte er sich im entscheidenden Augenblicke entschlossen Ludwig die Hand zu reichen, um Alexander zu schützen. Die englische Kirche stand seit der normannischen Eroberung in weit größerer Abhängigkeit von der Krone, als in den Ländern des Kaisers, und Heinrich, welcher die Zügel des Regiments auf das Straffste anzog, war niemals gewillt gewesen der Kirche in seinem Reiche eine freiere Bewegung zu gewähren, als seine Vorgänger. Dennoch sah er nur zu bald, wie durch die Verbindung mit Alexander gregorianische Grundsätze auch in den englischen Klerus eindrangen. Nach dem Tode des alten Theobald von Canterbury (18. April 1161) hatte Heinrich nach längerer Sedisvacanz endlich im Mai 1162 seinen Kanzler Thomas Becket zu dessen Nachfolger bestellen lassen. Er glaubte in diesem Manne, den er aus dem Staube emporgezogen, in dem er bis dahin in allen Dingen, auch bei seinem kirchlichen Regiment, das geschickteste und gefügigste Werkzeug gefunden hatte, am wenigsten fürchten zu müssen, aber er sollte dieselben Erfahrungen mit ihm machen, wie einst Kaiser Heinrich V. an Adalbert von Mainz. Als König Heinrich im Januar 1163 nach langer Abwesenheit in sein Inselreich zurückkehrte, gerieth er alsbald mit seinem alten Günstling in die erbittertsten Streitigkeiten.

Thomas, welcher auf dem Concil zu Tours Alexander näher getreten war, kehrte aller Orten die Grundsätze von der freien Stellung der Kirche im Staate hervor und hielt sich als Primas von England für berufen sie durchzufechten. Schon auf einer Versammlung in Westminster (October 1163) wurde der Gegensatz zwischen ihm und dem König offenkundig; es handelte sich um die Bestrafung verbrecherischer Kleriker durch die weltliche Obrigkeit, aber darüber hinaus über-

haupt um die Geltung gregorianischer Grundsätze in der englischen Kirche. Obwohl es schon damals hervortrat, daß nicht der gesammte englische Episcopat auf Thomas Seite stand, gelang es diesem doch einen Beschluß durchzusetzen, welcher mit den neuen kirchlichen Satzungen in Einklang zu bringen war und deshalb den König auf das Höchste erzürnte. Seitdem ließ dieser Nichts unversucht, um dem Erzbischof in der englischen Geistlichkeit Feinde zu erwecken: die Gegner desselben wurden begünstigt, seine lebhaftesten Vertheidiger exilirt, er selbst gerieth in eine so bedrängte Lage, daß er sich persönlich dem Könige die Befolgung des alten Herkommens zu versprechen herbeiließ. Als dann der König im Januar 1164 einen Reichstag in Clarendon versammelte, um die in Frage gestellten Rechte der Krone gegen den Klerus in aller Form zu sichern und die Anerkennung der sechszehn Constitutionen, in welchen sie aufgezeichnet waren, von Thomas verlangte, versuchte dieser zwar noch einmal einen Widerstand zu erregen, gab aber doch schließlich nach. Aber kaum war dies geschehen, so ergriff ihn Reue über seine Schwachmüthigkeit, und er erbat sich vom Papste die Absolution, die dieser ihm gern gewährte.

Nichts wäre dem Papste erwünschter gewesen, als wenn der üble Streit, den seine eigene Stellung bereits bedrohte, damit beigelegt wäre. Aber bald stellte Heinrich auch an ihn die Forderung, die Constitutionen von Clarendon anzuerkennen und zugleich den Erzbischof von York, den Widersacher des Thomas, zum päpstlichen Legaten zu bestellen; er forderte damit vom Papste, was dieser unmöglich gewähren konnte. Die Weigerung Alexanders entrüstete den König, und trieb ihn zu neuen Maßregeln gegen den alexandrinischen Erzbischof, den er mehr und mehr zu fürchten begann. Am 8. October 1164 berief er eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen Englands nach Northampton und klagte vor derselben Thomas wegen Bruchs der Lehnstreue an, verlangte überdies von ihm Rechenschaft über die Verwaltung der Kanzlei, obwohl er ihn früher bereits von jeder Verantwortlichkeit für diese Verwaltung befreit hatte. Die Versammlung verurtheilte Thomas nach dem Willen des Königs zu hohen Geldstrafen, aber dieser appellirte an den Papst und entzog sich der Strafe durch Flucht. Im Anfange des November landete er an der französischen Küste und nahm alsbald seinen Weg nach Soissons, wo er mit König Ludwig zusammentraf und von ihm die Zusicherung seines

Schutzes erhielt. Es sei, sagte der König, ein alter Ruhm der französischen Krone, Flüchtlinge, namentlich des geistlichen Standes, gegen Verfolgung zu schützen. Als der Erzbischof darauf den Papst zu Sens aufsuchte, erwirkte er, daß dieser die Constitutionen von Clarendon verwarf und ihn des Versprechens, welches er Heinrich gegeben hatte, förmlich entband. In dem Cistercienserkloster Pontigny, welches sich Thomas für die Dauer seines Exils zum Sitz erwählt hatte, bereitete man ihm einen begeisterten Empfang (30. November 1164).

Indessen hatte König Heinrich Verordnungen erlassen, welche alle Appellationen an den Papst ohne seinen Willen untersagten und mit Kerkerstrafen bedrohten, das Kirchengut im Besitz des Thomas und seiner Anhänger mit Beschlag belegten, alle ihre Verwandten aus dem Reiche verwiesen. Der Kirchenstreit war in England ausgebrochen, und Heinrich führte den Kampf sogleich mit viel schneidigeren Waffen, als der Kaiser bisher angewendet hatte. Er richtete sich nicht allein gegen Thomas, sondern auch gegen König Ludwig und gegen Alexander, welche sich des Flüchtlings angenommen hatten. Wie aber stand es um Alexanders Sicherheit, wie um den Frieden Frankreichs, wenn sich Heinrich und der Kaiser verständigten, um die gregorianischen Grundsätze zu bekämpfen, die ihnen beiden gleich hinderlich waren? Schon öfters hatte Heinrich sich um die Gunst des Kaisers beworben, und am Hofe desselben waren Staatsmänner, welche den günstigen Augenblick auszunutzen verstanden. Eine enge Verbindung zwischen dem Kaiserreiche und England war seit Jahren das Schreckensgespenst in Ludwigs Politik; jetzt trat dies Gespenst ihm näher als je und mußte ihm den Muth nehmen, sich in weitaussehende Unternehmungen einzulassen.

Und konnte König Ludwig mit dem Kaiser von Constantinopel gemeinsame Sache in einer Zeit machen, wo die Lateiner im Orient mehr als je von der Macht Manuels unterdrückt zu werden fürchteten, wo sie die Hülfe der Franzosen, ihrer natürlichsten und nächsten Verbündeten, nicht minder gegen die Griechen als gegen die Moslems auf das Dringlichste forderten? Ein Bund Ludwigs mit den Griechen hätte im Orient geradezu als ein Verrath des heiligen Grabes erscheinen müssen.

Seit dem zweiten Kreuzzuge hatten sich die Dinge im gelobten Lande immer mehr vom Schlimmen zum Schlimmeren gewendet; eine

lange Leidenszeit war über die lateinischen Herrschaften dort gekommen. Bald, nachdem König Ludwig Palästina verlassen, stürzte sich unkluger Weise der Fürst Raimund von Antiochia in einen Kampf gegen Nureddin, der ihm selbst das Leben kostete (12. Juni 1149) und über sein Fürstenthum die schwersten Bedrängnisse brachte. Nureddin drang bis zu den Mauern von Antiochia vor, wo Raimunds Wittwe Constantia mit ihren unmündigen Kindern weilte; nur das Anrücken eines Heeres des jungen Königs Balduins III. rettete die Stadt und bewog Nureddin Frieden zu schließen. Nach Jahresfrist überfiel Nureddin dann Tell Baschir, den Sitz des Grafen Joscelins II.; hier der Gefahr entronnen, gerieth der Graf doch kurz darauf in die Gewalt seines Gegners, der ihn dann neun Jahre in Haft hielt; nach und nach gewann der Sultan auch die letzten Reste der Grafschaft Edessa. Als einen großen Sieg des jungen Königs sah man es an, daß im August 1153 Ascalon den Ungläubigen entrissen wurde; doch die Freude über diese glückliche Waffenthat schwand, als im folgenden Jahr Nureddin ohne Schwertstreich Damascus gewann und nun seinen Sitz von Aleppo hierhin verlegte. Ueberall waren jetzt die lateinischen Herrschaften im Rücken von diesem unversöhnlichen Feinde eingeschlossen, der sie planmäßig Schritt für Schritt zurückdrängte. Schon damals fürchtete man in Jerusalem seinen Angriff und war froh einen Waffenstillstand von ihm zu gewinnen.

An Kriegsmuth hat es König Balduin nicht gefehlt, und auch andere königliche Tugenden werden ihm nachgerühmt. Aber die Umsicht, welche die schwierigen Verhältnisse seines Reiches geboten, war von seiner Jugend nicht zu erwarten. Seine Thatkraft wurde überdies durch die ärgerlichen Streitigkeiten gelähmt, in welche er mit seiner herrschsüchtigen Mutter Melisende gerieth und welche niemals ganz beigelegt wurden*). Auch sonst gab es in der königlichen Familie Aergerniß genug. Die jüngste Schwester Melisendens lebte mit ihrem Gemahl, dem Grafen Raimund von Tripolis, in solchem Unfrieden, daß sie sich von demselben zu scheiden beschloß; doch kaum war dies geschehen, so fiel Raimund unter dem Thore von Tripolis unter den Dolchen von Assassinen (1152); die Grafschaft ging auf Raimund II. über, den einzigen, zwölfjährigen Sohn des Ermordeten, für den seine

*) Melisende starb erst am 15. September 1161, nicht lange vor Balduin.

Mutter die Regierung übernehmen mußte. Weiber und Knaben an der Spitze der Fürstenthümer, innere Dissolution, Zwietracht und Unbotmäßigkeit aller Orten: das war der Zustand des Königreichs Jerusalem in einer Zeit, wo es Tag für Tag von der wachsenden Macht Nureddins bedroht war.

Es war eine große Unbesonnenheit, daß Balduin i. J. 1157, den Waffenstillstand verletzend, den mächtigen Sultan mit Krieg überzog, zumal er gleichzeitig in Feindseligkeiten mit Egypten lebte. Bei der Jakobsfurt am Jordan erlitt das christliche Heer eine vollständige Niederlage, welche die tiefste Entmuthigung zur Folge hatte. Zur guten Stunde erschien damals der Graf Theoderich von Flandern, ein alter Jerusalemsfahrer*), mit seiner Gemahlin Sybille, einer Stiefschwester König Balduins, und einer Begleitung von 400 Rittern. Er kam nicht ohne ehrgeizige Absichten, aber er fand doch die freudigste Aufnahme und gewann sogleich auf die Angelegenheiten im gelobten Lande einen bemerkenswerthen Einfluß. Man war hoch erfreut, daß die Kämpfer am heiligen Grabe doch im Abendlande nicht ganz vergessen waren. Unter Theoderichs Einfluß näherte sich Balduin dem Hofe zu Constantinopel, indem er sich mit Theodora, einer Nichte Kaiser Manuels, vermählte; zugleich nahmen die Lateiner den Kampf gegen Nureddin auf und führten ihn einige Zeit nicht ohne Glück. Im Juli 1158 erfocht man am See von Tiberias einen rühmlichen Sieg über Nureddin, der selbst nur mit Mühe das Leben rettete. Doch der Sieg trug keine Frucht. Theoderich gerieth in Hader mit Rainald von Chatillon, einem französischen Ritter, der sich die Gunst und die Hand der Constantia und damit die Herrschaft in Antiochia gewonnen hatte, die Gewalt aber in der wüstesten Weise mißbrauchte. Mißvergnügt verließ der Graf von Flandern das gelobte Land, wo er seine Gemahlin im Kloster von Bethanien zurückließ. König Balduin konnte nicht einmal einen Waffenstillstand, den er dringend wünschte, von Nureddin erlangen.

Im Jahre 1159 erschien Kaiser Manuel mit einem zahlreichen Heere in Syrien. Die nächste Veranlassung war, die Greuel zu rächen, welche sich Rainald von Chatillon in Cypern erlaubt hatte, aber Manuels Absicht war zugleich seine Oberherrschaft in Antiochia dauernd zu sichern. Die Lateiner haßten den Griechen noch mehr als die Sarazenen, doch

*) Vergl. Bd. IV. S. 292.

sie fühlten, daß sie ihm nicht mehr widerstreben konnten. Rainald demüthigte sich auf das Tiefste, um sich nur Antiochia zu bewahren. Manuel ließ ihm das Fürstenthum, hielt aber einen glänzenden Einzug in Antiochia und schaltete hier wie im eigenen Hause. Dann wandte er seine Waffen gegen Nureddin, zwar ohne durchschlagende Erfolge, aber er erreichte doch einen Waffenstillstand, der einer großen Anzahl gefangener Christen die Freiheit gab. Nichtsdestoweniger jubelten die Lateiner, als der verhaßte Grieche endlich Syrien wieder verließ; mit Mißtrauen sahen sie es auch an, als er sich zwei Jahre später mit einer Fürstin von Antiochia vermählte. Zu ihrem Unglücke versuchten sie indessen aufs Neue ihre eigenen Kräfte gegen den Sultan. Balduin griff Damascus an, mußte aber bald das Unternehmen aufgeben, weil Rainald von Chatillon bei einem Einfall in die Grafschaft Edessa in die Hände der Ungläubigen gefallen war (November 1160). Der König eilte nach Antiochia, traf hier Vertheidigungsmaßregeln und übergab die interimistische Regierung des Fürstenthums dem Patriarchen. Bald sah er sich selbst am Ende seines so kurzen und zugleich so ruhelosen Lebens; am 10. Februar 1162 starb er durch das Gift eines sarazenischen Arztes, der im Dienste des jungen Grafen von Tripolis stand.

Unter den traurigsten Verhältnissen übernahm Balduins jüngerer Bruder Amalrich die Regierung des Reichs. An Kriegslust hat es auch diesem Sohne Fulkos nicht gemangelt, aber die Kräfte des Reichs waren nahezu erschöpft; nur in den ritterlichen Schaaren der Templer stand ihm noch eine verläßliche Mannschaft zu Gebot. In solcher Noth erließ er am 8. April 1162 die dringendste Aufforderung an König Ludwig, dem heiligen Grabe zur Hülfe zu eilen; er versprach ihm Alles, was er sein nenne, zu unterwerfen; schon vorher hatte Bohemund III. von Antiochia, der junge Sohn Rainalds, kläglich Ludwig gebeten, schleunigst herbeizueilen, wenn nicht sein Fürstenthum unrettbar verloren gehen solle. Aber die Hülfe Frankreichs war weit und die Gefahr nahe. Die Noth gebot Amalrich sich dem Hofe zu Constantinopel zu nähern. Er schied sich von seiner Gemahlin und warb um die Hand einer Verwandten des Kaisers. Die Werbung fand nur langsam Gehör; erst nach zwei Jahren wurde ihm Maria, die Tochter des Protosebastos Johannes, eines Neffen Manuels, als Braut zugeführt.

Gleich im Anfange der Regierung Amalrichs zogen auch die Ver-

hältnisse Egyptens, das sich unter Balduin zu einem Tribut verpflichtet hatte, die Aufmerksamkeit der Jerusalemiten auf sich. Die Macht der Fatimiden war hier längst im Verfall. Statt der Chalifen führten ihre Veziere, die sich Sultane nannten, die Regierung, aber bei den wirren Zuständen wurden diese Sultane so schnell gestürzt als erhoben. So verlor damals Schaver seine Macht und mußte sich vor seinem Widersacher Dargam aus dem Lande flüchten. So entkräftet schien Egypten, daß Amalrich es nicht für zu gewagt hielt einen Angriff auf das Land zu machen, dessen Besitz fast zur Nothwendigkeit geworden war, wenn man die heiligen Stätten noch behaupten wollte; den Vorwand zum Kriege bot der rückständige Tribut. Ein Christenheer rückte in das Nilland ein, bei Pelusium wurde Dargam geschlagen: dennoch trat Balduin, nachdem er den Tribut erhalten und mit Dargam ein Bündniß geschlossen hatte, alsbald den Rückzug an. Entschlossener ergriff Nureddin die günstige Gelegenheit, um seine Herrschaft auszubreiten. Durch seinen Feldherrn Schirkuh und dessen Neffen Saladin, den Sohn Ejubs, ließ er den flüchtigen Schaver nach Egypten zurückführen. Der vertriebene Sultan zog wieder in Kairo ein, und im östlichen Theile des Landes blieben Schirkuh und Saladin mit einem Heere zurück. Aber nach kurzer Zeit wurden Schaver seine Beschützer lästig, und er bot Amalrich ein Bündniß gegen Nureddin an, auf welches der König um so eher einging, als Egypten in Nureddins Hand eine unermeßliche Gefahr für sein eigenes Reich war; auch der Küsten Syriens wäre man dann nicht mehr sicher gewesen und hätte leicht vom Abendlande völlig abgesperrt werden können.

Von Neuem rückte ein Christenheer in Egypten ein und umschloß mit Schavers Macht vereinigt Schirkuh in Belbeis. Aber bald mußte die Belagerung aufgegeben werden, denn mit überlegener Macht griff Nureddin zu gleicher Zeit die lateinischen Fürstenthümer an. Obschon er auf einem Zuge gegen Tripolis eine bedenkliche Niederlage erfuhr, wandte er sich doch gleich darauf gegen die Burg Harem im Gebiete von Antiochia, welche die Christen erst vor wenigen Jahren seiner Gewalt entrissen hatten. Ein christliches Heer, bei dem sich die jungen Fürsten Bohemund von Antiochia und Raimund von Tripolis mit dem Grafen Joscelin befanden, zog zum Entsatze von Harem aus, gerieth aber durch Unvorsichtigkeit am 20. Juli 1164 ganz in die Gewalt der Feinde; die Führer wurden gefangen genommen, und nur

Bohemund erlangte nach kurzer Zeit wieder die Freiheit. Am 11. August fiel Harem, am 16. October Paneas in die Hände Nureddins, der sich darauf anschickte Antiochia selbst zu belagern. Auf diese Schreckensnachricht schloß Amalrich mit Schirkuh Friede, entließ ihn und Saladin aus Belbeis und eilte sogleich nach Tripolis und Antiochia, um diesen Städten gegen Nureddin Schutz zu gewähren. Zufällig erschien gerade damals wiederum Theoderich von Flandern, aber er führte kein Geleit mit sich, welches dem Verderben hätte steuern können. Widerwillig genug bequemte man sich jetzt zu entgegenkommenden Schritten gegen die Griechen. Bohemund begab sich, kaum aus der Gefangenschaft befreit, nach Constantinopel, um seine Ergebenheit zu beweisen; auch Amalrich zeigte freundliche Mienen dem Kaiser, mit dem ihn bereits Verwandtschaft verband. Man erwartete, daß der Kaiser in kürzester Frist mit einem Heere anrücken werde, aber man fürchtete seine Ankunft weit mehr, als man sie wünschte.

Die Augen aller Lateiner im Orient sahen dagegen mit dem heißesten Verlangen nach Frankreich. Vor Allem von König Ludwig erwartete man die Rettung aus dem Elend. Gesandte und Briefe König Amalrichs und der Templer eilten zu ihm; in der eindringlichsten Weise schilderte man ihm die Gefahr, in welcher besonders Antiochia schwebe. „Täglich", schrieb König Amalrich schon im Jahre 1163 „erwarte man die Ankunft des griechischen Kaisers; ohne Hülfe werde Antiochia sicher in die Hände der Griechen oder Türken fallen". Im folgenden Jahre schrieb der Großmeister der Templer: „Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß Antiochia in die Gewalt der Griechen und Türken kommen wird, und zwar schon in nächster Zeit, wenn nicht das göttliche Erbarmen und Eure Herrlichkeit eilige Hülfe schafft. Denn unser König ist außer Stande zugleich zur Vertheidigung von Antiochia, Tripolis, Jerusalem, und Egypten ein Heer aufzustellen, während Nureddin zu derselben Zeit an allen vier Orten mit den unermeßlichen Schaaren seiner Hunde angreifen kann". Aehnliche Klagebriefe ergingen an Papst Alexander, den man im Orient anerkannt hatte. Aber alle diese Nothrufe hatten doch zunächst nur geringen Erfolg. Dringendere Sorgen erfüllten den Papst und den König; auch war die Stimmung der Massen nach dem Elend des zweiten Kreuzzugs einer neuen Pilgerfahrt nicht sonderlich günstig, und es fehlte ein heiliger Bernhard, um die ermattete Begeisterung wieder zur hellen Flamme anzufachen. Merkwürdiger Weise

war es der vom Papstthum angegriffene Friedrich, der zuerst dem Gedanken an eine neue große Kreuzfahrt näher trat — ein Gedanke, der allerdings bei der Fortdauer des Schisma schwer zu verwirklichen war.

Man fürchtete in Syrien eine neue griechische Invasion, denn man wußte nicht, daß Manuel damals ganz mit den ungarischen Angelegenheiten beschäftigt war. Noch einmal rüstete er ein großes Heer, mit dem er im Sommer 1164 Stephan III. angriff. Den Vorwand zum Kriege gab, daß dem Alexius Dalmatien, die für ihn beanspruchte Erbschaft, vorenthalten wurde*); auch die Vertreibung seines Oheims, der noch immer eine Partei in Ungarn für sich hatte, wurde dem jungen König zum Vorwurf gemacht. Von Alexius und dem verjagten Ungarnkönig begleitet, ging der Kaiser über die Donau und Sawe; Titel, Peterwardein und Bacz fielen ohne Widerstand in seine Gewalt. Der Ungarnkönig und seine Mutter geriethen über den unerwarteten Angriff in gewaltige Bestürzung und verlangten dringend vom Böhmenkönig die versprochene Hülfe. Obwohl sich die Böhmen anfangs weigerten in die Thronstreitigkeiten Ungarns einzugreifen, wußte Wladislaw doch leicht ihren kriegerischen Muth zu entflammen. Ein starkes Böhmenheer, bei dem auch Wladislaws Sohn Friedrich mit dem Mährern sich befand, drang verwüstend in Ungarn ein. Der Ungarnkönig hatte an der Theiß seine Schaaren gesammelt, aber ohne die böhmische Hülfe nicht über den Fluß zu gehen gewagt. Unendlicher Jubel war im Heere der Ungarn, als die Böhmen endlich erschienen; vereint rückten sie dann sogleich gegen die Griechen vor.

Ueber die Hülfe, welche die Ungarn unerwartet gefunden, höchlich bestürzt, war der Kaiser bis an die Donau zurückgegangen. Um die Stärke des böhmischen Heeres zu erkunden, entsandte er einen Mährer, Boguta mit Namen, der im zweiten Kreuzzuge nach Constantinopel gekommen und dort zu Ehren gelangt war; zugleich sollte er, wo möglich mit Wladislaw, welcher dem Kaiser persönlich von jenem Kreuzzuge her bekannt war, Verhandlungen anzuknüpfen versuchen. Boguta erfuhr, daß Wladislaw nur gekommen sei, um die Herrschaft des jungen Königs zu schützen, und daß er darauf hinzielenden Verhandlungen nicht abgeneigt sei. Während Boguta zum Kaiser zurückkehrte, rückten die Böhmen, den Ungarn voran, auf die Griechen zu und

---

*) Vergl. oben S. 380.

schlugen endlich in der Nähe des griechischen Lagers an der Donau ihre Zelte auf; am anderen Morgen sollte es zum Kampfe kommen. Aber noch in der Nacht ging der Kaiser mit einem Theile seines Heeres über den Fluß zurück; er ließ Stephan im Stich, der dann sogleich die Flucht ergriff und das Lager preisgab. Beim Anbruche des Tages fielen die Böhmen in das griechische Lager ein und machten dort die reichste Beute; auch viele vornehme Griechen fielen in ihre Hände.

Seitdem begann Manuel Verhandlungen mit Wladislaw und unter Vermittelung desselben mit dem Ungarnkönig selbst, und schließlich wurde ein Friede zum Abschluß gebracht, in welchem Stephan III. als der rechtmäßige König Ungarns anerkannt, dem jungen Alexius aber die beanspruchte väterliche Erbschaft gesichert wurde; von den Anrechten Stephans IV. war nicht weiter die Rede, und die letzten Anhänger desselben schienen sich zur Ruhe zu geben. Wladislaw trat damals in ein Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser, welches durch die Verlobung der Helena, der Tochter seines Sohnes Friedrich, mit Petrus Comnenus, einem Neffen des Kaisers, besiegelt wurde*). Dann trennten sich friedlich, die zum Kriege gegen einander ausgezogen waren. Reich beschenkt von König Stephan und seiner Mutter, kehrte Wladislaw nach der Heimat zurück, wo man sich jetzt des Krieges freute, der Böhmen wenig Blut gekostet, aber mit unbekannten Herrlichkeiten bereichert hatte.

Kaiser Manuel hatte wohl nur deshalb sich enger an Wladislaw angeschlossen, um ihn von einer neuen Unterstützung des Ungarnkönigs abzuziehen; denn er hatte noch keinesweges seine Absichten auf Ungarn aufgegeben und den Frieden nur zum Schein geschlossen. Nichts zeigte dies deutlicher, als daß er den älteren Stephanus im südlichen Ungarn zu bleiben gestattete und zu seinem Schutze an der Grenze den Nicephorus Chaluphes mit einem Heere zurückließ, auch bald ein anderes Heer unter Michael Gabrias nach Sirmien sandte. Die Folge war, daß schon im Anfange des nächsten Jahres der junge Stephan wieder zu den Waffen gegen seinen Oheim griff, ihn zurücktrieb und endlich in Semlin belagerte. Im April 1165 starb plötz-

*) Die böhmische Fürstin wurde 1165 nach Constantinopel geschickt und dort die Hochzeit gefeiert.

lich, angeblich durch Gift, dieser unruhige Nachkomme des Arpad, und wenigstens vor seinen Oheimen war jetzt Stephan III. sicher, aber nicht vor dem Griechen, gegen den er in der Folge mehr durch deutschen als böhmischen Beistand geschützt werden mußte.

Man hat von einer großen Coalition gesprochen, die sich gegen Friedrich aus Alexander, Frankreich, Ungarn, dem griechischen Reiche, Venedig, dem Veroneser Bunde und Sicilien im Jahre 1164 gebildet habe. Eine solche hat, wie wir sahen, in Wahrheit nicht bestanden, wie sehr auch Alexander um die Bildung eines solchen Weltbundes sich bemüht haben mag. Zu verschiedenartig waren die Interessen der einzelnen Staaten, als daß sie sich zum Kampf gegen Friedrichs Kaiserthum förmlich hätten verbinden können. Ungarn, unmittelbar vom griechischen Kaiser bedroht und auf den Schutz Friedrichs angewiesen, konnte den Feinden desselben nicht die Hand reichen, und einem Bündniß von Frankreich und Constantinopel standen die Verhältnisse Englands und der lateinischen Herrschaften im Orient hemmend entgegen. Aber sicher ist, daß das hergestellte Kaiserthum, wie es bestimmend wieder in alle Weltverhältnisse hineingetreten war, so auch sogleich aller Orten den Widerstand erregte. Die gregorianische Kirche, in dem Papstthum Alexanders vertreten, nahm sogleich entschlossen den Kampf auf; das Kaiserthum von Constantinopel trat mehr versteckt, aber doch nicht erfolglos dem siegreichen Staufer entgegen. Venedig, im Bunde mit Constantinopel, wußte den Aufstand gerade da zu organisiren, wo er Friedrichs Macht am gefährlichsten war. An die Empörung in der Veroneser Mark knüpften sich die Hoffnungen Aller, welche im Westen und Osten die Erfolge der deutschen Waffen voll Bangen sahen, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Empörung Friedrich in nicht geringe Bedrängniß brachte, zumal in einer Zeit, wo das Schisma, dessen Ende man bereits gehofft hatte, durch die Erhebung Paschalis III. neues Leben gewann und neue Gefahren bereitete.

Wenn Friedrich auch seine mißliche Lage der Welt zu verdecken suchte, er selbst verbarg sich nicht, daß das frühere Glück von ihm gewichen; doch entmuthigt war er deshalb mit Nichten. Gerade dadurch hat er besonders die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregt, daß er mit Standhaftigkeit auch die härtesten Schicksalsschläge ertrug, kein Mißgeschick ihn rathlos traf. War er im Siege wohl geneigt über das

nächste Ziel hinauszustürmen und so den sicheren Gewinn in Frage zu stellen, so hat er in seinen Niederlagen dagegen umsichtig immer Mittel und Wege zu finden gewußt, um die Macht des Reichs, der alle seine Kämpfe galten, aufrecht zu halten. Er ist darin eine fast einzige Erscheinung in der Geschichte, daß seine Majestät in den Tagen, wo er überwunden schien, nur um so glänzender hervortrat und selbst von denen, die ihm den Sieg abgewonnen, anerkannt werden mußte.

Es liegt in der Beschaffenheit unserer Quellen, daß die kriegerische Thätigkeit Friedrichs mehr in die Augen springt, als die politische, doch wird von den Zeitgenossen auch sein Eifer und seine Umsicht in den Staatsgeschäften rühmend erwähnt. Die Regierung des Kaiserreichs, wie er es hergestellt hatte, war ohne Zweifel eine der schwierigsten Aufgaben, welche staatsmännischer Geschicklichkeit gestellt werden kann. Nicht nur daß die offenen und geheimen Feinde, welche überall das Reich umgaben, stets im Auge behalten werden mußten, es war in Deutschland mit der Dienstwilligkeit jedes einzelnen Fürsten, in Italien mit der Botmäßigkeit einer jeden Stadt zu rechnen. Sehr bemerkenswerth ist, wie Friedrichs Regiment ein ganz anderes in Deutschland ist, als in Italien. Während in Deutschland die Autorität der großen Herren eher erhöht als gemindert erscheint, sie sich in ihren Gebieten durch die kaiserliche Gewalt kaum beschränkt sehen, werden in der Lombardei, der Romagna und Tuscien monarchische Institutionen eingeführt, welche dem Kaiser und seinen Beamten alle Hülfsquellen des Landes öffnen. Wenn der Kaiser aus seinem deutschen Reiche besonders die kriegerischen Kräfte zu gewinnen sucht, so muß ihm Italien die Geldmittel liefern, deren er im reichsten Maße bedarf*).

---

*) Der Walliser Walther Map erzählt, es habe ihm einst König Ludwig VII. von den Reichthümern der verschiedenen Könige gesprochen und dabei gesagt: „Edelsteine, Löwen, Pardel und Elephanten sind die Schätze des Königs von Indien. Gold und Seide haben der Kaiser von Byzanz und der König von Sicilien, aber ihre Leute verstehen Nichts als zu schwatzen, denn zum Kriege sind sie untüchtig. Der römische Kaiser, den man den Deutschen nennt, hat waffentüchtige Männer und Kriegsrosse, aber nicht Gold und Seide oder anderen Reichthum; denn Karl der Große, als er das Land den Sarazenen (!) abnahm, hat außer den Burgen und Castellen alles den Erzbischöfen und Bischöfen gegeben, welche er in den bekehrten Städten einsetzte. Deinem Herrn, dem König von England, fehlt Nichts; er hat Leute, Pferde, Gold, Seide, Edelsteine, Früchte des Ackers, wilde Thiere und Alles. Wir in Frankreich haben Nichts als Brod, Wein und Vergnügen" — Walther Map findet

Keiner von unseren früheren Kaisern hat über so regelmäßige Einnahmen verfügt, wie Friedrich, aber doch haben sie den gesteigerten Bedürfnissen des Reichs kaum entsprochen. Daher erklärt sich, daß der Kaiser, wiewohl er öfters betheuerte, daß ihm Nichts um Geld feil sei, doch auf den Gelderwerb unablässig bedacht war. Außer dem nicht geringen Aufwand für den Hofhalt gingen große Summen für den planmäßig betriebenen Bau kaiserlicher Pfalzen und Burgen auf, nicht geringere mußten zur Belohnung geleisteter Dienste verwendet werden. Es war von Anfang seiner Regierung an, wie Friedrich selbst ausspricht, sein Grundsatz, die Treuen zu belohnen, um Andere zu gleicher Ergebenheit anzuspornen; geschah dies auch meist entweder durch Privilegien, wie er sie den deutschen Bischöfen für ihre mit großen Opfern verbundenen Dienste ertheilte, oder durch Verleihung von Reichslehen, wie bei den weltlichen Herren Deutschlands und Italiens, oder durch Ueberlassung von Regalien, wie bei den lombardischen Communen, so wurden doch auch vielfach Anweisungen auf die Reichseinnahmen selbst den Dienstbeflissenen ertheilt.

Zu den Geschäften des Regiments bedurfte der Kaiser vieler und verschiedener Diener. Die politischen Angelegenheiten gingen zum großen Theil durch die Hand des Kanzlers, der jetzt in gleicher Weise für das Reich diesseits und jenseits der Alpen amtirte. Obgleich die Ausfertigung der Urkunden, die von dem Protonotar und Notaren besorgt wurde, ihn kaum noch berührte, lag doch eine große Last auf ihm, zumal auch Gesandtschaften und selbst die Leitung der Heere ihm zeitweise übertragen wurden. Für die richterlichen Geschäfte in Italien hat der Kaiser öfters Vicarien bestellt, obwohl dies Amt unter ihm noch nicht ein ständiges wurde. Kaiserboten, Podestàs oder Procuratoren waren in den unterworfenen Städten Italiens regelmäßig in Thätigkeit, während in Deutschland die feudalen Gewalten in alter Weise fortbestanden, neben denen besondere kaiserliche Beamte nur einen sehr beschränkten Wirkungskreis hatten. Friedrich hat viele getreue Diener gefunden, die ihm mit einer solchen Hingebung ihre Kräfte widmeten, daß man mehr persönliche Verehrung als Rücksicht auf Entgelt als Motiv ansehen muß. Wir haben sie nicht so sehr unter den ersten

diese Worte des Königs ebenso witzig als wahr, aber mit der Wahrheit steht es doch bedenklich.

weltlichen Fürsten des deutschen Reichs zu suchen, als in dem Stande der geistlichen Fürsten, der Bischöfe und Aebte, dann bei den Grafen und Herren, selbst unter den Ministerialen. Es sind Männer wie Rainald von Köln, Hermann von Verden, Eberhard von Bamberg, dann Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Heinrich von Diez, Konrad von Ballhausen. Auch Italiener haben sich ganz in den Dienst des Kaisers gestellt, wie Bischof Garsidonius von Mantua, Markgraf Wilhelm von Montferrat, Graf Guido von Biandrate und die beiden Lodesen Otto und Acerbus Morena. Manchen unter diesen Dienern des Kaisers gebührt ohne Zweifel ein erheblicher Antheil an seinen Erfolgen, aber die Summe des Regiments lag doch immer in seiner eigenen Hand. Alle seine Beamten blieben mehr oder weniger nur Werkzeuge seines Willens, und er hat, wenn es seinen Absichten entsprach, kein Bedenken getragen ihre Maßregeln aufzuheben. Während seiner langen Regierung haben vielfach seine Räthe gewechselt, seine Politik aber ist wesentlich immer die gleiche geblieben.

Die Wege des Staatsmanns pflegen selten die geraden zu sein; nichtsdestoweniger setzt in Verwunderung, wie oft Friedrich Erwartungen, die er selbst erregt, getäuscht hat. Wir wissen, wie wenig er die Zusagen gehalten hat, welche Berthold von Zähringen wegen der burgundischen Länder empfangen hatte, wie er den Herren von Baur Verleihungen in der Provence machte, die er nach zwei Jahren für ungültig erklärte, wie er Herzog Welf aus den großen italienischen Lehen, welche er ihm ertheilt, nach und nach zu verdrängen wußte; dem Bisthum Belluno verbriefte er die Reichsunmittelbarkeit und unterwarf es doch schon nach wenigen Wochen wieder dem Erzbischof von Aquileja; der Stadt Mailand beließ er nach der ersten Einnahme die Wahl der Consuln und sprach ihr schon nach kurzer Frist diese wieder ab. Wie weit diese politischen Wandlungen gerechtfertigt waren, ist nicht immer im Einzelnen leicht zu beurtheilen, aber bemerkenswerth ist, daß sie von der Empörung Mailands abgesehen, nicht zu bedenklichen Verwickelungen führten. Es spricht dies für das persönliche Ansehen des Kaisers, nicht minder aber für die Jedermann gefährliche Kunst, mit der er die Staatsangelegenheiten behandelte. In den italienischen Privilegien Friedrichs findet sich vielfach die Clausel: salva per omnia imperiali iusticia oder salva in omnibus imperiali iure, nachgebildet der in der päpstlichen Kanzlei bereits früher üblichen:

salva sedis apostolicae auctoritate, und es sollte mit jener Clausel nichts anderes bezeichnet werden, als daß dem Reiche gegenüber die Privilegien keine unbedingte Gültigkeit hätten. Denn das war allerdings Friedrichs Meinung, daß jeder Rechtsanspruch, und ob er selbst ihn begründet, hinfällig sei, sobald er Interessen des Reichs verletze. Wir hören in einzelnen Fällen, daß er nach dem Rathe der Fürsten seine frühere Entschießung änderte, und vielleicht mag es nie ohne ihre Einwilligung geschehen sein; doch konnte dies nicht verhindern, daß die Beeinträchtigten sich tief verletzt fühlten.

Berthold von Zähringen hat den Kaiser in seinem Unmuth einen Zerstörer der Gesetze genannt, und die Alexandriner haben ihn häufig als einen Tyrannen bezeichnet. Wollte man aber deshalb Friedrichs Regiment als Absolutismus betrachten, so würde man sich mit den offenkundigsten Thatsachen in Widerspruch setzen. Allerdings war an seinem Hofe das unbeschränkte Kaiserthum, wie es die Gesetzbücher Justinians lehrten, nicht unbekannt, und man hat aus denselben manche Folgerungen gezogen. Dennoch hat der Kaiser nicht wie ein unbeschränkter Herrscher regiert. Bei allen wichtigen Angelegenheiten hat er die Fürsten in Deutschland, wie in Italien zu Rath gezogen, und wir wissen aus bestimmten Vorgängen, daß er sich ihrer Entscheidung, selbst wenn seine Meinung eine andere war, willig unterwarf. Auch die so einschneidenden Roncalischen Beschlüsse und die so verhängnißvolle Zerstörung Mailands gingen keineswegs aus Acten kaiserlicher Willkür hervor. Die imponirende Persönlichkeit Friedrichs hat wohl meist auf den Reichstagen den Ausschlag gegeben, aber nicht immer haben sich die deutschen Fürsten seiner Ansicht unterworfen. Und nicht mit Unrecht ist Friedrich vielfach als ein Freund des Rechts und der Gesetze gepriesen worden. Jedermann weiß, wie sehr er sich bemühte das geschriebene Recht wieder zur Geltung zu bringen, wie er mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthülfe entgegentrat und darauf drang, daß alle Streitigkeiten vor dem Richter nach den Gesetzen entschieden würden. Auch darf es nicht vergessen werden, daß er wiederholt seine Streitpunkte mit Rom durch ein Schiedsgericht erledigen lassen wollte und gerade das den Päpsten zum schwersten Vorwurf machte, daß sie keinem Gericht sich unterwerfen wollten. Zur Herstellung und Aufrechterhaltung des Reichs konnte er der Waffen nicht entbehren, aber die Vollendung desselben sah er in einem durch Gesetz und Recht gesicherten Frieden.

Das ganze Regiment Friedrichs trägt einen strengen und herben Charakter*); es hat schwer auf den Lombarden gelastet, und auch die deutschen Fürsten seufzten oft unter den Bürden, die es ihnen auferlegte. Aber es versöhnte mit demselben, daß der Kaiser selbst die schwersten Pflichten auf sich nahm und sich ganz in den Dienst des Reiches stellte, in dessen Erhaltung und Erhöhung er das Heil der Welt sah und an welches sich in der That noch immer große Interessen der Menschheit knüpften. In so scharfer Realität meist sein Walten erscheint, es war doch von einer großen Idee getragen. Die Idee des Reichs war die Quelle seiner unversieglichen Kraft, seines niemals gebrochenen Muthes; sie hielt ihn aufrecht in den Drangsalen der letzten Jahre und hob ihn noch höher in den schwereren Kämpfen, die ihm noch bevorstanden.

Als der unerschrockene Vorkämpfer des römischen Reichs deutscher Nation hat Friedrich der Rothbart sich die Bewunderung seiner Zeitgenossen errungen, und auch die Deutschen unserer Tage, die ein römisches Reich nicht mehr kennen, wahren dankbar sein Andenken, weil er, ein deutscher Fürst durch und durch, die Ehre und Hoheit der deutschen Nation inmitten großer Weltverwickelungen rühmlich behauptete.

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß ein Einfluß der Frauen auf Friedrichs Regiment sich fast gar nicht bemerkbar macht; von den früheren Kaisern hat sich nur Heinrich V. in ähnlicher Weise weiblichen Einwirkungen entzogen.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00696 5001

